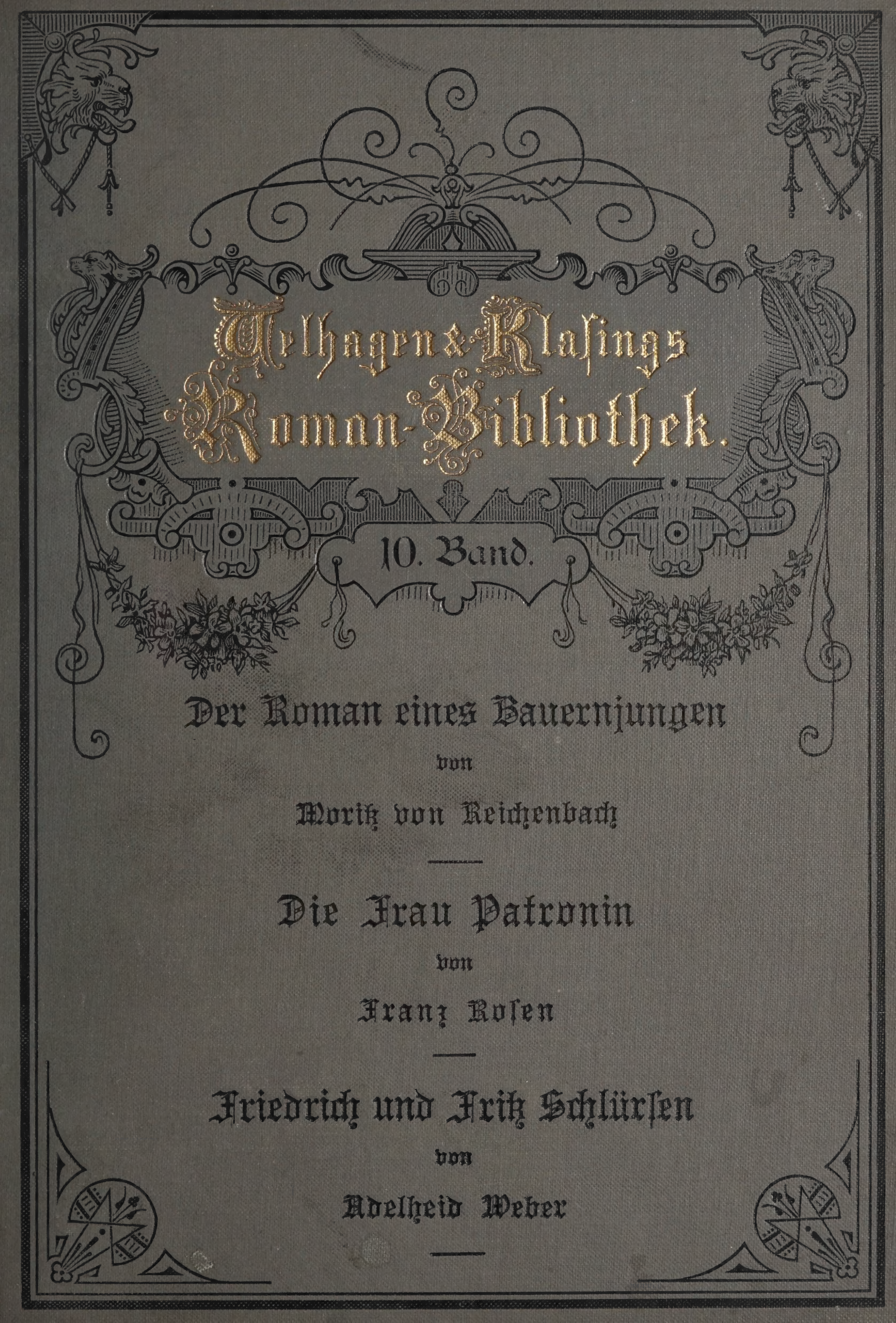
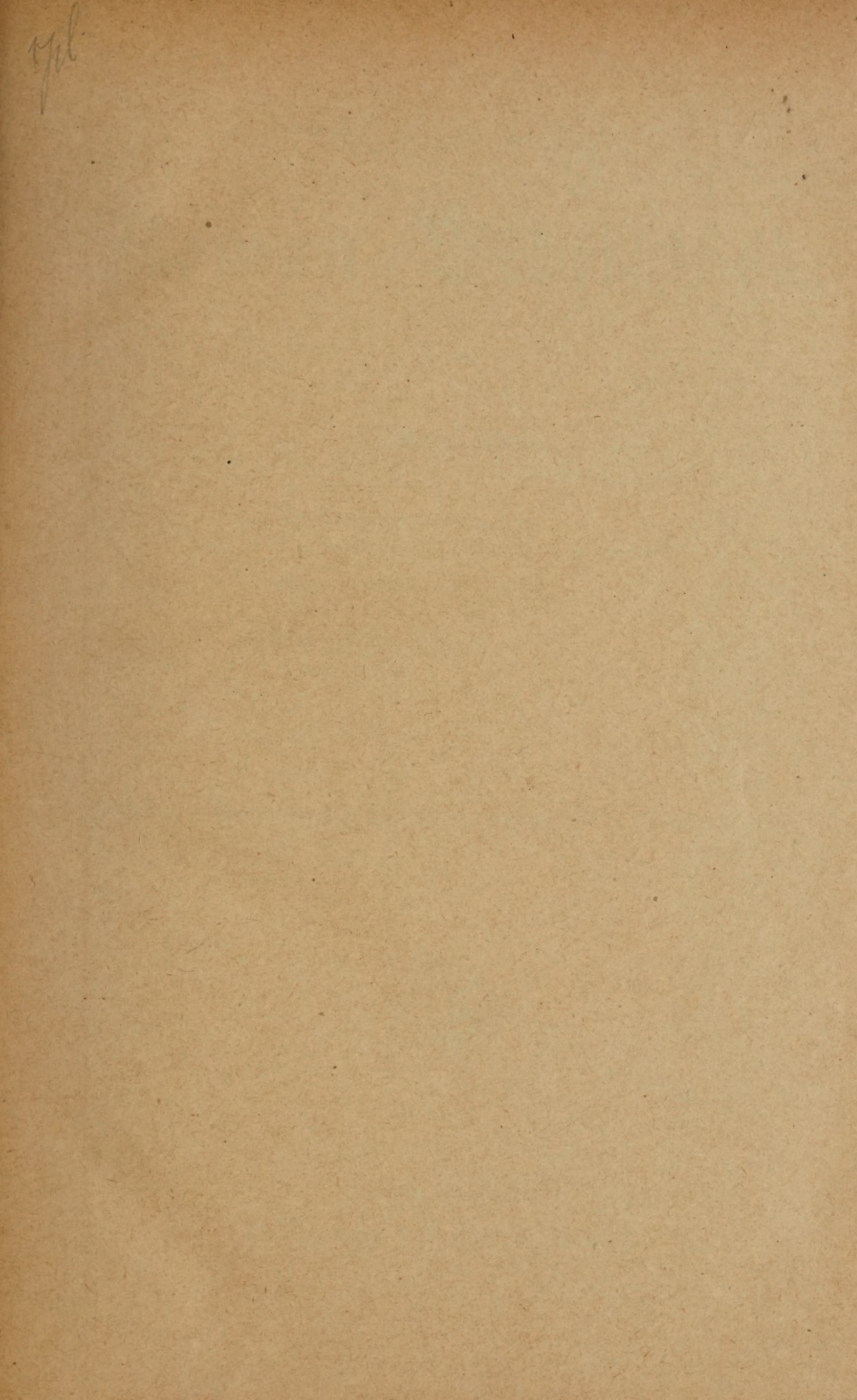

Velhagen & Klasings
Roman-Bibliothek.
10. Band.
Der Roman eines Bauernjungen
von
Moritz von Reichenbach
Die Frau Patronin
von
Franz Rosen
Friedrich und Fritz Schlürsen
von
Adelheid Weber





Velhagen & Klasings

Roman-Bibliothek.

Zehnter Band.

Beigabe zu Velhagen & Klasings Monatsheften, XIV. Jahrgang 1899/1900.



Bielefeld und Leipzig.

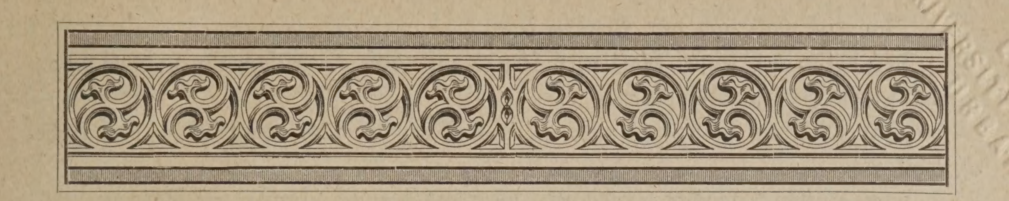
Verlag von Velhagen & Klasing.

Der Roman eines Bauernjungen

von

Moritz v. Reichenbach

(Valeska Gräfin Bethusy-Huc).



I.

Auf halber Höhe des Hügels, den der Wallfahrtsort Marienberg krönte, lag das Wirtshaus „zum guten Bier“. Die Fahrstraße hörte hier auf, der weitere Weg, den die Prozessionen zu nehmen pflegten, stieg ziemlich steil unter der vierfachen Reihe von breitästigen Kastanien empor. Verschiedene Fuhrwerke, die Landleute oder geistliche Herren aus den ferneren Ortschaften bis hierher gebracht hatten, hielten vor der Thür des Wirtshauses, während ihre Insassen mit der Prozession nach Marienberg gezogen waren. Die Kutscher standen zwischen den Pferden, rauchend, polnische Schimpf- und Scherzworte austauschend oder auch mit grünen Zweigen die Fliegen von den meist kleinen und struppigen Pferden abwehrend. Drinnen in der Schenkstube saß ein Mann im blauen, langen Rock der oberschlesischen Bauern vor einem ausgetrunkenen Schnapsglase und schaute mißmutig durch die kleinen, trüben Fensterscheiben hinaus nach den Pferdeköpfen, die sich da ab und zu bewegten.

„Der dumme Junge, der verwünschte dumme Kerl,“ murmelte der vereinzelte Gast in polnischer Sprache. Der Wirt, der sich am Schenktisch zu thun machte, wandte sich um.

„Noch ein Glas gefällig?“ fragte er, und da der Gast nickte, trat er mit der vollen Flasche an den Tisch und schenkte ein.

„Gute Kartoffelernte dies Jahr, was?“ sagte er dabei, im Bestreben, den Einsamen besserer Laune zu machen.

„Ja,“ brummte dieser, „dafür gibt’s andern Ärger!“

„Ach! Was ist denn los?“ Der Wirt zog die Augenbrauen neugierig in die Höhe. „Ich habe mich schon gewundert, daß Ihr hier geblieben und nicht mit den andern hinaufgegangen seid, Peter Czermak.“

Der Bauer zuckte die Achseln.

„Meine Frau ist oben, das ist genug für die Kirche — wenn sie nur endlich zurückkämen! Der Herr Pfarrer Kosmella hat sein Fuhrwerk draußen stehen, er kommt doch ganz gewiß hierher, nicht wahr?“

„Freilich, freilich, aber was soll’s denn?“

Der Bauer stand auf und griff nach dem Hut — einem feinen, modernen Herrenfilzhut, der wenig zu seinem Bauernrock paßte.

„Ich will mal nach den Pferden sehen.“

Der Wirt, der seinen Gast gern freundlicher oder mitteilsamer gestimmt hätte, begann seinen Hut zu bewundern.

„Ja, so einen kann sich nicht jeder anthun, da muß man schon der reiche Czermak sein.“

Zum erstenmal huschte ein Lächeln über das braune, glattrasierte Bauerngesicht.

„Na, es geht ja noch, Gott sei Dank,“ sagte Peter Czermak, ohne sonst mitteilsamer zu werden.

Er trat vor das Wirtshaus, und in demselben Augenblick begannen droben die Glocken zu läuten, und zwischen den Zweigen der Kastanien glänzte es auf, hier eine blaue Fahne, dort eine rote, und dazwischen eine bunte Menschenmenge, die vorwärtsstrebte, den Berg hinab, erst sich langsam weiter schiebend, dann in immer schnellerem Tempo näher kommend. Peter nahm den soeben aufgesetzten Hut wieder ab, ein Gleiches thaten die Kutscher, während sie die Sitze auf den Wagen einnahmen. So erwarteten sie die Prozession, die jetzt ganz dicht vor ihnen war und singend weiter bergab zog, während die Wallfahrer, die ihre Wagen hier hatten, abbogen und sich von dem großen Zuge trennten.

Einige kurze Worte wechselte Czermak mit seiner Frau, die er zur Eile antrieb, damit sie vor den Wallfahrern daheim wäre. Denn er betrieb in seinem Hause während der Wallfahrtszeiten einen lukrativen Handel mit allerlei ländlichen Erzeugnissen.

Die Frau sah ihn ganz verstört an.

„Ja, warum bist du denn nicht zu Hause geblieben, ich denke — —“

„Du hast nichts zu denken, thu was ich sage, du wirst ja die Bescherung sehen zu Hause,“ herrschte er sie an, daß sie ganz verängstigt und hastig ihr Fuhrwerk bestieg.

„Vorwärts, vorwärts,“ rief er, „ich komme später nach.“

Und davon rollte der federnlose Wagen, in schnellem Trab bergab, ohne Hemme, nur von den starken Pferden, die rechts und links seitwärts ausbogen, gehalten. Peter Czermak, der eben noch so herrische, aber stand jetzt in demütiger Haltung vor einem ältlichen Herrn in geistlicher Tracht, der sich das gerötete Gesicht mit dem großblumigen Taschentuch abwischte.

„Heiß, heiß, lieber Czermak,“ sagte er und setzte gleich, sich besinnend, hinzu: „Ja, wie ist mir denn? Euch habe ich doch ‚oben‘ nicht gesehen?“

„Bitte um Verzeihung, Hochwürden Herr Pfarrer, ich konnte ja nicht kommen, ich habe so einen schrecklichen Ärger und Kummer gehabt, und weil der Herr Pfarrer doch von hier aus nach Hause fahren und nicht wie die andern Leute bei mir vorbeikommen, bin ich hierher gegangen, denn niemand kann uns helfen, als Hochwürden Herr Pfarrer!“

„Na, na, Czermak, das klingt ja gefährlich!“

„Ist auch gefährlich, und wenn ich nicht gleich hergekommen wäre, hätte der Herr Schwager zuerst seine Klagen geschrieben —“

„Mein Schwager? Also handelt es sich um Euren Bruder? Was ist's mit ihm, hat er nicht gut gethan?“

„Ach, Herr Pfarrer, ich bin ganz hin vor Ärger! Wenn ich denke, was der Herr Pfarrer für den Schlingel, den Franz, gethan hat, und daß er sogar zum

Herrn Schwager in Pension kam und es hatte wie ein Herr, und daß der Herr Pfarrer ihm helfen wollten, auch mal so ein hochwürdiger Herr zu werden — und heute in aller Herrgottsfrühe — meine Frau war gerade fortgegangen mit der Prozession — kommt der Franz an und sieht aus, als hätte er im Grabe gelegen, weiß wie meine Kalkgrube, und sagt: das wäre nun alles aus, und Geistlicher könnte er nicht werden, und ich müßte ihm Geld geben, daß er was andres lernen könnte, und bei dem Herrn Schwager könnte er auch nicht mehr bleiben, und Hochwürden, bei Nacht und Nebel ist er fortgelaufen und — —"

„Ist der Franz noch bei euch?" fragte der Pfarrer, den Redestrom des Bauern unterbrechend.

„Ja, Hochwürden Herr Pfarrer, bei uns ist er und sagt, ich wäre sein Bruder und ich müßte ihm helfen — aber ich habe ihm meine Meinung gesagt, ja, ich habe ihm gesagt — —"

„Was ist denn nun aber vorgefallen?" unterbrach der Pfarrer wieder. „Weshalb ist er fort bei Nacht und Nebel, wie Ihr sagt?"

„Ja, weshalb? Das soll mal einer verstehen. Geredet hat er und geredet, was so ein ‚Gelernter' halt spricht und was unsereiner nicht versteht, aber daß er nicht zurück will zum Herrn Schwager, das hab' ich verstanden, und dafür wollt' ich ihm meinen Stock da auf dem Rücken zerschlagen, aber da war er zum Fenster 'raus wie 'ne Katze —"

„Er ist also doch nicht mehr bei Euch?"

„Doch, doch, Herr Pfarrer — zum Fenster heraus, aber zur Thür wieder herein und ‚Bruder, du bist der nächste auf der Welt zu mir, ich will arbeiten, aber jetzt mußt du mir helfen!' Jesus, Maria und Josef, als ob ich nicht sechs Kinder hätte, für die ich doch sorgen muß — und so eine Schande! Ist der Mensch beim Schwager vom Herrn Pfarrer im Hause und beträgt sich so, daß der ihm 's Haus verbietet!"

Der Pfarrer schüttelte nachdenklich den Kopf. „Das thät' mir leid um den Franz, das thät' mir sehr leid, wenn's so schlimm wäre, aber ich denke, mein Schwager wird mir wohl geschrieben haben und der Brief liegt zu Hause bei mir — na, wißt Ihr was? Für alle Fälle schickt mir den Franz, ich werd' schon sehen, daß ich ihm den Kopf zurecht setze."

Czermak bückte sich und küßte die Hand des Pfarrers. „Ich danke auch sehr, Hochwürden Herr Pfarrer, und ich kann doch nichts thun für den Franz, denn er ist doch bloß mein Stiefbruder, und das Geld kommt doch von meiner Mutter selig, die Vaters erste Frau war, und die Mutter vom Franz hat nicht einen Pfennig in die Wirtschaft gebracht. Und das soll doch der Franz bedenken — ich kann nichts für ihn thun, und gar wenn er nicht geistlich wird!"

„Na, Ihr seid doch ein wohlhabender Mann —"

„Ich hab' doch aber Haus und Hof zu erhalten und die Kinder und alles auf dem Halse. Und für so einen gar, der uns Schande macht!"

„Nun schickt mir nur zunächst den Franz; wenn ich erst weiß, um was es sich eigentlich handelt, da sprechen wir noch miteinander, Czermak!"

„Und Herr Pfarrer, Hochwürden werden uns nicht verlassen in unsrer Not und werden dem Franz ins Gewissen reden?“

„Wir wollen schon sehen, Czermak, und nun Gott befohlen, ich muß nach Hause!“

Der geistliche Herr bestieg sein Wägelchen, und während das sich knarrend und stoßend in Bewegung setzte, flogen die Hüte und Mützen ringsum von den Köpfen, und an den Grüßen der Leute konnte man erkennen, daß es sich nicht nur um eine gewohnheitsgemäße Höflichkeit handelte. Der Pfarrer Kosmella gehörte zu den beliebtesten Geistlichen der Gegend, und unter denen, die ihm jetzt nachblickten, war mancher, dem er mit Rat und That beigestanden hatte. Aber auch Peter Czermak ging nicht ungegrüßt und unbeachtet seines Weges.

„Der reiche Czermak“ wurde er von den Halbbauern und kleinern Häuslern genannt, die ihn und seinen hübschen Hof und die fetten, am Fuße des „heiligen Berges“ gelegenen Äcker beneideten, und er hörte sich gern so nennen und sein vornehmstes Gebet war: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht ein so armer Teufel bin, wie meine Nachbarn.“ Heute aber stieg er mißmutig, die Grüße der andern kaum beachtend, den Berg hinab.

Goldner Herbstsonnenschein lag über der Niederung zu seinen Füßen, blitzte auf dem Wasser des Flusses, dessen Windungen man von der Höhe aus weit hinab in der Ebene verfolgen konnte, und ließ die roten Dächer der zahlreichen Ortschaften freundlich zwischen dem Grün der Bäume hervorschimmern. Czermak sah nichts von dem anmutigen Landschaftsbilde vor ihm. Für ihn war die Sonne eine gute Einrichtung zum Reifen des Getreides und Trocknen des Heues, und um dieser ihrer guten Eigenschaften willen verzieh er es ihr, wenn sie einmal zu warm auf seinen dicken Schädel herabbrannte, wie eben jetzt. Jetzt dachte er aber überhaupt nicht an die Sonne, sondern an seinen Taugenichts von Bruder Franz, und über diesen hinweg noch an seinen andern Bruder Josef, der ihm ebenfalls Ärger bereitete. Wozu hatte der Vater auch zum zweitenmale geheiratet? Nun waren diese beiden Schlingel da, die doch auch den Namen Czermak führten, so daß man sie nicht verleugnen konnte, und mit denen doch keine Ehre einzulegen war. Josef war der ältere von beiden und war als Stellmacher auf einem benachbarten Dominium beschäftigt. Er war so ein hübscher Junge, als er vom Militär zurückkam mit der Dragonermütze auf dem blonden Krauskopf, daß alle Frauenzimmer die Hälse nach ihm ausreckten. Er hätte die Tischlertochter im Städtchen kriegen können, der ihr Vater ein paar tausend Thaler Mitgift geben wollte, da hätte er später die Tischlerei übernommen und wäre ein gemachter Mann gewesen. Aber nein — er hatte sich in das Stubenmädel, das im Schloß bei der Gutsherrschaft diente, verliebt — so ein dummes Ding, das keinen Groschen hatte und ihr bißchen Lohn für ihren Putz ausgab. Aber er, Peter Czermak, hatte es ihm gesagt: auf ihn sollte er mal nicht rechnen, wenn es ihm schlecht ginge mit seinem Putzaffen von Stubenmädel; und kaum war dieser Ärger ein wenig verwunden, fing der Franz auch mit Dummheiten an!

Was konnte Peter dafür, daß Franz die paar hundert Mark väterliches Erbteil auf dem Gymnasium verbraucht hatte, und daß er jetzt mit 20 Jahren, wo ein andrer schon ins Brot kam, noch nicht einen Pfennig verdiente, sondern immer nur kostete? Aber der Vater hatte einen Narren an ihm gefressen gehabt und wollte einen gelehrten

Herren aus ihm machen, und als der Vater starb, da waren die gelehrten Mucken dem Jungen schon so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er zu jeder andern Arbeit verdorben war. So blieb er bei der Lernerei und machte auch im vorigen Jahre das Examen „auf fertig“. Als er aber dann nach Hause kam und Peter ihn fragte: „Was geben sie dir nun?“ da bekam der Junge nicht einen Pfennig für all sein Lernen, ja das „große Lernen“, was sie die Universität nennen, das sollte gar erst losgehen, und das Geld war alle! Da war guter Rat teuer gewesen, und Peter hatte sich gezankt mit dem Franz, gezankt, daß er dachte, der Schlag würde ihn rühren vor Ärger. Und dann hatte der Pfarrer Kosmella sich darein gemischt und hatte hin und her mit dem Franz geredet, bis sie überein gekommen waren: der Franz sollte geistlich werden, und der Pfarrer Kosmella wollte dann für ihn zahlen, was nötig wäre. Das hatte Peter sich gefallen lassen. Ein geistlicher Herr in der Familie, das gibt ein Ansehen vor den Leuten, und da wußte man doch, was man sich dabei vorzustellen hatte. Der Pfarrer hatte Franz selbst nach Breslau gebracht zu seiner Schwester, die dort verheiratet war, und der Schwager hatte gesagt, er würde schon aufpassen auf den Franz. Und nun sollte das auch wieder nichts sein!

Peter stieß seinen Stock heftig auf die Erde. Da sollte doch das Donnerwetter dareinschlagen, wenn der Pfarrer Hochwürden die Sache nicht in Ordnung brachte! So viel war gewiß — er, der Peter, würde nichts zahlen. Der Franz war alt genug, sich selber durchzuhelfen.

Jetzt lag der Hof vor Peter. Vor dem grauen Bretterthor standen ein paar Männer und Frauen, andre kamen aus dem Hause zurück, Pflaumen, Butterbrote oder Gläser mit Milch tragend. Sofort nahmen Peter Czermaks Gedanken eine andre Richtung. „Seid willkommen im Lande!“ rief er den Fremden entgegen. „Habt ihr noch nichts bekommen?“ Ein älterer Mann, der sechs weiße Leinenbänder mit verschiedenen roten Herzen und Heiligenbildern um den Hals trug, begrüßte Peter mit tiefer Verneigung.

„Wir haben bekommen, Pán Czermak, wir warten auf die andern. Seit sechs Jahren komme ich an deinem Hofe vorbei, Pán Czermak, und finde, was ein armer Pilger braucht, und du gibst es uns billiger als die Juden in der Stadt. Darum sollst du gesegnet sein, Pán Czermak.“

„Ja, du sollst gesegnet sein, Pán Czermak,“ riefen die Umstehenden, und die Frauen knixten dabei, wie sie vor den Heiligenbildern zu knixen pflegen, und die Männer hoben grüßend die Hüte.

Peter hatte für einen Augenblick allen Ärger vergessen.

„Laßt es euch wohl sein bei mir, wir sind ja alle polnische Brüder,“ sagte er.

Und wieder scholl es ihm entgegen:

„Gesegnet sollst du sein, weil du uns Brüder nennst, die wir weit aus Rußland und Polen kommen zu der wunderthätigen Maria.“ Die Begrüßung und Segnung durch die russischen Wallfahrer war einer von den großen Momenten in Peters Leben; nie fühlte er sich gehobener als diesen Fremden gegenüber, die den Ruhm seines Hofes bis weit über die Grenze in die russischen Steppen trugen. Während er mit den Leuten sprach, was durch die Verschiedenheit des Wasserpolnisch

mit dem Hochpolnisch und Russisch der Gäste nicht immer leicht war, kam noch ein zweiter Zug von Wallfahrern von der Höhe herab.

„Willkommen im Lande!“ rief Peter ihnen entgegen, und „Schönen Dank, Bruder Pán Czermak!“ scholl es zurück. Ja, sie alle kannten ihn und seinen Hof. Peter lächelte zufrieden. Er hatte jetzt alle Hände voll zu thun. Erst als der Schwarm sich verlaufen und er die Pfennige der fremden Gäste gezählt hatte, fragte er nach Franz.

„Ja, der!“ sagte die Bäuerin. „Die Kinder haben mir gesagt, daß er hier gewesen ist und daß du einen greulichen Lärm mit ihm gemacht hast; aber ich habe ihn nicht zu sehen bekommen. Du bist mir auch der Rechte, Peter, anstatt zu Hause zu bleiben an so einem Tage, läufst du ins Wirtshaus! Da hättest du lieber gleich mitgehen können zum Ablaß. Ich dachte wunder was los wäre.“ — —

Peter verließ das Zimmer und stieg auf den Boden, um seinen Sonntagsrock auszuziehen und in dem großen Schrank, der die „guten Sachen“ umschloß, aufzuheben.

Mochte die Maruschka unten schimpfen wie sie wollte, — sie wußte nicht, wie ihm der Schrecken über den Franz in alle Glieder gefahren war, daß er sich nicht anders zu helfen wußte, als sogleich dorthin zu gehen, wo er den Pfarrer Kosmella mit Sicherheit zu treffen glaubte. Aber wo war der unglückselige Franz jetzt? Peter runzelte finster die Stirn; aber die dreißig Mark, die er aus den Wallfahrer-Pfennigen zusammengezählt hatte, wirkten doch besänftigend auf seine Stimmung. Wenn das arme Volk der Nachbarschaft ihn auch den „reichen Czermak“ nannte, so war er doch gewöhnt, mit jedem Pfennig zu rechnen, denn er hatte thatsächlich zu thun, um sein Anwesen in Ordnung zu halten und für seine wachsende Familie zu sorgen, und erschien sich selbst nur „reich“ im Vergleich mit dem kleinen Volk ringsum, das von der Hand in den Mund lebte, und bei dem der Hunger jeden Tag an die Thür klopfen konnte.

II.

Inzwischen wanderte Franz einen Feldweg durch die Oderniederung, dem Dorfe Klempa zu, wo der Pfarrer Kosmella wohnte.

Im ersten Ärger über den Bruder, bei dem er kein Gehör fand, hatte er sich in den verwilderten Gras- und Obstgarten hinter dem Hause geflüchtet, hatte sich auf den Rasen geworfen und dort, den Kopf in die Hände gepreßt, dagelegen, bis ihm die Thränen zwischen den Fingern heiß herabrannen. Da war er über sich selbst erschrocken, hatte sich aufgerafft und den einzigen Weg eingeschlagen, der ihm noch übrig blieb — zum Pfarrer Kosmella.

Jetzt hatte er das Dorf erreicht. Zögernd schritt er weiter. Wenn der Pfarrer ihm sein Herz und seine Thür verschloß, wie sein Bruder Peter? Was dann? Er schüttelte den Kopf. Es half nichts, er mußte es immerhin versuchen. Er ging an dem Gitterzaune entlang, der den Pfarrgarten umschloß. Da sah er den Pfarrer,

mit der Gartenschere bewaffnet, zwischen den Spalieren herumarbeiten, und kurz entschlossen hob er den Hut.

„Gelobt sei Jesus Christus, Herr Pfarrer!“ Der Pfarrer bückte sich gerade über einen jungen Pfirsichbaum.

„In Ewigkeit, Amen,“ erwiderte er den Gruß, ohne aufzublicken.

„Verzeihen Herr Pfarrer, aber wenn ich vielleicht mit Herrn Pfarrer sprechen könnte“ — klang die jugendliche, bittende Stimme wieder hinter dem Staketenzaun.

Jetzt sah der Pfarrer auf.

„Ja, das ist wohl gar schon der Franz Czermak? Bist du denn geflogen, mein Sohn?“ Dann, wie er den großen jungen Menschen mit dem dunkeln Gesicht, das schon so merkwürdig männlich aussah, betrachtete, verbesserte er sich.

„Kommen Sie herein, lieber Franz, ich habe Ihnen durch Ihren Bruder sagen lassen — —“

„Ich habe keine Botschaft vom Herrn Pfarrer bekommen.“ Franz hatte die Gitterthür, die nur angelehnt war, geöffnet und stand vor dem Pfarrer, der ihn über seine herabgesunkene Brille hinweg mit hochgezogenen Augenbrauen musterte.

„Er sieht aus wie einer, der gelitten hat, aber nicht wie ein Taugenichts,“ konstatierte der alte Menschenkenner bei sich selbst. Dann fragte er:

„Wußten Sie nicht, daß Ihr Bruder Ihretwegen zu mir ging, nach der Unterredung mit Ihnen?“

„Nein, Herr Pfarrer, ich bin von selbst gekommen, denn Herr Pfarrer waren immer gütig gegen mich, und da wollte ich selbst kommen und alles sagen, wie es gewesen ist, und den Herrn Pfarrer bitten — —“

Die Stimme versagte ihm in übermäßiger Bewegung. Die tiefliegenden, von schwarzen, fast geradlinigen Brauen überwölbten Augen, die dem ganzen Kopf ein besonderes Gepräge gaben, blickten zu Boden. Um den glattrasierten Mund mit den festgezeichneten, etwas vollen Lippen zuckte es. Dann sahen die grauen Augen dem Pfarrer wieder gerade ins Gesicht. „Ich wollte um Verzeihung bitten, Herr Pfarrer, denn ich weiß, daß das, was ich zu sagen habe, Sie betrüben wird.“

Der Pfarrer drohte ihm mit dem Finger. „Dummheiten gemacht, was? Büchse ins Korn geworfen, mit dem Kopf durch die Wand, und nun ist die Wand härter als der Kopf und gibt nicht nach, und da stehen wir mit unserem Latein und können nicht weiter! Ist's nicht so?“ Eine dunkle Röte färbte Franzens Stirn. Wieder senkten sich seine Augen.

„Na, kommen Sie,“ sagte der Pfarrer, „setzen Sie sich in meine Laube, Sie werden müde sein nach dem weiten Wege; so, und nun erzählen Sie alles hübsch ordentlich. Vorher will ich ihnen aber noch sagen: ich habe von meinen Geschwistern bis jetzt keinerlei Nachricht, diese wird aber nicht ausbleiben, und ich hoffe, daß das, was Sie mir jetzt sagen werden, genau mit dem stimmen wird, was ich durch den Brief erfahren werde, denn, Sie wissen's ja wohl noch, lieber Franz, für alles gibt es bei mir eine Entschuldigung, nur nicht für die Lüge!“

„Herr Pfarrer, ich will so wahr sein, als ob ich in der Beichte wäre,“ rief Franz, „es gibt ja keinen Menschen auf der ganzen Welt, der mir raten könnte, wenn Sie es nicht können!“

Der Pfarrer nickte.

„Also, ich höre.“

„Herr Pfarrer wissen,“ begann Franz mit leiser Stimme, „daß ich ursprünglich keinen Beruf zum Geistlichen hatte — aber damals nach der Unterredung mit Hochwürden war es meine feste Absicht, mich der Güte, die Sie mir erwiesen, würdig zu zeigen. Und das Studium interessierte mich; ich habe geglaubt, ich würde mir den Beruf erringen können, da — —“ er stockte.

„Nun, was geschah da?“ ermunterte der Pfarrer; und mit einem tiefen Atemzuge fuhr Franz fort:

„Ich will es lieber mit einem Male sagen, Herr Pfarrer! Ich liebe Elisabeth Werkmann!“

Der Pfarrer schlug mit der Hand auf den Tisch.

„Die Tochter meiner Schwester!“ rief er, „das Kind, das Schulmädchen — —“

„Sie ist 16 Jahre alt, Herr Pfarrer, und wenn Sie sie jetzt sehen, wie ich sie täglich sah — Herr Pfarrer, es gibt nichts Schöneres, Lieberes als sie auf der Erde. Ich konnte nicht anders, Herr Pfarrer, und wenn ich darüber zu Grunde gehen soll! Ich habe es ja nicht gewollt, bei Gott, und sie in ihrer Unschuld wußte ja auch nicht, was das war, was da über sie kam, aber am Ende ertrugen wir es beide nicht mehr und — und da haben wir uns geküßt. Es war das erste Mal, und Elisabeths Vater kam dazu. Er wies mich aus dem Hause — er hatte ja recht, aber die Liebe konnte er uns doch nicht aus dem Herzen reißen.“ In tiefer Bewegung hatte Franz die Hände über dem Tisch gefaltet und seinen Kopf darauf sinken lassen.

„Die verwünschte Liebe!“ murmelte der Pfarrer und blickte halb ärgerlich und halb mitleidig sein Beichtkind an. „Die verwünschte Liebe!“

Er war aufgestanden und vor die Laube getreten. Franzens Mitteilungen hatten ihn tief erschüttert. Dieser Bauernsohn, der sich mit einem Heißhunger auf alles Lernbare gestürzt hatte, als müsse er nachholen, was sein Geschlecht seit hundert Jahren versäumt hatte, dieser Mensch, dem alles Wissen nur so zuflog, und über dessen ungewöhnliche Fähigkeiten alle Lehrer die glänzendsten Zeugnisse ausstellten, der sollte nun dem heiligsten und besten Beruf durch das entfremdet werden, was der Pfarrer „die verwünschte Liebe“ nannte! Aber nein, er wollte die Hoffnung noch nicht aufgeben. Ein Stoßgebet flog, wie ein Hilferuf, zum Himmel auf. Als Franz den Kopf endlich wieder hob, sah er nur den breiten Rücken des Pfarrers vor sich, der den Eingang der Laube fast verschloß.

Da drehte der Pfarrer sich um, trat wieder in die Laube und setzte sich neben Franz, der ihn verstört mit feuchten Augen anblickte.

„Lieber Sohn,“ begann er mit bewegter Stimme, „das ist eine Prüfung, die keinem von uns erspart bleibt. Ich sollte wohl eigentlich jetzt schelten und wettern, aber — das würde dir nichts helfen und mir auch nicht. Siehst du“ — das trauliche „Du“ der Kinderzeit kam ihm unwillkürlich wieder von den Lippen — „siehst du, es soll uns kein Schmerz erspart werden, damit wir unsre Beichtkinder verstehen lernen. Lieben und leiden, das hängt immer zusammen, und der liebe Gott läßt es uns erfahren wie andre Menschen, aber mit seiner Hilfe lernen wir auch überwinden. Wir müssen unser Herz zum Opfer bringen, damit wir ein reineres,

stärkeres, besseres dafür empfangen, mit dem wir nicht nur einen Menschen in heißer Liebe umfangen, sondern viele, viele; denn all die Menschen, deren Seelen wir leiten sollen, müssen wir auch lieben, sonst ist unser Bemühen und unsre Arbeit umsonst. Nimm dein Leid auf dich, mein Sohn, in Demut und Ergebung, ich sage dir, in meiner Jugend habe ich gelitten wie du, und du wirst, wie ich, überwinden!"

Franz sah starr vor sich hin. Die dunkeln Brauen waren zusammengezogen, die geraden Linien des jungen Gesichtes schienen fester und tiefer zu werden, als sei der ganze Mensch plötzlich um Jahre gealtert. Dann zuckte Franz zusammen, wie unter einem körperlichen Schmerz, und die schlanke Gestalt richtete sich hoch auf und stand vor dem Pfarrer fest und doch zugleich demütig.

„Sie kennen mich von Kindheit an, Herr Pfarrer," begann er. „Sie wissen, was das Studium mir geworden war, damals, als die Frage an mich herantrat, es aufzugeben, um einen bequemern Lebenserwerb zu finden. Als Kind, beim Tode meines Vaters, war es mehr eine dunkle Ahnung als eine bestimmte Erwartung, die mich trieb daran festzuhalten. Vor einem Jahre, als dieselbe Frage wieder an mich herantrat, wußte ich es schon deutlicher: es lebt etwas in mir, das vorwärts drängt, ich weiß nicht, wie ich das ausdrücken soll, aber — wenn ich ein Baum wäre, ich müßte durch alles Gestrüpp hindurchwachsen bis zur Sonne. — Vor einem Jahre meinte ich noch, die Sonne, das wäre das Wissen — und ich war bereit zu hungern, um nur mehr erfahren und wissen zu können. Ich wollte Ihnen Leib und Seele verschreiben aus Dankbarkeit, daß Sie es mir möglich machten weiter zu lernen, und bei Gott, Herr Pfarrer, ich danke Ihnen heute noch eben so wie damals. Aber ich weiß jetzt, daß die Sonne nicht bloß das Wissen ist — für mich nicht — für mich ist's das Glück, die Liebe, das Leben — das ganze, volle Leben. — Herr Pfarrer, das muß ich mir erringen, und wenn ich das nicht kann — so will ich lieber sterben!"

„Kind, — Franz, — das ist sündhaft, was Sie da reden!"

„Ich kann nicht anders, Herr Pfarrer, ich würde ein Heuchler werden, wenn ich der Liebe entsagte, ich bin nicht gut genug für einen heiligen Beruf, und ich will Ihnen keine Schande machen."

„Unglücksmensch, was wollen Sie denn anfangen?"

„Ich will arbeiten, Herr Pfarrer! Und wenn ich davon zu Ihnen sprechen dürfte, Herr Pfarrer, ohne fürchten zu müssen — —"

„Reden Sie nur, schwer bekümmert bin ich ohnehin!"

Und Franz sagte mit leiserer Stimme, als spräche er von einem Geheimnis:

„Ich schreibe eine gute Handschrift und bin ein leidlicher Rechner, Englisch und Französisch habe ich mir — wenigstens grammatikalisch — zu eigen gemacht . . ."

Der Pfarrer schüttelte den Kopf: „Schade, ewig schade um diesen Menschen."

Franz fuhr fort:

„Ich meine, ich müßte in einem kaufmännischen Geschäft Verwendung finden können. Herr Werkmann, Ihr Schwager, ist selbst Buchhalter — auf seine Empfehlung kann ich jetzt freilich nicht rechnen; aber vielleicht mit der Zeit, wenn er bedenkt, daß ich doch dieselbe Stellung erringen könnte — —"

„Würden Sie denn lieber ein bescheidener Buchhalter sein, als vielleicht einmal Bischof?“ platzte der Pfarrer heraus und apellierte damit ohne Überlegung ganz unwillkürlich an den Ehrgeiz, für den Franz vielleicht mehr angelegt war, als für die Entsagung.

„Bischof?“ wiederholte Franz. Sein blasses Gesicht rötete sich, ein Zittern flog um seine Nasenflügel, in tiefem Atemzuge hob sich seine Brust.

Aber im nächsten Augenblick senkte sich sein Kopf schon wieder in jähem Erblassen.

„Ich kann nicht, Herr Pfarrer. Aber — vielleicht gelingt es mir auch so, es weiter zu bringen als zum Buchhalter. Man kann auch im Kaufmannsstande Karriere machen.“

Der Pfarrer schüttelte den Kopf.

„Im Hintergrunde Ihrer Phantasien steht doch nur die kleine Elisabeth — und das müssen Sie sich klar machen: daraus kann nie und niemals etwas werden. Da hätten Sie nicht bloß meinen Schwager ganz vernünftigerweise zum Gegner, sondern auch mich. Und nun will ich Ihnen einen Vorschlag machen. Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß ich Ihnen auf Grund Ihrer vorzüglichen Zeugnisse ein Stipendium an der Universität Leipzig verschaffen kann — natürlich nur, wenn Sie bei der Theologie ausharren. Sie können sich die Sache überlegen und morgen wieder zu mir kommen und mir die Entscheidung mitteilen.“

Er streckte Franz die Hand entgegen, die dieser, alter Gewohnheit gemäß, an seine Lippen zog.

„Und nun will ich für heute nichts mehr hören, Franz, morgen auf Wiedersehen, und Gott wolle dich zum rechten Entschluß leiten.“

Franz verließ den Garten.

Nach wenigen Schritten wäre er am liebsten wieder umgekehrt, denn er war schon jetzt entschieden: Geistlicher konnte er nicht werden, und wenn der Pfarrer ihm nicht helfen wollte, den neuen Weg, den er sich vorzeichnete, zu gehen, so mußte er es eben allein versuchen. Aber er wollte den würdigen Herrn nicht durch scheinbare Übereilung kränken und beschloß daher, bis morgen zu warten. Zu seinem Bruder mochte er nicht zurückkehren, die bösen Worte, die er heute früh dort gehört hatte, klangen ihm noch in den Ohren; aber auf dem Herwege hatte er gesehen, daß das Heu auf den Waldwiesen zur Nacht in Haufen zusammengesetzt wurde. Dort wollte er bleiben. Er kaufte ein Stück Brot und einige Früchte und wanderte den Wiesen zu. Die Dämmerung war längst hereingebrochen, als er zwischen den duftenden Heuhaufen über die Waldwiese hinging, um dann in einem der größten und trockensten sein Lager aufzuschlagen und sein frugales Nachtmahl zu verzehren. Er war müde und hungrig. Mit dem letzten Bissen schlief er ein trotz aller Sorgen. Als er nach einigen Stunden erwachte, stand der Mond leuchtend über der dunkeln Waldwand hinter der Wiese. Franz rieb sich die Augen, er mußte sich erst besinnen, wie er hierher gekommen war. Und da brach das Leid, das er schlafend vergessen hatte, wieder über ihn herein.

„Elisabeth!“ stöhnte er. „Elisabeth!“

Deutlich stand alles wieder vor ihm. Wie er sie geküßt, wie ihr Mund so weich und warm auf dem seinen geruht, und wie sie sich dann entsetzt von ihm los-

gerissen hatte unter den rauhen Worten des Vaters. Er fühlte es ja selbst, er mußte das Haus des Buchhalters Werkmann verlassen, aber er fühlte auch, daß er sich so nicht von Elisabeth trennen konnte. Er mußte sie noch einmal sprechen, mußte ihr sagen, daß die Zukunft leer und das Leben wertlos für ihn sei ohne die Hoffnung, sie dereinst erringen zu können. Und er fand Gelegenheit, ehe er das Haus verließ, es ihr noch zuzuflüstern: „Morgen früh am Wasserweg unter der Liebichshöhe."

Und sie war gekommen, obgleich über Nacht ein Gewitter niedergegangen war und ein scharfer Wind, von einzelnen Regenschauern begleitet, über den Wasserweg hinfuhr. Sie war gekommen in dem blauen Sommerkleidchen, das er immer so gern sah, ohne Tuch und ohne Schirm.

„Ich habe ja gar nicht gewußt, daß es regnete," sagte sie, „ich habe ja nur an dich gedacht, nur an dich!"

Sie hatte, wie er voraussah, die Amtsstunde des Vaters benutzt, um hinauszuschlüpfen.

„Mama war gerade in der Küche," sagte sie, „aber mit ihr werde ich schon fertig werden, ich muß nur so zurück sein, daß ich noch Zeit habe, mit ihr zu sprechen, ehe Vater zurückkommt."

Und dann hatte sie sich neben ihn auf eine der regenfeuchten Bänke gesetzt, dicht an ihn geschmiegt, im sichern Gefühl, daß bei dem Wetter keine Spaziergänger vorüberkommen würden. Er hatte von der Zukunft gesprochen. Der Plan, es mit der Kaufmanns-Carriere zu versuchen, war über Nacht in ihm gereift. Er hatte in der Morgenfrühe einen Brief an ihren Vater geschrieben, in dem er diesem seine veränderten Pläne mitteilte, ihm auseinandersetzte, wie das Gefühl für Elisabeth ihn gegen seinen Willen übermannt und fortgerissen habe, und wie er nun alle Kräfte und sein ganzes Leben daran setzen wolle, eine Stellung zu erringen, die ihrer würdig sei.

Er hatte den Brief in der Tasche und las ihn Elisabeth vor, die darüber Thränen der Rührung vergoß.

„Wenn Vater den Brief gelesen hat, muß er dich zurückrufen," meinte sie, „und wenn er dich empfiehlt, findest du gewiß bald eine Stellung."

Franz war nicht so hoffnungsvoll in betreff des Herrn Werkmann.

„Jedenfalls will ich thun, was ich kann, um nur sein Vertrauen zu erringen," sagte er, „die Hauptsache ist aber, daß wir beide zu einander halten, komme was wolle!"

Sie hatten Schwüre und Küsse getauscht, glücklich über die Einsamkeit, und Regen und Sturm gern dafür erduldend. Endlich mußte Elisabeth zurück, er gab ihr den Brief, den sie selbst in den väterlichen Postkasten stecken wollte, und erst als sie fort war, hatte er fröstelnd und durchnäßt gefühlt, wie unfreundlich der Himmel dieses erste Stelldichein behandelt hatte.

Er war am Abend vorher in seiner Not zu dem einzigen Freunde gegangen, den er in Breslau besaß, einem jungen Menschen, mit dem er zusammen seine englischen und französischen Studien trieb und den er zuerst dadurch kennen gelernt hatte, daß er ihm Aushilfestunden in der Mathematik gab, in der Christoph Black schlecht beschlagen war. Christoph war ein Jahr jünger als Franz, ihm kam es nicht darauf an, ob er das Abiturientenexamen ein Jahr früher oder später machte, ihm kam es

überhaupt immer nur auf das an, was er gerade gern hatte. Und Franz hatte er sehr gern und fand es daher romantisch und interessant, als dieser am Abend nach der Katastrophe bei Werkmanns zu ihm kam und ihn fragte, ob er die Nacht auf seinem Sofa zubringen dürfte, da er augenblicklich obdachlos sei. Christoph hatte ein hübsches Zimmer, in dem er nach Gefallen schalten und walten konnte.

„Bleibe bei mir so lange du willst," hatte er gesagt. Franz beschloß, noch Werkmanns Antwort abzuwarten.

Sie kam schnell und kurz noch am Abend desselben Tages.

„Schlagen Sie sich die dummen Gedanken aus dem Kopfe. Zu einem solchen Narrenstreiche werde ich niemals meine Einwilligung geben."

Das war alles, was Herr Werkmann auf Franzens lange Epistel zu erwidern fand.

Am nächsten Morgen war Franz mit dem ersten Zuge nach seiner Heimat gefahren, um seinem Bruder und dem Pfarrer Kosmella mitzuteilen, daß er Kaufmann werden wolle, und um zu versuchen, von ersterem in Form eines Darlehns, das er später zurückzuzahlen hoffte, etwas Geld zu erlangen und bei letzterem einer vielleicht gehässigen Darstellungsweise des Sachverhalts durch die Werkmanns zuvorzukommen. Mit der sanguinischen Hoffnungskraft der Jugend glaubte er auch trotz allem den Pfarrer, dessen Gutherzigkeit er kannte, für seine Pläne zu interessieren. Jetzt, nach den Erfahrungen des gestrigen Tages, sagte er sich, daß er weder von seinem Bruder noch von dem Pfarrer Hilfe zu erwarten habe. Er war auf sich selbst gestellt und wußte, daß es ihm ohne Hilfsmittel und ohne Verbindungen schwer genug werden würde, seinen Unterhalt zu verdienen. Elisabeth aber schien ihm unerreichbar fern gerückt, denn er sagte sich, daß er sie niemals in Not und Elend herabziehen durfte, und daß ihm doch alle Aussichten fehlten, die „glänzende Karriere", die er für sie machen wollte, anzutreten.

Mutlos stützte er den Kopf in die Hände und sann und sann, während der Mond hinter dem Walde versank und das tiefe Schweigen, das der Morgendämmerung vorauszugehen pflegt, über den Feldern lag. Hatte der Pfarrer nicht am Ende recht? War es nicht besser zu entsagen, und den Ehrgeiz an Stelle der Liebe zu setzen? „Bischof" — ein großer Herr werden, Ansehen, Reichtum und Macht besitzen — — war das nicht ein erstrebenswertes Ziel?

Traumhaft begannen Franzens Gedanken durcheinander zu fließen. Heller Sonnenschein lag über der Wiese, er schritt über den Teppich des jungen, blumendurchblühten Grases dahin, eine weiße Frauengestalt hielt seine Hand in der ihren und eine sanfte Stimme sprach: „Hier wollen wir glücklich sein." Ein Schauer durchrieselte ihn. Er fuhr aus seinem Halbschlaf empor. Es war Morgen geworden, und der kühlere Hauch der Luft hatte ihn ermuntert. Er sprang auf.

„Glücklich sein!" wiederholte er die Worte des Traumbildes. „Ja, glücklich sein, mit dir, durch dich, Elisabeth!"

Ihm war, als sei die Geliebte ihm körperlich nahe gewesen und habe ihm durch ihre Berührung neue Kraft gegeben. Dahin waren die ehrgeizigen Bischofsträume, er wollte sich das Leben erobern und die Liebe.

III.

Franz war nach Breslau zurückgekehrt. Die Eisenbahnfahrten hatten seine Barschaft so reduziert, daß er sich gerade noch im Besitz von fünf Mark befand, als er den Centralbahnhof verließ. Christoph hatte ihm sein Sofa angeboten, bis er ein andres Unterkommen fände, und es blieb Franz nichts andres übrig, als die Gastfreundschaft des Freundes einstweilen wieder in Anspruch zu nehmen. Er beschloß, das aber erst am Abend zu thun und sich einstweilen sofort auf die Stellensuche zu begeben, denn er wollte auch nicht versuchen, Nachrichten von Elisabeth zu erlangen, bis es ihm gelungen sein würde, eine Stelle zu finden. So begann er seine Wanderung von einem Geschäft zum andern, um sich als Schreiber oder auch als Commis anzubieten; aber überall verlangte man Zeugnisse, und er hatte nur die, welche sich auf seine Gymnasialzeit bezogen, aufzuweisen.

Müde und entmutigt kam er am Abend bei Christoph an.

„Das ist famos, daß du gerade heute kommst," rief dieser ihm entgegen, „du mußt sofort mit mir in den ‚Simmenauer' gehen, ich habe da eine Verabredung mit Freunden, wir wollen einen fidelen Abend feiern."

Es wurde Franz sehr schwer, Christoph begreiflich zu machen, daß er das nicht könne.

„Wegen der paar lumpigen Gräten? Ich bezahle doch natürlich," rief Christoph. „Sei kein Frosch und komme mit, Menschen wie du kommen nicht unter die Räder, und wenn du mal Millionär bist, gibst du mir's wieder."

Franz blieb bei seinem „Nein", und Christoph ging noch eine Weile abwechselnd pfeifend und scheltend im Zimmer umher, bis er Handschuhe, Cigaretten, und was er sonst zum Ausgehen brauchte, beisammen hatte und mit einem: „Na, wie du willst!" die Thür hinter sich zuschlug.

Es war späte Nachtstunde, als Franz, aus tiefem Schlaf geweckt, auffuhr und den Freund vor sich sah, der ihm ein Licht vor die Nase hielt.

„Das Murmeltier schläft wahrhaftig," sagte Christoph lachend, „Mensch, ich sage dir, du hast viel versäumt. Famose Burschen, guten Wein und ein paar Mädel —", er schnalzte mit der Zunge, und seine trüben Augen wie sein gerötetes Gesicht verrieten, daß er bei dem „guten Wein" wohl zu viel gethan hatte.

„Ach, laß mich schlafen," brummte Franz, ihm den Rücken zukehrend.

„Na ja, Kerlchen, schlaf dich nur aus," sagte Christoph gutmütig, „ich will dich auch nicht weiter stören, aber siehst du, dein Junge wird es mal gerade so machen wie ich. Mein Vater hat sich auch abgerackert, bis er was vor sich gebracht hat. Lange gefreut hat er sich freilich nicht an dem, was er zusammengebracht hatte, er starb jung — aber ich sage mir nun: Warum soll ich nicht all die Freude haben, die das Leben meinem Vater schuldig geblieben ist? Einem muß es doch zu Gute kommen! Und wenn Vormünder und alle alten Tanten der Familie auch schreien: er hat nichts von der Arbeitskraft seines Vaters abgekriegt — — das ist mir ja doch ganz egal. Mama ist zufrieden, wenn ich mich wohl fühle, mehr verlangt sie nicht von mir, und ich fühle mich nur wohl, wenn ich mich nicht anzustrengen brauche. Na, habe ich nicht recht?" Er besann sich. „Ach so, der schläft schon wieder, na

der arme Kerl hat's nötig. Wenn er nur nicht so widerhaarig wäre — ich brauchte ja nur an Mama zu schreiben — Geld kriege ich immer und gar für einen armen Freund!"

Er kramte noch zwischen seinen Sachen umher, während er sich langsam auskleidete, und dazwischen murmelte er abgerissene Sätze, abwechselnd seinem Leichtsinn, seiner Gutmütigkeit und seiner Bewunderung für Franzens Fähigkeiten Ausdruck gebend. Am andern Morgen schlief er noch fest, als Franz sich erhob und das Zimmer verließ, um seine Stellengesuche wieder aufzunehmen.

Als er am Abend sehr niedergeschlagen heimkehrte, wieder ohne Erfolg gehabt zu haben, fiel es Christoph ein, daß im Hause eines Großkaufmanns, in dem er verkehrte, ein Schreiber gesucht würde.

Er schlug sich vor die Stirn.

„Ich bin ein Esel, daß ich dich herumlaufen lasse, ohne an den alten Wolfert zu denken! Hoffentlich ist die Stelle nicht einstweilen besetzt worden — ich will doch gleich mal morgen hingehen, einen Besuch bin ich ihm und seinen Damen ohnehin längst schuldig."

„Christoph, wenn du das machen könntest — vielleicht wäre es jetzt noch nicht zu spät, es ist halb sieben Uhr."

Franzens Augen glühten wie in Fieberhitze, auf seinen Zügen lag eine so ängstliche Spannung, daß Christoph Mitleid und Rührung überkam.

„Heute noch — es ginge am Ende — ich müßte mich freilich erst umziehen —"

„Ich will dir nicht unbequem werden," sagte Franz resigniert. Christoph schüttelte seine Trägheit ab und erhob sich aus der halb liegenden Stellung, in der er Franz die wichtige Mitteilung gemacht hatte.

„Na, machen wir's," sagte er sich dehnend. „Dann kannst du dich morgen früh persönlich vorstellen; das ist besser, als wenn du jetzt gleich mitgehst, denn am Ende kann ich ja nicht wissen, ob uns die Stelle durch meine Dämelei nicht schon weggeschnappt worden ist."

„Ich würde dir so dankbar sein, Christoph — und du würdest mich dann auch los — —"

„Du, das ist undiplomatisch, wenn du mich daran erinnerst, denn mir macht's riesige Freude, dich hier in meiner Bude zu haben. Na, aber wenn's denn sein soll," setzte er lachend hinzu, als er Franzens erschrocknes Gesicht ansah, „ich gehe schon, mein Junge, ich weiß ja, du hast mehr Talent zum Millionär als zum ‚Kostgänger'!"

Und er ging, Franz in einer Spannung zurücklassend, die ihn seine Müdigkeit und seinen knurrenden Magen vergessen ließ. In Anbetracht seines Kapitalvermögens von fünf Mark und der unsichern Stellenaussichten hatte er sich auf eine Diät gesetzt, der sein kräftiger, junger Körper sich doch nur recht widerstrebend anpaßte.

Indes verging Stunde auf Stunde, ohne daß Christoph zurückkehrte.

„Es ist nichts," sagte sich Franz, „eine gute Nachricht hätte er mir schon gebracht."

Und er legte sich die Frage vor, ob er auf Christophs Empfehlung hin einen Menschen engagieren würde? Er wußte, wie unzuverlässig und leicht zu beeinflussen

Christoph war, und daß seine Gutmütigkeit ihn eben so oft fortriß, eine Thorheit zu begehen, wie sein Leichtsinn ihn dazu antrieb.

„Nein, der Kommerzienrat Wolfert kann mich auf Christophs Empfehlung hin nicht engagieren!“

Das war der Schluß, zu dem Franz gekommen war, als es elf Uhr vom Turm der Elisabethkirche schlug und zu gleicher Zeit die Hausthür ziemlich geräuschvoll geöffnet und geschlossen wurde. Franz horchte auf.

„Es ist ja doch nichts mit der Stelle,“ sagte er sich; aber sein Herz klopfte doch schneller.

Im nächsten Augenblick trat Christoph ein.

„All right,“ rief er ihm entgegen, „der Alte erwartet dich morgen — aber du sollst mir nicht danken, daß ich hinging, denn ich habe einen reizenden Abend verlebt. Der Alte hat seine Tochter aus der Pension nach Hause genommen, und die hatte eine Freundin bei sich — Mensch, ich sage dir, so ein paar reizende Käfer hast du noch nie zusammen gesehen, und ich auch nicht. Reinweg zum Verlieben — jede von ihnen — da es aber zwei sind, kommt man gar nicht dazu vor lauter Schwanken und weil immer eine reizender ist als die andre. Ich habe mich amüsiert, sage ich dir, und der Alte war von einer Liebenswürdigkeit, daß ich wahrhaftig glaube, wenn ich später mal Ernst machte, er hätte nichts dagegen. Die andre ist übrigens auch ein Goldfisch, einzige Tochter vom alten Kalk-Burow aus Dembowitz, weißt du — aber ich denke ja natürlich vorläufig noch nicht an so was, erst muß man doch sein Leben genießen, nicht wahr?“

Er hatte sich in einen Sessel geworfen und erzählte darauf los, ohne eine Antwort abzuwarten oder zu verlangen. Er schwieg endlich, weil ihm die Cigarre ausgegangen war und er sie wieder anrauchen mußte.

„Ich danke dir, Christoph,“ sagte Franz, „du weißt nicht, was deine Nachricht für mich bedeutet.“

Christoph blickte erstaunt und etwas verlegen in das bewegte Gesicht des Freundes.

„Aber ich bitte dich, einmal hätte sich doch irgend etwas gefunden.“

„Es handelte sich für mich so ziemlich um sein oder nicht sein.“

„Mein Gott, wie tragisch du alles nimmst — und ich erzähle dir da von hübschen Mädeln, na, aber mich freut’s auch, daß der Alte so traitabel war, ich habe dich aber auch nicht schlecht herausgestrichen. Und nun wollen wir schlafen gehen, du siehst höllisch abgespannt aus, armer Kerl!“

IV.

Am nächsten Morgen machte Franz sich auf den Weg zum Kommerzienrat Wolfert. An einer Straßenecke stieß er mit einem Mann zusammen, der in ein lautes Lachen ausbrach, als er ihn erkannte.

„Joseph!“ rief Franz erstaunt, seinen Bruder, den Stellmacher, erkennend. „Du hier in Breslau?“

„Na, und du bist auch hier?“ erwiderte der Angeredete. „Und zu Hause dachten sie, du wärst ins Wasser gegangen oder nach Amerika oder sonst wo hin!“ Und er lachte wieder mit seinem ganzen hübschen, blondbärtigen Gesicht, zeigte dabei zwei mächtige Reihen breiter, gelber Zähne, was ihn nicht gerade verschönte, und hauchte Franz einen Fuseldunst entgegen, der auf Franzens verfeinertes Empfindungsvermögen abstoßender wirkte als seine Worte.

„Nein, du siehst, ich lebe und hoffe im Lande bleiben und arbeiten zu können. Ich suche eine Stelle.“

Joseph pfiff durch die Zähne. „Na ja, das kommt beim Studieren heraus. Nichts wie Hungerleiderei, ich hab's immer gesagt. Unser einer ist nicht für so was gemacht. Willst du Hausknecht bei mir werden? Da kannst du gleich mitkommen.“

„Was fällt dir eigentlich ein, Joseph?“

„Ach so, ja du weißt noch nicht — also ich pachte die Wirtschaft zum ‚Schwarzen Adler‘ in Marienberg — die Sefla hat doch in der Lotterie gewonnen auf ein Los, was ihr das Fräulein vom Schloß geschenkt hat. Ich war hier, um das Geld zu holen, und in vierzehn Tagen ist die Hochzeit. Aber ich kann dir nichts geben, denn es gehört doch der Sefla.“

„Ich will auch nichts, ich hoffe, daß ich eine Stelle bekomme, ich muß jetzt gehen —“

„Na lauf nur, lauf nach deiner Stelle, und wenn du am Verhungern bist, da denk dran, daß ich dir's angeboten habe, Hausknecht im ‚Schwarzen Adler‘ zu werden. Die Stelle wird nicht schlecht sein; wenn die Wallfahrer kommen, gibt's was zu verdienen und mehr kann ich nicht für dich thun.“

„Ich verlange nichts von dir, leb wohl, Joseph.“

„Nu, wie du willst!“

Und sie gingen ihres Weges, der eine rechts, der andre links, ohne sich umzusehen. Der Kommerzienrat Wolfert empfing Franz in seinem Comptoir, vor seinem Stehpult, die Feder in der Hand und erledigte die ganze Angelegenheit sozusagen zwischen zwei Federstrichen in möglichst kurzer Zeit. Franz wurde „auf Probe“ mit einem geringen Anfangsgehalt engagiert.

„Ihre Sache wird es sein, dauernde Stellung und höhern Gehalt zu verdienen, machen Sie der Empfehlung des Herrn Black Ehre, junger Mann.“

Damit war Franz aus dem Privatcomptoir des Chefs entlassen.

„Machen Sie der Empfehlung des Herrn Black Ehre,“ klang es ihm in den Ohren nach, und etwas regte sich in ihm, wie ein Widerspruch dagegen, daß Christoph ihm so als überlegener Gönner entgegengestellt wurde. Er wußte, daß Christoph ihm in nichts überlegen war; aber er war der Sohn und Erbe eines reichen Mannes. Und zum erstenmal empörte Franz sich gegen die Macht des Geldes. Daß es Reiche und Arme gab und daß er zu den Armen gehörte, hatte Franz bisher hingenommen wie ein Naturgesetz, dem man sich fügen muß. Jetzt sah er, wie das Geld einem Menschen den Stempel eines Wertes aufdrückte, den dieser Mensch an und für sich nicht besaß. Nicht seine guten Zeugnisse von der Gymnasialzeit hatten ihm zu der Stellung verholfen, sondern Christophs Fürsprache. Und das, was dieser Fürsprache Wert verlieh, war nicht Christophs Persönlichkeit, sondern die Thatsache, daß Christoph

bei Wolferts als Gleichberechtigter, das heißt als reicher junger Mann verkehrte. Franz war Christoph darum nicht weniger dankbar, aber er war aus der Resignation, die er bisher der verschiedenen Einteilung der Glücksgüter gegenüber empfunden hatte, aufgerüttelt worden. Gegen Abend beschloß er einen Versuch zu machen, eine Nachricht von Elisabeth zu erhalten. Er ging längere Zeit vor ihrem Hause auf und ab, den Blick nach den Fenstern gerichtet. Aber nichts regte sich dort hinter den weißen Gardinen. Am Ende fragte er bei der Portiersfrau, die am offenen Fenster Wäsche bügelte, ob alles wohlauf sei in der Familie Werkmann.

„I wo, junger Herr, wissen Sie denn gar nicht, daß das Fräulein oben auf dem Tode liegt?“ klang ihm die Antwort durch das offene Fenster.

Unwillkürlich klammerte sich Franz an das Fensterbrett, ihm war zu Mute, als habe er einen Schlag empfangen, der ihn fast betäubte.

„Elisabeth, Fräulein Elisabeth,“ kam es dann mühsam über seine bebenden Lippen. „Seit wann ist sie krank, was fehlt ihr?“

Die Frau hatte den Plättbolzen abgestellt und trat an das Fenster.

„Ja, denken Sie nur, junger Herr, das ist doch schrecklich! So'n liebes, hübsches Fräulein! Damals, nach dem starken Gewitter, da ist sie morgens in der Stadt gewesen, wohl zu leicht angezogen bei dem Winde und dem Regen, den wir doch hatten. Ich fegte gerade die Treppe ab, als sie nach Hause kam; sie war ganz durchnäßt, daß das Wasser nur so vom Kleide tropfte, und ganz rot im Gesicht vom schnellen Laufen. ‚Mein Gott,‘ sagte ich, ‚Fräuleinchen, das ist kein Wetter zum Spazierengehen.‘ Na und richtig, da hat sie sich verkühlt. Am nächsten Tag mußte sie sich schon legen, und der Doktor hat gesagt, sie hätte die Lungenentzündung — und das Mädchen von oben meint, es ginge schlecht, und es wäre gar nicht die Krankheit allein, das Fräuleinchen hätte auch Kummer. Na, ich weiß ja nun nicht, aber ich sage immer: eine Lungenentzündung und noch so'n stiller Kummer, das ist eine schlechte Nummer für so'n Fräulein, was doch ohnehin nicht viel zuzusetzen hat, und ich sage, wenn ein Mädchen so was wie'n Engel aussieht, so weiß und rosa und mit solchen großen Augen, und dann nicht ordentlich übermütig, sondern immer so still und sanft — nee, nee, das ist nicht gut. Und unser kleiner Hund hat auch die ganze vorige Nacht gewinselt, das ist ein schlechtes Zeichen — ach Gott, junger Herr, was haben Sie denn, ist Ihnen schlecht? Sie sehen ja aus wie 'ne Leiche —“

Franz faßte sich gewaltsam. Er schützte ein leichtes Unwohlsein vor, nahm das Glas Wasser, das die Frau ihm hilfsbereit herausreichte, und sagte dann:

„Ich will doch selbst mal fragen, wie es geht — glauben Sie, daß das Dienstmädchen jetzt oben ist?“

„Oben ist sie, aber was anders als ich kann sie Ihnen auch nicht sagen, und der Herr oben soll doch sehr böse auf Sie sein, weil Sie nicht geistlich werden wollten. Na, ich kann Ihnen das ja nicht verdenken, so'n stattlicher junger Herr, — und der lange Rock, das ist ja nicht jedermanns Sache — —“

„Bitte, machen Sie die Hausthür auf,“ unterbrach Franz ihre Auseinandersetzung, und in der nächsten Minute stieg er die Treppen hinauf, die ihm so vertraut waren. Jetzt stand er vor der wohlbekannten Thür. Leise zog er die Klingel. Es verging eine geraume Zeit, bis ein Schritt sich näherte, und er lauschte gespannt, um

zu erraten, wer die Thür öffnen würde. „Wer es auch ist, sie müssen doch meine Frage beantworten,“ dachte er. Drinnen klang jetzt eine Kinderstimme.

„Liddy,“ murmelte Franz. Im nächsten Augenblick wurde die Thür geöffnet. Das Dienstmädchen stand auf der Schwelle und halb hinter ihr, in ihre Röcke geschmiegt, Elisabeths Schwester, die sechsjährige Liddy.

„Wie geht es Fräulein Elisabeth?“ fragte Franz. Die Stimme versagte ihm vor Erregung.

„Ja, ich weiß nicht,“ antwortete das Mädchen leise sprechend, wie man es in der Nähe schwerkranker Menschen thut, „der Doktor hat so'n böses Gesicht gemacht, als er wegging, und unsre Frau weint soviel; ich denke, es wird wohl nichts mehr mit dem Fräulein!“

„Du, Franz, komm wieder zu uns,“ sagte Liddy, die jetzt den Fragenden erkannt hatte und mit ihren Händchen an ihm in die Höhe langte, „sie haben alle keine Zeit mehr, und ich langweile mich so!“

„O Liddy!“ Er hob das Kind in seinen Armen empor und drückte das Gesicht auf Liddys braunen Scheitel. „Liebe, kleine Liddy.“

Die Thränen traten ihm dabei unwillkürlich in die Augen, und das Kind bemerkte es. „Du mußt nicht weinen,“ sagte es, „die Else wird gleich wieder aufstehen!“

„Grüße sie von mir, Liddy. Willst du?“

Das Kind nickte.

Er setzte es wieder zur Erde. Und dann stieg er die Treppen hinab, mechanisch, mit schweren Schritten, als trüge er eine Last, die ihn fast zu Boden drückte.

Elisabeth war schwer krank, vielleicht sterbend — und er war schuld daran, denn an jenem Regenmorgen, wo sie ihn traf, hatte sie sich das Leiden zugezogen.

V.

Ein paar Tage später saß Christoph Black wieder am Theetisch bei Wolferts, zwischen Meta, der Tochter des Hauses, und ihrer Freundin Maria Burow.

„Wissen Sie auch, daß Ihr interessanter Freund, der oberschlesische Bauernsohn, eine Eroberung an Maria gemacht hat?“ sagte Meta lachend.

„Dann beneide ich ihn!“ versicherte Christoph.

„Schwatze nicht Unsinn, Meta,“ rief der Kommerzienrat dazwischen, „man kann den Fleiß oder sonstige gute Eigenschaften eines jungen Menschen wie dieser Czermak anerkennen, aber man vergißt nicht, daß er ein Subalterner ist und voraussichtlich immer bleiben wird. Man spricht da nicht von Eroberungen, selbst nicht als Neckerei.“

Die Kommerzienrätin füllte die Theetasse ihres Mannes, während sie zustimmend und eine leichte Falte zwischen den Brauen ziehend, mit dem Kopfe nickte. Meta aber warf Christoph einen schelmischen Blick des Einverständnisses zu. Christoph drapierte sich den jungen Damen gegenüber förmlich in seine Freundschaft für den „armen, hochbegabten Bauernsohn“ — wie er Franz nannte. Zum Teil imponierten

Franzens leichte Auffassungsweise und sein tüchtiges Wissen ihm wirklich, zum Teil fand er es aber auch ungemein interessant, sich als Beschützer und Gönner aufzuspielen. Franz war sein Lieblingsthema den jungen Damen gegenüber, denn er konnte sich selbst in kein besseres Licht setzen, als wenn er erzählte, wie hart das Schicksal und wie gut er selbst mit Franz umgegangen sei. Nach dem Thee, als die Jugend sich zu einer Partie Halma zusammensetzte, fragte Christoph:

„Also mein armer Freund hat Gnade vor ihren Augen gefunden? Wo haben Sie ihn denn gesehen, gnädiges Fräulein?"

Maria Burow errötete.

„Ach, Meta übertreibt natürlich. Aber in der That habe ich gefunden, daß ihr Freund eigenartig und interessant aussieht. Wir trafen ihn neulich, als wir mit einer Bestellung von Tante Wolfert den Onkel in seinem Büreau aufsuchten. Aber erschreckend blaß sieht er aus."

„Natürlich, er nährt sich wahrscheinlich schlecht," meinte Meta, „er bekommt ja einen so geringen Gehalt. Ich habe mich bei einem unsrer Herren danach erkundigt, denn Papa liebt es nicht, wenn ich ihn nach so etwas frage."

„O, Franz ist ganz zufrieden und stolz, daß er sich selbst erhalten kann," versicherte Christoph. „Ich habe ihm natürlich angeboten, weiterhin bei mir zu wohnen und für das tägliche Leben mein Gast zu sein — —"

„Wie hübsch von Ihnen," rief Meta, und Christoph neigte den Kopf wie ein kokettes Mädchen und versicherte: „Aber das ist doch ganz natürlich und selbstverständlich, gnädiges Fräulein. Franz Czermak zieht es aber vor, auf eignen Füßen zu stehen und sagt, wenn man so lange darauf angewiesen gewesen wäre, auf andrer Leute Kosten zu leben — damit meint er den Pfarrer, der die Pension für ihn bezahlt hat — da sei es eine solche Wohlthat, für sich selbst sorgen zu können, daß man sich schon einrichtete, wenn man auch mit noch so wenig auskommen müßte."

„Das gefällt mir von ihm," erklärte Maria, „wenn ich nach Hause komme, will ich mit Papa sprechen, vielleicht weiß der eine bessere Stellung für den jungen Czermak."

„O, bei uns wird er auch steigen," versicherte Meta, „Papa muß ihn nur erst kennen lernen!"

„Also, meine Damen, wir schließen einen Bund zum Besten des armen Franz, mit drei Beschützern wie wir es sind, kann es ihm ja nicht fehlen —". Alle drei reichten sich lachend die Hände über dem kleinen Spieltisch und Maria rief übermütig: „Der Czermakbund, das klingt riesig interessant!"

Inzwischen wanderte Franz, wie alle Abend, der Klosterstraße zu und fragte bei der Portierfrau, die nachgerade anfing „etwas zu merken", nach Elisabeth.

„Der Doktor hat oben gesagt, Gefahr wäre keine nicht mehr," lautete die heutige Sentenz der Thürhüterin, und Franz wäre ihr am liebsten um den Hals gefallen für diese Freudenbotschaft. Er hatte in diesen Tagen mit Anspannung aller Kräfte gearbeitet, denn nur so vermochte er es, die Sorge um Elisabeth zu ertragen. Sobald er die Arbeit beiseite legte, sobald er sich selbst angehörte, packte diese Sorge ihn und trieb ihn ruhelos umher. Jetzt atmete er auf! Elisabeth war außer Gefahr, sie würde leben! Und sofort begann die Hoffnung, die einer tiefen Mut-

losigkeit in ihm gewichen war, sich wieder zu regen. Es hieß jetzt Geduld haben und arbeiten, um die Grundlage zu gewinnen, auf der er später das Leben für sich und Elisabeth ausbauen konnte. Die Welt stand wieder offen für ihn! Frohen Mutes wanderte er durch die dunstigen Straßen, die ein naßkalter Herbstnebel erfüllte, seiner Wohnung zu, die in einem engen Dachkämmerchen bestand, für ihn aber doch die einzige Heimat bedeutete, die er besaß.

Die Portierfrau teilte am selben Abend Werkmanns Dienstmädchen ihre Beobachtungen in betreff Franz Czermaks mit.

„Das habe ich mir längst gedacht," versicherte die Anna, „und deshalb hat er auch nicht geistlich werden wollen, weil er ein Auge auf unser Fräulein hat. Ich hab's auch dem Fräulein erzählt, daß er immer nachgefragt hat, und Liddychen hat ihr Grüße von ihm bestellt, da ist sie so rot geworden wie mein Kopftuch. Aber, sehen Sie, Frau Müller, was daraus werden kann da nicht, denn der Czermak ist bloß ein Bauernjunge, und meine Leute halten was auf sich. Die Mutter von meiner Frau ist gar eine vom Adel gewesen!"

„Nu ja," meinte die Portiersfrau, „aber sehen Sie, Anna, heutzutage heiratet wohl unsereins, wenn's auch nichts hat als seine gesunden Arme, aber ein Fräulein ohne Geld — das kriegt nicht leicht einen Mann. Und wenn der Herr Buchhalter auch sein schönes Gehalt kriegt, er hat doch seine Kinder zu erziehen, und die zwei Jungens, die werden immer mehr brauchen, je älter sie werden, denn darin, sehen Sie, liegt eine Gerechtigkeit vom Himmel, bei unsereinem verdienen die Kinder, bei den Herrschaftsleuten kosten sie bloß. Na und da wird der Herr Buchhalter auch nicht gerade was zurücklegen können für die Mädchen — und wenn der Herr Czermak sich heraufarbeitet, ist es am Ende noch einmal ein Glück für die Elisabeth, wenn er sie nimmt."

Die Anna schüttelte den Kopf und blieb dabei: nein, daraus könnte nichts werden, ihre Frau sei aus zu guter Familie!

VI.

Ein kalter und langer Winter war über das Land gegangen. Elisabeth hatte die etwas düstere Wohnung in der Klosterstraße nur selten verlassen können, denn sie hustete seit ihrer Erkrankung; der Arzt riet zu großer Schonung.

Franz hatte sie manchmal auf der Straße vorübergehen und nach ihrem Fenster heraufgrüßen sehen, und Liddy hatte ihr ab und zu von ihren Spaziergängen einen Gruß von ihm mitgebracht. Sie hatte ein paarmal versucht von ihm zu sprechen, aber ihre Mutter hatte es ihr mit Thränen in den Augen und Vater mit strengen Worten verboten. Sie war immer blasser und stiller geworden und siechte dahin, wie eine Blume ohne Sonne. Da besuchte der Pfarrer Kosmella Werkmanns. Er erschrak über das veränderte Aussehen Elisabeths, hatte lange Unterredungen mit ihr und mit dem Hausarzt, und eines Tages ließ er sich beim Kommerzienrat Wolfert melden und erkundigte sich eingehend nach Franz Czermak. Wolfert gab ihm das beste

Zeugnis. Er hatte ihm schon eine Gehaltserhöhung zu teil werden lassen und stellte ihm ein günstiges Prognostikon für die Zukunft.

Wenige Tage später erhielt Franz einen Brief folgenden Inhalts:

„Mit schwerem und bekümmertem Herzen schreibe ich Ihnen, denn der Schritt, den ich damit thue, widerspricht meinen Grundsätzen ebenso wie meinen Wünschen. Dennoch sehe ich mich dazu genötigt, denn das Leben meiner Tochter Elisabeth steht auf dem Spiele. Sie kränkelt seit dem Herbst, und nach Ausspruch des Arztes ist ihre zarte Natur nicht im stande, die Herzensenttäuschung, die sie erfuhr, zu überwinden. Das ‚Glück‘, sagt der Doktor, sei der einzige Arzt, der ihr noch helfen könne, das Übel, das sie befallen hat, zu überwinden. Dieser Ausspruch und das Zureden meines Schwagers, des Pfarrers Kosmella, haben mich bewogen, an Sie zu schreiben. Wenn mein Schwager, der selbst Geistlicher ist, es Ihnen verziehen hat, daß Sie dem heiligsten Beruf entsagten, so darf ich mich wohl nicht zum Richter darüber machen. Wenn Sie also noch so denken wie früher, so will ich Ihren Verkehr in unserm Hause wieder gestatten. Sie sowohl als Elisabeth sind für eine Heirat noch viel zu jung, und von einer solchen könnte selbstverständlich erst die Rede sein, wenn Sie eine Stellung hätten, die Elisabeth eine sorgenfreie Häuslichkeit sicherte. Aber, wie gesagt, ich will Ihnen mein Haus wieder öffnen, und glaube, daß Sie das Vertrauen, daß ich Ihnen damit beweise, verdienen werden. Helfen Sie uns, Elisabeth wieder gesund zu machen!

Friedrich Werkmann.“

Es war ein Sonntagmorgen, als dieser Brief bei Franz eintraf, und eine halbe Stunde später stieg er die Treppen in der Klosterstraße hinan. Frau Werkmann kam ihm entgegen. Man sah ihr an, daß sie in letzter Zeit viel geweint hatte.

„Schonen Sie das arme Kind, und geben Sie ihr die Freude am Leben wieder — Sie sind meine einzige Hoffnung!“

Herr Werkmann folgte seiner Frau.

Er reichte ihm die Hand.

„Alles, was ich ihnen zu sagen hatte, stand in meinem Briefe,“ sagte er mit bewegter Stimme. „Vergessen Sie nicht, daß wir Sie zu einer Kranken führen.“

Dann öffnete Frau Werkmann die Thür des Wohnzimmers und ließ Franz eintreten. Elisabeth lag auf einem Sofa, von Kissen unterstützt. Sie richtete sich halb auf, ein rosiger Schimmer flog über ihr blasses Gesicht.

„Franz, Franz —“

Er eilte auf sie zu, und sie legte mit dem tiefen Aufatmen eines müden Kindes ihren Kopf an seine Schulter.

Von diesem Tage an brachte Franz täglich seine abendliche Freistunde bei Werkmanns zu. Seine Nähe und die wärmere Luft des heranrückenden Sommers schienen Elisabeth in der That neu zu beleben. An schönen Sonntagen wanderten sie zusammen über die Promenaden oder fuhren mit der Pferdebahn hinaus nach Scheitnig, um dort im Eichenwald spazieren zu gehen oder ein mitgebrachtes Buch zu lesen. Er besprach alles mit ihr, seine Arbeiten, seine Gedanken, seine Zukunftspläne. Nichts war in seinem Leben, das sie nicht kannte, und nichts erlebte er, wobei er nicht ihrer gedacht hätte. Er liebte sie, und zugleich erschien sie ihm in ihrer zarten,

durchgeistigten Schönheit wie ein höheres Wesen, sein Weib in der Zukunft, aber auch sein guter Engel, in dessen Nähe jeder Gedanke sich läuterte, jede Empfindung edler und besser wurde. So verging der Sommer, und der Arzt schien recht zu behalten, das Glück schien Elisabeth gesund gemacht zu haben. Der Herbst aber brachte ihr eine neue Lungenentzündung, und als sie diese überstanden hatte, erklärte der Arzt, daß sie den nordischen Winter schlecht ertragen würde. Der Buchhalter schüttelte den Kopf. Zuerst sollte das Glück sie gesund machen, und nun der Süden. Er hatte gethan, was er konnte, indem er in ihre Verlobung mit Franz einwilligte — einen Aufenthalt im Süden konnte er ihr nicht verschaffen, zumal jetzt, wo sein ältester Sohn die Hochschule beziehen sollte und die Ausgaben sich vergrößerten.

„Es wird auch so ganz gut gehen, ich werde vorsichtig sein,“ sagte Elisabeth, die sich vor einer Trennung von Franz fürchtete.

Es ging aber schlecht, und bald konnte es auch für Franz kein Geheimnis mehr bleiben — Elisabeth war lungenkrank. „Für solche Fälle genügt auch die Riviera oder Italien nicht mehr. Mindestens zwei Jahre in Cairo — das würde sie retten,“ sagte der Arzt. Und nun wußte Franz, daß sie verloren war, und daß eine einzige Möglichkeit der Rettung existierte, diese Möglichkeit sich aber nur mit einer größern Summe erkaufen ließ, als er oder Elisabeths Vater aufbringen konnte. Zuerst wollte er es nicht glauben. Er ließ sich von Elisabeths rosigen Wangen Hoffnungen vorspiegeln, die sein Verstand als trügerisch bezeichnete, und an die sein Herz sich dennoch klammerte. Es konnte nicht sein, der Doktor mußte sich getäuscht haben. Elisabeth war wohl zart, aber sie klagte doch niemals — mit dem Sommer würde alles wieder gut werden. Elisabeth bestärkte ihn in diesen Hoffnungen, soviel sie konnte, und es ist ein so tiefwurzelndes Bedürfnis des Menschenherzens, zu hoffen, daß es diesem Bedürfnis nachkommt, auch wo es keine Hoffnung mehr gibt.

Im März erkrankte Elisabeth von neuem. In Franzens Armen schlummerte sie ein, um nicht mehr zu erwachen. Der Schmerz machte ihn fast sinnlos. Hätte ein gütiger Zauberer ihn nach einem Herzenswunsch gefragt und Elisabeths Leben ausgeschlossen, Franz hätte nur den einen Wunsch gekannt: mit ihr zu sterben. Aber er war jung und gesund. So tief und heiß er auch litt, es hieß für ihn: weiter leben und sich in die Welt, die ihm plötzlich dunkel und öde geworden war, weiter finden. Zuerst lebte er mechanisch von einem Tage zum andern, auch seine Arbeiten nur in dumpfem Pflichtgefühl vollbringend und sich dazwischen fragend: wozu er nun noch etwas vor sich bringen wollte, da seinem Leben der Inhalt, seiner Arbeit das erstrebte Ziel genommen war. Ihm war, als verhöhnten sie ihn, die großen Summen, die da auf dem Papier vor ihm standen, und von denen ein Bruchteil genügt haben würde, Elisabeth zu retten! Das Geld, ja, das war der Dämon, der das Leben beherrschte! Und während sein Herz an seinen Träumen von Elisabeth krankte, entzündete seine Phantasie sich an dem Gefühl, das er dem Gelde gegenüber empfand. Seine Jugend war verkümmert, seine Liebe war gestorben aus Mangel an Geld. Wie ein persönlicher Feind stand es ihm, alle Lebensfreude versagend, gegenüber, erschreckend und dennoch dämonisch lockend, jenen Fabelwesen gleich, von deren Eroberung in den Märchen Tod oder Leben abhängt. Und wenn es ihm gelingen könnte, wenn er den Dämon zu seinem Sklaven machen, ihn beherrschen könnte, wie

er sich jetzt von ihm knechten lassen mußte — — — er atmete tief auf bei dieser Vorstellung, und wenn sein Herz sich an seine Trauer klammerte, so trug all die zähe Kraft, die Erbschaft einer in harten Lebenskämpfen erstarkten Rasse, seiner Phantasie neue Nahrung zu in Hoffnungen und Erwartungen und stachelte ihn an, weiter zu streben, auch nachdem seinem Leben der beste Inhalt genommen worden war. Von dem sonderbaren Doppelleben, das in ihm pulsierte, gaben die Aufzeichnungen Zeugnis, die er manchmal in seinen Arbeitspausen machte. Einmal waren es schwermütige Gedichte an seine tote Liebe, und dann wieder waren es Zahlen — Spekulationen, die er mit erdachten Kapitalien an der Börse machte. Er legte eine Art von Konto an über die Papiere, die er jetzt kaufen würde. Nach einigen Wochen konnte er einen bedeutenden Gewinn aufschreiben, und er wurde kühner in seinen Spekulationen und freute sich, daß er mit richtigem Instinkt operierte und seinem „Konto" einen neuen Gewinn zuschreiben konnte. Es war ein kindisches Spiel, aber es beschäftigte seine Gedanken und hinderte ihn nicht, die meist rein mechanischen Arbeiten, die er im Bureau zu erreichen hatte, pünktlich fertig zu bringen. Unter seinen Bureaugenossen stand er vereinsamt da. Er hatte kein Geld, um ihre Vergnügungen mitzumachen, und seine bessere Schulbildung ließ ihn in manchen Dingen anders denken als sie. Da erkrankte der erste Comptoirist, der Kommerzienrat übertrug Franz verschiedene selbständigere Arbeiten. Die Krankheit des Comptoiristen dauerte mehrere Wochen, und der Kommerzienrat zog Franz mehr und mehr heran, so daß dieser Gelegenheit hatte, mehrere wichtigere Angelegenheiten zur Zufriedenheit seines Chefs zu erledigen. Die neue, verantwortlichere Thätigkeit übte einen wohlthuenden Einfluß auf Franz aus, der jetzt weniger Zeit zum Grübeln hatte. Da änderte sich die ganze Sachlage wieder mit einem Schlage, indem der Comptoirist als genesen zurückkehrte und sich nun bemühte, den Stellvertreter, in dem er jetzt einen Nebenbuhler sah, aus dem Wege zu räumen. Ein kleiner Krieg aller gegen einen begann, denn man wollte „unter sich" bleiben, wie die jungen Herren sagten, und Franz galt als Eindringling. Der Kommerzienrat Wolfert wollte den erfahrenen ältern Comptoiristen nicht gehen lassen; er durchschaute wohl die kleinen Kabalen in seinem Bureau und er war wohlwollend Franz gegenüber, aber die dauernden Reibungen und Verstimmungen unter seinem Personal waren ihm unbequem, und der Ausweg, Franz fortzuloben, d. h. ihm durch besondere Empfehlung eine andre, vielleicht bessere Stellung zu verschaffen, erschien ihm der angenehmste. So ergriff er die Gelegenheit, als Maria Burow bei einem Besuch seiner Tochter sich nach Franz erkundigte, mit der Gegenfrage zu antworten, ob Marias Vater nicht eine Stellung für Franz habe, der seiner augenblicklichen, untergeordneten Stellung entwachsen, in seinem Bureau doch keinen andern Platz einnehmen könne, da alles besetzt sei? Maria ging mit dem ihr in allen Dingen eignen Feuereifer auf die Sache ein, die ja den alten Schützling ihres „Bundes" betraf. Durch Christoph Black war sie sowohl als Fräulein Wolfert über Franzens tragische Herzensgeschichte orientiert, und der „polnische Bauernsohn" war ihr noch immer eine interessante Persönlichkeit. Christoph Black, der inzwischen eine entferntere Universität bezogen hatte, konnte jetzt nichts für seinen „Freund" thun, aber „ich werde ihn nicht unter die Räder kommen lassen," sagte Maria mit einigem Selbstgefühl und im Gedanken daran, daß ihr Vater ihr noch nie eine Bitte

abgeschlagen hatte. Herr Burow war Witwer, Maria war sein einziges Kind und gewöhnt, ihren Willen als Macht anerkannt zu sehen. „Unter die Räder käme der nun wohl auch so nicht," meinte der Kommerzienrat, „aber ich könnte den jungen Mann mit bestem Gewissen empfehlen, als Korrespondenten z. B., sagen Sie das ihrem Vater."

Diese Unterredung hatte zur Folge, daß Franz wenige Wochen später sein Bündel für Dembowitz schnürte.

Es war ein regnerischer Herbsttag, als er dort eintraf. Die Bahnstation lag dicht vor dem Garten der Burowschen Villa und wurde auf der andern Seite von Kiefernwald begrenzt. Auch jenseit des Gartens führte die Bahn wieder in den Wald hinein, und der Harzduft der Kiefern erfüllte die Luft, die Franz nach der staubigen Bahnfahrt in durstigen Zügen einsog — während er den kurzen Weg, am Bahngeleise entlang, nach seinem Bestimmungsort einschlug.

Hinter dem Garten, der die Villa rings umschloß, lehnte sich eine Reihe von regelmäßig und einförmig gebauten Arbeiterwohnungen an den Wald, und dahinter stiegen die hohen Schornsteine der Cementwerke auf, deren Rauch der Wind aber in entgegengesetzter Richtung über das Land hintrieb. Es hatte jetzt aufgehört zu regnen. In den Harzgeruch mischte sich der Duft der Herbstrosen, die in dem Garten blühten, an dessen Thor Franz jetzt vorüberschritt, um sich nach einem seitwärts gelegenen, zweistöckigen Hause, das man ihm als Comptoir bezeichnet hatte, zu begeben. Da bemerkte er eine junge Dame, die am Gartenzaun lehnend, den Weg, der von der Station kam, zu beobachten schien. Sie trug einen langen, hellgrauen Mantel, dessen Kapuze sie über den Kopf gezogen hatte, so daß sie das frische, junge Gesicht mit den glänzenden, braunen Augen fest umschloß.

„Guten Tag, Herr Czermak," sagte Maria Burow, als er jetzt dicht an ihr vorüberging, „ich dachte mir wohl, daß Sie mit diesem Zuge kommen würden — bringen Sie mir nicht einen Brief von Meta Wolfert mit?"

„Nein, gnädiges Fräulein," stotterte er, ganz verblüfft über diese plötzliche Anrede, „es wurde mir nichts übergeben."

„Nun, dann schreibt sie per Post," erklärte Maria gleichmütig. „Ich hoffe, es wird ihnen hier gefallen, und Sie werden sich recht gut einrichten."

„Gnädiges Fräulein sind sehr gütig!"

„Auf Wiedersehen!"

Und sie lächelte mit ihren roten, ein wenig übermütig geschürzten Lippen, und die dunkeln Augen glänzten, als trieben neckische Kobolde ihr Spiel darin.

Sie empfand es wie einen Triumph, daß Franz nun wirklich hier in Dembowitz war und ihre jugendliche Phantasie gefiel sich darin, für ihn fortan die „gute Fee" zu spielen.

„Mein Czermak," nannte sie ihn ihrem Vater gegenüber und setzte beruhigend hinzu:

„Du brauchst gar keine Angst zu haben, daß ich romantisch werden und mich etwa gar in ihn verlieben könnte, Papa. Ich denke gar nicht daran. Aber etwas muß man haben, für das man sorgen und das man ein bißchen verziehen kann. Und seit

sie mir meinen Neufundländer erschossen haben, bin ich vereinsamt, und einen neuen Hund mag ich nicht, denn so wie mein Karo kann keiner mehr sein.“

Ihre Fürsorge beschränkte sich zunächst darauf, daß sie Franz Kuchen oder Obst herüberschickte, denn die jungen im Geschäft arbeitenden Herren aßen gemeinschaftlich in der Restauration und waren im Büreau beschäftigt, so daß sie die Villa Burow kaum betraten und Maria ihren Schützling gar nicht zu sehen bekam.

Franz hatte seine Übersiedlung zunächst wohlthuend empfunden. In Breslau hatte die Erinnerung an sein kurzes Glück ihn auf Schritt und Tritt verfolgt. Hier war ihm alles fremd, alles neu, und das zerstreute ihn. Oft überkam ihn das Gefühl der Fremde freilich auch wie ein tiefes Heimweh; dann floh er in den Freistunden jede Gesellschaft und unternahm lange Streifereien durch die Wälder. Die Industrieanlagen von Dembowitz lagen mitten auf dem gleichnamigen Dominialterrain. Herr Burow hatte als junger Mann den Platz erworben, der zum Teil aus schlecht kultiviertem Busch, zum Teil aus Feld, das wenig ertragreich war, bestand. Der Besitzer von Dembowitz, Herr von Karsten, hatte gerade die Leutnantsuniform abgelegt, um Dembowitz, das ihm durch Erbschaft zugefallen war, zu übernehmen. Die Verhältnisse waren ihm neu, er befand sich in Geldverlegenheit, da er das Gut ohne das nötige Betriebskapital übernommen hatte, und so war ihm der Handel mit dem schlechten Acker, für den Herr Burow ein gutes Gebot machte, erwünscht gekommen. Freilich, als Herr von Karsten sah, daß sein neuer Nachbar nicht bloß Kalkbrüche anlegte, um die gewonnenen Steine zu verkaufen, sondern daß er selbst einen Kalkofen neben den andern baute, daß nach und nach eine neue Ortschaft um die Kalkbrüche herum entstand, da hätte er gern den ganzen Verkauf rückgängig gemacht. Doch Herr Burow lachte nur, als er ihm eines Tages wirklich ein Rückkaufsgebot machte, und setzte neben seine Kalköfen auch noch eine große Cementfabrik. Herr von Karsten, dem die Arbeiter davon liefen, um sich von Herrn Burow anwerben zu lassen, sah sich nun genötigt, die Strafgefangenen aus der Kreisstadt, in der sich eine größere Gefangenanstalt befand, für die Feldarbeiten zu verwenden, und je mehr Ärger er mit diesen ungeübten und meist widerwilligen Sträflingsarbeitern hatte, je mehr haßte er Herrn Burow und seine Unternehmungen. So kam es, daß die beiden Männer, deren Wohnsitze nur durch einen schmalen Waldstreifen getrennt waren, sich niemals sahen. —

„Der Kerl, der Burow,“ sagte Herr von Karsten, wenn er von seinem Nachbar sprach, und „der verrückte Karsten“ wurde er von Herrn Burow genannt. Und ein Sonderling war er in der That im Lauf der Jahre geworden. Er lebte als alter Junggeselle allein in dem weitläufigen Schloß von Dembowitz, ließ den schönen alten Garten verwildern und sparte an allen Ecken und Enden, wodurch er es zu einem gewissen Wohlstande gebracht, sich aber auch jeden Lebensgenuß verkümmert hatte.

Eines Tages begegnete Franz einem verhutzelten alten Männchen auf einer seiner Waldstreifereien und wollte achtlos vorübergehen, als eine krähende Stimme ihn anrief:

„Oho, junger Herr, was machen Sie hier auf meinem Privatwege? Hier ist keine Landstraße!“

Franz griff grüßend an seine Mütze.

„Ich bitte um Entschuldigung, ich ahnte nicht, daß der Weg verboten wäre.“

„Darum sage ich es Ihnen, ich, der Herr von Karsten auf Dembowitz.“

Franz sah den seltsamen Alten an wie eine Märchenerscheinung, und als die vertrockneten Lippen den Namen „Karsten“ nannten, durchzuckte es ihn in jäher Erinnerung. Das war ja der Mädchenname von Elisabeths Großmutter gewesen, er hatte ihn in der Familie nennen hören.

„Herr von Karsten —“ wiederholte er unwillkürlich.

„Herr von Karsten — —“.

Der Alte wurde ungeduldig.

„Was starren Sie mich so an,“ rief er, „machen Sie, daß Sie auf die Landstraße kommen!“

Franz faßte sich.

„Ich kenne den Weg nicht, bitte, wollen Sie mich zurechtweisen?“

Der Alte sah Franz prüfend vom Kopf bis zu den Füßen an.

„So, fremd also? Was machen Sie denn dann hier?“

„Ich ging spazieren.“

Herr von Karsten öffnete seine runden, braunen Augen weit, der Mund verzog sich zu einem Lächeln, daß die gebogene Nase scharf hervortrat und er nun aussah wie ein Mensch gewordener Uhu.

„In Ihrem Alter hatte ich keine Zeit zum Spazierengehen.“

„Es ist heute Sonntag, Herr von Karsten!“

„Ein schöner Grund, um spazieren zu gehen! Kann man sich da nicht nützlich zu Hause beschäftigen? Ich gehe niemals spazieren. Ich war dort“ — er wies nach rückwärts in den Wald hinein — „um die Klaftern zu revidieren. Unnützes Herumlaufen kann ich nicht leiden. Und nun nehmen Sie mal den Weg rechts, da kommen Sie auf die Landstraße, und ich wünsche nicht, Sie wiederzusehen. Verstehen Sie mich?“

Franz folgte der angegebenen Richtung. Die Begegnung hatte ihn erregt. Er erinnerte sich, gehört zu haben, daß Frau Werkmann einen Onkel besaß. Konnte es sein, daß der Zufall ihn hier mit diesem zusammenführte?

In Gedanken versunken schritt er weiter, bis er die Schlote der Cementfabrik vor sich aufragen sah. Er näherte sich der Anlage hier von einer ihm bisher fremden Seite. Ein schmaler Fußweg führte vom Ende des Waldes aus über das Feld, einer steinigen Bodenerhöhung entgegen, an der er dann entlang lief. Um den Weg abzukürzen, erklomm Franz die Höhe und sah, daß diese schon zu den Kalkbrüchen gehörte, die sich auf der andern Seite steil absenkten. Heute, am Sonntag, wurde hier nicht gearbeitet. Unten auf der ausgegrabenen Thalsohle standen einige mit Steinen gefüllte Wagen auf den Schienen, die nach den Öfen führten; aber kein Mensch war zu sehen in dem tiefen von Steingeröll erfüllten Thal, das die gelbgrauen, steilen Wände umschlossen. Grünliches Wasser stand unten neben dem Schienenstrange, und der blaue Herbsthimmel spannte sich über dem Steinbruch aus, als wollte er sich Mühe geben, eine heitere Farbe in das düstere Bild zu bringen. Jenseits stiegen die grauweißen Mauern der Öfen über den Steinwänden empor, und zwischen diesen und Franz befand sich in beträchtlicher Höhe über dem Geröll des Abgrundes ein kurzer hölzerner Steg, der rechts und links ein Geländer hatte, aber vorn offen war. Der

darunter befindliche Teil des Bruches sollte nicht weiter abgegraben, sondern zugeschüttet werden, und der Steg diente dazu, Schutt von andern Stellen her hier abzuladen. Als Franz jetzt über den fast unwegsamen Pfad an der Seite des Bruches hinschritt, war es ihm plötzlich, als töne ein Ruf hinter ihm. Er blickte um sich. Da entdeckte er eine weibliche Gestalt oben auf dem Holzstege. Sie winkte ihm zu. Er erkannte mit einem plötzlichen Schrecken Maria Burow. Wie kam sie dorthin? Was trieb sie dort? Sie schritt an dem Geländer entlang bis dicht vor die offene Stelle, wo sonst die Karren gekippt wurden, um den Schutt in die Tiefe zu befördern. „Herr Czermak,“ klang es zu ihm herüber. Er beeilte sich, vorwärts zu kommen über das Geröll; aber er hatte einen ganzen Teil des Bruches zu umschreiten, ehe er zu dem Stege gelangte, und dabei verfolgte ihn die peinigende Vorstellung, sie könnte herabstürzen, es müßte ein Unglück geschehen, ehe er sie erreichte. Sie stand dicht am Ende des Steges und beugte sich über den Abgrund, als spiele sie mit der Gefahr. Endlich hatte er sie erreicht. Sie lachte ihn an.

„Ich sah Sie kommen,“ sagte sie, „und da wollte ich Ihnen einen meiner Lieblingsplätze zeigen.“ Sie wies nach dem Ende des Steges.

„Das ist ein sonderbarer Platz,“ erwiderte er, „und es sah so ängstlich aus, als Sie dort am Ende standen und sich herabbeugten.“

„Ja, das ist eben das Hübsche an diesem Platze. Einen Schritt zu viel, und man stürzt hinab, und es ist alles aus. Es hat so etwas Aufregendes, sich zu sagen, daß man mit einer Bewegung Tod und Leben in der Hand hat. Und sehen Sie nur, wie romantisch der Steinbruch von hier aussieht.“

Er folgte mit dem Blick der Weisung ihres Fingers. Unheimlich dehnte der Steinbruch mit seinen schroffen, gelbgrauen Wänden und seinem wüsten Geröll sich unter ihnen aus. „Das scheint mir mehr häßlich als romantisch,“ sagte er.

Sie lachte.

„Sie haben keine Phantasie, Herr Czermak. Sie denken wahrscheinlich: da unten die graue Schicht, das ist Cementstein, und die hellere darüber, das ist Kalkstein, und so und soviel Leute können am Tage so und soviel Kubikmeter Steine brechen. Weiter sagt Ihnen der Steinbruch nichts. Aber ich bevölkere ihn mir in Gedanken mit Erdmännchen und Koboldten. Sehen Sie nur, jetzt, wo die Schatten tiefer werden, könnte man glauben, allerlei seltsame Köpfe lugten zwischen den Steinen hervor, und es entwickelte sich da unten eine Märchenwelt.“

„Darauf wäre ich freilich nicht gekommen,“ meinte er lächelnd, „aber wenn ich mehr Phantasie hätte, als Sie mir zusprechen, da hätte ich wohl einen sonderbaren Alten, der mir vor einer Stunde recht unfreundlich im Walde begegnete, für einen bösen Kobold halten können.“

„O, das muß Herr von Karsten gewesen sein! Unser Nachbar.“

„Ja, der war es, in der That.“

Sie lachte und beugte sich so weit über den Steinbruch, daß es Franz gruselte und er unwillkürlich die Hand ausstreckte, um sie zurückzuhalten.

„Burow!“ rief sie hinab und lachte, als das Echo den Namen wiederholte: „Burow!“

„Ich bitte Sie, treten Sie zurück. Wenn Ihr Herr Vater Sie so in dieser halsbrecherischen Stellung sähe!“ rief Franz.

Sie blitzte ihn mit ihren dunkeln Augen an.

„Sie sind ja nervös, Herr Czermak! Aber ich liebe nun einmal die Nähe der Gefahr — jeder Gefahr —“.

Trotzdem wandte sie sich um und trat den Rückweg an.

„Kennen Sie Herrn von Karsten?“ fragte Franz, dessen Gedanken nicht von dem Alten loskommen konnten.

„O, nur von weitem, denn er haßt uns ja,“ gab sie zurück, „aber ich weiß, daß er ein alter Sonderling ist, der mutterseelenallein in seinem Schloß haust, d. h. mit seinen Dienstboten, aber die rechne ich nicht.“

„Es muß doch traurig sein, im Alter so einsam dazustehen.“ Franz hätte gern etwas Näheres erfahren.

„Daran ist er selbst schuld,“ sagte Maria Burow in sehr bestimmtem Ton. „Er hatte eine Schwester, die mit ihrer Familie in sehr bescheidenen Verhältnissen gelebt haben soll, und von der er sich losgesagt hat, weil sie einen Bürgerlichen heiratete. Man sollte es gar nicht für möglich halten, daß so etwas noch heutzutage vorkommen kann.“

„Und wissen Sie, an wen diese Schwester verheiratet war?“

Jetzt blieb sie wieder stehen, sah ihm ins Gesicht und lachte.

„Sie sind wirklich ein wunderliches Menschenkind,“ sagte sie. „Ich führe Sie auf meinen Lieblingsplatz und plaudere Ihnen allerlei vor — aber der alte Einsiedler von Dembowitz interessiert Sie viel mehr, als ich und meine Gnomengeschichten. Wissen Sie auch, daß mir das sonst nicht passiert, mein Herr?“

Franz wurde rot und stotterte eine Entschuldigung, aber sie lachte schon wieder.

„Ach was, entschuldigen Sie sich nicht, es ist eigentlich ganz nett, daß Sie mich nicht so in Bewunderung ersterbend ansehen wie Ihre Kollegen. Es ist sogar möglich, daß Sie mich kritisieren und mich für ziemlich verrückt halten, weil ich Ihnen meine Vorliebe für halsbrecherische Standpunkte anvertraut habe. Aber sehen Sie, ich bin hier so ziemlich auf mich angewiesen, denn Tante Malchen, meine sogenannte Gardedame, zählt nicht, und Papa hat seine Rechnungen und Geschäfte im Kopfe — er liebt mich dabei sehr, ebenso wie ich ihn, wissen Sie, aber wir beschäftigen uns doch nicht allzuviel miteinander. Und wenn dann stille Zeiten ohne Hausbesuch kommen, wie eben jetzt, da sitze ich den ganzen Tag allein mit meinen Gedanken, und dabei werden die wohl manchmal etwas kraus und bunt. Vorigen Herbst haben sie mir auch noch meinen Karo erschossen. Er war nur ein Hund, aber ich hatte ihn doch lieb, und er war immer bei mir. Wissen Sie, Herr Czermak, Sie könnten eigentlich manchmal mit mir polnisch treiben. Christoph Black hat gesagt, Sie beherrschten das Polnische auch grammatikalisch, es würde mich so freuen, ein paar Stunden so nützlich unterzubringen — —“

„Weil Ihr Karo erschossen worden ist —“ sagte Franz, unwillkürlich ein wenig verletzt durch die Zusammenstellung, in der sie ihm ihren Wunsch vortrug.

Sie sah ihn ungewöhnlich ernst an.

„Sie nehmen es streng mit dem, was ich sage — ich, ich bin gewohnt, mit Menschen und Dingen mehr zu spielen, als sie ernsthaft zu nehmen. Ich weiß, daß das ein Fehler ist, aber ich bin nun einmal so. Verletzen wollte ich Sie jetzt aber nicht, das können Sie glauben. Und nun antworten Sie mir einmal ernsthaft: wollen Sie mir polnische Stunden geben? Unser Volk hier herum ist doch polnisch, ich möchte mich mit ihm verständigen können."

„Ihr Herr Vater ist Herr meiner Zeit. Ich weiß nicht, ob es ihm recht wäre."

„Ist das Ihr einziges Bedenken?"

„Wie sollte ich ein andres haben!"

„Nun, dann werde ich das mit Papa in Ordnung bringen."

Sie hatten den Garten erreicht. Maria nickte ihm zu. Es sah fast ein wenig hochmütig aus, wie sie jetzt das feine Köpfchen gegen ihn neigte.

„Auf Wiedersehen also!"

Franz verneigte sich. Er war in ärgerlich gereizter Stimmung. Wollte sie mit diesem Abschiedsgruß den Eindruck der vertraulichen Plauderei, zu der sie sich hatte hinreißen lassen, verwischen? Was wollte sie überhaupt? Warum erzählte sie ihm von sich so viel, daß sie ihn fast zwang, teil zu nehmen an ihrem innern Leben. Fragte er denn danach? Sie war die Tochter seines Chefs für ihn, sonst nichts. Ein heftiger Widerspruch regte sich in ihm gegen dieses Mädchen, dessen dunkle Augen so sonderbar in die seinen geblickt hatten. Ah, sie hatte es ja selbst gesagt: sie spielte mit Menschen und Dingen. Aber er wollte nicht mit sich spielen lassen. Er hatte nichts für Maria Burow übrig, keinen Gedanken, keine Regung. Sein Herz war gefeit durch die Erinnerung an Elisabeth, die so ganz, ganz anders gewesen war — so mädchenhaft zurückhaltend und dann wieder so herzenswarm, so ernst und verständnisvoll. Wie konnte dagegen eine Maria Burow aufkommen?

Und jener Alte im Walde — Franz war jetzt überzeugt, daß er mit Elisabeths Onkel zusammengetroffen war, demselben Onkel, an den die Mutter sich hilfeflehend in Elisabeths Krankheit gewandt und der ihre Bitte zurückgewiesen hatte. — Tiefe Bitterkeit drückte ihm das Herz zusammen, mit all seinen Gedanken war er wieder bei der Vergangenheit. Dennoch sah er im Traum der Nacht Marias Augen wieder vor sich aufblitzen, und ihre fröhliche Stimme sagte ihm krause Worte ins Ohr, die ihn verwirrten. Er zürnte sich selbst beim Erwachen, er begriff nicht, wie er hatte von ihr träumen können — aber es war dennoch geschehen.

VII.

Als Maria nach dem Spaziergang mit Franz in die Villa trat, fragte sie sofort nach ihrem Vater, denn sie wollte sogleich mit ihm über Franz und ihre polnischen Stunden sprechen. Sie zog ungeduldig die Augenbrauen in die Höhe als sie hörte, daß Besuch bei Herrn Burow sei.

„Wer ist's?" herrschte sie den Diener an.

„Der Herr Hüttendirektor Lagerer —"

Maria seufzte. Der Direktor, der sein Werk vergrößerte und große Bestellungen bei Herrn Burow gemacht hatte, war ein Besuch, der berücksichtigt werden mußte.

„Hat Papa Rheinwein kommen lassen?“ fragte sie. Und als der Diener bejahte, senkte sie resigniert den Kopf. Wenn der Direktor Lagerer und ihres Vaters guter Rheinwein zusammen kamen, trennten sie sich nicht so bald voneinander. Sie ging zu der alten Verwandten, die sie als ihre „Gardedame“ bezeichnet hatte. Sie fand sie über einem Reißbrett sitzend, auf dem eine sehr sauber, aber schülerhaft ausgeführte Zeichnung steckte.

„Na, Tante Malchen, wieder fleißig?“ rief sie, der Zeichnerin über die Schulter sehend.

Diese blickte auf, nahm die Brille von den mattblickenden Augen und nickte mit einem stillen Lächeln der Nichte zu.

„Ja, mein Goldkind, und gerade habe ich den letzten Strich gemacht. Es soll unsre Ziegelei sein, weißt du, das da, dahinter sind die Kalköfen.“

„Sehr hübsch, Tante Malchen, willst du es Papa schenken?“

„Ja, zu Weihnachten, ich male noch einen Kranz von Kornblumen und Eichenlaub ringsum. Ach, Kindchen, was bin ich doch für ein Glückspilz, daß ich jetzt soviel Zeit für meine kleinen Liebhabereien übrig habe! Und mein Zimmer hier, mit dem Blick nach dem Walde und den hellblauen Überzügen und Gardinen — alles gerade so, wie ich es mir wohl früher wünschte, ohne die Aussicht, es je zu bekommen, und keine Sorgen, und der Vetter und du, ihr beiden immer gut zu mir — siehst du, gerade ehe du kamst, dachte ich über meine Zeichnung hinweg wieder daran, wie gut sich mein Leben doch gefügt hat, und ich war so recht froh und dankbar dafür!“

Maria legte den Arm um ihre Schultern. „Du bist rührend, Tantchen, und ich wünschte, ich könnte mir ein Beispiel an dir nehmen.“

„An mir? Du, mein Goldkind — aber du kannst dich doch nicht mit mir vergleichen! Denke doch, was für ein armes, herumgestoßenes, häßliches Mädchen ich war, ehe der Vetter mich aufnahm! Meinen Unterhalt mußte ich bei fremden Leuten verdienen, denen ich's beim besten Willen doch nie zu Dank machen konnte, und dann immer die Sorge: von was lebst du, wenn sie dich fortschicken und du nicht gleich eine andre Stelle findest? Es wäre ja eine himmelschreiende Undankbarkeit, wenn ich jetzt nicht glücklich sein wollte, Mariechen, und weiß Gott, ich bin es auch! Aber wie kannst du dich mit mir vergleichen, du Prinzeßchen, so schön, so reich, so auf Händen getragen, wie du es bist!“

„Ja, sieh mal, für das alles müßte ich doch nun erst recht dankbar sein und müßte mich doch zum mindesten ebenso glücklich fühlen wie du.“

„Ja, du bist doch auch glücklich! Du spielst ja wie ein Mückchen im goldnen Sonnenschein, mit dem dein Vater dich umgibt, hast keine Sorgen — höchstens weißt du vielleicht gar nicht, wie glücklich du bist!“

Maria zuckte die Achseln. Ein Schatten flog über ihre Stirn.

An der Thür wurde geklopft. Der Diener trat ein und überbrachte Fräulein Malchen den Weinkellerschlüssel mit der Bitte seines Herrn, noch eine Flasche Liebfrauenmilch herauf zu holen.

„Na, denen schmeckt der Wein heute,“ sagte Malchen lächelnd und erhob sich, um den Auftrag auszuführen. Maria blickte ihr nach und schüttelte den Kopf.

„Ist es nun eigentlich ein Glück, wenn man so an hundert Kleinigkeiten Freude empfindet, wie Tante Malchen? Ich kann das nicht!“

Sie warf einen fast verächtlichen Blick auf Malchens Zeichnung.

„Das da, das ist keine wirkliche Beschäftigung — so was mag ich nicht machen!“

Am Abend, als der Direktor Lagerer endlich fort war, ging sie zu ihrem Vater.

„Störe ich dich, Papa?“

„Nein, mein Kleines, ich bin gerade fertig mit meinen Arbeiten.“

„Ich möchte etwas von dir haben.“

Er lachte, und seine intensiv blauen Augen sahen sie förmlich leuchtend an.

„Na, was möchtest du denn, mein Kleines?“

Auf seinem rötlichen, vom kurzgehaltenen graublonden Vollbart umrahmten Gesicht stand das freudige Bewußtsein geschrieben, daß es so ziemlich keinen Wunsch für seinen Liebling gäbe, den er ihm nicht erfüllen könnte.

Maria war an ihn herangetreten und lehnte ihre Stirn an seine Wange, und er umschlang sie und streichelte ihre weiche Hand mit vorsichtiger Zärtlichkeit, als könne er das zarte Ding mit seiner Liebkosung verletzen.

„Ich möchte polnische Stunden nehmen, Papa.“

Er lachte.

„Kleiner Schneck du, was willst du denn damit?“

„Ich will mit den Leuten reden können, die um uns herum wohnen.“

„Aber du weißt doch, daß du nicht zu den Leuten gehen darfst, denn unter den vielen Kindern hat immer eins irgend eine ansteckende Krankheit, und was finge ich an, wenn du dir da etwas holtest. Ich habe doch nur mein eines, einziges Goldmädel!“

„Ich habe dir's ja versprochen, daß ich nicht in die Häuser gehe, Papa, aber wenn ich die Leute draußen treffe, oder wenn sie im Garten arbeiten —“

„Aber die jüngern können ja alle deutsch, von der Schule her.“

„Sie thun aber immer so, als ob sie nichts verständen, und ich komme mir so dumm vor, wenn ich ihre Sprache nicht kann. Und siehst du, Papa, jetzt hätte ich eine so schöne Gelegenheit es zu lernen, wenn du es erlaubtest.“

„Lieber Himmel, wenn's dich glücklich macht — immerzu!“

Nun rückte sie mit Franz Czermak vor.

Burow wollte erst nichts davon wissen. Der habe andres zu thun, meinte er; aber Maria bat weiter.

„Ich möchte auch so gern, daß er sich ein extra Taschengeld verdiente. Er ist doch so arm, Papa.“

„O, er hat jetzt eine ganz hübsche, auskömmliche Stellung.“

„Aber ich würde mich doch sehr freuen, wenn du ‚ja‘ sagtest.“

Das war ein ausschlaggebendes Argument, dem die endgültige Erlaubnis bald folgte.

„Du lieber, lieber Papa, du glaubst gar nicht, wie froh ich bin, nun einmal etwas Ernsthaftes vor zu haben.“

Er fuhr ihr mit seiner großen, sonnenverbrannten Hand über die krausen Stirnlocken.

„Du sonderbares Mädelchen, thust gerade, als sehntest du dich nach Arbeit, anstatt Gott auf den Knieen zu danken, daß du nicht nötig hast, wirklich zu arbeiten! Freue dich deines Lebens, Kind und später, aber erst viel später, verstehst du? — da bringe mir mal einen vernünftigen Schwiegersohn ins Haus. Das ist alles, was ich von dir verlange."

Sie schmiegte sich an ihn, aber sie antwortete nicht mit der gewöhnlichen Phrase sehr junger Mädchen, daß sie niemals heiraten wolle. In Wahrheit hatte sie sich schon oft mit diesem Gedanken beschäftigt und hatte die jungen Männer, die ins Haus kamen oder die ihr in Breslau begegnet waren, mit der stummen Frage angesehen, ob sie ihr Leben wohl mit ihnen vereinen möchte? Dabei trieb sie eine gewisse angeborene Koketterie ebenso wie die sonstige Inhaltlosigkeit ihres Lebens dazu, jeden, der ihr in den Weg kam, zu erobern. Als sich aber durch ihr Wesen ebenso wie durch den Reichtum ihres Vaters angezogen, ein paar ernsthafte Bewerber einstellten, hatte sie erschrocken und entschieden „Nein" gesagt, und dieses „Nein" klang bei jeder neuen Begegnung in ihr. Der Mann, dem sie sich einmal zu eigen gab, mußte ganz anders sein als all diese jungen Herren — wie? das wußte sie selbst nicht, aber sie erwartete etwas Besonderes vom Leben. Durch die Zärtlichkeit des Vaters und durch ihre ganze Umgebung dazu verleitet, wuchs der Gedanke, daß sie selbst etwas Besonderes war, in ihr auf. Vorläufig noch vollkommen naiv und aller edelern Regungen fähig, begann sich dennoch in ihr ein starker Egoismus zu entwickeln, der aus Mangel an andern Idealen oder einem ernstern Lebensinhalt das eigne „Ich" auf den Thron ihrer Gedanken erhob. Franz gegenüber hatte sie sich erst als Beschützerin und Gönnerin gefühlt. Dann war sie erstaunt gewesen, nicht der Bewunderung in seinem Blick zu begegnen, an die sie sonst gewöhnt war. Und nun, nach der ersten längeren Unterhaltung mit ihm, fühlte sie instinktiv einen Widerstand in ihm gegen das, was sie im stillen „ihre Macht" nannte. Das reizte sie, und reizte sie um so mehr, als ihre edleren Regungen ihr Verständnis und Sympathie für seine Eigenart einflößten. Es imponierte ihr, daß er sich so ganz aus eigner Kraft empor zu arbeiten suchte, aber gerade deshalb sollte er nun auch ihr Verständnis und Interesse entgegenbringen.

Am nächsten Tage sprach Herr Burow selbst mit Franz in betreff der polnischen Stunden. Franz war zurückhaltend, der Gedanke an diese Stunden beunruhigte ihn. Dennoch lag kein Grund vor, dem ihm von seinem Chef selbst vorgetragenen Wunsch nicht zu entsprechen. Der Beginn der Stunden wurde also für die nächste Woche verabredet, in der Weise, daß Franz dreimal in der Woche um sieben Uhr abends in die Villa kommen sollte.

Der Sonntag, der dieser Woche voranging, war ein trüber, regnerischer Tag. Franz fühlte sich besonders vereinsamt, und aus diesem Gefühl heraus schrieb er an seine beiden Brüder, teilte ihnen mit, wo und in welcher Stellung er sich jetzt befand, und bat sie, ihm ebenfalls Nachricht zu geben. „Wir sind doch Brüder, und ich habe keinen Menschen auf der Welt, der sonst nach mir fragte oder mir nahe stände." Damit schloß er beide Briefe.

VIII.

Einige Wochen waren vergangen. Die polnischen Stunden nahmen regelmäßigen Fortgang, und ebenso regelmäßig nahm Franz, der anfangs pünktlich seine Bücher zuklappte und die Villa verließ, jetzt an dem Abendbrot der Familie teil und brachte die immer länger werdenden Abende in der Villa zu. Herr Burow liebte es, sich abends die Zeitungen vorlesen zu lassen, und da Fräulein Malchen oft heiser war, und Maria diese Lektüre langweilig fand, war Franz eine willkommene Aushilfe, und als Weihnachten heranrückte, betrachtete man Franz fast wie einen Hausgenossen. Hätte man Herrn Burow gefragt, wie das zuging, er würde in gutem Glauben geantwortet haben: das hat sich so ganz von selbst gemacht. Maria hätte freilich eine andre Auskunft geben können. Franz ließ sich treiben, aber er hatte sich Marias Koketterieen gegenüber hinter seine Erinnerungen verschanzt. Sie ahnte vielleicht dieses unsichtbare Bollwerk und fing an, es langsam abzubröckeln, indem sie mit Franz von der Vergangenheit sprach. Anfangs erschien es ihm wie eine Entweihung, seine Herzenswunde ihr gegenüber zu berühren; aber am Ende widerstand er doch nicht dem Reiz, von all dem zu sprechen, was noch vor kurzem sein Leben ausgefüllt hatte, und dabei Marias teilnahmvoll leuchtende Augen vor sich zu sehen. Auch von seinen Brüdern sprach er zu ihr. Peter hatte auf seinen Brief gar nicht geantwortet, und an Josephs Stelle hatte dessen junge Frau geschrieben, einen unorthographischen Brief, der Franz mit seinen gebildet sein sollenden Phrasen ebenso verletzte, wie durch die daraus sprechende Gesinnung. Es ginge Joseph recht gut in seinem Wirtshaus, aber natürlich übrig, um etwa arme Verwandte aufnehmen zu können, hätten sie es nicht. Das war die Quintessenz des Schreibens.

„Der Brief hat mir, ebenso wie das Schweigen meines ältesten Bruders, recht klar gemacht, daß es in Wahrheit keine Art von Gemeinschaft zwischen mir und meinen Verwandten mehr gibt,“ sagte Franz, „und der Pfarrer Kosmella, der den Tod meiner Braut als Fingerzeig des Himmels betrachtete, daß ich nun doch die geistlichen Gelübde ablegen sollte, hat mir meine abermalige Weigerung so übel genommen, daß er nun auch Elisabeths Eltern gegen mich beeinflußt hat. Ich bin ganz vereinsamt.“

Es war in einem Augenblick, in dem die Verbitterung über diese Vereinsamung ihn übermannte, als er sich so gegen Maria aussprach, und er war zu sehr von seinen wehmütigen Empfindungen hingenommen, um zu bemerken, daß Marias Augen befriedigt aufleuchteten bei seinem Bericht. Aus ihrer anfangs ziellosen Tändelei war sie jetzt zu dem Bewußtsein gekommen, daß sie Franz „zu sich erheben wollte,“ wie sie das in stillen Meditationen nannte. Je losgelöster er von allem andern war, je ausschließlicher, dachte sie, würde er ihr einst gehören. Daß er mit so großer Treue an der Toten festhielt, nahm sie ihm vorläufig nicht übel, das war romantisch und gefiel ihr besser, als die überstürzten Huldigungen andrer junger Herren. Seine Persönlichkeit hatte gleich bei der ersten Begegnung einen gewissen Zauber auf sie ausgeübt, und daß er von niederer Herkunft war und ihr einst alles zu verdanken haben würde, hob sie in ihrem eignen Prinzessinnen-Bewußtsein. Das war eben

einmal etwas Besonderes und Ungewöhnliches, etwas ganz andres, als wenn sie Christoph Black oder einen seines Gleichen geheiratet hätte.

Franz, wenn er am Abend sein kleines Zimmer betrat, suchte dann das Bild Elisabeths hervor, und unwillkürlich verglich er die tote Geliebte mit der lebensprühenden Maria. Und daß er das, kühl abwägend und zu Marias Ungunsten entscheidend, konnte, war ihm ein Zeichen, daß er Maria nicht liebte, wenn auch sein Blut ihrer reizvollen Persönlichkeit gegenüber oft in Wallung kam.

„Und es ist ein Glück, daß ich sie nicht liebe," entschied er dann, „denn sie spielt nur mit mir. Wie so ganz, ganz anders ist sie, als meine süße, selbstlose Elisabeth war!"

Immerhin regte ihn der häufige Verkehr mit dem schönen Mädchen auf, und unwillkürlich suchte er durch vergrößerte Thätigkeit ein Gleichgewicht gegen die Unruhe, die ihn manchal erfaßte. Wenn er nicht an den Schreibtisch gefesselt war, durchwanderte er die Werke, um sich über den technischen Betrieb des Industriezweiges, für den er thätig war, zu orientieren. Aus dem Steinbruch kamen die beladenen Wagen mit dem Fahrstuhl herauf bis zu den Öfen, wo die Steine getrocknet wurden, um dann sofort auf der Wage für die Cementmischung gewogen zu werden. Von der Wage fiel das Rohmaterial direkt in die erste Etage des Fabrikgebäudes herab, wo es zwischen großen Mühlsteinen zerrieben, im Mischbottich angefeuchtet, zu Ziegeln gepreßt und auf der „Dörre" getrocknet wurde. Nachdem die Ziegeln im Diekschen Ofen gebrannt waren, kamen sie in die Kugelmühle, wo Hunderte von rotierenden Kugeln sie in feines Mehl verwandelten. Das war dann der gebrauchsfertige Cement, der in Fässern verladen zur Verfrachtung kam. Vorher aber wurde jeden Tag von jedem frischgemahlenen Cement die Analyse festgestellt, da der Cement nur bei einem bestimmten Prozentsatz von Thon zu Kalk die erforderliche Bindefestigkeit erlangte. Franz begriff bald, wie wichtig diese Analyse für die ganze Fabrikation war. Auch über den Betrieb in der Ziegelei und an den Kalköfen orientierte er sich, aber am meisten interessierten ihn doch die Cementmühlen. Eines Tages begegnete Herr Burow ihm dort.

„Ei, ei, lieber Czermak, Sie hier," sagte er mit einem freundlichen Lächeln, „das muß ich loben. Ich kann die Leute nicht leiden, die sich bloß auf den grünen Tisch beschränken und zufrieden sind, wenn sie alles schwarz auf weiß nach Hause tragen können. Bei jeder praktischen Arbeit läßt sich was lernen, und in jeder steckt etwas, was des Ansehens und Kennenlernens wert ist. Mit Theorien bringt man keine produktive Arbeit vor sich. Praxis, Praxis, darin liegt es, und Praxis erwirbt man bloß durch eigne Anschauung und eignes Angreifen."

Er zeigte ihm verschiedene Cementproben, und als Franz ihm sagen konnte, was ihm gut und was fehlerhaft dabei erschien, nickte er befriedigt vor sich hin.

„Sie haben einen sicheren, praktischen Blick. Schade, daß Ihnen die technische Ausbildung fehlt, aus Ihnen könnte sonst mal ein tüchtiger Direktor und Betriebsleiter werden."

„Und wäre es denn zu spät, mir noch die nötige Ausbildung anzueignen?" fragte Franz, der seine Stellung Maria gegenüber als immer schwieriger werdend

empfand, und dessen ganzes Naturell ihn auch mehr zu einer umfassenderen, als zur bloßen Schreibtischarbeit hintrieb.

Herr Burow wiegte den Kopf.

„Wäre zu überlegen, hm — na, wir kommen vielleicht noch einmal darauf zurück. Vorläufig brauche ich Sie auf dem Platze, an dem Sie stehen — —“

Franz verneigte sich.

„Sie haben zu bestimmen, Herr Burow.“

Je länger und je mehr Franz mit seinem Chef zu thun hatte, um so aufrichtigere Sympathien brachte er ihm entgegen. Denn um so mehr erkannte er das warme, echt menschlich schlagende Herz in ihm, das Herr Burow unter seiner geschäftsmännischen Gleichgültigkeits-Maske versteckte, das sich aber stets bemerkbar machte, wo es darauf ankam. Freilich wunderte er sich manchmal, wie dieser sonst so scharf und klar blickende Mann seinem Töchterlein gegenüber so schwach und oft so blind sein konnte, wie er es in der That war. Aber gerade bei seiner thatkräftigen Persönlichkeit lag ein gewisser liebenswürdiger Reiz in dieser Schwäche. Burow hatte seine Frau abgöttisch geliebt, nun hatte er sich mit allem, was ihm noch an Wärme und Idealismus nach ihrem Verluste blieb, an sein und ihr Kind geklammert. Und Maria ließ sich verziehen und war liebenswürdig und anschmiegsam wie ein Kätzchen gegen ihn.

Am Abend nach dem gemeinschaftlichen Gange durch die Cementfabrik ließ Herr Burow Franz herüber bitten, obgleich keine polnische Stunde gewesen war.

„Man hat mir da eine Broschüre geschickt, zu deren Lektüre ich allein nicht kommen würde,“ sagte er, „da sie aber mein Geschäftsfreund Lagerer geschrieben hat, muß ich schließlich wissen, was daran ist, und da dachte ich, die Sache interessiert Sie vielleicht auch, und Sie lesen mir das Opus vor.“

Man gruppierte sich um den runden Tisch. Die Frauen nahmen Handarbeiten vor, und Franz begann die Lektüre.

Es war ein Essay, eine Plauderei über den schwankenden angenommenen Wert von positiv wertvollen Dingen, die sowohl der landwirtschaftliche wie der industrielle Betrieb produciert, und lief auf die Behauptung hinaus, daß alle Werte, die nicht zur Befriedigung der natürlichsten Bedürfnisse dienen, imaginärer Natur seien. Das Geld z. B. sei ein rein imaginäres Wertobjekt. Nach den ersten Seiten unterbrach Burow die Lektüre.

„Da hat der Lagerer wieder einmal seinem Affen Zucker gegeben,“ rief er, „er reitet ja auf den Worten spazieren. Wir wissen natürlich alle, daß das Geld nur einen Wert als Vermittler, als Tauschobjekt hat; aber in dieser Rolle ist sein Wert eben nicht mehr imaginär, sondern ganz real! Der Lagerer ist ein merkwürdiger Kerl! Wenn er handelt, ist er immer tüchtig, oft geradezu genial, aber wenn er redet, wird er leicht absurd.“

„O, Papa,“ rief Maria, die ihre Handarbeit längst hatte sinken lassen, „neulich habe ich auch von einem Philosophen gelesen, der ganz klar bewies, daß die Dinge nur sind, weil wir sie uns einbilden —“

„Ja, die alte Geschichte von dem weisen Lehrer, der den Schatten für eine Vorstellung ausgab und sich den Sonnenstich holte, und dem Schüler, der im Schutze

eines Felsenschattens die Sonnenglut gut überstand. Theoretisch kann man viele Häuser bauen, die dann, wenn man sie ohne Senkblei aufführt, zusammenstürzen. Mit Worten und Begriffen kann man spielen, aber man soll nicht versuchen, den thatsächlichen Verhältnissen dadurch ein andres Gesicht geben zu wollen. Natürlich der Geizhalz, der das Geld in Kisten vergräbt, ist mir ein ebenso verächtlicher Kerl wie der Verschwender, der es verpraßt, denn Geld ist das Blut, das in den Adern des Volkskörpers das Leben erzeugt, und wer es diesem seinem Hauptzweck entzieht, ist ein gewissenloser Mensch! Man soll sich bewußt sein, daß es einen Wert hat, dessen Verwaltung Pflichten auferlegt."

„Ja, das Geld ist die erste Macht der Welt," sagte Franz mit einem tiefen Atemzuge. Burow schüttelte den Kopf.

„Nein, die erste Macht der Welt, die Macht, die am Ende alles überwindet, das ist die durch den Menschengeist dirigierte Arbeit. Aber freilich, wenn wir alle produktive Arbeit zusammenfassen unter dem Bilde einer Riesenmaschine, bei der alle Räder ineinander greifen, so ist das Geld die Dampfkraft, durch die die Maschine in Gang gehalten wird. So steht die Sache, und das werde ich meinem Freunde Lagerer schreiben."

„Warum sehen Sie Papa so begeistert an?" fragte Maria plötzlich, denn es wurde ihr unerträglich, daß Franzens Blicke so fest an ihrem Vater hingen und auch nicht einer zu ihr hinüberschweifte.

Eine leichte Röte flog über Franzens Stirn, während Herr Burow wohlwollend in das junge, ihm zugewandte Männergesicht blickte.

„Die Dampfkraft in der Maschine der produktiven Arbeit, das ist ein so schönes und treffendes Bild," sagte Franz, „ich werde immer daran denken, und es muß ein stolzes Gefühl sein, diese Dampfkraft zu dirigieren."

„Sie würden also wünschen, reich zu sein?" fragte Maria, und ihr Blick suchte so brennend und verheißend den seinen, daß es ihn durchzuckte wie ein elektrischer Schlag und er verwirrt stammelte:

„Ich — mein Gott, wie sollte ich — wie sollte mir das begegnen?"

Herr Burow hatte bei der Frage seiner Tochter diese angeblickt, und wie ein plötzliches Hellsehen war es dabei über ihn gekommen. Es ging etwas vor im Herzen Marias, was er bisher nicht geahnt, woran er nicht im entferntesten gedacht hatte. Forschend flog sein Blick zu Franz hinüber, der zu Boden sehend die Stirn in finstere Falten gezogen hatte.

„Er weiß es nicht, oder er hat es doch nicht provociert," dachte Herr Burow, und zum erstenmal sah er, daß Franzens kraftvolle Erscheinung mit dem ernstblickenden Kopf, um dessen Mund doch wieder ein Zug von jugendlicher Weichheit lag, wohl geeignet sein konnte, Mädchenaugen zu gefallen. Burow schwieg unter dem Eindruck der ihn zunächst erschreckenden Entdeckung, die er gemacht hatte, und plötzlich ließ sich Tante Malchens weiche Stimme vom andern Ende des Tisches her vernehmen.

„Wissen Sie, Herr Czermak, wenn Sie auch nicht reich werden, so brauchen Sie sich das nicht anfechten zu lassen. Alles, was mein lieber Vetter gesagt hat, ist ja sehr richtig, aber glücklich sein, was doch am Ende das Höchste für jeden einzelnen Menschen ist, das kann man ohne Reichtümer, und wenn Sie ein Beispiel dafür

wollen, so sehen Sie mich an — es gibt kein zufriedeneres Menschenkind auf der ganzen Welt, als ich es bin!"

Wenn es vorher wie eine schwüle Gewitterwolke über dem kleinen Kreise gelastet hatte, so war es nun, als zerteile ein Sonnenstrahl das Gewölk. Alle Blicke wandten sich mit einem dankbaren Aufleuchten Tante Malchen zu.

„Ja, ein Gemüt wie das deine, Malchen, das ist freilich auch ein Reichtum, und ein großer, denn er macht dich und andre glücklich —," sagte Burow, gewaltsam den erregenden Eindruck der vorangegangenen Entdeckung abschüttelnd.

„Ach gar! Ich habe gar kein so besonderes Gemüt," versicherte Malchen. „Aber wenn alle Menschen so gut zu einem sind und nichts von einem verlangt wird, als das, was man so gern thut, da kann man doch eben nicht anders, als sich wohl fühlen!" Sie stand auf. „Jetzt will ich aber einmal sehen, wo die Pfannkuchen bleiben, und ob die Leute ihre Martinshörner bekommen haben, es ist doch Martinsabend!" Es war Sitte in Dembowitz, den 10. November, den Namenstag des Chefs, mit Verteilung von Gebäck an die Leute zu feiern. Sie verließ das Zimmer.

„Können Sie sich vorstellen, wie man es anfängt, sich immer so glücklich zu fühlen wie Tante Malchen?" fragte Maria, sich an Franz wendend.

„Sie ist sehr bescheiden und sehr selbstlos," sagte Franz.

„Ich glaube, ich habe zu beidem kein Talent," erklärte Maria. „Und Sie, Herr Czermak, Sie haben's auch nicht. Habe ich recht, Papa?"

Sie lachte, beugte sich zu ihrem Vater herab, hinter dessen Stuhl sie getreten war, und fuhr mit ihrer Hand über seine Stirn.

„Was hast du denn da für Falten, warum siehst du denn auf einmal so gedankenvoll darein?"

Er schüttelte den Kopf.

„Laß nur, mein Kleines, es ist nichts!" Und als wolle er sich gewaltsam zwingen, von etwas anderm zu sprechen als von dem, was ihn jetzt innerlich beschäftigte, setzte er hinzu:

„Es wird mir von verschiedenen Seiten nahegelegt, meine hiesige Industrie in ein Aktienunternehmen zu verwandeln. Was meinst du, Kleines, würde es dir schwer werden, hier fortzugehen?"

„Fort? Auf Reisen? O, das wäre schön, Papa!"

Er sah prüfend zu ihr auf.

„Ja, ein — zwei Jahr könnten wir reisen, ins Ausland — —"

Ein Schatten flog über Marias Gesicht, unwillkürlich schweifte ihr Blick zu Franz hinüber.

„Ein Jahr, das ist sehr lang, Papa —"

Burow hatte den Blick gesehen und hatte auch bemerkt, das er nicht erwidert wurde.

„Na, wir wollen es noch überlegen," sagte er. „Im übrigen, ich wünsche nicht, daß über die Sache gesprochen wird, über das Aktienunternehmen, meine ich."

„Sie können sich dessen versichert halten," sagte Franz.

Am spätern Abend ging Herr Burow noch lange in seinem Arbeitszimmer auf und ab und suchte sich über seine Empfindungen in betreff seiner Entdeckung klar zu

werden. Er war reich genug, um seiner Tochter einmal in betreff der Wahl eines Gatten ganz freie Hand lassen zu können, und Franzens Persönlichkeit war ihm nicht unsympathisch. Immerhin glaubte er ihn noch nicht genug zu kennen, um ein abschließendes Urteil zu fällen, und ein Mann aus einer ihm bekannten angesehenen Familie wäre ihm willkommner als Schwiegersohn gewesen.

Das Endresultat, zu dem er schließlich kam, war, daß er sich sagte:

„Entfernen wir diesen jungen Mann, und überlassen wir der Zeit das Übrige.“

Am nächsten Tage teilte er Franz mit, daß er ihn mit verschiedenen Aufträgen zu ein paar auswärtigen Kunden schicken wolle. Er ignorierte Marias schlechte Laune über das Ausfallen der polnischen Stunden, und Franz packte seinen Koffer und reiste ab.

Als er zurückkehrte, war Herr Burow über seine weitern Entschlüsse ins Klare gekommen.

„Sie haben meine Aufträge zu meiner vollen Zufriedenheit ausgeführt,“ sagte er zu Franz, „und ich wäre nicht abgeneigt, Sie weiterhin praktisch ausbilden zu lassen. Über kurz oder lang wird es hier wohl ernst werden mit der Aktiengesellschaft. Mit den nötigen praktischen Kenntnissen könnten Sie auf meine Empfehlung hin dann hier Betriebsleiter werden — damit wäre Ihre Zukunft gesichert, und mir wäre es lieb, auch wenn ich die Sache hier aus der Hand gebe, einen zuverlässigen Mann, den ich kenne, hier zu wissen. Also, was meinen Sie, wollen Sie sich von mir auf eine technische Hochschule schicken lassen?“

Franz sprach ihm in warmen, bewegten Worten seinen Dank aus.

„Ich weiß nicht, wodurch ich soviel Güte verdiene,“ sagte er, „aber ich werde alle Kraft daran setzen, mich ihrer würdig zu zeigen!“

Herr Burow blickte ihm fest und prüfend in die Augen. Dann reichte er ihm die Hand.

Er fühlte, es war keine Falschheit in diesem jungen Menschen, er hatte ihn nicht hintergangen, indem er hinter seinem Rücken eine Annäherung an seine einzige Tochter und Erbin versuchte, und in Herrn Burow war die Ahnung erwacht, daß das nicht schwer für Franz gewesen wäre.

„Bis zum Termin, an welchem Sie in die Hochschule eintreten, wäre es mir lieb, wenn Sie sich den Betrieb der Kalkwerke von Edwin und Komp. in Mähren ansähen. Ich habe Ihre Arbeiten unter dem übrigen Personal so verteilt, daß Sie abkommen können, auch ehe Ihr Nachfolger eintrifft. Wollen Sie morgen reisen?“

„Ich bin sofort bereit, wenn Sie es wünschen!“

„Gut also, es bleibt bei morgen.“

Im Korridor begegnete Franz Maria, die hier gewartet hatte.

„Kommen Sie heute zur Stunde?“ fragte sie.

„Ich gehe hinüber, um meine Sachen zu packen. Die Stunde hätte wohl keinen Zweck mehr, gnädiges Fräulein, da es doch die letzte sein würde.“

Maria blickte ihn mit großen, erschrockenen Augen an.

„Die letzte? Und Sie packen, nachdem Sie erst soeben zurückgekommen sind? Was soll das heißen?“

Er erzählte ihr den Inhalt der Unterredung mit ihrem Vater.

„Ich bin ihm sehr, sehr dankbar," sagte er. „Es ist ein so großes Glück für mich!"

Sie sah ihn starr an, und plötzlich füllten ihre Augen sich mit Thränen.

„Sie nennen das ein Glück — ein Glück —"

Da war sie wieder, die seltsame, rauschartige Empfindung, die Franz schon öfter Maria gegenüber gepackt hatte. Das Blut pulsierte in seinen Schläfen, ein wehmütig süßes Gefühl, das ihn der klaren Besinnung beraubte, zog ihn ihr entgegen.

„Fräulein Maria — mein Gott — Sie weinen um mich — —," seine Stimme zitterte vor Bewegung, und ihr liefen die hellen Thränen über die Wangen herab, während sie sagte:

„Und Sie sprechen von Glück! Und wissen doch, wie einsam ich hier bin, und — und — —"

Unwillkürlich faßte er eine ihrer kleinen, in diesem Augenblick eiskalten Hände und hielt sie fest zwischen seinen starken, warmen Fingern.

„Vergegenwärtigen Sie sich meine Lage," bat er. „Ein Mensch wie ich, der nichts vom Leben zu erwarten hat, als was er sich mühsam erwirbt, findet auf einmal einen Gönner, der ihm die Möglichkeit bietet, sich bessere, vielleicht glänzende Zukunftsaussichten zu eröffnen, aus einer untergeordneten Stellung in eine führende, selbstständige zu kommen — o, Fräulein Maria, wenn Sie ein bißchen Freundschaft für mich haben, müssen Sie verstehen, was das für mich bedeutet!"

Sie schwieg und blickte zur Seite, und er, den diese kleine zitternde Hand, die noch in der seinen ruhte, erregte, fuhr leiser fort:

„Oder bin ich Ihnen denn nichts als ein Spielzeug, dem Sie nicht gönnen wollen, daß es sich auch als Mensch fühlt?"

Er hatte sich ein wenig zu ihr herabgeneigt, während er das sagte.

Da riß sie plötzlich ihre Hand los, ihre Arme umschlangen seinen Hals, und ihr Mund ruhte auf seinen Lippen. —

„Maria!" flüsterte er, unwillkürlich ihre schlanke Gestalt an sich drückend.

Sie schmiegte sich an ihn.

„O du — du —"

Eine Thür wurde irgendwo geöffnet. Maria machte sich los und entfloh.

Franz stand da — schwer atmend, ergriffen, verwirrt, kaum im stande sich über das, was soeben geschehen war, Rechenschaft zu geben. Er wartete noch eine Minute — dann verließ er langsam und schwer auftretend das Haus.

Wie im Traum packte er seine Sachen zusammen und dann, als die Dämmerung hereingebrochen war, saß er am Fenster seines kleinen Zimmers und blickte hinüber nach der Villa, wo die Lichter hinter den Fenstern zu flimmern begannen. Es war Besuch drüben, ein benachbarter Gutsbesitzer mit Frau und Töchtern war gekommen. Franz wußte es und wußte zugleich, daß er Maria nicht wiedersehen würde vor seiner Abreise, denn er mußte zu früher Morgenstunde fort, um den Schnellzug zu erreichen.

„Es ist auch besser so," murmelte er.

Dann schüttelte er wieder den Kopf. Hatte er geträumt, oder hatte Maria Burow ihn wirklich geküßt? Liebte sie ihn, war denn das möglich? Sein Herz

klopfte unruhig. Wenn er die Augen schloß, sah er das schöne Mädchen vor sich — ihm war, als fühle er noch den leichten Druck ihrer Arme um seinen Hals. Und wenn sie ihn liebte — — unwillkürlich begann seine Phantasie Luftschlösser zu bauen. Da raffte er sich mit einer energischen Bewegung aus seinem Halbtraum auf und zündete Licht an. Oben auf seinem Koffer lag seine Briefmappe, in der er Elisabeths Bilder verwahrte. Er flüchtete zu diesen Bildern, wie ein Gläubiger zu seinem Schutzheiligen. Und während er in die zarten, durchgeistigten Züge der toten Geliebten blickte, begann er wieder klarer zu sehen in sein eignes Herz und in die Pflichten, die das Leben ihm auferlegte. — Sein Gefühl für Maria glich in nichts dem, das er für Elisabeth empfunden hatte, aber ihr Wesen übte einen Zauber auf ihn aus, dem er sich unschwer hingegeben hätte, wenn das mit seinen Verpflichtungen Herrn Burow gegenüber vereinbar gewesen wäre. Ihm war, als durchschaue er plötzlich den eigentlichen Beweggrund seines Chefs, so verändernd und bestimmend in sein Leben einzugreifen. „Er will mich von Maria entfernen, er wünscht eine Annäherung meinerseits nicht, und er soll keinen Undankbaren in mir finden: ich werde mich seinem Willen fügen."

Ihm war, als lächele Elisabeths Bild ihm zu, und ohne noch einmal nach den leuchtenden Fenstern der Villa hinüberzusehen, löschte er das Licht und suchte sein Lager auf, um die letzte Nacht in Dembowitz zuzubringen, das ihm so wenig wie seine frühern Aufenthaltsorte eine Heimat werden durfte.

In der Villa hatten sich inzwischen die Gäste verabschiedet. Fiebernd vor Ungeduld hatte Maria diesen Augenblick erwartet, und ihre Erregung hatte sich mehr als einmal so deutlich verraten, daß es Herrn Burow aufgefallen war. Er hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen und überdachte, eine Cigarre rauchend, noch einmal Marias seltsames Wesen und seinen Entschluß in betreff Franzens. Da wurde die Thür geöffnet. Maria trat ein.

„Du bist noch auf, Kind? Was willst du?"

„Papa, ich muß dich etwas fragen, sonst schlafe ich die ganze Nacht nicht."

Er schlang den Arm um sie und zog sie auf seine Kniee.

„Was hast du, mein Kleines? Ich müßte dich eigentlich schelten, denn du warst nicht freundlich gegen unsre Gäste — und nun kannst du nicht schlafen — du beunruhigst mich."

Statt aller Antwort legte Maria ihren Kopf auf ihres Vaters Schulter und begann zu schluchzen wie ein Kind, dem ein Lieblingsspielzeug zerbrochen worden ist.

„Warum hast du das gethan, Papa? Du weißt doch, wie gern ich die polnischen Stunden habe, warum gönnst du sie mir nicht?"

Er strich begütigend über ihre Stirn.

„Kind, Kind, wie kann dich das nur so aufregen! Siehst du, jetzt weiß ich erst, wie recht ich daran thue, Franz Czermak zu entfernen; mein Kleines hat sich da in eine Spielerei mit seinem eignen Herzen eingelassen —"

Sie glitt von seinen Knieen herab und stand vor ihm mit thränenüberströmten Augen und glühenden Wangen.

„O, Papa, warum soll es denn immer nur eine Spielerei sein, alles was ich thue, immer nur Spiel! Ich bin ganz anders geworden; ich spiele jetzt nicht mehr,

Papa, und ich —," sie preßte beide Hände vor ihr Gesicht, und von Schluchzen unterbrochen kam es über ihre bebenden Lippen:

„Ich werde Franz Czermak nicht vergessen!"

Herr Burow sah seinen Liebling kopfschüttelnd an. Dann stand er auf, nahm Marias beide Hände in die seinen und sagte:

„Nun höre einmal ernsthaft und vernünftig zu, mein Kleines, und rede dir selbst nicht ein, daß ich ein Rabenvater bin, der dich zum Opfer seiner hartherzigen Schrullen macht. Du bist ein sehr verwöhntes Kind, und jedes Spielzeug, nach dem du die Händchen ausgestreckt hast, hast du von klein an bekommen. Jetzt sagst du aber selbst, du spieltest nicht mehr, und du kannst dir doch denken, daß es mir kein Vergnügen macht, dir einen Wunsch zu versagen, von dem du glaubst, es sei dir ernst damit. Es schneidet mir ins Herz, wenn ich dich so weinen sehe, aber ich sage mir: besser diese Thränen, die die Zeit schnell genug trocknen wird, als ein unüberlegter Schritt, der mir keine Sicherheit dagegen bietet, daß du später einmal mehr Grund zu Thränen haben könntest. — Der junge Czermak ist ein ganz tüchtiger Mensch, dem ich durchaus wohl will, aber für mein Kleines ist er mir denn doch nicht gut genug — —"

„O, Papa — —"

„Nein, Kind, hier rede mir nicht darein. Ich werde ihm Gelegenheit geben, vorwärts im Leben zu kommen, und du wirst Zeit haben, dich zu besinnen, Vergleiche zu machen, die Welt kennen zu lernen. In ein paar Jahren denken wir alle vielleicht ganz anders."

Maria hörte aus all seinen vernünftigen Reden nur eins heraus: ihr Vater nahm ihr das Spielzeug, an das sie ihr Herz klammern wollte.

Und wenn ihre Empfindung für Franz Czermak einer Rosenknospe glich, die still in ihrem Herzensgarten erblüht war, so sproßte in dieser Stunde Eigensinn als üppiges Dornengeranke um die Knospe her, und Maria war entschlossen, beide zusammen zu hegen und zu pflegen — die Knospe und die Dornen.

Am andern Morgen waren die Fenster der Villa noch durch Vorhänge geschlossen, als Franz dem Bahnhofe zuschritt. Er blickte hinüber. Da wurde der eine Flügel halb zur Seite geschoben, ein dunkler Mädchenkopf wurde einen Augenblick hinter den Scheiben sichtbar.

Franz hob grüßend die Hand. Da schlossen sich die Vorhänge eilig.

„Leb wohl," flüsterte er leise vor sich hin, „leb wohl!"

IX.

Zwei Jahre waren vergangen, seit Franz Dembowitz verlassen hatte.

Maria war zunächst nach Breslau zu Wolferts geschickt worden, um sich zu amüsieren und zu vergessen. Christoph Black hatte um sie angehalten und hatte einen Korb bekommen.

Dann war Herr Burow mit seiner Tochter in ein fashionables Bad gegangen. Maria hatte noch mehrere Körbe ausgeteilt und dabei triumphierend darein gesehen, während Herr Burow immer nachdenklicher in betreff seines Kindes wurde. Endlich hatte er sich zu einem längern Aufenthalt im Süden entschlossen. Er glaubte abkömmlich zu sein und die geschäftlichen Angelegenheiten in guten Händen zu wissen. Die Berichte von Hause lauteten stets befriedigend. Maria schien Freude an den wechselnden Eindrücken zu haben, die sie empfing und die sie in ihren hübschen Toiletten an den verschiedenen tables d'hôte machte, und Herr Burow sagte sich: wenn man sein Leben lang gearbeitet hat, kann man sich wohl mal ein gründliches Ausruhen gönnen. In Wahrheit bekam dem an strenge Thätigkeit gewöhnten Mann dieses „Ausruhen" aber schlecht. Er liebte die Freuden der Tafel und sprach ihnen jetzt mehr zu als ihm dienlich war. Nutzloses Spazierenlaufen ohne bestimmtes Ziel fand er langweilig. Zu Hause war ein gewisses Maß von Bewegung schon mit der Kontrolle seiner verschiedenen Anlagen verknüpft. Jetzt zog er es vor, nach den Mahlzeiten in den Veranden der verschiedenen Hotels sitzen zu bleiben und „ein Partiechen" zu machen oder „Weinproben" zu veranstalten, wobei er stets unter den Gästen bereitwillige Partner fand. Maria machte inzwischen mit allerlei neuen Bekannten Ausflüge, die sie durch kleine „Flirts" würzte. Diese englische Erfindung war ihr äußerst sympathisch. Man wurde von galanten Aufmerksamkeiten umgeben, zeichnete irgend einen internationalen Kavalier aus, und das alles verpflichtete zu nichts, die deutschen Tanten, die bei jeder Kurmacherei gleich fragen: wann wird die Hochzeit sein? — fehlten, und Maria fühlte sich bei diesem freieren Leben sehr wohl. Mit ihrem Herzen dachte sie an Franz nicht mehr, aber in ihrer Phantasie spielte er immer noch eine Rolle. Wenn sie sich einen ihrer neuen Verehrer ansah, so sagte sie entweder: „Es ist ihm nicht Ernst, es ist eben ein Flirt" oder sie dachte: „Papas Geldbeutel würde dir gut zu Gesichte stehen, aber ich wünsche nicht als Anhängsel an diesen Beutel angesehen zu werden." Und dann dachte sie an Franz zurück.

„Ihm ist es nie eingefallen, mich als Goldfisch zu betrachten, dem man nachstellen müßte, aber er hätte mich geliebt, wenn er gedurft hätte, und er nimmt es Ernst mit der Liebe, das beweist sein Festhalten an der toten Braut."

Und sie rächte sich durch ziemlich keckes „Flirten" dafür, daß man sie das einzige Mal, wo sie nicht spielen wollte, nicht ernst genommen hatte. Sie rächte sich, indem sie lachte, wenn ihr Vater ihr Vorstellungen machen wollte, und amüsierte sich dabei so gut, daß sie nur ungern an die Rückkehr dachte und ihrem Vater immer neue Reiseziele annehmbar zu machen wußte. Sie hatten den Winter in Sicilien verbracht und hatten nun auf dem Rückwege in Neapel Station gemacht, wo sie ein paar elegante Zimmer des Grand Hotel bewohnten, auf dessen schönen, nach dem Meer

herausgehenden Terrassen Herr Burow die italienischen Weine probierte, während Maria Ausflüge machte.

Eines Tages kehrte sie in besonders heiterer Stimmung von Pompeji zurück. Sie verabschiedete sich von ihren Gefährten und betrat die Terrasse in der Erwartung, ihren Vater dort in guter Gesellschaft und guter Laune zu finden. Statt dessen entdeckte sie ihn einsam an das Geländer gelehnt dastehend und mit ernstem Gesicht auf das Meer hinausstarrend.

„Papa!“ rief sie, den Arm um seine Schultern legend, „was treibst du denn hier, mutterseelenallein?“

Er sah in ihr lachendes Gesicht und wandte den Blick ab.

„Es — es wird nicht weiter so gehen — Kind,“ begann er zögernd, „ich habe Nachrichten von Hause, die — die — —“

„Aber Papa, was ist denn los? Du siehst ja ganz verstört aus.“

Sein Gesicht rötete sich ungewöhnlich, dabei traten die Säcke unter den Augen, die sich seit einiger Zeit bei ihm bemerkbar machten, ungewöhnlich stark hervor.

„Sie bringen mich und meine Industrie zu Hause um Ehre und Reputation, sie haben Dummheiten, ganz unglaubliche Dummheiten gemacht, und ich kann's von hier aus nicht mal beurteilen, was eigentlich geschehen ist — kurz und gut, ich muß nach Hause!“

Er atmete wie erleichtert auf, als er das herausgebracht hatte und Maria sah ihn entgeistert an.

„Aber ich denke, unsre Beamten sind zuverlässig —“ begann sie zaghaft.

„Jawohl, habe ich auch gedacht,“ fiel ihr Vater ihr ins Wort, „aber weißt du, was sie mir gemacht haben? Nachdem wir durch besondere Anstrengungen die großen staatlichen Lieferungen für die Gefangenenanstalten in Y. bekommen haben, und mit ziemlicher Sicherheit auch auf die Überweisung der Lieferungen für die Bahnhofsbauten in Z. rechnen konnten, findet sich auf einmal, daß der Dembowitzer Cement als schlechtes Material qualifiziert wird. Weißt du, was das heißt, Kind? Es handelt sich um eine Bestellung von zunächst 10000 Mark, aber das ist nicht alles. Wenn der Cement wirklich schlechtes Material ist, kann ich die ganzen damit aufgeführten Bauten bezahlen und werde nie wieder bei Staatslieferungen berücksichtigt. Nun begreifst du wohl, daß mir da nicht der Sinn danach stehen kann, mich weiter an Orten herumzutreiben, wo ich nichts zu suchen habe, während zu Hause alles drunter und drüber geht und das Renommee meiner ganzen Industrie auf dem Spiele steht.“

Maria hatte doch noch einige Einwendungen zu machen. Die Regatta, auf die sie sich so gefreut, müßten sie doch noch mitmachen, und in acht Tagen hätten sie sich doch Rendezvous in Rom mit den reizenden Fletschers von Cincinati zu geben — —

Herr Burow blieb diesmal fest. Morgen würden sie abreisen und ohne Aufenthalt bis Berlin gehen. Die D-Züge gestatteten das ja, ohne daß man seine Gesundheit dabei riskierte. Denn die Ohren müßte man jetzt steif halten, wenn man nach Hause käme, und mit den Ferien sei es gründlich aus, erklärte Herr Burow.

So waren Burows denn wieder in Dembowitz eingetroffen, wo Tante Malchen inzwischen weiter gewirtschaftet und zwischen ihren armen Kindern, ihren Blumen, Kochtöpfen und Malereien gewaltet und geschaltet hatte.

„War es denn nicht schrecklich hier, so ganz einsam?“ fragte Maria.

„Ach bewahre, Kindchen! Nur so hingeflogen ist mir die Zeit, und wenn du mir auch oft gefehlt hast und der liebe Vetter auch — es gab doch so viel zu denken und zu sorgen für die Leute und dann kamen wieder so schöne, stille Stunden — nein, es war doch eine sehr gute Zeit, für die ich dem lieben Gott und deinem Vater sehr dankbar bin!“

Maria sah sie an und zuckte unmerklich die Achseln. Sie konnte diese Genügsamkeit nicht verstehen.

Herr Burow stürzte sich mit wahrem Feuereifer in die so lange entbehrte Arbeit. Er hatte grobe Unregelmäßigkeiten angetroffen. Der Cement war in einer neuen und offenbar nicht richtigen Weise gemischt worden, er war bei der Vermauerung weich geblieben, und die weiteren Sendungen waren infolgedessen sistiert worden. Nun galt es den Betrieb zu ändern, aufs neue tadellose Ware herzustellen, das erschütterte Vertrauen wiederzugewinnen. Man mußte Techniker und Diplomat zugleich sein, probieren, beaufsichtigen, vermitteln. Herr Burow hätte seine Arbeitskraft verzehnfachen mögen, um allen Anforderungen gerecht zu werden.

Der bisherige Betriebsleiter mußte entlassen werden, Herr Burow nahm alles selbst in die Hand. „Was ich vor dreißig Jahren gekonnt habe, werde ich auch wohl heute noch können,“ sagte er.

Maria ging wie im Traum durch Haus und Garten.

„Ich kann mich noch nicht wieder zurechtfinden,“ sagte sie, „überall ist die Welt hübscher und amüsanter als hier!“

Tante Malchen wollte sie zu ihren Besuchen bei den Familien der Arbeiter mitnehmen, aber Maria sagte:

„Was soll ich dort, Tantchen? Die Leute interessieren mich nicht.“

„Aber du hast doch ihretwegen polnisch gelernt,“ bemerkte Malchen.

Maria lächelte und streckte die Arme mit leisem Dehnen von sich.

„Ach damals — — weißt du, Tantchen, ich könnte dich fast darum beneiden, daß so viele Dinge dich interessieren und freuen. Mir kommt das alles so kleinlich vor.“

„Aber — man kann sich doch nicht immer bloß amüsieren — —“

„O nein, aber wenn man schon etwas Ernstes vornehmen will, da muß es etwas Großes sein. Ich wünschte z. B., wir hätten Krieg und ich könnte als Barmherzige Schwester Verwundete pflegen!“

„Mein Gott, es ist ja sündhaft, so etwas zu wünschen.“

„Ich bin nun einmal so, Tante Malchen, wenn ich mich nicht mehr amüsieren soll, so müßte irgend etwas Großes mein Leben ausfüllen.“

„Ach, Kind, das Leben besteht doch zumeist aus Kleinigkeiten!“

„Dann tauge ich wahrscheinlich überhaupt nicht zum Leben. Weißt du, was ich möchte? Einmal so ganz überschwenglich glücklich sein, *wirklich* glücklich, so als

wüchsen mir Flügel und trügen mich hoch, hoch über alles, was ihr andern Glück nennt, hinaus!“

Tante Malchen schüttelte den Kopf.

„So etwas kann es doch nur höchstens Augenblicke lang geben! Das alltägliche Leben spielt sich neben und nicht über den Köpfen aller andern Menschen ab.“

„Mag sein, aber dann ist es genug mit diesem einen Augenblick, und alles andre lohnt sich nicht. Der Gedanke ist mir oft mitten im sogenannten Vergnügen gekommen, Es muß ein Glück geben, neben dem alles andre verschwindet, so ein großes, volles. ganzes Glück.“

„Ja, wenn du dich nicht glücklich fühlst, wer soll es denn sein,“ bemerkte Malchen mit einem leisen Seufzer; aber Maria rief:

„O, ich fühle mich ja glücklich, das heißt, so was ihr andern glücklich fühlen nennt. Aber das ist ein Glück, wie ein vergnügter Regenwurm es empfindet, der blind in der Erde wühlt. Bist du jemals verliebt gewesen, Tante?“

Die Frage kam so unerwartet, daß Tante Malchen ihre Arbeit in den Schoß sinken ließ und Maria erschrocken anstarrte.

Dann fing sie an sich zu wehren, aber Maria ruhte nicht, bis das alte Mädchen errötend gestand, es habe seine Liebe so gut wie irgend eine gehabt.

„Aber weder er noch ich hatten einen roten Heller, und so mußten wir uns trennen,“ sagte Malchen.

„Du kannst es dir doch nicht so sehr zu Herzen genommen haben, Tante, sonst wärst du jetzt nicht immer so vergnügt,“ meinte Maria.

Aber da geriet Malchen in Feuereifer. Tag und Nacht habe sie geweint damals, bei der Trennung und später, als sie die Nachricht erhielt, daß er an einem Nervenfieber gestorben sei, und das Herz habe ihr brechen wollen vor Leid.

„Aber dann kam es plötzlich wie eine Erleuchtung über mich,“ sagte sie, „ich sah, daß ich nicht allein Kummer hatte auf der Welt und daß neben mir andre Menschen ebenso litten wie ich — und da habe ich alle die lieb gewonnen, die in irgend einer Not sind. Und dann kam dein Vater und nahm mich auf, und ich hatte eine Heimat und einen Wirkungskreis und, siehst du, da habe ich es gemerkt: die kleinen Freuden, die sind es gerade, die das Leben schmücken. Hätte damals, als ich meinen Paul heiraten wollte, eine gute Fee uns ein Vermögen geschenkt — das wäre wohl so ein Augenblick gewesen, wie du ihn dir vorstellst, wo ich gemeint hätte, hoch über der Erde zu schweben vor Seligkeit. Aber später wäre ich mit meinem Schatz doch wieder auf die Erde gekommen, und die kleinen Freuden und Leiden hätten unser Leben ausgefüllt, wie das der andern Menschen. Alle Frauen, die ich kenne, haben doch ihre Klagen und ihr großes oder kleines Kreuz mit ihren Männern — mein Paul ist nun mein Ideal geblieben und wenn ich an unsre Liebe denke“ — sie fuhr sich mit dem Taschentuch über die feucht gewordenen Augen —

„Schön war es doch.“

Maria war still geworden.

Plötzlich sagte sie:

„Wenn ich nicht mehr lachen und spielen kann, wie ich's gewohnt bin, so will ich ein Glück, das so ganz und voll ist wie kein andres. Und wenn das nur Augen=

blicke dauern kann, wie du behauptest — ich würde nicht danach fragen, nur das weiß ich — käme ich einmal der Sonne nahe — — lieber verbrennen und vergehen im Sonnenglanz, als sich nachher mit trübem Lampenlicht begnügen —“

Sie verließ das Zimmer.

Tante Malchen faltete die Hände, während sie ihr nachblickte.

„Lieber Gott, mache das Kind glücklich!“ murmelte sie und setzte seufzend hinzu: „Aber leicht wirst du es damit nicht haben!“

Herr Burow trat um diese Zeit aus der Cementmühle, wo die Versuche mit der neuen Mischung stattgefunden hatten. Der weiße Staub lag noch auf seinem Rock, ohne daß er daran gedacht hätte, ihn zu entfernen. In Gedanken berechnete er, wie groß seine Verluste sein würden, auch wenn das neu angefertigte Material sich als tadellos erwies und es gelang, wenigstens einen Teil der Lieferungen wieder zu erlangen.

„Eine schwere, schwere Krise,“ murmelte er, „und jetzt, wo das Aktienunternehmen perfekt werden und ich den Rest meines Lebens in Ruhe genießen wollte. Statt dessen heißt es fast von neuem anfangen.“

Er betrat sein Arbeitszimmer. Berge von Korrespondenzen türmten sich auf seinem Schreibtisch. Er trat heran, sortierte die Sachen, die der Prokurist erledigen konnte, den er mittels des neben dem Schreibtisch angebrachten Telephon zu sich berief. Nachdem der junge Mann gekommen und seine Weisungen empfangen hatte, begann Herr Burow die Briefe, die er sich zur persönlichen Erledigung vorbehielt, zu lesen. Es war einer von Franz Czermak darunter. Dieser teilte ihm mit, daß er schon jetzt, obgleich seine reglementmäßige Lehrzeit noch nicht abgelaufen sei, das Anerbieten einer vorteilhaften Anstellung erhalten habe. Der Kommerzienrat Wolfert hatte eine Cementfabrik, bei der er mit bedeutenden Summen beteiligt war, kaufen müssen, um diese Summen bei einem drohenden Zusammenbruch nicht zu verlieren. Nun hatte er unter der Hand an Franz geschrieben, er habe ihn in gutem Andenken behalten, habe erfahren, daß er sich inzwischen die erforderlichen technischen Kenntnisse erworben habe, und würde ihn gern für die betreffende Cementfabrik engagieren, müsse ihn aber vorher persönlich sprechen und ersuche ihn daher, zu ihm zu kommen. Franz fragte seinen „hochverehrten Chef und Gönner“, wie er Burow nannte, um Rat, ob er das Anerbieten annehmen sollte.

Burow blickte nachdenklich vor sich hin. Er wußte, daß Wolfert die betreffende Fabrik gekauft hatte, und vermutete sogar in ihm einen Konkurrenten um die Staatsbestellung, der in der Wahl der Mittel zu seinem Vorteil nicht ängstlich sein würde.

„Im Geschäft gibt's keine Freundschaft,“ sprach er vor sich hin, und der Wunsch, die tüchtige, junge Arbeitskraft, die Wolfert sich in Franz Czermak sichern wollte, für sich in Anspruch zu nehmen, erwachte in ihm. Aber der Gedanke, Franz wieder in Marias Weg zu führen, schreckte ihn zurück. Freilich, Maria war eine andre geworden, sie hatte Welt und Menschen gesehen. Franz würde jetzt wohl nicht mehr den Vergleich mit den jungen Kavalieren aushalten können, die ihr den Hof gemacht hatten. Und wenn das dennoch der Fall war?

Herr Burow war ehrlich genug, sich zu sagen, daß es ihm sehr schwer geworden wäre, das Glück seines Kindes einem der eleganten Lebemänner, die sie unterwegs

getroffen hatten, anzuvertrauen, und daß es mehr Verständnis zwischen ihm und Franz geben würde, als zwischen ihm und jenen, deren Anschauungen den seinigen oft ganz entgegengesetzt waren. Und die jungen Leute aus seinen Kreisen, die sich Maria genähert hatten, hatte sie zurückgewiesen und hatte ihm dadurch manche Unannehmlichkeit bereitet, die sich sogar mit auf das geschäftliche Leben übertrug, so daß er die Kalamität, eine heiratsfähige Tochter zu haben, öfter schwer empfunden hatte. Dennoch — ein Schwiegersohn, dessen Bruder ein oberschlesischer Bauer war — — Herr Burow legte Franzens Brief zurück. Er wollte erst die andern Korrespondenzen erledigen, ehe er sich in betreff dieser Frage entschied.

Mitten aus seinen Schreibereien rief ihn Tante Malchen zum Abendessen. Er folgte ihr widerwillig.

„Ich habe keinen Appetit," sagte er, „nur durstig bin ich."

Sie stellte seinen Lieblingswein auf den Tisch, dem er, mit seinen Gedanken noch bei seinen Briefen und Rechnungen, mehr als gewöhnlich zusprach.

Plötzlich fragte er, Maria ansehend:

„Was würdest du dazu sagen, wenn ich den Franz Czermak wieder herkommen ließe?"

Sie zuckte die Achseln, wurde aber rot.

„Was soll ich dazu sagen? Da ich jetzt englisch und französisch treibe, um bei unsrer nächsten Reise darin firmer zu sein, würde ich keine polnischen Stunden mehr bei ihm nehmen."

Er sah sie forschend an.

„Gott, Papa," sagte sie ein wenig nervös, „du könntest doch wissen, daß ich, wenn überhaupt, höchstens noch von einem Prinzen träume!"

Ein wehmütiges Lächeln zuckte um Burows Lippen.

Maria ahnte nicht, wie schwer die Krise war, die er durchmachte, und daß sein ganzes Vermögen auf dem Spiel stand, wenn es nicht gelang, das erschütterte Vertrauen in die Dembowitzer Produktion wieder herzustellen. Er aber wußte, daß die Zukunft seines Kindes, und die Stellung, die es einmal in der Welt einnehmen würde, davon abhing, wie es ihm gelang, die Krise zu überwinden.

Er versank in Nachsinnen, trank ein paar Gläser Wein schnell hintereinander und hob die Tafel auf.

„Ich will euch gleich Gute Nacht sagen, ich habe noch viel zu arbeiten und möchte nicht gestört werden." Er gab Maria einen flüchtigen Gute Nacht-Kuß, drückte Tante Malchens Hand und ging.

Schwer aufseufzend setzte er sich an seinen Schreibtisch. Er begann einen Brief — es flimmerte ihm dabei so seltsam vor den Augen, der Kopf that ihm weh zum Zerspringen.

„Man ist's eben nicht mehr gewohnt," murmelte er innehaltend; aber sogleich rief er sich wieder zur Ordnung.

„Das muß durchgearbeitet sein, das bin ich meinem Ruf als solider Geschäftsmann und meinem Kinde schuldig. Ein bißchen Anstrengung schadet nichts — ich werde es schon durchbringen."

Die ganze Nacht hindurch brannte die Lampe in Herrn Burows Arbeitszimmer. Am Morgen wartete Tante Malchen vergeblich darauf, daß er das Frühstück bestellte. Am Ende ging sie hinein zu ihm. Er lag bewußtlos auf dem Teppich — das erloschene Licht, mit dem er in sein Schlafzimmer hatte hinüber gehen wollen, lag neben ihm. Sie alarmierte das Haus, man brachte ihn in sein Bett. Er bewegte sich, am Ende schlug er auch die Augen wieder auf, aber seine Stimme klang lallend, seltsam verändert, und der rechte Arm war gelähmt. Der herbeigerufene Arzt konstatierte einen Schlaganfall, sprach aber die Hoffnung aus, daß die Lähmung nur eine vorübergehende sein werde.

„Die größeste Ruhe für Körper und Geist ist unbedingtes Erfordernis,“ sagte der Doktor. Um die Lippen des Kranken, der jetzt wieder im vollen Besitz seiner Sinne war, zuckte ein bitteres Lächeln.

„Ich habe keine Zeit dazu,“ murmelte er, und seine Augen sahen mit einem unbeschreiblich gequälten Ausdruck Maria an, die weinend neben dem Lager stand.

Der Doktor wandte sich zu ihr.

„Es hängt alles von der Befolgung meiner Vorschriften ab,“ sagte er, „nehmen Sie die Sache nicht leicht —“

Sie sah ihn erschrocken an, dann glitt ihr Blick ratlos über den Kranken dahin.

„Ich habe keinen Stellvertreter!“ stöhnte Herr Burow. „Sie wissen nicht, welche Arbeitslast ich bewältigen muß, unbedingt muß.“ — Dabei trat der Angstschweiß ihm auf die Stirn, denn er fühlte selbst, daß seine Kräfte für eine intensive Arbeit nicht ausreichten.

Und in den einsamen Stunden der darauf folgenden Nacht, in denen der Schlaf den Kranken floh, dessen Geist sich verzweifelt dagegen sträubte, daß der Körper ihm den Dienst verweigerte, in diesen schrecklichen Stunden überwand er, was noch von Vorurteilen in ihm lebte, und am nächsten Morgen rief eine Depesche Franz Czermak nach Dembowitz. Maria stand neben dem Lager ihres Vaters, als ein paar Tage später der Wagen vorfuhr, der Franz von der Station geholt hatte. In diesen Tagen hatte die Sorge um ihren Vater sie ganz erfüllt, und die Ahnung war ihr aufgedämmert, daß es eine sehr ernste Arbeit war, die hier auf Franz wartete. Ihr persönliches Empfinden war dabei so unklar, daß sie es nicht in Worte hätte fassen können; aber es glich mehr einem Gefühl von Beunruhigung, als einer Wiedersehensfreude. Sie war eben eine andre geworden seither, sagte sie sich, und wenn sie Körbe ausgeteilt hatte, so war das aus Trotz gegen den Papa und nicht aus Liebe zu Franz geschehen. Und nun lag ihr Vater krank und nahm all ihre Gedanken in Anspruch, denn sie begann erst jetzt, in der Sorge um ihn, recht zu ahnen, was dieser zärtliche Vater für sie war. Und als Franzens Schritt sich der Thür näherte, dachte sie:

„Er soll nicht wissen, daß ich an den übereilten, albernen Kuß von damals noch denke, er soll sofort merken, daß ich eine ganz, ganz andre geworden bin!“

Da öffnete sich die Thür, Franz trat ein.

Er war unverändert, nur größer und breiter erschien er ihr als damals, und seine Augen blickten fast finster, als sein Blick sie streifte, und nahmen erst wieder den ihm eignen weichen Ausdruck an, als er sich zu dem Kranken niederbeugte, der

ihm die linke Hand entgegenstreckte, ihn auf den Sessel neben sich zog und sogleich von dem zu sprechen begann, was ihm am Herzen lag. Zwischen Franz und Maria war kaum ein flüchtiges Kopfneigen ausgetauscht worden, und als kurz darauf Maria leise das Zimmer verließ, verriet keine Miene in seinem Gesicht, daß er es auch nur bemerkte, so ganz schien er von den Mitteilungen hingenommen zu sein, die Herr Burow ihm machte.

„Ich liebe ihn nicht mehr," sagte sich Maria, während sie in ihr Zimmer zurückging, „ebensowenig, wie er mich liebt. Ich bin so ruhig, so ruhig" — sie ging im Zimmer auf und ab. „Ich will einen Brief an Miß Fletscher schreiben, Papa ist ja jetzt versorgt." Sie legte Briefpapier zurecht, setzte sich vor den Schreibtisch und — schrieb nicht. Nach einer geraumen Weile blickte sie um sich, als müsse sie sich erst besinnen, wo sie war und weshalb sie den Federhalter in der Hand hielt. Sie atmete tief auf, legte die Feder weg und sprach vor sich hin:

„Franz Czermak ist hier! Also wirklich —"

Sie lachte kurz auf.

„Pah, was geht es mich eigentlich an, ich denke doch nicht mehr im Ernst an diese Kinderei?"

Aber der Brief an Miß Fletscher blieb ungeschrieben.

Und dann sah sie Franz alle Tage, obgleich er seine Mahlzeiten in der Restauration einnahm; aber er kam doch stets, um ihrem Vater zu berichten, und sie tauschten dann einen flüchtigen Gruß aus. Seine Augen hingen stets mit einem gespannten Ausdruck an Herrn Burows Zügen, er schien nur für diesen und die geschäftlichen Angelegenheiten, die er mit ihm besprach, da zu sein. Zuerst verließ sie das Zimmer stets kurz nachdem er gekommen war. Dann erfaßte sie ein gewisser Trotz: „Ich habe doch nicht nötig, ihm aus dem Wege zu gehen!"

So blieb sie, und am Ende mischte sie sich in das Gespräch. Es schien ihr, als schwanke Franzens tiefe Stimme ein wenig, als er ihr antwortete. Aber sie war ihrer Sache nicht gewiß, sie wiederholte das Experiment. Jetzt schien er ganz ruhig zu bleiben — das ärgerte sie. Auch daß Franz ihr nie außerhalb des Zimmers ihres Vaters begegnete, daß er sie geflissentlich vermied, fiel ihr auf, und sie fand das unnötig. Man konnte doch jetzt, wo man über die Kinderei hinaus war, freundlich miteinander verkehren, dachte sie. Herr Burow erholte sich langsam. Franz war ein paar Tage verreist. Eine Sachverständigen-Kommission hatte den beanstandeten Cement geprüft und ihr Verdikt dahin abgegeben, daß die Weichheit des Materials durch zu geringen Kalkgehalt bedingt sei, die erforderliche Härte aber noch erhalten würde, nur dauerte das bei dieser Mischung länger. Wäre zu viel Kalk im Cement gewesen, so würden die Mauern durch dessen treibende Kraft gesprengt worden sein, und in diesem Fall hätten die Dembowitzer Werke für den Schaden aufkommen müssen, so wie die Sachen lagen, wäre aber nur die Erhärtung des Cements abzuwarten. Das Urteil entsprach den thatsächlichen Verhältnissen, eine weniger wohlwollende Kommission hätte aber ebenfalls mit einem Schein von Recht gegen die Dembowitzer Werke entscheiden können, und daß eine Gegenströmung in dieser Richtung hin thätig gewesen war in Herrn Burows Abwesenheit, das bezweifelte weder dieser noch Franz Czermak.

„Man hat uns einfach zu Gunsten der Wolfertschen Fabriken beiseite drängen wollen,“ sagte Franz, als er Herrn Burow das günstige Resultat der Verhandlungen mitteilte. Er war an Ort und Stelle gewesen und berichtete in besonders lebhafter Weise über seine Beobachtungen und die Unterhaltungen, die er als Vertreter der Dembowitzer Industrie mit den verschiedenen maßgebenden Persönlichkeiten gehabt hatte. Maria saß im Nebenzimmer, dessen Portieren zurückgeschlagen waren, und hörte jedes Wort.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, lieber Czermak,“ sagte Herr Burow zuletzt, „das Urteil ist nicht anders als gerecht, und dennoch habe ich das Gefühl, daß es vielleicht ohne Ihr energisches und kluges Eintreten anders hätte ausfallen können. Sie haben eine große Gabe, die Dinge scharf zu sehen und die Menschen richtig anzufassen — —“

„Ich denke, der Vertreter einer Industrie muß immer auch ein bißchen Feldherr und Diplomat sein, Herr Burow — —“

„Ja ja, der kleine Bismarck in der Westentasche,“ erwiderte Herr Burow. Er lachte dabei — es war lange her, seit er zuletzt gelacht hatte.

Maria litt es nicht mehr auf ihrem Platz. Leise trat sie zwischen die Portieren. Franz Czermak stand vor dem Lager ihres Vaters, in freier Haltung mit glänzenden Augen, erregt und freudig gehoben durch Herrn Burows Anerkennung und das Gefühl eines ersten großen Erfolges.

„Komm herein, Maria, gib ihm die Hand,“ rief Herr Burow ihr zu, „er hat uns einen großen Dienst erwiesen, und nun kann ich in Ruhe gesund werden mit dem Reichskanzler da!“

Lächelnd stand Maria Franz gegenüber, und zum erstenmal seit ihrem Wiedersehen tauchten ihre Blicke wieder ineinander, und ihre Hände berührten sich. Und es war, als teile die Erregung, die in Franz pulsierte, sich bei diesem Händedruck auch Maria mit. Auch ihre Augen leuchteten auf — aber da ließ Franz ihre Hand fallen, und plötzlich wieder eine steife, gezwungene Haltung annehmend, fragte er, ob Herr Burow noch etwas zu befehlen habe?

X.

War es die Anerkennung, die Herr Burow mehr und mehr für Franz Czermak hatte? War es Franzens streng zurückhaltendes Wesen, aus dem nur ab und zu Herrn Burow gegenüber ein schnelles Wort, ein leuchtender Blick aufzuckte und Kunde davon gab, daß ein besonderes Leben in ihm pulsierte? Oder war es nur einfach die absolute Stille, in der Maria lebte und die durch das Leiden ihres Vaters bedingt war — kurz, Marias Gedanken beschäftigten sich wieder mehr und mehr und schließlich so ganz und gar mit Franz Czermak, daß ihre Reise und ihre „Flirtations“ ihr jetzt wie ein thörichtes Puppenspiel vorkamen gegenüber der einen Frage: dachte Franz noch an ihren Abschied von damals, und war es Gleichgültigkeit oder Stolz, die ihn jetzt so zurückhaltend machten? Und Franz sah in seinem durch die Arbeit

ausgefüllten Leben, in dem doch seine Phantasie und seine Sinne brach lagen, täglich dieses schöne, junge Geschöpf mit den fragenden Augen vor sich. Sein Herz flüsterte ihm zu: Sie hat dich einst geküßt, und seine Vernunft sagte ihm: Sie ist die Tochter deines Chefs, sie kann andre Ansprüche machen und macht thatsächlich andre Ansprüche, hüte dich!"

Und er hütete sich; aber eine gewisse nervöse Gereiztheit machte sich bei ihm mehr und mehr bemerkbar.

Über alledem kam der Winter wieder ins Land. Tante Malchen begann Weihnachtsvorbereitungen zu machen, und Maria wanderte täglich hinaus bis an einen großen Teich, der den Wald begrenzte, und dessen Eisdecke sie mit Ungeduld beobachtete, denn sie war eine leidenschaftliche Schlittschuhläuferin, und das Eis wollte immer noch nicht stark genug werden, um sie tragen zu können.

Herr Burow humpelte, auf einen starken Stock gestützt, wieder ab und an kontrollierend durch die „Werke".

Aber —: „Ich bin nicht mehr der Alte," sagte er zu Franz, „halten Sie die Ohren steif, Reichskanzler!" Einmal stand Maria neben ihm, als er das sagte. Sie schmiegte sich an ihren Vater: „Sprich nicht so, Papa, du bist doch der Alte, ganz und gar!" Und während sie das sagte, schweifte ihr Blick so seltsam zu Franz hin, daß es diesen heiß durchzuckte. Seitdem umgaukelten Franzens Gedanken wie ruhelose Blätter im Winde die schöne Maria, er mochte nun wollen oder nicht, und leise wiederholte er Herrn Burows „Reichskanzler", während ein leises Lächeln seine Lippen umspielte. Er rief sich selbst „zur Ordnung", er arbeitete um so rastloser, je öfter er sich auf „zwecklosen Träumen" ertappte, wie er das nannte.

Eines Tages traf er den Sattler, der die vielen Riemen des Getriebes in Ordnung zu halten hatte, in völlig betrunkenem Zustande. Herr Burow hatte ihn schon auf den Menschen aufmerksam gemacht und hatte ihm gesagt, daß er bei nächster Gelegenheit als unzuverlässiger Arbeiter zu entlassen sei.

„Schämen Sie sich, Gruschka," redete Franz den Sattler an, der sich mit Mühe an einem Zaun aufrecht hielt und ihn mit blöden, rot umränderten Augen anstarrte. „Anstatt jetzt bei der Arbeit zu sein, treiben Sie sich hier herum, besoffen, daß es eine Schande ist!"

„O — Herr Czermak, ich — ich bin doch nicht be—soffen!" stammelte Gruschka und machte dabei einige großartige Bewegungen mit den Händen, die ihn beinahe aus dem Gleichgewicht gebracht hätten.

„Halten Sie das Maul und widersprechen Sie nicht auch noch, wenn der Suff Ihnen so aus den Augen sieht," herrschte Franz ihn an, „aber lassen Sie es sich ein letztes Mal gesagt sein: Ihre Tage hier bei uns sind gezählt — bei der nächsten schlechten oder unpünktlichen Arbeit fliegen Sie hinaus; wir dulden hier keine Trunkenbolde!"

„Was, Trunkenbold? Das brauche ich mir nicht gefallen zu lassen," schrie Gruschka. „Ich bin noch lange kein solcher Trunkenbold wie Ihr Bruder — ja, ja, Ihr Bruder in Marienberg, den kenne ich ganz gut — —"

Franz war blaß geworden.

Er trat dicht vor Gruschka hin.

„Ich werde meine Pflicht nicht weniger thun, ob Sie meinen Bruder kennen oder nicht. — Bei der nächsten Unregelmäßigkeit: sofortige Entlassung. Verstanden?“

Er setzte seinen Weg fort, während der Trunkene hinter ihm her schimpfte und die geballten Fäuste drohend erhob. Da trat Herr Burow gerade aus der Böttcherei, in der die Fässer für den Cement gemacht wurden.

„Was gibt es hier,“ fragte er, und die Situation schnell erkennend, humpelte er auf Gruschka zu.

„Was, du betrunkener Taugenichts, du willst hier aufmucken und hinter meinem Beamten her schimpfen und drohen? Dich habe ich längst auf dem Strich. Pack deinen Kram zusammen und scher dich zum Teufel, du bist entlassen!“

Franz, der stehen geblieben war, als er Herrn Burows Stimme hörte, näherte sich langsam.

Burow winkte ihm zu.

„Gehen Sie ruhig Ihres Weges, lieber Czermak, ich habe hier schon Ordnung geschaffen.“

Franz zog sich zurück, er ging in sein Zimmer und versuchte einige Schreibereien zu erledigen. Aber er arbeitete nur mechanisch. Immer klangen ihm Gruschkas Worte in den Ohren: Ich bin noch lange kein solcher Trunkenbold wie Ihr Bruder in Marienberg.“ Und das konnte ihm nun alle Tage von aufsässigen Arbeitern zugerufen werden! Was nützte ihm sein Heraufarbeiten aus der Masse, sein Vorwärtsstreben, was nützte es ihm, daß er anders denken und fühlen gelernt hatte, als die, die dem Blute nach zu ihm gehörten? Er hatte sich ihnen entfremdet, er konnte nie wieder zu ihnen zurück, und von den andern trennte es ihn dennoch, daß er der Bruder des „Trunkenboldes von Marienberg“ war. Vor seiner erregten Phantasie standen die Bilder seiner Träume. Er sah sich an Marias Seite, hoch emporgehoben über die Sphäre, der er entstammte. Und er sah Maria zusammenzucken unter dem rohen Zuruf, der ihm galt und der sie mit traf, und sie schämte sich, den Bruder des Trunkenboldes geliebt zu haben. Franz preßte die geballten Fäuste vor seine Stirn. Nein, nein, nein! Seine Träume waren Wahnsinn, es konnte, es durfte nicht sein! Aber wie konnte er dann in Dembowitz bleiben? Wie konnte er diese fragenden Mädchenaugen immer wieder vor sich sehen? Er stöhnte tief auf, wie unter einem körperlichen Schmerz, er glaubte zu ersticken in dem kleinen Zimmer, und zum erstenmal, seit er in Dembowitz war, griff er noch vor Feierabend nach seinem Hut und rannte hinaus — ziellos, nur ins Freie; all sein Städterleben hatte ihm diesen Zug, der ihm von der ersten Kindheit anhaftete, nicht nehmen können: große Erregungen trieben ihn hinaus in die freie Natur, er mußte den Himmel über sich sehen, den Wind um seine Stirn wehen fühlen, um wieder ruhiger zu werden. Er schlug den Waldweg ein und schritt hastig vorwärts.

„Wohin so eilig?“

Es war Marias Stimme, die ihn anrief, und als er aufblickte, stand sie vor ihm in einem dunkeln Sammetjäckchen, einen weißen Schleier anstatt des Hutes um das Haar geschlungen, aus dessen weichen Falten ihr rosiges Gesicht mit den dunkeln, blitzenden Augen ihn anlächelte. Aber das Lächeln verschwand schnell.

„Mein Gott, wie sehen Sie aus? Was ist Ihnen geschehen, Herr Czermak!“ fragte sie, in sein verstörtes Gesicht blickend.

Er trug den Hut in der Hand, eine tiefe Falte stand zwischen seinen dunklen Brauen, und seine Augen blickten seltsam verschleiert.

„Sie hier — Sie hier!“ Er wiederholte es, er schien kein andres Wort zu finden.

Sie schüttelte den Kopf und sprach mit einer Stimme, der sie sich vergeblich bemühte, einen ungezwungenen Klang zu geben, von dem Teich, der nun endlich so weit sei, daß man morgen Schlittschuh laufen könnte, und er sah sie dabei an, als nähme er Abschied von etwas sehr Schönem und Liebem, das er nie mehr wiedersehen wollte. Sie erbebte unter diesem Blick und verstummte plötzlich, und er hatte gar nicht gehört, was sie gesprochen hatte von dem Teich, er wußte nur, daß in ihren Augen die Bestätigung seiner Träume lag, und daß er dem allen ein Ende machen müßte, je schneller, je besser.

„Sie wissen es jetzt hier alle, daß einer meiner Brüder ein gemeiner Trunkenbold ist,“ stieß er hervor, „einer der Arbeiter hat es mir ins Gesicht gesagt, ich kann aus dem Ringe nicht heraus, in dem meine Jugend beschlossen liegt, er klirrt mir als Kette am Fuße nach, ich — ich ertrage das nicht mehr, um Ihretwillen, Fräulein Maria, und deshalb — muß — ich — fort — fort!“ Das Wort kam über seine Lippen wie ein unterdrückter Schrei, und in seinen Augen zuckte es dabei von wilder Entschlossenheit, während sie ihn gespannt, seine Worte gleichsam trinkend, anstarrte.

„Ich muß, ich muß um Ihretwillen,“ rief er. Aus ihrem Gesicht wich die Spannung, zwei kleine zitternde Hände legten sich auf seinen Arm, und eine süße Stimme flüsterte:

„Franz, jetzt weiß ich, daß du mich liebst!“

Wie ein Wirbelsturm erfaßte es ihn, er riß sie in seine Arme.

„Maria — du willst es, trotz allem?“

Sie lag weinend und lachend zugleich an seiner Brust.

„Maria! Maria!“

Er konnte nur den einen Namen rufen, er hätte vor ihr niederknieen und sie anbeten mögen, weil sie so hoch und frei dachte; aber dann überkam es ihn wieder, daß er das Opfer, das sie ihm bringen wollte, nicht annehmen dürfe.

„Maria,“ flüsterte er, „es darf ja nicht sein — denke doch, aus was für einer Familie ich bin, und meine Brüder leben hier in Oberschlesien und —“

„Das weiß ich doch alles längst,“ unterbrach sie ihn, „aber was geht das mich an und dich? Wir beide wir haben Flügel, die uns über die Köpfe der andern Leute hinwegtragen, nicht wahr? Weit hinweg über die andern, in eine Welt, die wir uns selbst zurechtmachen und die viel schöner ist als das, was die andern kennen.“

„Maria, Süße, Einzige, aber ich muß mir doch erst in der alltäglichen Welt einen Platz erobern, ich habe ja nichts, was mir ein Recht gäbe, mich über andre zu erheben —“

Sie legte die Hand auf seinen Mund.

„Sprich nicht so — du fühlst doch selbst, daß du anders bist als die andern, gerade so wie ich es fühle, und darum gehören wir zusammen. Was nützt mir denn

Papas Reichtum, wenn ich hier zwischen den rauchenden Schornsteinen im Walde leben muß, und was nützt es dir, daß du klüger bist und tüchtiger als das andre dumme Volk, wenn das gemeine, nichtswürdige Geld, ohne daß man nun doch einmal nichts anfangen kann, dir fehlt? So verkümmern wir beide, aber vereint steht die ganze Welt uns offen. O, ich habe über das alles so viel nachgedacht — früher mußte ich mir Gnomen und Feen ausdenken, um meine Welt zu bevölkern, aber jetzt weiß ich, daß ich nur dich brauche, wie du mich und daß das Leben das aller-, allerschönste Märchen ist!"

Wie künstlich zurückgedämmte Gebirgswasser, die plötzlich ihre Dämme durchbrachen, sprudelten die Worte über Marias Lippen, alles was sie in diesen stillen Tagen gedacht und geträumt, drängte nach Mitteilung, und wie berauscht hielt Franz sie in seinen Armen, und das, was sie sagte, klang ihm wie eine süße Musik, der gegenüber er ohne Kritik und — ohne Erinnerung war. Erst viel später drängte sich für ihn neben das Bild dieser Stunde ein andres: Elisabeth — und er malte ihr in phantastischen Zügen eine ferne, glänzende Zukunft aus. Da erinnerte sie ihn mit einem sanften Lächeln an eine von ihm vergessene, dringende Arbeit und er küßte ihre weißen Hände und sagte: „Ich danke dir, du hast recht — du wirst immer mein Regulator sein, nicht wahr?"

Doch wie sollte er jetzt daran denken? War es doch, als nähme Maria ihm die heimlichsten Gedanken aus der Seele, um sie auszusprechen, schrankenlose Wünsche, die Sehnsucht nach einem ungemessenen Glück, alles das, was er gewohnt war, seit frühester Jugend in sich zurückzudrängen, es mit Arbeit und strengem Pflichteifer zu ersticken, das flüsterte sie ihm jetzt zu, und unter ihren Küssen sprengte seine Phantasie die Fesseln, die die harte Schule des Lebens darum gelegt hatte und breitete ihre Flügel aus, um sie und ihn weit hineinzutragen in das Land der Wunder und der Liebe.

Rings um sie her schimmerte der Schnee auf den froststarren Bäumen des Waldes — was fragten sie danach, für sie war die Welt voller Knospen und Blüten.

Aber Franz war zu sehr gewöhnt, mit den wirklichen Dingen zu rechnen, um sich lange von dem süßen Liebestraum die übrige Welt verschleiern zu lassen.

„Was wird dein Vater sagen?" fragte er. „Wie wird er mich beurteilen?"

Und wieder legte sie ihm den Finger schließend auf die Lippen.

„Still, still, ich will jetzt nichts hören, kein sogenanntes vernünftiges Wort, denn das einzig Vernünftige für uns ist, jetzt ganz unvernünftig glücklich zu sein. Und eins mußt du mir versprechen: du sagst es weder Papa noch sonst irgend einem Menschen, wir wollen unser Glück ganz allein für uns haben."

Er machte ihr Vorstellungen: Herr Burow müßte es wissen; er käme sich vor wie ein Dieb, wenn er Herrn Burow gegenüber schwiege.

Da traten ihr die Thränen in die Augen. „Kannst du mir nicht so ein kleines, kleines Opfer bringen? Wenigstens 24 Stunden will ich meinen Schatz für mich ganz allein und niemand auf der ganzen Welt soll wissen, daß wir uns lieben — willst du mir nicht die 24 Stunden für mich ganz allein schenken?"

Er sagte es ihr zu, aber es ging ihm gegen sein Gefühl, es war, als huschte ein Schatten über sein Glück.

Und der Schatten wurde dunkler, sobald sie nicht mehr neben ihm stand. Es litt ihn weder in der Stille seines Arbeitszimmers, noch zwischen dem Sausen der Maschinen in den Mühlen, ruhelos ging er umher. Wie konnte diese unklare Situation, unter der er litt, bis zu einem Gefühl körperlichen Unbehagens, wie konnte die einen Reiz für Maria haben?

Er ärgerte sich, daß er ihr das Versprechen gegeben hatte und vermied es, mit Herrn Burow zusammenzutreffen, weil sein Gewissen ihm Vorwürfe machte.

Am Abend erhielt er eine Aufforderung in die Villa zum Thee zu kommen. Er hoffte, Maria habe sich anders besonnen und wünsche nun selbst eine Aussprache ihrem Vater gegenüber. Statt dessen empfing sie ihn lächelnd in einer reizenden Toilette, neckisch und kokett wie ein Kobold und legte hinter dem Rücken ihres Vaters die Finger auf den Mund und faltete beschwörend die Hände, um ihn zum Schweigen zu veranlassen. Aber unter dem Tisch fühlte er ihr Füßchen auf seinem Stiefel und ihre Augen sprachen eine beredte Sprache, sobald sie sich unbeobachtet wußte. Es war ein heimliches Liebesspiel, dessen prickelnder Reiz Franz auf Augenblicke wohl sein Unbehagen Herrn Burow gegenüber vergessen ließ, das ihm aber doch nicht das Glücksgefühl gab, von dem Maria erfüllt zu sein schien.

Beim Abschied sagte sie laut: „Morgen früh laufen wir zusammen Schlittschuh, nicht wahr, Herr Czermak? Es ist ja Sonntag."

Fragend flog Franzens Blick unwillkürlich zu Herrn Burow hinüber.

„Thun Sie dem Wildfang nur den Gefallen, lieber Czermak," sagte dieser, „wenn die Hexe sich's einmal in den Kopf gesetzt hat, richten wir beide doch nichts dagegen aus!"

„Ist denn das Eis aber auch schon stark genug?" warf Tante Malchen ein.

„Das ist's," meinte Herr Burow, „am Montag will ich einfahren lassen — na und die Eislöcher, die für die Fische frei gehalten werden, kennen Sie ja, lieber Czermak. Die ganze Gegend um die Schleuse herum vermeiden Sie überhaupt lieber, da ist das Eis immer etwas unsicher."

Herr Burow war heute besonders guter Laune, denn am Morgen hatte er die Nachricht erhalten, daß die Dembowitzer Kalk- und Cementlieferungen für die projektierten bedeutenden Bahnhofsbauten im Frühjahr beginnen könnten. Auch diesen Erfolg glaubte er, neben dem jetzt wieder tadellosen Material, Franz Czermak zu verdanken, und während seiner langen Leidenszeit hatte er sich an den Gedanken, sich Franz dauernd zu verbinden, so gewöhnt, daß er jetzt nichts mehr dagegen einwendete, wenn Franzens Verkehr in seinem Hause wieder ein lebhafterer wurde.

Als Franz gegangen war, suchte auch Maria ihr Zimmer auf. Sie mußte allein sein mit ihrem jungen Glück.

Am andern Tage saß Herr Burow an seinem Schreibtisch, als die Thür sich öffnete und Maria hereintrat.

Sie trug ein enganliegendes Pelzjacket und eine braune Pelzmütze, unter der ihre Augen mit einem wunderlichen Ausdruck halb schelmisch und halb feierlich hervorblickten, während sie, den Arm um Herrn Burows Schultern legend, sagte:

„Also, jetzt gehe ich auf die Eisbahn, Papa!"

Herr Burow ließ sich ungern bei seinen Briefen stören. Er nickte ihr zu. „Schön, Kleines.“ Dann beugte er sich schon wieder über das Papier.

Da drückte Maria ihre warmen, weichen Lippen dicht an sein Ohr und flüsterte: „Und du, Papa, ich habe ihn furchtbar lieb, den Franz, weißt du!“

Herr Burow ließ die Feder aus der Hand fallen. Einen Augenblick beugte sich ein errötendes, glückstrahlendes Gesicht über ihn, und dann war Maria wie ein Wirbelwind hinaus, und die Thür fiel hinter ihr recht hörbar ins Schloß, ehe Herr Burow Zeit zu einem Wort der Erwiderung gefunden hätte.

Er stand auf.

„Wetterhexe!“

Da lief sie schon durch den Vorgarten und warf noch eine Kußhand nach seinem Fenster, als wisse sie, daß er ihr nachblickte.

„Na ja,“ murmelte Herr Burow, „das mußte mal so kommen, und am Ende, mir soll's recht sein!“

Und seine Gedanken flogen in die Zukunft voraus. Wenn das Aktienunternehmen erst perfekt wurde, konnte er mit dem jungen Paare nach Berlin oder sonstwo hingehen, wo niemand Franzens Familie kannte. Und eine Schande war es doch wahrhaftig nicht, ein selbstgemachter Mann zu sein — Herrn Burows Vater war auch eines Handwerkers Sohn gewesen.

Herr Burow nickte vor sich hin.

Ja, er hatte es längst kommen sehen, und nun war es geschehen, und ein andrer würde jetzt zwischen ihm und seiner Kleinen stehen! Aber nein, nicht zwischen, neben ihm würde Franz Czermak stehen und volles Vertrauen und volles Verständnis würden sie einander entgegenbringen. Aber dieses Wettermädel! War das eine Art, dem Vater eine so wichtige Mitteilung zu machen? Und wie stand sie mit Franz? Hatten sie sich schon ausgesprochen, heimlich, hinter seinem Rücken? Das sah Franz nicht ähnlich, aber, wie Herr Burow in betreff Wolferts gesagt hatte: im Geschäft gibt es keine Freundschaft, so sagte er sich nun: in Liebessachen kann man keinem trauen, die gehen nach ihren eignen Gesetzen; aber er war zu unruhig, um jetzt im Zimmer bleiben und das Weitere ruhig abwarten zu können. Er griff nach seinem Krückstock und humpelte hinaus, denselben Weg entlang, über den Maria leichtfüßig geeilt war.

Über den verschneiten Waldweg ging er hin und lächelte, als er in dem Schnee die Spuren von Marias Füßchen und daneben die größern festen Eindrücke eines Männerstiefels sah.

„Ja, die Jugend, die Jugend!“ murmelte er, und unwillkürlich flogen seine Gedanken zur eignen Jugend und Liebeszeit zurück.

„Warum soll mein Kind nicht glücklich werden ganz nach seinem Herzen,“ dachte er und gestand sich, daß auch sein Herz einverstanden war mit Marias Wahl.

Hinter den Fichten, auf denen der Schnee in weißen Ballen lag, breitete sich der Teich aus. Zwei Männerstimmen klangen von dort her, und näher kommend erkannte Herr Burow einen seiner Leute und den Wirt des Restaurants. Beide grüßten, als Herr Burow vorbeikam. Sie hätten sich das Eis angesehen, sagten sie, und der Wirt bat um ein paar Fuhren für seinen Keller.

Burow sagte es ihm zu und fragte, ob seine Tochter und Herr Czermak schon auf dem Teiche seien. Sie seien gerade angekommen, sagte der Wirt, und Burow trat mit den beiden an die Eisfläche heran und sah lächelnd dem Paare nach, das dort Seite an Seite darüber hinflog. Dazwischen sprach er mit den Leuten über einige wirtschaftliche Angelegenheiten, und da der ungewohnte Spaziergang ihn müde gemacht hatte, nahm er den Arm des Wirtes, der sich ihm als Stütze anbot.

„Die jungen Herrschaften laufen aber ausgezeichnet,“ sagte der Wirt, den Schlittschuhläufern nachsehend, und Herr Burow nickte zustimmend.

„Sie kommen mir aber dort zu nahe an die Schleuse heran, dort ist das Eis unsicher, da sind die Fischlöcher,“ sagte Herr Burow. Er rief ein „Vorsicht“ hinüber, aber die Schlittschuhläufer hörten ihn nicht und setzten ihren Lauf in der eingeschlagenen Richtung fort.

„Laufen Sie doch mal hinüber nach der Schleuse und winken Sie, damit sie aufmerksam werden,“ sagte Herr Burow zu dem Werkführer, der den Wirt begleitet hatte. Dieser entfernte sich in der angegebenen Richtung, während Herr Burow und der Wirt langsam folgten. Der Teich machte hier verschiedene Ausbuchtungen, und der Weg war daher ziemlich weit.

Maria, die nicht ahnte, daß ihr Vater ihr gefolgt war, hatte Franz die Hand gereicht und so Hand in Hand, eines das andre ansehend, glitten sie über die blitzende Fläche dahin.

„Jetzt fliegen wir,“ sagte Maria, und ihre Brust hob sich schneller; ihr war, als versänke die Welt um sie her, nur sie und Franz blieben übrig.

„Ich bin so glücklich, so glücklich!“ murmelte sie und es war, als ginge ein Zauber von ihr aus, der auch Franz einspann, und all die Bedenken, mit denen er sich noch in der Nacht gequält hatte, auslöschte. Er flüsterte ihren Namen und sie erwiderte ihm den seinen. Vom Ufer her schallte Herrn Burows Stimme ungehört von den beiden über das Eis.

„Ich bin so glücklich, so glücklich!“ wiederholte Maria.

„Rechts, rechts bleiben!“ schrie Herr Burow, und der Werkführer, der jetzt die Schleuse fast erreicht hatte, rief ebenfalls: „Rechts, rechts!“

Dahin schossen die beiden schlanken Gestalten, unaufhaltsam.

Da — ein Schrei, der vom Ufer her wiedertönt, wie ein Echo aus Menschenherzen — glitzernd und blitzend liegt die Eisfläche vor Herrn Burows Blicken, wie vorher, aber die beiden Gestalten, die darüber hinflogen, sind verschwunden. Herr Burow ist in die Knie gebrochen, der Werkführer und der Wirt sind auf dem Eise mit eiligst zusammengerafften Stangen um das eine Fischloch beschäftigt — Minuten vergehen — oder sind es Stunden? Herr Burow weiß es nicht, er hat sich aufgerafft, die wahnsinnige Angst um sein Liebstes auf der Welt treibt ihn vorwärts, über das Eis, dorthin, wo Maria und Franz verschwanden.

Und dann sieht er sie wieder, fest umschlungen, mit geschlossenen Augen und stummen Lippen liegen sie vor ihm auf dem beschneiten Waldboden und die beiden Männer, die sie mit Lebensgefahr unter dem Eise hervorholten, achten nicht der eignen triefenden Kleider und sind bemüht, die Arme des Paares auseinander zu lösen, um Wiederbelebungsversuche anzustellen.

„Es geht nicht,“ stöhnt der Werkführer, „sie halten sich zu fest.“

Der Wirt läuft, so schnell die Füße ihn tragen wollen, zurück nach Dembowitz, um Leute und eine Tragbahre zu holen, und Herr Burow und der Werkführer knieen neben dem Paare, dessen Hände sie reiben, da sie die Arme nicht auseinander lösen können, während ihre Blicke angstvoll auf den blassen jungen Gesichtern ruhen, um ein Wiedererwachen des Lebens zu erspähen — ein Zucken — eine kleinste Bewegung. Aber nichts — nichts — tot und starr bleiben die beiden dicht aneinander ruhenden Köpfe.

„Mein Gott, mein Gott, das — das kann ja nicht sein!“ stöhnt Herr Burow, und er verdoppelt seine Bemühungen, bis seine Stirn in Schweiß gebadet ist — trotz der winterlichen Kälte.

Endlich kommen die Leute mit der Bahre. Auch der Arzt ist bald zur Stelle, nichts bleibt unversucht, um die beiden jungen, blühenden Leben ins Dasein zurück zu rufen.

Nach qualvollen, endlos langen Stunden weiß Herr Burow endlich, daß er keine Tochter mehr hat, und daß Franz Czermak leben wird.

XI.

Franz Czermak lag an einem Nervenfieber schwer danieder, aber die Ärzte bauten auf seine jugendkräftige Natur. Herr Burow hatte sein Kind in die Erde gebettet, nun betrachtete er Franz wie Marias Vermächtnis an ihn. Er war fest entschlossen, Dembowitz, das ihm ohne seinen Liebling unerträglich erschien, so bald als möglich zu verlassen und that die einleitenden Schritte, um aus seinen Schöpfungen dort ein Aktienunternehmen zu machen. Die Konjunkturen waren günstig. Die Aktionäre hatten sich bereit erklärt, zur Aufsetzung des Statutes nach Dembowitz zu kommen. Herr Burow wartete nur eine entscheidende Wendung zum Bessern in Franzens Befinden ab, um sie einzuberufen.

Da meldete ihm Malchen eines Morgens den Sattler Gruschka, den er kurz vor der Katastrophe auf dem Teiche entlassen hatte. Er wolle durchaus Herrn Czermak sprechen, sagte Malchen.

„So laß ihn kommen,“ entschied Herr Burow mit seiner müden Stimme.

„Was wollt Ihr also?“ fragte er, als Gruschka eintrat, „Herr Czermak ist krank und nicht zu sprechen.“

Gruschka antwortete mit einem Schwall von unklaren, ineinander geschachtelten Sätzen, die schwer verständlich waren und aus denen nur ungefähr zu entnehmen war, daß er keine Arbeit hätte, und daß sein Fortgang in Dembowitz auch kein Glück gebracht hätte, denn wenn er dagewesen wäre, würde das schreckliche Unglück auf dem Teich gewiß nicht geschehen sein, er hätte schon für Warnungszeichen bei den Eislöchern gesorgt.

Herr Burow machte eine abweisende Handbewegung. „Schweigt davon, kommt zur Sache! Was wollt Ihr von Herrn Czermak?“

„Will ich ja nichts von ihm, bloß will ich ihm ja Rat geben wegen sein Bruder in Marienberg, was ist tot."

„Sein Bruder in Marienberg, der das Wirtshaus dort hatte, ist tot?"

„Jawoll, ich war ja dabei, ist sich schon gestorben —"

„Nun, dann wird die Witwe eben die Wirtschaft weiter führen," sagte Herr Burow, der die Unterredung zu beenden wünschte. „Wenn Herr Czermak gesund sein wird, werde ich es ihm sagen, daß sein Bruder gestorben ist, jetzt ist er schwer krank und von irgend einer Mitteilung an ihn kann gar keine Rede sein."

„Würde ihm aber sehr lieb sein, wenn ich ihm könnte Rat geben."

„Mir scheint, Ihr seid wieder einmal nicht nüchtern, schwatzt also keinen Unsinn —"

„Ist ja kein Unsinn und hab ich ja kein bißli Schnaps getrunken, aber weiß ich ja viele Sachen, was würde sehr lieb sein dem Herrn Czermak, wenn ich nicht weiter sage —"

„Unverschämter Kerl, jetzt mach, daß du raus kommst," rief Herr Burow, dem die Geduld riß, „Herr Czermak hat nie etwas gethan, was du nötig hättest zu verheimlichen, das weiß ich —"

„Ach nein, der Herr Czermak nicht, aber was da ist vorgekommen mit sein Bruder —"

„Fort mit dir, ich will jetzt nichts mehr hören!"

Gruschka stand jetzt in der Thür und seinen Ton plötzlich verändernd, sagte er: „Wenn ich schon nicht soll sprechen zum Herrn Czermak, möchten Sie vielleicht so gutt sein und mir was geben, auf die Reise!"

Herr Burow war aber nicht in Gebelaune, und Gruschka mußte sich unverrichteter Sache entfernen.

„Was konnte er nur wollen mit dem Bruder, was kann denn da vorgekommen sein?" dachte Herr Burow, als er allein war. Aber er beruhigte sich damit, daß die Leute immer aus der Mücke gern einen Elefanten machen und knüpfte nur die Schlußbetrachtung daran:

„Es wird auch für Franz besser sein, wenn er das Klima wechselt, diese Erinnerungen an seine Familie hier würden ihm schließlich das Leben verbittern!"

Als Franz wieder anfing, mit Bewußtsein um sich zu blicken, und die Ärzte jede Lebensgefahr für ausgeschlossen erklärten, ließ Herr Burow seinen Notar aus der Kreisstadt kommen und machte, wie er sich ausdrückte, „Ordnung in seinem Haus". Er wollte Franz adoptieren und setzte ihn zu seinem Universalerben ein, während er Tante Malchen und einige entferntere Verwandte mit Legaten bedachte.

„Nun, so fahre ich doch wenigstens einmal nicht unverrichteter Sache von Dembowitz nach Hause," sagte der Notar, als er sich verabschiedete.

„Wieso? Ich ließ Sie doch wohl nie umsonst kommen?" fragte Herr Burow erstaunt.

Der Notar rieb sich die Hände.

„Sie nicht, Sie nicht, das ist gewiß," beteuerte er, „aber wenn Sie wüßten, wie oft Herr von Karsten mich schon holen ließ, und wie oft er mich wieder wegschickte, weil er ‚doch noch einiges zu bedenken hätte, worüber er noch nicht ganz klar

sei‘. Er will nämlich eine Stiftung aus seinem Besitztum machen, und während er mir dann seine Klauseln und Bedingungen diktiert, kommen ihm regelmäßig Bedenken und er verschiebt die endgültige Abfassung des Testaments.“

„Aber er hat doch Verwandte, die sein Geld recht gut brauchen könnten, soviel ich weiß,“ meinte Herr Burow.

„Ja, von denen will er eben nichts wissen, und als ich einmal ein Wort zu gunsten des Buchhalters Werkmann, der seine rechte Nichte zur Frau hat, einlegen wollte, wurde der Alte fuchsteufelswild. Ich kenne nämlich den alten Werkmann und das ist eine so brave Haut, daß ich meine helle Freude daran hätte, wenn der verrückte Karsten so lange Klauseln und Bedingungen ausspintisierte, daß er nicht mehr Zeit fände, ein regelrechtes Testament aufzusetzen, denn dann erbten die Werkmanns als nächste Blutsverwandte.“

Da wollen wir das Beste hoffen,“ erwiderte Herr Burow mit dem müden Lächeln, das zu sagen schien, ihn selbst ginge nichts auf der Welt mehr so recht nahe und innig an.

Der Notar verabschiedete sich, und Herr Burow trat leise in das Zimmer, in dem Franz lag. Er schlief, und auf seinen etwas eingefallenen Wangen zeigte sich ein rosiger Hauch wiederkehrender Gesundheit. Herr Burow nickte, und auf seinem Gesicht stand dasselbe Lächeln wie vorhin. Dann verließ er ebenso leise, wie er eingetreten war, das Zimmer.

XII.

Dem Winter war der Frühling gefolgt, der Sommer hatte die Garben gereift, und nun fegte der Herbstwind wieder durch die Straßen von Breslau. Derselbe Herbstwind, unter dessen rauhem Hauch Elisabeth Werkmann einst gelitten und der nun welke Blätter über ihr Grab streute und dem Buchhalter, der von seinem Bureau kommend, durch die Klosterstraße schritt, den Hut fast vom Kopfe riß. Herr Werkmann fühlte sich sehr müde und dachte darüber nach, wie lange er wohl noch so bei jedem Wetter den weiten Weg vom Bureau nach seiner Wohnung würde wandern können und was werden sollte, wenn er es eines Tages nicht mehr konnte? Sein ältester Sohn, der jetzt von der technischen Schule herunter kam, würde ja bald auf eignen Füßen stehen, aber seine Frau, die seit Elisabeths Tode kränkelte, sein jüngster Sohn und seine kleine Liddy — was sollte aus denen werden, wenn er arbeitsunfähig wurde? Die Erziehung der Kinder zehrte seine kleinen Ersparnisse auf, und die Zukunft erschien Werkmann so grau und trübe wie der Novemberhimmel, unter dem der Wind sein Unwesen in der schmalen, dunkeln Klosterstraße trieb.

Jetzt hatte Werkmann sein Haus erreicht und stieg langsam die Treppen hinauf. Er meinte, er fühle es jetzt jeden Tag, wie diese Treppen ihm schwerer und schwerer würden. Da kam ein leichter Schritt hinter ihm her, und jetzt umfaßten ihn ein paar junge Arme.

„Halt, Papa,“ rief Liddy, „laß mich vorbei, daß ich dir die Thür aufmachen kann!“

Oben angelangt erwartete sie ihn mit lächelndem Gesicht und war dann geschäftig, ihm den Mantel abzunehmen.

„Du, Papa,“ plauderte sie dabei, „weißt du, was mein Gesanglehrer in der Klasse gesagt hat? Also paß auf: ‚Werkmann,‘ hat er gesagt, ‚Sie haben ein Kapital in der Kehle. Lassen Sie's noch etwas ruhen, aber in einem Jahre etwa nehmen Sie ernsthaften Gesangunterricht, Sie können es weit bringen.‘ Was sagst du dazu, Papa, ist das nicht herrlich?“

Werkmann strich über den goldbraunen Scheitel seines Töchterchens.

„In einem Jahr, hoffe ich, sind wir die Stundengelder für dich los, Kind, und dann hilfst du der Mutter in der Wirtschaft.“

„O, ich helfe ihr schon jetzt, aber sieh mal, Papa, es wäre doch eine große Sache, wenn ich ein Sängerin werden könnte. Die verdienen alle viel Geld, Papa, und dann brauchtest du dich nicht mehr anzustrengen, und ich wäre so froh, so froh!“

„Ja, liebes Kind, aber das ist unsicher, und sicher sind die Ausgaben für die Gesangstunden. Guter Gesangunterricht ist sehr teuer!“

Liddy seufzte und wickelte das Ende ihres langen Zopfes um ihre Finger.

„Freilich, wenn es so sehr teuer ist, kann ich die Stunden nicht nehmen.“

Sie huschte aus dem Zimmer und ging zu ihrer Mutter.

„Mama,“ sagte sie, „ich habe den Briefträger unterwegs getroffen, und er hat mir einen Brief mit einem schwarzen Trauerrand gegeben. Papa sieht aber so angegriffen aus, daß ich dachte, es wäre besser, ich wartete noch ein bißchen mit dem Briefe. Wenigstens so lange, bis Papa zu Abend gegessen und sich ein bißchen erholt hat, nicht wahr?“

Sie reichte ihrer Mutter den Brief, den diese kopfschüttelnd in Empfang nahm.

„Das kann nichts sein, was uns nahe angeht,“ sagte sie, „der Brief hat einen auswärtigen Poststempel.“

Dann, während sie den Poststempel näher betrachtete, flog eine plötzliche Röte über ihr blasses Gesicht.

„Dembowitz O/S,“ las sie, „mein Gott — das — das muß der Onkel Karsten sein — ich glaube, wir geben den Brief doch lieber gleich dem Papa, der Onkel hat uns leider nicht so nahe gestanden, daß sein Ableben den Papa schmerzlich berühren könnte.“

Sie ging in das Zimmer ihres Mannes und Liddy trat ans Fenster und blickte hinaus. Das Fenster ging nach dem Hofe, der schon von tiefer Dunkelheit erfüllt war. Nur einige erleuchtete Küchenfenster von anderen Wohnungen ließen ein spärliches Licht darüber hinfallen. Liddys Augen füllten sich mit Thränen. Der Ausspruch des Musiklehrers hatte sie so glücklich gemacht, die rosigsten Zukunftsbilder hatten sie auf dem Heimwege umgaukelt — und nun sollte aus alledem nichts werden. Der kleine düstere Hof, in den sie schon als Kind hineingeblickt hatte und aus dessen dumpfer Enge sich ihre Phantasie so oft hinaussehnte, er sollte auch ferner ihren Gesichtskreis umschränken, und wie heute mit ihren sechzehn Jahren sollte sie auch als altes Mädchen noch auf diese grauen Wände blicken, die ihr die schöne, weite Welt verbauten.

Da ging die Thür hinter ihr, ihre Mutter trat leise neben sie und den Arm um ihre Schultern legend, sagte sie:

„Der alte Onkel ist gestorben und —“ ihre Stimme stockte, und fast flüsternd setzte sie hinzu: „Und wir sollen nach Dembowitz kommen.“

Liddy verstand sie nicht.

„Was sollen wir dort?“ fragte sie und sah verwundert, wie die hellen Thränen über die bleichen Wangen ihrer Mutter herabrannen, während doch ein so hoffnungsfrohes Lächeln, wie sie es nie an ihr gesehen hatte, um ihre Lippen spielte.

„Ach, Kind, Kind, es ist eine so wunderbare Fügung, gerade jetzt, wo Papas Kräfte fast zusammenbrechen — jetzt werden alle Sorgen von uns genommen. Der Onkel ist ohne Testament gestorben, wie sein Notar uns mitteilt, und nach dem Blute bin ich seine nächste Erbin.“

Liddys Augen hatten sich weit geöffnet in grenzenlosem Erstaunen.

„Mama,“ rief sie, „du wirst reich?“

„Ich glaube nicht, Kind, aber sicher werden wir alle sorgenfrei, und dafür will ich dem Onkel danken, solange ich lebe! So macht er im Tode alles gut, was er im Leben Schweres über uns brachte.“

„O Mama, Mama!“ Liddy umschlang ihre Mutter und, Wange an Wange gedrückt, standen sie eine Minute schweigend nebeneinander, und ihre Augen sahen nicht mehr den kleinen, dunkeln Hof mit den hellen Küchenfenstern, denn vor ihren Blicken that sich eine weite, sonnige Zukunft auf.

XIII.

Des Schulunterrichts wegen waren Werkmanns noch bis Ostern in Breslau geblieben. Zu diesem Termin kam Liddy von der Schule und ihr jüngerer Bruder bezog eine auswärtige Erziehungsanstalt. Die Familie siedelte nach Dembowitz über. Liddy kannte das Landleben nur von kurzen Ausflügen her, die sie mit der Schule oder den Eltern von Breslau aus unternommen hatte. Jetzt that sich ihr eine neue Welt auf. Das weitläufige alte Schloß von Dembowitz erschien ihr wie ein Feenpalast, und der verwilderte Garten bildete den passenden Rahmen dazu.

„Und das alles gehört uns — wirklich und wahrhaftig uns?“ fragte sie unzählig oft, während ihre Hand liebkosend über die Sträucher und Blumen des Gartens und bald auch über das Fell der Kühe und Pferde des Hofes strich.

Tiere und Pflanzen erschienen ihr wie stumme Kameraden, die nur auf sie gewartet hatten, und nach denen sie jetzt behauptete sich immer gesehnt zu haben.

„Das heißt, ich wußte eigentlich nicht, wonach ich mich sehnte,“ sagte sie, „aber das Herz war mir manchmal zum Springen voll von Sehnsucht! Und nun weiß ich, ich habe von alledem geträumt, was jetzt um uns her wächst und lebt — o, wie schön, wie schön ist die Welt.“

Lächelnd folgten die Eltern ihr durch Garten und Feld, das eigne Glück in der Freude des Kindes doppelt empfindend, und förmlich jung werdend in dem Gefühl,

daß der Druck beschränkter Verhältnisse von ihnen genommen war, der um so schwerer auf ihnen lastete, je älter sie wurden und je mehr sie fühlten, daß nicht sie allein, sondern die heranwachsenden Kinder so viel entbehren und so vielem entsagen mußten, was das Leben hell und freundlich macht.

Freilich, Werkmann war kein Landwirt, aber auf das Gewissenhafteste ging er mit den alten Beamten die Bücher durch, um sich über die Wirtschaftsrechnungen zu orientieren und stand stundenlang neben den Vögten auf dem Felde, um sich die Arbeiten erklären zu lassen. Und dem ernsten, ruhigen Mann, der auch den Untergebenen gegenüber seine freundlich bescheidene Haltung beibehielt und kein Geheimnis daraus machte, daß er nichts von der Landwirtschaft verstand und daß er lernen wollte, gab jeder gern Bescheid.

Da der Beamte behauptete, es gäbe keine Arbeiter und ohne „Galizier" sei nicht auszukommen, willigte Werkmann darein, diese Leute wie alljährlich kommen zu lassen. Er wurde dadurch veranlaßt, sich mehr über die Verhältnisse, unter denen das eingeborene Landvolk lebte, zu orientieren und fand, daß so ziemlich die gesamte arbeitsfähige Jugend in den Burowschen Cementmühlen, bei den Kalköfen oder in der ausgedehnten Ziegelei beschäftigt wurde. Herr Burow selbst hatte kurz vor dem Tode des Herrn von Karsten Dembowitz für immer verlassen, und der von der Aktiengesellschaft angestellte Direktor schaltete jetzt an seiner Stelle.

„Und wißt ihr, wer Herrn Burows rechte Hand war?" fragte Werkmann, der den Seinigen das Resultat seiner Erkundigungen mitteilte.

Er sah Frau und Tochter mit einem sonderbar ernsten Blick an und fügte dann hinzu:

„Kein andrer als der Franz Czermak, der mit der Tochter des Herrn Burow, die beim Schlittschuhlaufen ertrunken ist, verlobt war."

„Der Franz Czermak!" wiederholte Frau Werkmann mit einem schmerzlichen Zucken der Mundwinkel. „Und er war verlobt?"

Werkmann nickte.

„Ja, er hat unsre Elisabeth schnell genug vergessen; es ist mir lieb, daß er nicht mehr hier ist, es wäre mir schwer geworden, mit ihm zusammenzutreffen, denn ohne diesen Menschen lebte unser Kind noch!"

Frau Werkmann schüttelte den Kopf.

„Sei nicht so hart," bat sie, „er hat Elisabeth sehr geliebt, und sie war sehr glücklich in dieser Liebe!"

„Sie hat sich bei dem Rendezvous mit ihm, das sie uns ja später eingestand, den Grund zu ihrem Leiden geholt, und dann die ganze Aufregung der Brautzeit — ich hätte es nicht zugeben sollen, wer weiß, ob dann nicht alles ganz anders gekommen wäre! Und geh mir doch mit der großen Liebe! Wenn ihr Tod ihm wirklich so nahe gegangen wäre, hätte er ja die Hand annehmen können, die dein hochwürdiger Bruder ihm so gütig bot und hätte geistlich werden können! Statt dessen verlobte er sich mit einer Erbtochter. — Glück scheint seine Liebe freilich nicht zu bringen, denn auch die starb ja vor der Hochzeit —"

„Franz Czermak —" sagte Liddy halblaut vor sich hin. Sie kniff die Augen zusammen in der Bemühung, sich ein verschwommenes Bild zu vergegenwärtigen.

Aber sie schüttelte den Kopf. „Nein, ich bringe es nicht mehr zusammen, wie er aussah,“ sagte sie. Als dann ihr Vater das Zimmer verlassen hatte, legte sie den Kopf an die Schulter ihrer Mutter.

„Wie war doch das, Mütterchen, mit unsrer Elisabeth und dem Franz Czermak? Bitte, erzähle mir davon, ja?“

XIV.

Liddy blühte auf in dem Frieden ihres neuen Heims. Zuerst waren es die Tiere und Pflanzen gewesen, die ihr Herz in Anspruch genommen hatten, nach und nach lernte sie auch die Menschen ihrer nächsten Umgebung kennen. Sie rief die Kinder aller Knechte und Dienstleute bei ihren Namen, und da sie in der Schule Deutsch lernten, verständigte sie sich ganz gut mit ihnen. Bald kamen auch die Frauen hinzu, wenn sie mit den Kindern sprach, und da gab es Klagen und Wünsche, die ihr vorgetragen wurden, und die sie dann den Eltern mitteilte. Werkmanns lebten sehr bescheiden und zurückgezogen, da der ehemalige Buchhalter mit seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit bald herausgerechnet hatte, daß bei den bedeutenden Ausgaben, welche die Bewirtschaftung des Gutes mit sich brachte, die Überschüsse nicht allzu reichlich waren. Freilich war die Familie, im Vergleich zu ihren frühern Verhältnissen, immerhin zu einer gewissen behaglichen Wohlhabenheit gelangt, aber Herr Werkmann hatte eine förmliche Angst davor, daß er oder daß die Seinigen übermütig werden könnten, und er wurde nicht müde, sich und ihnen vorzuhalten, daß größere Rechte auch größere Pflichten mit sich bringen. Unter diesen Pflichten stand ihm die Sorge für seine Leute obenan, und so fand Liddy bei all seiner sonstigen Sparsamkeit doch stets offnes Ohr bei ihm, wenn sie ihm von kranken Frauen oder arbeitsunfähigen Männern berichtete. Die Zeit verging Liddy schnell wie ein Traum, und sie hatte keinen Gedanken übrig für die Singstunden, die sie einst so sehr gewünscht hatte. Erst als der Winter sie mehr an das Haus fesselte, begann sie mit der Mutter wieder zu üben, und beide waren überrascht, wie Liddys Stimme an Klang und Umfang zugenommen hatte.

Zu Weihnachten kamen die Brüder in die Ferien.

„Liddy könnte wirklich mal etwas mit ihrer Stimme anfangen,“ sagte der Älteste.

Vorläufig aber dachte Liddy nicht daran. Sie lief mit den Brüdern Schlittschuh auf dem Waldteich, und jedesmal dachte sie dabei der armen Maria, die sie nicht gekannt hatte, und deren Bild für sie unwillkürlich mit dem Bilde ihrer toten Schwester zusammenfloß. Und diese beiden traumhaften Gestalten verbindend stand dann vor ihrer Phantasie ein großer, dunkeläugiger Mann: Franz Czermak.

Eines Tages, als sie vom Schlittschuhlauf zurückkehrte, stand eine Frau vor dem Garteneingang und bat sie um abgelegte Sachen, da ihre Kinder nichts anzuziehen hätten. Liddy kannte die Frau nicht und fragte nach ihrem Namen.

„Josepha Czermak,“ lispelte die Frau.

„Wie?“ wiederholte Liddy ihre Frage.

Derselbe Name klang zurück.

„Wo sind Sie denn her?“ fragte Liddy.

Die Frau fing an zu weinen.

„Ich bin jetzt hier mit den Kindern,“ sagte sie, „die Leute haben mir gesagt, mein Schwager wäre auch hier und wäre reich, daß er etwas für die Kinder thun könnte. Aber er ist nicht mehr hier und niemand weiß, wo er ist, und er war doch meine letzte Hoffnung!“

Liddy bestellte die Frau in die Küche, wo sie am Abend nachfragen sollte.

„Ich werde alles zusammensuchen, was ich finden kann, damit Ihre Kinder warme Sachen bekommen,“ sagte sie.

Die Frau entfernte sich dankend, und Liddy eilte mit glühenden Wangen und fliegendem Atem zu ihrer Mutter.

„Mama, die Schwägerin von dem Franz Czermak, dem es jetzt so gut gehen soll, hat hier gebettelt!“

Die Thränen standen ihr dabei in den Augen, sie war in einer Aufregung, die in keinem Verhältnis zur Sache stand, und Frau Werkmann strich ihr begütigend über die heiße Stirn.

„Das ist sehr traurig, Kind, aber wir wußten ja, daß Franz Czermak aus einer armen Familie stammte!“

Aber Liddy wollte sich nicht beruhigen lassen.

„Es geht ihm jetzt gut, und die Frau seines Bruders bettelt!“ wiederholte sie immer.

Und dann suchte sie alles Entbehrliche zusammen, um es der Frau zu geben, und am andern Tage ging sie selbst zu ihr. Sie fand die Witwe mit ihren drei Kindern in einem Kämmerchen untergebracht, das an eins der Dorfhäuschen angebaut war. Es war eines der ältesten Häuser, dessen Wände aus dicken, braunen Holzbalken bestanden, während das Strohdach von einem Moospelz überzogen war, von dem man aber jetzt unter der Schneedecke nichts sah. Von dem überhängenden Dach glitzerten lange Eiszapfen herab, die weit bis über die hermetisch verschlossenen Fenster reichten und an der Rückseite des Häuschens befand sich die „Isba“. Nur die ganz alten Häuser zeigen noch diesen Ausbau, dessen Lehm- und Fachwerkwände dem Hauptgebäude angeklebt sind wie ein Schwalbennest, und der früher für die älteste, heiratsfähige Tochter des Hausbesitzers hergestellt wurde, um sie und ihre nach und nach sich ansammelnde Aussteuer aufzunehmen. Jetzt ist diese Sitte längst verschwunden, und die „Isba“ dient als Vorratskammer für Kartoffeln und Kraut oder wird an arme Mieter abgegeben. In dem Raum, der durch ein einziges kleines, schief in der Lehmwand sitzendes Fenster erhellt wurde, stand eine Bettstelle, zwischen deren wenigen Federbetten und einigem Stroh drei Kinderköpfe hervorlugten, als Liddy eintrat. An der Wand stand eine buntbemalte Truhe, aus deren offenem Deckel ein Wust von bunten Kattunröcken hervorquoll; neben einem winzigen Herde, in dem kein Feuer brannte und auf dem einzigen Stuhl, den die „Isba“ aufzuweisen hatte, standen einige schadhafte Schüsseln und Töpfe, die man allenfalls als Kochgeschirr ansprechen

konnte. An der Erde kauerte die Frau Czermak, die bei Liddys Eintritt hastig aufstand und ihrem Besuch mit sichtlicher Verlegenheit entgegenkam.

Sie wollte Liddys Hand küssen, was diese nicht zuließ.

„Ach, daß Sie selbst kommen, gnädiges Fräulein, zu solchen armen Leuten; aber wir sind ja nicht immer so arm gewesen! Ach, gnädiges Fräulein, wir hatten ja so ein schönes Haus und einen Garten und eine Kuh und ein Pferd; es ist uns ja früher sehr gut gegangen, es war ja bald wie bei den Herrschaften bei uns, denn ich hatte doch so viel Geld gewonnen in der Lotterie, und wir kauften uns das Wirtshaus in Marienberg. Aber da fing es gleich an mit meinem Mann — was wir verdienten, das mußte er vertrinken — und immer schlimmer wurde das, gnädiges Fräulein, immer schlimmer, je länger, daß es dauerte. Ach, was bin ich für eine unglückliche Frau, was habe ich ausgestanden mit meinem Mann, denn er kannte sich nicht, wenn er betrunken war, er schlug alles kurz und klein — und ich war's doch ganz anders gewöhnt, ich hatte doch in einem Schloß gedient und alles, was wahr ist, ich war ein feines Mädel, gnädiges Fräulein. Und dann das Elend mit dem Mann, und die Quälerei mit den Kindern, aber ich hätte ja das alles gern ertragen, wenn er mir wenigstens am Leben geblieben wäre und mich nicht in der Not verlassen hätte!"

Sie schluchzte laut auf, und dazwischen blickten ihre Augen so unruhig, daß es Liddy, die erst ganz von Mitleid erfüllt gewesen war, jetzt unheimlich in ihrer Nähe wurde.

„Woran ist denn Ihr Mann gestorben?" fragte sie zaghaft, um nur dem lauten Weinen der Frau ein Ende zu machen und sie wieder zum Reden zu veranlassen.

Josepha Czermak hörte auch plötzlich auf zu schluchzen und sah Liddy mißtrauisch an.

„An was soll er gestorben sein, gnädiges Fräulein? Er ist doch verunglückt, und kein Mensch kann etwas dafür!"

„Das wußte ich nicht," sagte Liddy, und die Frau schien plötzlich all ihre Beredsamkeit wiedergefunden zu haben, wenn ihre Augen auch den unsichern, scheuen Blick, der Liddy so unheimlich war, beibehielten.

„Wir hatten doch einen Brunnen am Hause, gnädiges Fräulein, so einen tiefen, viereckigen, ‚Ziehbrunnen' nennen es die Leute. Und eines Abends, er war ja ganz gewiß wieder betrunken, da ist mein Mann hineingefallen — und erst am andern Morgen haben wir ihn gefunden. Und dann ist ja alles Unglück über meinen Kopf gekommen, eins nach dem andern, und zuletzt wollten die Gläubiger nicht mehr warten, und der andre Bruder von meinem Mann, der den Hof hat und viel Geld, der hat uns auch nicht geholfen, und da haben sie uns alles verkauft — auch alle meine guten, wollenen Sachen und nur das dünne Gelumpe da —," sie wies auf den Koffer, „das haben sie uns gelassen, weil es keiner haben wollte. Ach, gnädiges Fräulein, meine schönen Betten, meine guten Sachen, alles, alles haben sie mir weggenommen!"

Nun folgte wieder lautes Schluchzen, in das die Kinder einstimmten, und Liddy stand bestürzt und verlegen zwischen den Weinenden. Da fielen ihre Blicke auf den kalten Herd.

„Ich will Papa bitten, daß er Ihnen etwas Holz schickt," sagte sie.

„Gott bezahl's tausendmal," rief die Frau und wies auf die Wände, die von Eiskrystallen, die sich daran festgesetzt hatten, glitzerten. „Die Wände sind ja so naß, und dann friert das Wasser daran, und das nennen die Leute hier eine Stube. O mein Jesus, wer mir gesagt hätte, daß ich einmal in so einer Stube wohnen würde, und mit den drei Kleinen da! Was können die armen Würmer dafür, daß ihr Vater alles vertrank und dann der Lump, der Gruschka, uns noch weggenommen hat, was der andre übrig gelassen hatte!"

Liddy kam sehr aufgeregt von ihrem Besuch nach Hause.

„Man muß es dem Franz Czermak schreiben, wie schlecht es seiner Schwägerin geht," sagte sie, „bei den Cementwerken werden die Beamten gewiß wissen, wo er ist."

Herr Werkmann versprach, sich zu erkundigen, und Liddys Mutter bestellte die Witwe zu sich, um sich selbst zu überzeugen, wes Geistes Kind sie sei, ehe sie sie weiter unterstützte.

Nach der Unterredung mit der Frau schüttelte sie aber den Kopf.

„Sie riecht nach Branntwein, sie hat sich jedenfalls auch das Trinken angewöhnt," sagte sie zu Liddy, die ihre Mutter entsetzt ansah.

„Mama — eine Frau! Du hast dich gewiß geirrt."

„Ich glaube nicht," meinte Frau Werkmann, „ich hatte auch die Empfindung, daß die Frau bei ihren Darstellungen log, und sie ist sicher mit schuld an ihrem Elend; aber verkommen kann man sie nicht lassen, also werde ich sehen, wie man ihr eine leichte Arbeit schaffen kann, bei der sie etwas verdient."

Nach einigen Tagen brachte Herr Werkmann die Nachricht, daß der frühere Besitzer der Dembowitzer Kalk- und Cementwerke, Herr Burow, kurz nachdem er Dembowitz verlassen habe, an einem Herzschlage gestorben sei und daß Franz Czermak, der jetzt den Namen Czermak-Burow führe und Universalerbe des alten reichen Burow sei, sich auf Reisen in Amerika oder Australien befände. Es würde daher ziemlich schwierig sein, seine Adresse ausfindig zu machen.

Diese Nachricht machte einen tiefen Eindruck auf Liddy. Ihre unbeschäftigte Phantasie hatte sich oft und eingehend mit dem Verlobten ihrer verstorbenen Schwester zu schaffen gemacht und, daß er auch die zweite Braut durch den Tod verloren hatte, machte ihn für sie zu einer Art von tragischem Helden, dessen Liebe Unheil brachte und der ihr deshalb nur um so interessanter erschien. Sie gab ihm in Gedanken alle erdenklichen edlen Eigenschaften und führte lange Unterhaltungen mit seinem Phantasiebilde, in denen sie ihm sagte, daß sie die Auffassung ihrer Eltern ihm gegenüber nicht teile, und die tiefsinnigsten Probleme, für die ihr kindlicher Sinn keine Lösung fand, mit ihm besprach.

Und nun war ihr tragischer Held auf einmal ein reicher junger Mann, der außer Landes ging, ohne sich um seine armen Verwandten zu kümmern. Das warf alle ihre Träume und Phantasien über den Haufen, und mit wahrem Fanatismus betrieb sie jetzt die Fürsorge für die arme Familie. Ihre Bemühungen waren indessen von wenig Erfolg gekrönt. Die Witwe hatte wirklich das Laster ihres verstorbenen Mannes geerbt und erwies sich als arbeitsscheu und unzuverlässig. Frau Werkmann begleitete Liddy jetzt stets, da sie sie nicht mehr allein zu der Witwe gehen ließ, nachdem sie einmal einen verwahrlost aussehenden Mann bei ihr getroffen hatte, der

rohe Reden führte. Einmal fanden sie die Frau sinnlos betrunken. Die Kinder saßen weinend und frierend in einer Ecke zusammengedrängt. Neben ihnen lag ein abgegriffener Männerhut und ein Knotenstock an der Erde. Am andern Tage war die Witwe mit den Kindern verschwunden. Sie ginge zu ihrem Schwager, dem reichen Bauer Czermak, hatte sie ihren Wirten gesagt. Frau Werkmann schüttelte den Kopf, denn dieser Schwager hatte sich wiederholt geweigert, eine Unterstützung zu zahlen. Am andern Tage fand man die Witwe mit den Kindern halb vergraben im Schnee am Waldrande tot — erfroren. Liddy weinte herzbrechend und konnte sich lange nicht beruhigen. Es war, als habe die Geschichte dieser armen Familie sie mit einem Schlage aus einem sorglos fröhlichen Kinde zur ernsten und nachdenklichen Jungfrau gemacht.

XV.

Franz hatte sich nach dem Tode seines väterlichen Freundes im Besitz eines Vermögens von etwa zwei Millionen Mark gefunden. Er war gewöhnt gewesen, seine persönlichen Bedürfnisse stets in Einklang mit seinem doch nur mäßig steigenden Gehalt zu bringen, und die Erinnerung an die Zeit, in der er sich Entbehrungen auflegen mußte, um nicht zu verhungern, war noch lebendig in ihm. Nun erschien ihm die Vorstellung, Herr eines solchen Vermögens zu sein, schwindelerregend, und er war auf Reisen gegangen, teils weil Herr Burow es ihm geraten hatte, teils, weil er selbst meinte, so am ersten in seine neue Position hineinzuwachsen. Herr Burow hatte Franz stets von der Notwendigkeit, sich in der Welt umzusehen, gesprochen, und es war schon alles für seine Amerikafahrt eingeleitet, als Herr Burow starb. Franz hatte nun zunächst die Empfehlungsbriefe benützt, die ihm einige angesehene Häuser in New York und Washington öffneten, und dann hatte er sich treiben lassen, wie es dem Zufall und der eignen Laune gefiel. Nach zweijähriger Abwesenheit landete er wieder in Europa und zwar in Brindisi, und nachdem er die neuen und jüngsten Kulturstätten durchwandert, beschloß er, auch der alten Kulturwelt Italiens einen Besuch zu machen. Aber er fand bald, daß er dazu nicht die nötige Ruhe hatte. Seit er den Fuß wieder auf europäischen Boden gesetzt hatte, war es ihm, als sei nun die Zeit des Zuschauens und Betrachtens vorüber, als gelte es nun, wieder etwas vor sich zu bringen, die Nutzanwendung von allem, was er gelernt hatte, zu machen. Sein Vermögen, das ihm nach Herrn Burows Tode so märchenhaft groß erschienen war, daß es ihn erschreckte, war ihm jetzt, im Vergleich zu dem Reichtum seiner amerikanischen Bekannten nur noch ein „Anfang“, gerade ausreichend, um leben und irgend eine Unternehmung damit riskieren zu können. Er war niemand und nichts in der heimischen Gesellschaft, und es trieb ihn jetzt, sich einen Platz darin zu erobern. Das schien ihm nicht leicht für einen Mann, den weder eine Tradition noch ein einflußreiches Amt stützte. In dieser Stimmung taugte er nicht für die Freude an der Kunst. Er durchflog Italien, oft von der Schönheit des flüchtig Gesehenen so gepackt, daß er zum Augenblicke sagte: verweile noch, du bist so schön

— aber bald wieder rastlos vorwärts getrieben, mit einem flüchtigen Abschiedsblick: „auf später, wenn ich Zeit haben werde,“ dem Norden zustrebend.

Hinter ihm versank die Alpenkette, die norddeutsche Ebene nahm ihn wieder auf und weckte in ihm tausend Erinnerungen an die Kindheit mit ihrer Armut, an die Jugend mit ihren Entbehrungen und an halb vergessene Träume. Ein blonder und ein brauner Mädchenkopf tauchten aus diesen Träumen auf. Aber die Liebe hatte ihm kein Glück gebracht, sie sollte keine Rolle mehr in seinem Leben spielen. Sagte nicht schon das alte Sprichwort: Unglück in der Liebe — Glück im Spiel? So wollte er sich nun an das halten, was das Schicksal ihm vorbehielt, an das Glück im Gewinnen und Erwerben. Der Dämon Geld, dem auch ein Teil seiner Jugendträume gegolten hatte, jetzt sollte er sein Sklave werden und ihm die Welt erschließen, wie er es einst geträumt hatte.

Aus dem Nebelgeriesel eines unfreundlichen Novemberabends tauchten die Lichter Berlins vor ihm auf, Franz war am Ziel seiner Fahrt, pfeifend und die hohe Halle mit übelriechenden Rauchwolken erfüllend, hielt der Schnellzug am Bahnhof Friedrichstraße. Auf dem von blendend weißem elektrischen Licht überstrahlten Perron drängten sich Ankommende und Erwartende und strömten den Treppen zu, um sich vor den Billetabnehmern und Beamten noch einmal zu dichtgedrängten Massen zusammenzustauen. Durch den Strom der Abwärtssteigenden arbeitete sich ein einzelner Herr mühsam die Treppe hinauf. Jetzt war er oben und hob, auf der vorletzten Stufe stehen bleibend, grüßend den Hut.

„Hier, Franz, willkommen in Berlin!“

Franz stand dicht an der obern Barriere, sein Billet in der Hand haltend. Er hatte Mühe, den Grüßenden zu erkennen. Denn unter dem erhobenen Hut war ein stark gelichteter Scheitel sichtbar geworden, der im Verein mit dem dunkeln Schnurrbart Christoph Black ein verändertes Aussehen gab. Franz hatte ihm seine Ankunft mitgeteilt, da er wußte, daß Christoph in einem Berliner Bankhause arbeitete, „nur zur Orientierung natürlich, als gänzlich unabhängiger Volontär,“ wie Christoph ihm geschrieben hatte. Jetzt hatten die Jugendfreunde einander erreicht und stiegen Schulter an Schulter die Treppe hinab, wobei Franz seinen Begleiter fast um Haupteslänge überragte.

„Beinahe zu spät gekommen,“ sagte Christoph, „hatte mich im Klub verbummelt — na, aber da bist du ja, und verdammt smart siehst du aus —“ er blickte an Franz in die Höhe und nickte befriedigt. „Ich sage — nur die Engländer verstehen sich anzuziehen — na — ich freue mich riesig, dich wiederzusehen, alter Kerl — zu vernünftiger Gedanke nach Berlin zu kommen, einzig menschenwürdiger Aufenthalt — ich habe dir einstweilen Wohnung im Bristol bestellt — da fahren wir wohl direkt hin.“

„Einverstanden, sobald das Gepäck —“

„Das überlasse doch deinem Diener.“

„Ich habe keinen!“

„Was? Wie kann man denn bei den Kannibalen herumreisen ohne so was?“

Franz lachte. „Wo es nötig war, hatte ich freilich Diener, aber die wären wenig geeignet gewesen für Berlin, und am Ende: selbst ist der Mann!“

„Na, hör mal, ein Diener gehört doch sozusagen zur Toilette des anständigen Menschen — aber natürlich kannst du das alles ja hier haben; m. w., Franzel, m. w.!“

Er hatte einem Gepäckträger den Kofferschein übergeben, und bald darauf war Franz unterwegs nach dem Hotel.

„Also jetzt haben wir zunächst alle Hände voll zu thun,“ sagte Christoph während der Fahrt, „morgen besehen wir die Wohnung — Hindersinstraße ist mir so was empfohlen worden — dann schaffen wir einen flotten Selbstkutschierer und entsprechende Dienerschaft an — Reiter bist du doch auch?“

„Nein!“

„Hm, schade, na das kommt noch; dann führe ich dich in den Jagdklub ein —“

„Ich bitte dich, Christoph, was soll nur das alles? Erst muß doch ein reeller Hintergrund —“

Christoph unterbrach ihn durch einen derben Schlag auf das Knie.

„Menschenkind, was träumst du denn? Wenige Menschen haben einen so reellen Hintergrund wie deine Milliönchen — das einzige was dir fehlt, um eine gesellschaftliche Position einzunehmen ist, daß du dein Entree hier mit der richtigen mise en scène bewerkstelligst und lanciert wirst. Und bei der angenehmen Assiette, in der du dich befindest und bei deinem Aussehen ist das ein Kinderspiel — ‚m. w.‘ — ‚m. w.‘!“

„Du mußt mein Vermögen nicht überschätzen, Christoph, in Amerika ist mir erst recht klar geworden, wie wenig ein bis zwei Millionen bedeuten —“

„Du bist gut, du bist wirklich gut — na, da sind wir angekommen“ — der Wagen hielt vor dem Hotel Bristol. „Die Zimmer für Mister Czermak-Burow,“ rief Christoph dem Portier zu, und ein Heer von dienstbeflissenen Kellnern umschwirrte das Paar wie ein Schwarm hungriger Fliegen.

„Ich habe dich vorläufig zum Anglo-Amerikaner gemacht, das wirkt besser,“ sagte Christoph, „thu mir den Gefallen und schreibe dich als Frank ein und laß dir auch solche Visitenkarten machen, wenn du sie nicht schon hast.“

Franz schüttelte lächelnd den Kopf und schrieb das gewohnte lange z hinter seinen Namen auf den Meldezettel.

„Na, wie du willst,“ meinte Christoph achselzuckend, „und wenn du den Reisestaub abgeschüttelt hast, gehen wir zu Tisch, ich habe schon ein paar Flaschen Sekt kühlen lassen.“

Während sie die Treppe zum Speisesaal hinabstiegen, plauderte Christoph:

„Zufällig diniert heute ein Bekannter von mir hier mit durchreisenden Verwandten — vielleicht treffen wir ihn — ein Graf Tomberg — ein reizender Mensch! Ist auch im Jagdklub, und wenn du von uns beiden eingeführt wirst, bist du von vornherein bestens empfohlen.“

„Aber ich weiß noch gar nicht, ob ich — —“

„Was denn? Du kannst doch nicht im Zweifel darüber sein, daß du hier einem first class-Klub angehören mußt? Du willst doch vor allem hier eine gesellschaftliche Position haben, ‚jemand sein,‘ nicht wahr?“

„Allerdings, aber ich meinte — —“

„Laß mich ausreden, Menschenskind, es kommt auf deine Meinung, verzeih, nicht soviel an als auf die Verhältnisse, wie sie wirklich sind. Du kennst Berlin nicht, nicht wahr? Du willst aber in Berlin leben, nicht wahr? Du willst auch hier eine Rolle spielen, nicht wahr? Na also, siehst du, dazu mußt du Klubmitglied sein, mußt tadellose Equipage haben und in der Lebewelt zu Hause sein. Das ist zunächst unbedingtes Erfordernis — nachher kannst du machen, was du willst — auch arbeiten, wenn du's durchaus nicht lassen kannst!"

Sie hatten an einem kleinen reservierten Tisch Platz genommen. Christoph goß Wein ein und machte den Wirt.

„Eigentlich bin ich doch ein rührender Kerl, daß ich hier so mütterlich für dich Tausendschwerenöter sorge," sagte er dabei, „denn du bist mir eklich in die Quere gekommen, damals vor jenen grauen Jahren bei der kleinen Burow — ich habe das erst nachträglich erfahren —" er hielt plötzlich inne, Franzens ernstem Gesicht gegenüber. Vielleicht erinnerte er sich auch erst jetzt, daß er von einer Toten sprach.

„Arme Maria — so jung, so schön — ja, ja, das Leben ist keine Kleinigkeit! Aber weißt du, ich habe nachher doch eingesehen, daß ich einen verwünscht dummen Streich gemacht haben würde, wenn ich schon so jung geheiratet hätte. Man lebt doch eigentlich nur so recht voll als Junggeselle — das andre kommt noch zurecht, wenn man anfängt Talent zum Philister zu kriegen, so daß man einen geordneten Hausstand braucht. Na, begraben wir die Vergangenheit, alter Frank, auf eine glückliche Zukunft!"

Er hielt Franz sein Glas hin und zugleich seine Hand.

„Ich freue mich wirklich riesig, wieder mit dir zusammen zu sein!"

Franz erwiderte seinen Händedruck mit gemischten Gefühlen. Das war ganz der Christoph Black von einstmals, dessen Gutmütigkeit immer wieder mit seiner leichtlebigen Oberflächlichkeit versöhnte. Inwieweit er recht hatte mit seinen Vorschlägen für Franzens Lebenseinrichtung, konnte dieser noch nicht beurteilen, und da er fremd in der heimischen Gesellschaft war, mußte er sich zunächst auf Christoph Blacks Erfahrung stützen.

Ein großer, elegant aussehender Offizier trat an den Tisch heran. Christoph Black sprang auf und schüttelte ihm lebhaft die Hand.

„Das ist reizend, daß Sie kommen — erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Freund Frank Czermak vorstelle —," er wandte sich an Franz, der sich ebenfalls erhoben hatte: „Graf Tomberg!" stellte er den Offizier vor, der Franz mit einem verbindlichen Lächeln die Hand reichte.

„Ich höre, Sie kommen direkt aus Amerika?"

„Nicht ganz direkt," sagte Franz, und Christoph fiel ein:

„Er hat den direkten Rückweg nach Europa über Australien genommen, aber da er sich nicht an das Menschenfressen gewöhnen konnte, hat er es vorgezogen nach Berlin zu kommen."

Franz lachte.

Und der Graf fiel ein:

„Ja, die Civilisation macht die Welt größer oder kleiner, wie man es nehmen will, und am Ende ist es doch eine famose Sache, daß man in Adelaide oder sonstwo dort herum komfortable Hotels findet, wie ‚Unter den Linden‘ —“

Er setzte sich an den Tisch und stieß mit dem sogleich von Christoph gefüllten Glase mit Franz an.

„Auf gute Akklimatisierung in Berlin!“

Man sprach von Franzens Einrichtung, von allem, was er „zunächst“ sehen mußte, kam dann von ungefähr auf Sport und Pferde, und es fand sich, daß der Graf gerade einen Dogcart mit einem famosen irischen Halbblut-Wallach zu verkaufen hatte, von dem Christoph viel Rühmens machte. Der Gaul war im Tattersall am Zoologischen Garten eingestellt, und man verabredete, ihn morgen „im Vorbeigehen“ anzusehen.

„Meinen Groom können Sie gleich dazu bekommen,“ sagte der Graf.

Beim Dessert sah Christoph nach der Uhr.

„Noch nicht Mitternacht,“ sagte er, „gerade Zeit, um den Klub mal anzulaufen, was soll man sonst mit dem angebrochenen Abend anfangen?“

„Das ist das Beste, was wir machen können,“ erklärte der Graf, Franz eine Cigarre aus seinem Etui anbietend, „da sehen Sie sich gleich mal die Sache dort an. Sie werden sich sehr wohl im Jagdklub fühlen und schließlich auch gleich eine Menge Menschen kennen lernen, die sozusagen dazu gehören.“

Franz, den die Neuheit der ganzen Situation erregte, war's zufrieden, noch nicht in sein Hotelzimmer gehen zu müssen, wo er doch nicht Schlaf gefunden hätte. So trat er mit seinen Begleitern hinaus auf den von elektrischem Licht überstrahlten Asphalt der Straße.

Nach wenigen Minuten hatten sie das Haus erreicht, in dem sich die Klubräume befanden.

„Hier sind die heiligen Hallen,“ sagte Tomberg, „rechts parterre ist alles offen, der Portier ist viel zu vornehm, um immer wieder zu schließen.“

Sie traten in einen mit roten Teppichen belegten Flur.

„Bitte, geradeaus links ist die Garderobe,“ redete sie ein Herr in tadellosem Gesellschaftsanzuge an. Nur die Kravatte und der Sitz der Knöpfe verrieten dem Eingeweihten, daß der freundliche Gentleman ein Klubdiener war. Er begleitete die Herren in den rings mit Spiegeln bekleideten Raum, in dem abgelegt wurde.

„Nett hier, was?“ fragte Christoph Black.

„In der That,“ bestätigte Franz, „ganz im Stil der englischen und amerikanischen Klubs.“

„Kunststück!“ rief Christoph. „Dazu ist ja eine unsrer Hauptklubwanzen extra in London gewesen, um hier alles ‚nachempfinden‘ zu können!“

„Klubwanze?“ wiederholte Franz fragend.

Tomberg, der seinen ohnehin tadellosen Scheitel bürstete, lachte.

„Ja, so nennen wir ein paar Biedermänner, die auf der Welt nichts zu thun haben, als Klubinteressen zu verfolgen und die dafür auch den größten Teil ihrer

Lebenszeit wachend und schlafend im Klub verbringen. Sie werden ein paar Exemplare heute kennen lernen."

„Avanti," mahnte Christoph.

Sie betraten das Rauchzimmer.

„Englisch, bis auf die Aschenbecher," konstatierte Franz.

„Natürlich," meinte Tomberg, „aber hier auf der Zimmerstraße gearbeitet."

Sie besahen die Sportbilder an den Wänden.

„Ist denn niemand mehr da?" fragte Christoph einen Klubdiener.

„Jawohl, drei Herren essen noch Souper, Herr von Tiegen und Herr Bredel sind im Kaminsalon, und hinten spielen einige Herren Whist," lautete die Antwort.

Sie durchschritten das Lesezimmer.

„Hier findest du alle Zeitungen," sagte Christoph, „auch Börsentelegramme ꝛc., es wird hier manchmal nicht schlecht gefixt, sage ich dir. Nun komm mal rasch durch die Räume. Da ist der Kaminsalon — nett, was? Und der dort, auf dem Divan, ist der kleine Tiegen, der schläft gewöhnlich um diese Zeit hier, im übrigen Sportmann, riesig netter Kerl — Klubwanze Nr. 1!"

Die Thür öffnete sich. Ein kleiner beweglicher Herr trat ein, fragte sehr eilig: „Herr von Tiegen nicht hier?" atmete erleichtert auf beim Anblick des Schlafenden und ließ sich in einen Sessel jenem gegenüber fallen.

„Angenehme Ruhe," rief ihm Tomberg zu und während sie das angrenzende Speisezimmer betraten, flüsterte er Franz zu:

„Herr Aloys Bredel, kopiert Tiegen in allen Stücken, harmloser Kerl, Klubwanze Nr. 2!"

Im Speisesaal und den daranstoßenden kleinen Zimmern standen kokett gedeckte Tische mit buntbeschirmten, verschiedenfarbigen Lämpchen, die sich lustig abhoben in den sonst ganz in Tiefgrün mit Silber gehaltenen Räumen.

An den anwesenden Herren gingen sie grüßend vorbei. Als Franz zögerte, sagte Tomberg:

„Das ist alles nur ‚Gemüse'. Wenn ich raten darf, lassen Sie sich nur der ‚Klasse' vorstellen, das andre kommt von selbst!"

Sie durchschritten die dem Hazard geweihten Räume, die in ihrer weiß und grün gehaltenen Frische nicht ahnen lassen, wieviel Nerven hier schon ruiniert wurden.

In der Thür begegnete Tomberg einem distinguiert aussehenden Herrn.

„Noch nicht beim Spiel, Durchlaucht?"

„Wird erst angehen, Merker hat sich heut verspätet."

„Darf ich Durchlaucht einstweilen einen jungen Amerikaner vorstellen, der Klubmitglied zu werden wünscht: Mister Frank Czermak-Burow!"

Franz verneigte sich, ein hochangesehener Name schlug an sein Ohr.

„Würden Durchlaucht wohl die große Güte haben, Pate bei meinem Freund Czermak zu sein," sagte Christoph, „Graf Tomberg hat schon zugesagt."

„Natürlich, natürlich, wir wollen ihn gleich ins Klubbuch zur Auslage einschreiben."

Der Prinz richtete einige freundliche Worte an Franz. Dieser wurde noch einigen andern vorgestellt.

„Vielfacher Millionär, wünscht hier heimisch zu werden, famoser Kerl,“ flüsterte Christoph inzwischen dem Prinzen zu, und das Wort ging von Ohr zu Ohr und bereitete Franz einen guten Empfang.

Plötzlich erscholl eine Stentorstimme.

„En avant, messieurs, ich halte jouette!“

„Da ist Merker endlich,“ sagte der Prinz zu Tomberg, der neben ihm stand. „Spielt Ihr Amerikaner?“

„Ich weiß es nicht, aber wahrscheinlich,“ lautete die Antwort.

Ein starker Herr, der Platz für zwei einnahm und ein lebender Beweis für die Bekömmlichkeit des Hazardspieles schien, nahm am grünen Tisch Platz, zwischen aufgehäuften „Jetons“, die hier das bare Geld vertraten und Anweisungen auf dasselbe bedeuteten.

„Das ist unsre pièce de résistance,“ erklärte Christoph, auf den Dicken weisend, „gewöhnlich zieht er alle aus, weil er das meiste Geld hat — hat sich's übrigens erst in seinen Hüttenwerken oder was er da sonst am Rhein besaß, zusammengeschuftet und wird bis zum dreißigsten Jahre kaum Pfennigskat gespielt haben. Nu paß mal auf, was der hält.“

„Meine Herren, ist Ihr Satz gemacht?“ fragte der Dicke.

Es entstand ein Hin und Her unter den Anwesenden, die Sätze wurden auf einem Brett gemacht, das links von dem Herren stand, der sich dem Dicken gegenüber niedergelassen hatte.

Die Sätze wurden gezählt.

„Rien ne va plus, 12600 Mark, Herr Merker.“

„Hut ab dafür,“ brummte der Dicke.

Das Spiel begann.

„Kennst du Ecarté?“ fragte Christoph Black.

„Ein wenig,“ erwiderte Franz, „ein hübsches Spiel, aber zwei Drittel Hazard, so hoch sah ich es noch nicht spielen!“

„Unter Zehntausend thut es der Merker überhaupt nicht. Und nun sieh dir mal die Menschheit hier an. Eine Musterkarte unsrer besten Namen, dann dazwischen z. B. der dort drüben mit der Falten-Chemise und den Brillanten — mal compris übrigens, denn das trägt man nicht abends — na also, das ist der Sohn eines Fellhändlers aus Tarnowitz. Er ‚macht‘ an der Börse, schiebt seine Sache hier ganz geschickt und setzt nur auf mindestens gräfliche Spieler. Er treibt es eigentlich zu fade, aber ein bißchen machen es am Ende alle so.“

„Ich verstehe nicht ganz — —“

„Du mußt dir die Harmlosigkeit abgewöhnen, Menschenskind. Ich, du, eine Menge andre, wir wollen doch ‚dazu gehören‘. Dazu ist das Lokal hier brillant. Man lanciert sich, schlägt langsam, aber sicher Bresche in gewisse für exklusiv geltende Kreise. Durch Pumpen allein ist schwer hineinzukommen — hier macht es sich ganz von selbst. Man kann unbezahlbare Vorteile davon haben — aber zahlen muß man freilich allerlei. Eintritt fünfhundert Mark, alles übrige entsprechend — nun sieh aber mal den Merker an — natürlich hat er wieder gewonnen, aber die Jouette geht weiter. Es hilft nichts, nun gehen wir auch 'ran.“

„Das ist recht," rief Tomberg, „der Kerl gewinnt Partie auf Partie, alle müssen dagegen ‚klotzen'."

Die Erregung wuchs im Verhältnis, in dem sich der Berg von Mammon vor dem glücklichen Spieler höher und höher auftürmte. Selbst Herr von Tiegen und Herr Aloys Bredel waren aus dem Kaminzimmer herbeigekommen, wer nicht mitspielte, saß auf erhöhten Stühlen rings umher, um zuzusehen.

Christoph Black trat an den Tisch. Als er der Reihe nach sich als Spieler setzte, wechselte die Chance. Christoph gewann vier Partieen hintereinander.

Er stand auf, trotz des Schimpfens der ganzen Korona, er gehörte immerhin zu den vorsichtigen Spielern und fand, daß es genug sei für heute.

„Du warst doch einverstanden damit, daß ich aufhörte," fragte er Franz, der nickend zustimmte.

„Ah, Sie waren von der Partie?" fragte Herr Aloys Bredel, der daneben stand. Und nachher erzählte er es drei oder vier Anwesenden:

„Die Chance schlug um, sobald der Amerikaner sich beteiligte, Herr Black sagt, der Amerikaner hätte immer Glück."

Von diesem Augenblick an erfreute Franz sich einer besondern Beachtung.

Der Aberglaube um den Spieltisch herum ist so groß, daß er die merkwürdigsten Blüten treibt. Herr von Tiegen zündete z. B. beim dritten Spiel stets eine halbe Schachtel Streichhölzer an, und Herr Aloys Bredel knackte während der Partie fortwährend mit dem Zeigefinger, um das „Glück" an sich zu fesseln. Da war es doch angenehmer und bequemer, mit einem Partner zu spielen, der notorisch Glück hatte. Man würde es sich gesagt sein lassen.

Die dritte Morgenstunde war vorüber, als Franz in sein Hotel zurückkehrte, und er war viel zu ermüdet, um über den verlebten Abend nachzudenken. Er hatte nur die Vorstellung, eine Menge Menschen kennen gelernt zu haben, die er am andern Tage nicht wiedererkennen würde. Nur die Köpfe des Prinzen und des Grafen Tomberg hatten sich seinem Gedächtnis scharf eingeprägt, und er hatte eine angenehme Empfindung, wenn er daran dachte, daß beide ihn als gleichberechtigtes Mitglied der Gesellschaft behandelt hatten. In Amerika wäre ihm das als selbstverständlich erschienen. Hier, in der deutschen Gesellschaft, stand es ihm wieder klar und mit unangenehmer Deutlichkeit vor der Seele, daß er als polnischer Bauernjunge geboren war, in den Traditionen der Unterordnung unter die „Herren", die dem Oberschlesier slavischer Abkunft nun einmal im Blute liegt. Er hatte diese Tradition überwachsen, er sagte sich, daß sie seiner unwürdig sei, und daß er jetzt frei davon wäre. Und dennoch hob es ihn vor sich selbst, daß Graf Tomberg und Prinz D. ihm die Hand gedrückt hatten, und ohne sich Rechenschaft über das „warum" zu geben, erschienen ihm gerade diese vornehmen Bekanntschaften bei seinem ersten Auftreten in der heimischen Gesellschaft besonders wertvoll.

XVI.

Franzens Einrichtung in der Hindersinstraße war längst beendet und durch einen Kammerdiener nach Christoph Blacks Wahl, sowie durch den Tombergschen Groom vervollständigt worden. Franz hatte zuerst heimlich gelacht, wenn Herr Stobwasser, dem er auf Tombergs Rekommandation hin die Einrichtung übertragen hatte, ihm von „Stilen“, „individuellem Geschmack“ und orientalischen Teppichen sprach und Franz sich dabei des Schlafsofas erinnerte, das er einst bei Christoph inne gehabt, und das für ihn den Inbegriff aller komfortablen Bequemlichkeit dargestellt hatte. Aber — sein natürlicher Schönheitssinn wurde rege, er sah verschiedene elegante Junggesellen-Interieurs und lernte bald vergleichen und wählen. Wenn er dann allein zwischen seinen kunstvollen Möbeln und kostbaren Teppichen umherging, mußte er sich besinnen, ob das alles nicht ein Traum sei — so lebhaft wurde hier in der deutschen Umgebung die Erinnerung an seine harte erste Jugend in ihm wach. Daß sein augenblickliches Lebensstadium nur einen Übergang darstellte, wiederholte er sich dabei stets aufs neue, denn die Vorstellung, sein ferneres Leben ohne Thätigkeit hinzubringen, lag ihm fern. Welcher Art diese Thätigkeit aber sein würde, wußte er noch nicht, zunächst handelte es sich für ihn darum, Stellung zu den tonangebenden Kreisen zu nehmen, aus einem „nobody“ „jemand“ zu werden, und nach seinen Kluberfolgen schien es ihm, als führe der von ihm betretene Weg leicht und schnell diesem Ziele zu.

Wenn er in seinem Dogcart die Tiergartenstraße hinabfuhr, wechselte er Grüße mit „tout Berlin“ — auf seinem Schreibtisch lagen unter einem Malachitwürfel massenhafte Einladungen, und auf dem kunstvollen Schalentisch daneben häuften sich die Visitenkarten.

„Nächstens mußt du in deinem hübschen Speisezimmer ein elegantes Junggesellenfrühstück geben,“ sagte Christoph Black, „das macht sich ganz anders als ein Hoteldejeuner, und den Kostenpunkt brauchst du ja nicht zu scheuen.“

Und sie traten sofort in die Menü-Beratung ein.

Inzwischen war das Frühjahr gekommen, und die Berliner Kunstausstellung war eröffnet worden.

Franz hatte mit ein paar Klubbekannten im Ausstellungspark diniert. Tomberg war dabei gewesen und schlenderte nach dem Diner mit Franz durch die Säle des Ausstellungsgebäudes.

Da sagte Tomberg:

„Heute früh ist ein Mensch Namens Glöckner bei mir gewesen, der wohl nächstens bei Ihnen antreten wird, denn ich habe ihm Ihre Adresse rekommandiert.“

Franz fragte, was für eine Art Mensch das sei und was er wolle, und erhielt die Auskunft:

„Eigentlich ist er Pferdehändler, aber er macht auch andre Geschäfte, und diesmal behauptet er auf dem Wege zu sein, Millionär zu werden, wenn er kapitalskräftige Partner findet. Dumm ist der Kerl nicht, und ich glaube, man kann schon eine runde Summe auf ihn setzen — ich hatte aber nur tausend Mark zur Verfügung, und damit kann er das Geschäft natürlich nicht machen.“

Sie traten in diesem Augenblick in einen der kleinern Säle. Da begegnete ihnen der Prinz D. mit einigen Damen.

Tomberg wurde lebhaft begrüßt und von einer der Damen angesprochen. Franz, der den etwas reservierten Gruß des Prinzen nicht beachtet hatte und der neben Tomberg stand, bat diesen, ihn vorzustellen — da sah er, daß eine leichte Verlegenheit über Tombergs Gesicht glitt, und er wußte im selben Augenblick, daß er einen faux pas begangen hatte, konnte aber nun nicht zurück. Tomberg kam seinem Wunsch nach und nannte seinen Namen. Eine kaum merkliche Kopfneigung von seiten der Damen folgte. Der Prinz wandte sich an Tomberg, den er um eine Auskunft bat. Die Damen sprachen untereinander, ohne Franz zu beachten. Verlegen und geärgert blickte dieser um sich und war Tomberg dankbar, daß er sich bald darauf empfahl und somit auch ihm die Möglichkeit gab, sich aus dem Bereich der prinzlichen Familie zu entfernen.

„Es war die Frau des Prinzen D. und ihre Schwester, Komtesse Dano," sagte Tomberg im Weiterschreiten, und wieder war Franz ihm dankbar, daß er über die ganze Scene hinwegging, als habe er sie gar nicht bemerkt.

Beim Verlassen der Ausstellung sah Franz die prinzliche Familie noch einmal vor sich, diesmal in Gesellschaft eines ältlichen Herrn, dessen sehr junger Freiherrntitel nicht verhindern konnte, daß man ihm die Abstammung aus irgend einem Ghetto ansah. Der Baron, den Franz ebenfalls vom Klub her kannte, grüßte Tomberg sehr zuvorkommend und Franz sehr obenhin.

„Wie kommt der Baron in die Intimität der prinzlichen Familie?" konnte Franz sich nicht enthalten zu fragen. Tomberg zuckte lächelnd die Achseln:

„Er hat dem Prinzen einmal aus einer großen Verlegenheit herausgeholfen — und da der Prinz in seiner Schuldnerstellung dem Baron gegenüber verschiedene Potentaten, wie Sie wissen, zu Kollegen hat, so drückt sie ihn nicht sehr."

Franz schwieg; aber als er seine hübsche Wohnung wieder betrat, blickte er mit einem Gefühl von Ernüchterung auf die Visitenkarten und Einladungen hin. Er wußte das Facit aus der heutigen Begegnung zu ziehen: für den Prinzen und fast all seine vornehmen Klubbekannten, mit Ausnahme von Tomberg, der sich stets gleich blieb, war er eben nur im Klub der gleichberechtigte Gentleman — außerhalb des Klubs und gar, sobald die Familien des Betreffenden in Frage kamen, war er Mister Nobody. Er wollte darüber die Achseln zucken — aber er konnte es nicht. War er schon einmal wie ein Usurpator in die Kreise eingedrungen, denen er von Geburt fern stand, so wollte er jetzt auch ganz dazu gehören. Dazu sah er nur ein Mittel vor sich: das rote Gold. Er verglich sein Vermögen mit den Einkünften, über die jener Baron verfügte, der dem Prinzen ausgeholfen hatte, und es schrumpfte zusammen in seinen Augen — er war fast ein armer Mann im Vergleich zu jenem. Und dabei wurde es ihm immer wieder gesagt, und er hatte auch selbst die Erfahrung an sich gemacht: sobald er in den Kampf ums Geld eintrat, gewann er — am Spieltisch oder an der Börse, an der er sich öfter versucht hatte, stets war das Glück ihm treu. Und nun verlor er seine Zeit hier mit Tändeleien, anstatt seine Kräfte und sein Geld arbeiten zu lassen und sich die Machtstellung zu erobern, die ein Reichtum gab, wie er ihn noch nicht besaß, wie er ihn aber vielleicht erringen konnte!

In dieser Stimmung traf ihn Herr Glöckner. Die Vorschläge, die dieser Herr zu machen hatte, betrafen ein bisher unbebautes Terrain, von dem er behauptete, es sei zum Bau eines Theaters ausersehen, die Sache sei aber noch Geheimnis und ihm nur durch besondre Konnexionen bekannt geworden. Das Terrain, das einer verkrachten Gesellschaft gehöre, komme billig zum Verkauf, sagte er, die Unternehmer des Theaterbaus müßten erst Geld oder Sicherheit schaffen, und im Augenblick könne man ihnen noch zuvorkommen, das Terrain billig erwerben und mit großem Vorteil an die Theaterbaugesellschaft verkaufen. Vorläufig sei diese noch nicht aktionsfähig, ihre Pläne kämen aber ohne Zweifel zur Realisierung, da er unter der Hand erfahren habe, daß einige bekannte Finanzgrößen sich dafür interessieren würden.

„Die Sache ist nur: schneller zum Entschluß zu kommen als die Theatergesellschaft," sagte Herr Glöckner am Ende seiner Auseinandersetzung, „ich verbürge mich mit Kopf und Kragen für das Gelingen!"

„Mit Ihrem Kopf und Kragen wüßte ich nicht viel anzufangen," meinte Franz, aber die Sache reizte ihn, gerade in diesem Augenblick.

Einige Wochen später hatte der Jagdklub einen aufregenden Tag!

Herr von Tiegen war aus London und Herr Aloys Bredel aus Paris zurückgekehrt, ersterer mit dem Modell eines englischen Sessels, der besonders für den Klub „komponiert" worden war und das Nonplusultra allen Komforts sein sollte, letzterer mit dem an Ort und Stelle erprobten und errungenen Rezept eines „Hühnerfrikassees à la Malorka", das fortan den Neid aller übrigen Klubs ausmachen und Geheimnis des Jagdklubs bleiben sollte.

Man hatte im Klub soeben eine Probe mit dem Sessel und dem Frikassee veranstaltet und war in lebhaftem Meinungsaustausch über beides, als Christoph Black mit echauffiertem Gesicht eintraf.

„Wißt ihr das Neueste?" rief er den Zunächststehenden zu. „Frank Czermak hat ein Riesengeschäft mit der neuen west-östlichen Theatergesellschaft gemacht — er hatte den unglaublichen Flair, das Terrain, auf dem das Theater gebaut werden soll, kurzweg zu kaufen und verdient jetzt 150 Prozent an seinem Anlagekapital. Eigentlich nehme ich es ihm übel, daß er über die ganze Manipulation mir und uns gegenüber geschwiegen hat — aber, am Ende, der Erfolg entscheidet!"

Man umdrängte Christoph, man wollte Näheres wissen. In die allgemeine Aufregung platzte Tomberg hinein.

„Haben Sie schon gehört? Dieser Amerikaner! Was der Mensch für eine Chance hat — unerhört."

„Ja, es thut mir leid genug, daß ich nur mit tausend Mark beteiligt bin," sagte Tomberg.

„Und so etwas spielt sich in unserm Klub ab, und man hat keine Ahnung," stöhnte Herr Aloys Bredel.

„Sie waren ja so mit dem Huhn à la Malorka beschäftigt, daß mit Ihnen seit sechs Wochen nichts andres zu sprechen war," meinte Tomberg.

Als Franz am Abend im Klub erschien, wurde ihm eine förmliche Ovation bereitet. Er nahm sie lächelnd hin, aber sie blendete ihn nicht. Er dachte an die Begegnung mit der Familie des Prinzen in der Ausstellung und daran, daß die

vornehmeren Klubmitglieder sich seiner Dejeuner-Einladung gegenüber fast sämtlich entschuldigt hatten — sie waren merkwürdigerweise gerade an diesem Tage verhindert gewesen, zu ihm zu kommen. Er verachtete mehr und mehr die Menschen, die sich, seines Geldes wegen an ihn drängten, und dennoch übte es einen dämonischen Reiz auf ihn aus, auch die noch Widerstrebenden endlich durch den Mammon zu bezwingen.

Christoph Black hatte nicht zu viel gesagt.

Er hatte in der That sein Anlagekapital fast verdreifacht bei der Terrainspekulation, aber das schien ihm nur der Anfang von dem zu sein, was er erstrebte. Was bedeuteten die Millionen, die er an Kapital besaß, gegen jene Vermögen, die jährlich eine Revenue von Millionen abwarfen? Was er einst in einer halb kindischen Laune im Spiel versucht hatte, das wurde nun zur Wahrheit, und seine weitgehenden und von einem fabelhaften Glück begünstigten Börsenspekulationen hielten den Jagdklub in Atem.

Je tiefer er aber in den Strudel tauchte, je fester das Glück im Spiel sich in jeder Gestalt an seine Fersen heftete, umso ruheloser wurde er innerlich. Seine Erfolge befriedigten ihn nicht, er hastete von einem zum andern, empfand den Mangel an ernsthafter Thätigkeit und fand doch nicht die Gelegenheit, die ihm lohnend genug erschienen wäre, eine solche zu beginnen. Er hatte reiten gelernt, weil das nun auch einmal dazu gehörte, und bald fand er die größte Freude darin, lange, einsame Ritte durch den Tiergarten hinaus in den Grunewald zu machen. Draußen, unter den rauschenden Bäumen war es ihm, als ob der Franz Czermak von einstmals wieder lebendig in ihm würde. Da faßte er Vorsätze, große, industrielle Unternehmungen ins Leben zu rufen, sich zurückzuziehen aus dem Strudel, der ihn hier umbrandete, oder auch an die wenigen Menschen, mit denen ihn noch lose Fäden von der ersten Jugend her verknüpften, zu schreiben — an seine Brüder, an die Werkmanns. Kehrte er aber zurück, so riß ihn der Strudel des täglichen Lebens wieder mit sich fort: Besuche, Einladungen, Börsennotizen, alles störte ihn in der Ausführung seiner Pläne, und er sagte sich: das hat noch Zeit, erst die Chancen mitnehmen, die sich hier bieten und die Erziehung der „großen Welt“ vollenden, die ein Mann, der sich emporarbeiten will, heutzutage braucht. In letzterm Punkte blieb der fast tägliche Verkehr mit Männern wie Tomberg nicht ohne Erfolg. Franz wurde immer sicherer und machte die Erfahrung, daß man ihn um so mehr umdrängte, als er sich reservierter zeigte. Das war bei den Männern ebensogut der Fall wie bei den Frauen. Die Mütter heiratsfähiger Töchter, die ihn auszeichneten, machten ihm so wenig Eindruck wie die jungen Damen selbst. Diese „höheren Töchter“ erschienen ihm wie Puppen, mit denen er nichts anzufangen wußte, und die Damen vom Theater, mit denen er zusammentraf, vermochten seine Phantasie kaum einen Abend hindurch zu beschäftigen. Er wußte, daß man ihn „interessant“ fand, zum Teil, weil jemand in der Gesellschaft verbreitet hatte, die Frauen, die er liebe, stürben immer, und weil das „Gruseln“ von jeher dem weiblichen Geschlecht eine angenehme Emotion bereitete, zum größern Teile aber wohl seines Reichtums wegen. Der eine Beweggrund schien ihm so wenig verlockend wie der andre, und es wäre ihm wie eine Blasphemie erschienen, hätte er eine dieser Frauen mit Maria oder gar mit Elisabeth vergleichen wollen. Damals war er noch um seiner selbst willen geliebt worden. Wer aber von diesen Frauen

und Mädchen kannte ihn denn wirklich, oder fragte auch nur nach dem Menschen von Herz und Seele in ihm? Für die Heiratslustigen kam nur die gute Partie, für die andern nur der reiche „Viveur“ in Betracht, und für die dritte Sorte, die Exklusiven, war er immer noch „niemand“. Bei näherer Bekanntschaft würde er bei diesen wohl auch nur dieselben Erfahrungen gemacht haben, wie bei den andern — alles in allem, es lohnte sich nicht, sich um die Frauen graue Haare wachsen zu lassen.

Im Sommer suchte er einige fashionable Badeorte auf. Es war überall dasselbe. Bei ruhiger Einkehr in sich lachte er über das ganze Treiben und verhöhnte sich selbst — und dann übte es doch immer wieder einen Reiz auf ihn aus, dem er sich nicht zu entziehen vermochte; dieser Reiz wurde für ihn stets dadurch neu erregt, daß er seine eignen Fortschritte in der Gesellschaft beobachtete. In Baden-Baden faßte er zuerst auch in der exklusiven Gesellschaft festen Fuß, deren Kreise sich ihm, mit mehreren Ausländern zugleich geöffnet hatten. Prinz D. mit seiner Familie war auch dort. Franz hatte die Genugthuung, noch einmal vorgestellt und diesmal von der Prinzessin freundlich angesprochen zu werden. Es war bei Gelegenheit eines Korsos. Franz hatte Equipage mit, und seine prächtigen amerikanischen Traber, sowie die besonders geschmackvolle Dekoration seines Wagens hatten Aufsehen erregt. Franz war, trotz seiner Erfahrungen, noch naiv genug, sich an diesem Tage in besonders gehobener Stimmung zu befinden. Von da ab gehörte er unbestritten zur „Gesellschaft“ von Baden — „hier in der Saison — cela n'engage à rien,“ sagte die Komtesse Dano zu ihrer Schwester, „wird er einem in Berlin unbequem, so weist man ihn in seine Schranken zurück.“

Am Ende der Saison war Franz mit seiner guten Beobachtungsgabe genügend ernüchtert, um es auf eine solche Zurückweisung nicht erst ankommen zu lassen, immerhin war er sicher, wenn er der prinzlichen Familie wieder begegnete, würde man nicht mehr über ihn hinwegsehen.

Mit dem Winter flutete „tout Berlin“ wieder zurück auf den großstädtischen Asphalt.

Die Salons füllten sich, und die Einladungskarten für Franz hatten sich bedeutend vermehrt.

Er wurde Aufsichtsratsmitglied einer industriellen Gesellschaft und Ehrenmitglied mehrerer Vereine. Bei seinen Frühstückseinladungen war er jetzt sehr gewählt und sehr sparsam — Absagen gehörten dafür zu den Seltenheiten.

Je größer der Kreis seiner „Freunde“ aber wurde, umso mehr fühlte er sich innerlich vereinsamt. Manchmal erschien es ihm mitten in einer Gesellschaft, als habe er eine Maske vorgebunden, als gäbe es noch einen andern Franz Czermak als den, den er jetzt vorstellte, und vor seiner Phantasie stand er selbst als Bauernjunge mit bloßen Füßen, in Hemdsärmeln und lachte über das viele Maskenwesen um sich her.

Er fing an, nervös und launenhaft zu werden. Manchmal sagte er ohne Grund ab, wenn ein plötzlicher Widerwille ihn überkam, eine angenommene Gesellschaft mitzumachen. Dann schlenderte er allein durch die erleuchteten Straßen, um irgend einem schlechtgekleideten Menschen plötzlich ein paar Goldstücke in die Hand zu drücken

und dann, ehe der Erstaunte zu danken vermochte, lächelnd weiter zu gehen, indem er dachte:

„Das war der andre Franz Czermak, der in Hemdsärmeln!“

XVII.

Franz kehrte von einem längern Ritt erfrischt in sein Garçonheim zurück. Neben seinem Schreibtisch hing eine Tafel, auf der die Einladungen der nächsten Zeit notiert standen. Als Franzens Blick darauf fiel, verfinsterten sich seine Züge. „Rout bei Birkheims,“ las er und setzte ärgerlich hinzu: „Welche Corvée — und noch mal absagen, noch dazu im letzten Augenblick. Das geht nicht!“

Herr August Birkheim war Chefredakteur einer angesehenen Zeitung, hatte eine reiche Frau, die seit zehn Jahren energisch und mit einigem Erfolge gegen die Spuren des Älterwerdens in ihrem einst schönen Gesicht kämpfte, und machte ein großes Haus. Das Gros der Gäste bestand aus Vertretern der verschiedenen Künste, auch der Bühne, zwischen denen man ab und zu einen Stern ersten Ranges, meist aber eine geringere Klasse vertreten fand. Dazwischen traf man einzelne Gelehrte, Politiker und Offiziere — unter letztern wurde gewöhnlich einer als besonderer Freund der Hausfrau bezeichnet. Unter den Damen sah man ganz alte und ganz junge — abgesehen von den „zeitlosen“ Künstlerinnen, so daß die Hausfrau stets ziemlich einzig in ihrer Art blieb. Es wurde gewöhnlich musiziert. Dazwischen vermischte man den Tratsch aus den verschiedenen hier zusammenfließenden Kreisen, und schließlich wurde zwischen Mitternacht und ein Uhr ein gut bürgerliches Souper aufgetragen, ohne Raffinement, aber auch ohne Mißgriffe.

„Diese Corvée!“ seufzte Franz; aber am Ende ging er doch hin.

Als er eintraf, waren die Salons von einem bunten Menschenschwarm erfüllt. Die Hausfrau, deren scharfes Auge sofort den Ankömmling entdeckt hatte, bewegte grüßend ihren Maraboutfächer nach ihm hin. Er näherte sich der Causeuse, auf der sie lehnte und führte die juwelenblitzende Hand, die sie ihm entgegenstreckte, an seine Lippen.

„So spät!“ sagte sie mit sanftem Vorwurf und fuhr, ohne seine belanglose Entschuldigung anzuhören, fort:

„Sie werden heute einen aufgehenden Stern bei mir bewundern dürfen.“

„Sie wissen, gnädige Frau, ich halte es mehr mit den Fixsternen am Himmel der Gesellschaft!“ erwiderte er und sah mit einem fast gequälten Blick über die zu knappe Taille hin, deren Ausschnitt die allzuüppige Büste des „Fixsternes“ en présence umschloß.

Er konnte diese Art sich anzuziehen nicht leiden.

Frau Birkheim aber hörte nur die Worte, ohne den Blick zu sehen, und flüsterte mit einem schnellen Augenaufschlag: „Schmeichler!“ Dann fuhr sie mit einer Art von geschäftsmäßigem Hausfrauenton fort:

„Die junge Dame ist nichts Gewöhnliches, ein ‚Mädchen aus der Fremde‘ — es hat mir große Mühe gemacht, sie zu bewegen, bei mir zu singen, und nur weil ihr Lehrer selbst wünschte, daß sie einmal in größerm Kreise etwas vortrüge, gab sie nach. Ich will Sie übrigens gleich vorstellen!“

„Aber ich bitte, gnädige Frau, das hat doch keine Eile!“

„O, nachher vergesse ich es, kommen Sie nur.“

Sie stand auf und rauschte vor ihm her auf ein junges, in schmuckloses Weiß gekleidetes Mädchen zu, das, im Gespräch mit einem älteren bekannten Musiker, den Ankommenden den Rücken drehte.

„Ah, Maestro, Sie sind hier, und ich ahne es nicht! Sie sind wohl durch die Hinterthür hereingeschlüpft — und gleich haben Sie das Beste für sich herausgefunden — nicht wahr, Fräulein Werkmann?“

Frau Birkheim schien Franz schon angesichts des „Maestro“ vergessen zu haben, und Franz, der ziemlich apathisch hinter der Dame hergetrottet war, sah bei dem Namen Werkmann auf, wie einer, der plötzlich aus einem Traum wachgerüttelt wird. Er sah einen zarten, weißen Nacken, über dem sich lichtbraunes Haar anmutig kräuselte, vor sich, und es war ihm unangenehm, daß der fette Arm der Hausfrau sich um die junge, schlanke Gestalt legte, die, ihm immer noch den Rücken kehrend, vor ihm stand.

„Sie werden Fräulein Werkmann begleiten, nicht wahr, lieber Maestro,“ sagte Frau Birkheim — „liebes Fräulein, mit einem solchen Begleiter — —“ Sie wandte sich plötzlich um, ließ die schlanke Gestalt los und ergriff Franzens Hand.

„Verzeihen Sie, Mister Czermak —“ sie war trotz Franzens Widerspruch bei dieser Anrede geblieben, „verzeihen Sie einer vielbeschäftigten Hausfrau — mein liebes Fräulein, Mister Frank Czermak wünscht Ihnen vorgestellt zu sein.“

Das schlanke Mädchen hatte sich etwas hastig umgewandt, und ein Paar dunkelblaue Augen, in denen es jetzt wie verhaltene Entrüstung blitzte, ruhten einen Augenblick auf ihm mit einem Ausdruck, der wie Schreck und Vorwurf zugleich aussah. Und dabei glich das ganze Gesicht, trotz der dunkleren Haare und Augen und der frischeren Farben, der toten Elisabeth so ganz und gar, daß es Franz packte, als stände seine erste Jugend leibhaftig vor ihm auf. Er konnte keinen Augenblick im Zweifel darüber sein, daß es Elisabeths Schwester war, die da vor ihm stand, und seine sonst so ruhig und sicher klingende Stimme war belegt von der Erregung, die in ihm vibrierte bei den gewaltsam über ihn hereinflutenden Erinnerungen, die dieses junge Gesicht in ihm wachrief.

„Ich höre, daß wir heute einen seltenen Genuß haben sollen,“ sagte er. Es widerstrebte ihm, sofort von dem zu sprechen, was ihn bewegte, und so fand er nichts andres zu sagen, als eine Phrase.

Wie die Augen Liddys ihn anblitzten, jetzt in einer offenbar feindlichen Erregung.

„Es mag wohl selten in Berlin sein, daß man eine Anfängerin, die noch gar nichts kann, in Gesellschaft anhören muß,“ erwiderte sie, „aber ich kann nichts dafür, man zwingt mich dazu!“

Nun lächelte er, aber er fand doch wieder nur eine Phrase, obgleich ihre Erregung ihm gefiel.

„Eine so geringe Meinung von sich selbst hat sonst wohl freilich kaum einer unsrer aufgehenden Sterne!“

„O, ich weiß, was Ihr Lehrer mir gesagt hat,“ mischte Frau Birkheim sich darein, „aber anstatt zu streiten, kommen Sie!“

Sie legte ihren Arm in den Liddys und zog sie zum Flügel hin, während der Maestro an ihrer andern Seite Posto faßte.

„Machen wir sogleich die Probe auf das Exempel!“

Liddy blieb stehen.

„Nein, jetzt nicht, jetzt kann ich noch nicht singen!“

Sie atmete schnell, ihre feinen Brauen zogen sich zusammen. Franz hatte den Eindruck, als ob sie mit Thränen kämpfte, und dabei sah ihr Gesicht so jung, so trotzig und rührend zugleich aus, daß Franz am liebsten an ihre Seite getreten wäre und irgend ein Recht, sie zu schützen, reklamiert hätte, wenn er dazu nur einen Schimmer von Befugnis hätte ausfindig machen können. Inzwischen drängten sich andre Gäste an die kleine Gruppe heran, ein paar breite, dekolletierte Rücken schoben sich zwischen Franz und Liddy. Franz zog sich in eine entferntere Ecke zurück, so daß er den Flügel in Sicht hatte und somit auch Liddy, die diesem entgegengedrängt wurde. Eine ältere Frau, in einfache schwarze Seide gekleidet, sprach jetzt mit ihr. Liddy sagte ihr etwas, und dabei glitt ihr Blick wie suchend durch den Salon, und als sie Franz bemerkte, wandte sie heftig errötend den Kopf ab.

„Galt das mir?“ fragte sich Franz unwillkürlich. „Sie war damals noch so klein, sie kann sich nicht erinnern —“ und während sein Blick ihr folgte, kam er sich selbst so alt vor. Fast war es ihm, als sei nicht er es gewesen, sondern ein andrer, den er gut kannte, der damals so jung, so unerfahren und so voll von Idealen mit Elisabeth Werkmann über die Promenaden am Breslauer Stadtgraben entlang geschlendert war und mit ihr geträumt hatte von einer glückseligen und — ach — so kleinen, so bescheidenen Zukunft. Und während seine Gedanken in die Vergangenheit zurücktauchten, klang es zu ihm herüber, von einer jugendfrischen, klangvollen Stimme gesungen, das Lied vom „verlornen Vaterland“ mit seinem leisen Refrain: „Es war ein Traum!“

„Sie küßte mich auf deutsch und sprach auf deutsch,
Du glaubst es nicht, wie schön das klang,
Das Wort ‚ich liebe dich‘!
Es war ein Traum.“

Die Worte und der Klang drangen Franz in die Seele. Über die gleichgültigen Gesichter der Zuhörer hinweg suchte sein Blick die Sängerin. Nur ihr Profil war ihm zugewandt, und dieses erinnerte Zug um Zug an Elisabeth. Und immer klarer, immer ergreifender stieg, die Gegenwart verdunkelnd, das Bild der Vergangenheit vor Franz auf. Das Lied war verklungen. Man umdrängte die junge Sängerin. Franz wäre gern auf sie zugeeilt, hätte ihre Hände in die seinen genommen und hätte ihr ein herzliches, brüderliches Wort gesagt. Aber er hielt sich zurück. Das, was ihn ergriff, hatte nichts gemein mit dem Menschenschwarm, der ihn und Liddy hier umgab, an seine Erinnerungen sollte keine gleichgültige Hand rühren. Da sah er dicht neben sich die ältliche Dame in Schwarz, die vorhin mit Liddy gesprochen hatte. Und der

Wunsch erwachte in ihm, Näheres von ihr zu erfahren. Daß Werkmanns jetzt in Dembowitz waren, wußte er. Er hatte es bald nach seiner Rückkehr erfahren und hatte Herrn Werkmann immer schreiben wollen. Es war aber bei dem Vorsatz geblieben. Er wußte, daß bei großen Routs, wie heute, die Leute kaum ahnten, ob man einander vorgestellt war oder nicht, und so sagte er, alle Präliminarien überspringend, zu der Dame in Schwarz:

„Ihre junge Freundin hat eine sehr schöne und wunderbar sympathische Stimme, gnädige Frau."

Die Angeredete sah mit freundlichem Lächeln und ohne jedes Befremden zu ihm auf.

„Nicht wahr?" erwiderte sie. „Ich habe so große Freude daran, zu beobachten, wie ihre Stimme sich entwickelt, denn ich trage die Verantwortung dafür, daß sie nach Berlin kam, um Gesangunterricht zu nehmen."

Und auf seine weitern Fragen erzählte sie ihm bereitwillig, wie sie mit der Familie Werkmann befreundet sei „von Breslau her, wissen Sie", und wie ihr Mann zur selben Zeit, als Werkmanns die Erbschaft machten, nach Berlin versetzt worden sei. Sie hätte keine Kinder, sagte sie, und hätte sich immer für „die Liddy" besonders interessiert, und endlich hätten deren Eltern ihren Bitten nachgegeben, und ihr das Kind für einige Zeit geschickt. Der Winter sei doch auch gar zu traurig auf dem Lande für so ein junges Ding. Franzens Art, zuzuhören, schien die Dame zu immer neuen Mitteilungen zu veranlassen. Sie könne sich in Berlin noch gar nicht zurechtfinden, fuhr sie fort, die Leute seien hier immer so eilig, und es sei keine Gemütlichkeit im Verkehr. Da sei ihr die Liddy ein rechter Trost und so weiter.

Franz wußte bald ganz genau über das Leben der Dame in Schwarz Bescheid — nur wer sie eigentlich war, wußte er nicht.

Und jetzt gerade sagte sie: „Sie sind gewiß auch kein Berliner, aber ich will's nur ehrlich sagen, ich habe Ihren Namen vergessen — es sind mir heute so viele Menschen vorgestellt worden."

Franz hütete sich zu sagen, daß das gerade bei ihm nicht geschehen sei und nannte seinen Namen.

Sie sah ihn aufmerksam an.

„Czermak," wiederholte sie, „das ist so ein besonderer Name, und ich habe ihn schon gehört." Wieder sah sie ihn forschend an, und dann sagte sie mit Nachdruck: „Ich war sehr befreundet mit der lieben Werkmann in Breslau, und als ich sie kennen lernte, trug sie noch Trauer um ihre älteste Tochter und hat mir viel erzählt — ja —"

„Ich bin derselbe Franz Czermak, von dem Ihnen Frau Werkmann dann wahrscheinlich gesprochen hat," erklärte Franz einfach.

„Mein Gott," sagte die Frau, „mein Gott, wie das Leben doch sonderbar ist."

Franz setzte sich neben sie. Zu jeder andern Zeit wäre es ihm unsympathisch gewesen, von der Vergangenheit mit einer Fremden zu sprechen; aber heute hatte ihn das plötzliche Auftauchen Liddys in eine so seltsame Stimmung versetzt, daß er sich fast darüber freute, jemand zu finden, der die Werkmanns kannte und seine Beziehungen zu ihnen.

„Ich habe es immer bedauert, mit der Familie meiner armen Elisabeth alle Fühlung verloren zu haben,“ sagte er, „aber es wurde mir deutlich gezeigt, daß man eine weitere Beziehung nicht wünschte. Da zog ich mich zurück.“

Die Dame in Schwarz entschuldigte ihre Freunde, so gut sie konnte.

Frau Birkheim rauschte heran und unterbrach das Gespräch. Als Franz sich bald darauf zurückzog, sagte sie:

„Sie waren ja förmlich intim mit unserm interessanten Amerikaner, liebe Frau Baumeister Hegner, kannten Sie ihn schon?“

Franz erkundigte sich inzwischen, wer die Dame in Schwarz sei, und man nannte sie ihm als Gattin eines gesuchten Architekten, der vor einigen Jahren durch größere Bauten, die er zu leiten hatte, nach Berlin gekommen sei.

Frau Hegner hatte die Frage der Hausfrau ausweichend beantwortet: sie hätte gemeinschaftliche Bekannte mit Herrn Czermak, ihres Wissens sei dieser aber kein Amerikaner.

„Nun, wir nennen ihn so, weil er so lange drüben war,“ erwiderte Frau Birkheim, „jedenfalls ist er ein interessanter Mann, der hier sehr gut eingeführt wurde — und mehrfacher Millionär nebenbei!“

„Mein Gott, Millionär?“ wiederholte Frau Hegner unwillkürlich, aber sie sagte nichts weiter, denn Frau Birkheim war ihr unsympathisch, und sie fand es überflüssig, ihr mehr von Franzens Leben zu erzählen.

Frau Birkheim lachte über ihr Erstaunen.

„Nun, das ist ja an und für sich nichts so Besonderes. In unserm Umgangskreise haben wir eine ganze Reihe von Millionären — das Besondere liegt nur in der Persönlichkeit. Er hat so ein je ne sais quoi —“

„Ich finde, daß er etwas traurig und müde aussieht,“ meinte Frau Hegner, worauf beide Frauen sich trennten, und Frau Birkheim einer „Freundin“ zuflüsterte: „Die Hegner ist eine hoffnungslos langweilige Person, keine Spur von Chic!“

Liddy hatte inzwischen einem jungen Musiker, der ausschließlich eigne Kompositionen vortrug, am Flügel Platz gemacht und war bescheiden hinter eine Gruppe von Zuhörern zurückgetreten.

Franz, der sie nicht aus den Augen verloren hatte, näherte sich ihr. Er hätte gern ein freundliches Wort mit Elisabeths Schwester getauscht, ehe die Wogen der Geselligkeit, die sie heute zusammengeführt hatten, sie wieder auseinander treiben würden — vielleicht auf Nimmerwiedersehen.

„Darf ich Ihnen sagen, daß Ihr Lied mich wahrhaft ergriffen hat, gnädiges Fräulein,“ begann er, an ihre Seite tretend.

Da wandte das junge Gesicht, das soeben noch weich und mädchenhaft geblickt hatte, sich ihm zu, und ein harter, feindlicher Ausdruck flog darüber hin.

„Ich kann Ihnen nicht verbieten, mir das zu sagen, aber Sie können mich nicht zwingen, es zu glauben,“ erwiderte sie.

Überrascht blickte er sie an. Es war das erste Mal, daß eine Dame ihm so unhöflich begegnete.

„Worauf basiert Ihr Unglauben, gnädiges Fräulein?“

Sie zuckte die Achseln.

„Ich glaube nicht, daß Sie sich so leicht ergriffen fühlen!“

„Woher kennen Sie mich denn?“

„O — ich — ich —“ dunkle Glut färbte ihr Gesicht, sie wandte den Kopf zur Seite, so daß er nur noch eine verlorene Profillinie zu sehen bekam. „Wozu darüber sprechen!“ murmelte sie.

Franz, dem es nur darum zu thun gewesen war, ein paar freundliche Worte mit ihr zu sprechen, gleichsam einen wehmütigen Schlußaccord hinter seine Erinnerungen an Elisabeth zu setzen, fühlte sich jetzt gereizt und aus seiner weichen Stimmung aufgerüttelt. Was hatte man denn diesem Kinde über ihn gesagt? Seine Liebe zu Elisabeth erschien ihm in einem so reinen, heiligen Licht, daß er niemand das Recht zuerkannt hätte, anders darüber zu denken — auch den nächsten Angehörigen nicht.

„Es scheint, daß Sie unter dem Einfluß falscher Vorstellungen stehen, gnädiges Fräulein,“ sagte er, „und das ist mir um so schmerzlicher, als diese sich nur auf eine Episode beziehen können, die für mich die schönste, glücklichste und dann traurigste meines Lebens war.“

Hastig wandte sie ihm ihr Gesicht wieder zu, aus dem die Augen jetzt in einem fast fieberhaften Glanze leuchteten —

„O nein, Herr Czermak, davon spreche ich nicht — so lange ich nur das von Ihnen wußte, habe ich an Sie gedacht wie — wie — nun ja, wie an einen Bruder!“

„Nun, und?“ Gespannt sah er in ihr erregtes Gesicht, das jetzt einen Ausdruck plötzlicher Entschlossenheit zeigte.

„Wenn Sie es denn wissen wollen — von einem Mann, der selbst reich ist und seine nächsten Verwandten im Elend verkommen läßt, kann ich nicht glauben, daß — —“

„Fräulein Liddy!“ Der Name, mit dem er einst das Kind gerufen hatte, kam unwillkürlich über seine Lippen.

„O ja, es ist so, wie ich sage,“ fuhr sie leise, nur ihm verständlich, fort, „gestorben und verdorben sind sie alle, und Sie waren in Amerika, Ihre Adresse war nicht zu erfahren —“

„Fräulein Liddy, ich weiß nicht einmal, von wem Sie sprechen!“

Da erzählte sie ihm, was sie wußte, oder vielmehr sie schleuderte es ihm ins Gesicht, wie eine Anklage.

Er konnte zu seiner Entschuldigung nur immer wiederholen, daß er nichts gewußt habe, aber er fühlte, daß es eben dieses Nichtwissen war, was Liddy ihm vorwarf.

Im Salon der Frau Birkheim herrschte die Sitte, junge Paare, die sich unterhielten, ziemlich unbehelligt zu lassen. Man bemerkte wohl die lange und lebhafte Unterhaltung des „Amerikaners“ mit dem „aufgehenden Stern“, aber man hatte nur ein spöttisches, gutmütiges oder neidisches Lächeln dafür. Frau Birkheim war stolz, wenn sich in ihrem Salon etwas „machte“.

Franz fühlte, daß es unmöglich war, diesem jungen Mädchen in kurzen Worten auseinanderzusetzen, wie es gekommen war, daß er sich nach und nach so völlig losgelöst von seiner Familie erschienen war, die er ihren Ansprüchen und ihrer Lebens-

stellung entsprechend versorgt glaubte. Und doch konnte er sich von einer Unterlassungssünde hier nicht frei sprechen, und das Gefühl, vor Liddys Augen als ein Herzloser dazustehen, war ihm so drückend, daß er gern zu jedem Opfer bereit gewesen wäre, wenn er das Unabänderliche hätte ungeschehen machen können.

„Wenn Sie mein Jugendleben genau kennen würden, dürfte ich gewiß auf eine weniger harte Beurteilung rechnen,“ sagte er.

Sie sah ihn zweifelnd an.

Da trat Frau Hegner an ihre Schutzbefohlene heran.

„Du hast in Herrn Czermak einen alten Bekannten gefunden,“ sagte sie zu Liddy, während sie Franz freundlich zulächelte, „ich hoffe, Sie finden einmal den Weg zu uns, Herr Czermak, das sollte mich freuen, denn wir sind ja schlesische Landsleute.“

Franz verneigte sich. Er sah wohl den stummen Protest, der auf Liddys Gesicht stand, aber er war entschlossen, gerade dieser Besuchsaufforderung jedenfalls zu folgen. In Liddys Gesicht waren ihm nicht einmal das konventionelle Lächeln und der verheißungsvolle Augenaufschlag begegnet, mit dem die jüngern Damen ihn sonst beglückten. Es erschien ihm tief peinlich, daß sie gering von ihm dachte, und er fühlte den dringenden Wunsch, sie milder zu stimmen für das, was er heute zum erstenmale als Unrecht empfand, und wofür er doch tausend Entschuldigungen glaubte anführen zu können.

„Du siehst sehr echauffiert aus,“ fuhr Frau Hegner fort, indem sie besorgt über Liddys Stirn strich.

Liddy küßte ihre Hand und sagte: „Es ist auch unerträglich heiß hier, Tantchen, wir wollen nach Hause gehen. Ja? bitte!“

„Das würde Frau Birkheim sehr übel nehmen, jetzt, kurz vor Tisch — —“

Liddy wiederholte nur eindringlich: „Bitte, bitte, gehen wir!“

„Wenn ich es bin, der Sie vertreibt, gnädiges Fräulein, so ist es an mir zu gehen,“ sagte Franz, und auf Frau Hegners erstauntes:

„Aber, mein Gott, was haben Sie denn?“ erwiderte er:

„Ich hoffe, Ihnen das einmal in einem ruhigeren Augenblick auseinandersetzen zu können, gnädige Frau!“

Er verneigte sich tief und verlor sich zwischen den Gruppen der übrigen Gäste.

Liddy kämpfte mit den Thränen, behielt aber ihre Fassung.

„Frage mich jetzt nicht, Tantchen,“ flüsterte sie, „ich will mir ja Mühe geben, vernünftig zu sein —“

Frau Birkheim rauschte heran.

„Unser Amerikaner hat heute noch zwei Einladungen zu absolvieren,“ sagte sie, „es ist unglaublich wie diese jungen Herren leben — aber es war doch liebenswürdig, daß er überhaupt kam. Nicht wahr, ein charmanter Mensch?“

Mit einem neckischen Lächeln tippte sie auf Liddys Hand und rauschte dann mit majestätischer Schleppe und liebenswürdigstem Wirtinlächeln weiter.

XVIII.

Franz hatte das Birkheimsche Haus verlassen, fühlte sich aber zu erregt, um zur Ruhe zu gehen. Er beschloß, noch im Klub vorzusprechen. Die Räume dort waren fast leer, nur in den Spielzimmern herrschte noch das gewohnte Treiben und auf dem Divan des Kaminzimmers schlief, wie gewöhnlich um diese Zeit, Herr von Tiegen, während Herr Aloys Bredel auf einem Fauteuil im Nebenzimmer schnarchte.

Franz stand einen Augenblick in der Thür des ersten Spielzimmers.

Die Partie war schon im Gange. Das Ecarté war beendet, und alle Mannen saßen zum Kampf ums Geld bereit an dem grünen Tisch, an dem „deux tableaux“ gespielt wurde. Kaum faßte der lange Raum an dem Tisch die Menge derer, die gegen den einen in der Mitte sitzenden Bankier ihre Chancen einsetzten, große und kleine Spieler durcheinander, der eine mit Tausenden, der andre mit Hunderten pointierend. Franzens Blick flog über die gespannten Gesichter — es gibt ja nirgends eine so aufmerksame Gesellschaft als am Spieltisch, wo alle dasselbe Ziel, das Geld des andern, im Sinne haben — der Kampf ums Dasein in das Unnatürliche übersetzt. Nur ein junger eleganter Mann schien teilnahmlos in dem Zimmer zu bleiben. Er lehnte in einem der an der Wand stehenden Sessel, scheinbar gleichgültig eine Cigarre rauchend. Franz erkannte Graf Tomberg und bemerkte, daß sein sonst so offenes, hübsches Gesicht heute eine fast verzweifelte Resignation zeigte und blaß und abgespannt aussah. Instinktiv schien der Graf den beobachtenden Blick zu fühlen und nervös dadurch zu werden. Er stand auf und schritt der Thür zu, um mit leichtem Gruß an Franz vorbeizugehen.

„Sie wollen schon weg, Graf?“ fragte Franz, dem Tomberg in seiner unter allen Verhältnissen und Umgebungen gleichmäßigen vornehmen Liebenswürdigkeit besonders sympathisch war.

„Ja,“ erwiderte der Graf, „ich hatte etwas Pech mit einer Banque, ich will nicht weiter hereingehen.“ Aus dem Klange der Worte und dem Aussehen des Mannes schloß Franz, daß er ungewöhnliche Verluste gehabt haben müsse, und das that ihm leid.

„Ich hatte jetzt Pechserie!“ setzte der Graf hinzu. „Da geht am Ende auch mal die Contenance, an die man sich gewöhnt hat, in die Brüche.“

„Ich habe sonst Ihre Vorsicht oft bewundert,“ meinte Franz.

Tomberg zuckte die Achseln.

„Ich nehme sonst nie Banque,“ sagte er, „heute ging ich mit Soden mit der Hälfte herein, und der Teufel reitet mich, daß wir, nachdem sie dreimal verloren, noch einmal höher nachlegen — so habe ich einen größern Verlust gehabt, als ich in langer Zeit wieder einbringen kann. Na, wer weiß, wozu es gut ist. Adieu, lieber Czermak, meilleure chance!“

Franz fühlte heute, nach der Unterredung mit Liddy, ein förmliches Bedürfnis, für irgend jemand einzuspringen.

„Wollen Sie auf mein Glück bauen, Graf, darf ich für Sie taillieren?“

„Pardon, ich muß danken, mein Kredit ist zu Ende, ich pumpe prinzipiell nicht, habe ich nichts, so höre ich auf,“ sagte Tomberg fast kühl, aber seine Augen verrieten

brennende Begierde, das Glück noch einmal zu versuchen. Franz hatte es sich in den Kopf gesetzt, den Grafen „herauszureißen“.

„Ich bitte Sie, Graf, glauben Sie, ich wäre ein uralter sehr guter Bekannter von ehemals, und lassen Sie mich für Sie halb Part mit mir spielen. Kredit haben Sie doch nur zufällig nicht, also nehmen Sie meinen, Sie wissen, ich habe hier viel Geld gut. Nicht wahr, ich darf versuchen!“

„Na, wissen Sie, Czermak, ganz regulär ist es nicht, aber meinetwegen! Nur — verlieren wir, so bin ich erst zum Januar künftigen Jahres in der Lage, Ihnen zu zahlen — das vorweg, damit alles klar ist!“

„Aber ich bitte Sie, Graf — wir haben natürlich Glück!“

„Sie sündigen gegen allen Spielerglauben — aber ich kann nicht mehr zusehen — meine Nerven sind alle. Ich warte im Lesezimmer auf Ihr Plus oder Minus — damit Sie ungefähr orientiert sind, ich habe 11000 Minus.“

„All right!“

Sie trennten sich mit einem Händedruck.

Eben war der Bankhalter aufgestanden, die Bank war aufgeflogen. Ein Herr erhob sich.

„Messieurs, eine neue Bank! Bitte zu bieten, 10000 Mark zum erstenmale!“

Die Gebote folgten schnell - Franz schwieg. Erst als 20000 Mark geboten waren, sagte er: „25000 Mark.“

Diese plötzliche Steigerung in der kleinen Plänkelei schlug durch.

„Zum ersten — zum zweiten — zum dritten und letztenmal“ bot der Herr weiter. „Herr Czermak-Burow hat die Bank!“

Franz nahm in der Mitte der Längsseite des Tisches Platz und klingelte. Ein Klubdiener brachte ihm vom Caissier „Jetons“ in der Höhe von 25000 Mark, die Franz vor sich aufhäufte.

„Messieurs, faites votre jeu! Rien ne va plus!“

Indem er halblaut diese stereotypen Worte sprach, gab er die Karten erst rechts, dann links, endlich sich selbst. Die Kartenhalter nahmen auf und erklärten: beide wollten kaufen (d. h. eine dritte Karte).

Darauf sah Franz erst selbst nach.

Er hatte „kleinen Schlag“.

„Schlag acht,“ annoncierte er.

Beide Seiten verloren.

Er zog ein, die Sätze erreichten die Höhe der Bank; er hatte sie verdoppelt, 50000 Mark lagen vor ihm.

Er überlegte einen Augenblick.

Sollte er schon die Bank einwerfen?

Tomberg war ja gedeckt. Aber weshalb sollte er die Chance aufgeben? Ihn überkam ein Triumphatorgefühl dem Mammon gegenüber, den er bezwungen hatte, und der ihm weiter unterthan sein sollte und mußte.

„Messieurs, faites votre jeu, banque ouverte!“ rief er. „Rien ne va plus.“

Wieder nahmen die Partner die Karten und — dankten; ein verhängnisvolles Zeichen für den Bankier, da dann beide gewöhnlich schon über fünf haben. Einen

Moment überkam Franz ein fatales Reuegefühl über den fraglosen Leichtsinn seines Spiels, doch er bezwang sich, lächelnd hob er schnell seine Karten auf, um sie ebenso schnell offen hinzuwerfen.

„Nuff!“ (das heißt „großer Schlag“ und bedeutet stets gewonnen) rief er sichtlich erfreut.

Er bemerkte die etwas erstaunten Gesichter der Umstehenden, die ihm zu sagen schienen, daß seine offenbare Freude unpassend sei, denn die Spielersitte will, daß man weder Freude noch Ärger zeigt, sondern scheinbar unberührt Glück und Verlust hinnimmt.

„Pardon, ich spielte Halbpart,“ murmelte er, „die Bank ist eingeworfen.“

Er stand auf und ging in das Lesezimmer, um mit Tomberg abzurechnen.

„35000 Mark Plus, mein lieber Graf!“

Tomberg drückte ihm die Hand. Er sah blaß aus, und seine Lippen zuckten.

„Dieser Czermak hat den Teufel im Leibe,“ sagte inzwischen Prinz D., der soeben aus dem Spielzimmer kommend, den kleinen Tiegen geweckt hatte, „der Tomberg war vollständig alle — armer Kerl, that mir leid, denn ich weiß, was das für ihn bedeutet. Da läuft ihm der Czermak in den Weg, und im Handumdrehen ist er rangiert — der Kerl hat ein zu impertinentes Glück!“

Der kleine Tiegen rieb sich die wasserblauen Augen.

„Ja,“ sagte er, „neulich habe ich ein Taschentuch eingesteckt, das er liegen gelassen hatte, seitdem gewinne ich, so oft ich an den Tisch trete — das bedeutet ja bei mir nicht viel, denn ich spiele nicht hoch, aber Spaß macht es mir doch. Der Bredel hat sich darauf Czermaks Streichholzbüchse angeeignet.“ Er gähnte und beugte sich etwas vor, um in das Nebenzimmer zu sehen, wo Herr Aloys Bredel, sein getreuer Schatten, sich gerade in seinem Fauteuil aufsetzte.

„Jetzt wollen wir uns noch eine Schokolade bestellen, was, Bredel?“ rief Tiegen dem „Schatten“ zu. „Drei Uhr vorbei, nächstens werden die Lampen ausgemacht. Thun Sie mit, Durchlaucht?“

„Nein, ich gehe nach Hause. Gute Nacht!“

„Guten Morgen,“ sagte Tiegen gähnend, und „Guten Morgen“ wiederholte Herr Aloys Bredel, sich die Hände reibend und herantretend, um mit seinem Vorbild das bestellte „Vorfrühstück“ einzunehmen.

Franz hatte indessen mit Tomberg die Straße erreicht, und beide hatten schweigend den Heimweg angetreten, da sie in derselben Gegend wohnten.

Die frische Winterluft that ihnen wohl, nach der durchwachten Nacht.

Tombergs Gedanken flogen zu einem im Schnee vergrabenen Landhause, weit draußen in der Provinz, und er atmete erleichtert auf bei dem Gedanken, daß er den beiden alten Leuten, die dort in einer fast spartanischen Einfachheit und Bedürfnislosigkeit hausten, morgen nicht zu schreiben brauchte: „Schickt mir Geld.“ Mit mäßiger Zulage in ein teures Regiment getreten, hielt er sich nur durch glückliche Pferdekäufe und glückliches Spiel. Dabei war er von Natur nicht leichtsinnig angelegt, es wäre ihm sehr nahe gegangen, wenn er seinen „alten Herrn“, dessen durchaus nicht glänzende Verhältnisse er kannte, hätte zu Hilfe rufen müssen. Aber er war nun einmal beim „Rre-ment“, er hielt es für unumgänglich, alles mitzumachen und bei allem „dabei

zu sein“, so hatte er sich allmählich zu einem Lebenskünstler ausgebildet, der weit über seine eigentlichen Verhältnisse lebte und sich trotzdem geschickt in der Balance hielt. Freilich, Gesundheit und Nerven setzte er dabei zu, aber von beiden glaubte er vorläufig noch genug zu besitzen, um etwas daraufhin sündigen zu können, und nur selten fühlte er sich veranlaßt, ein Facit seiner künstlichen Lebensrechnung zu ziehen. Heute, in dieser frühen Morgenstunde, während eine bleierne Müdigkeit ihm durch die Glieder zog, und er sich sagte, daß er in wenigen Stunden in der Reitbahn sein und seine Abteilung reiten lassen müßte, im Gedanken an den Schrecken, den nur ein glücklicher Zufall den beiden Alten auf dem verschneiten Gutshofe erspart hatte, und an das ewige Wetten und Wagen, um sich im Gleichgewicht zu halten, kam ihm so eine Anwandlung, und mehr für sich als zu seinem Begleiter sprechend, murmelte er:

„Eigentlich doch ein Hundeleben.“

Franz sah ihn erstaunt an.

„Das sagen Sie, Graf? Der so viel Bewunderte und oft Beneidete?“

„Ach, es ist auch nicht so tragisch gemeint,“ erwiderte Tomberg sich schnell korrigierend, „ich bin etwas reichlich nervös — und dann — wenn Sie nicht gekommen wären, ich stehe nicht an zuzugeben, daß meine Lage recht kritisch gewesen wäre. Freilich jetzt — dank Ihrer Chance, habe ich ja alle Veranlassung, vergnügt zu sein. Ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar, lieber Czermak!“

„Aber ich bitte Sie, Graf, ich hatte ja nur das Vergnügen von der ganzen Sache.“

„Ja, Sie sind in der angenehmen Situation, ohne Herzklopfen auch einmal ein Wagnis riskieren zu können — unser einem geht es gleich an Kopf und Kragen, wenn man einmal die Kaltblütigkeit verliert im Spiel — da heißt es immer Selbstbeherrschung — dabei wie sonst wo, und dieses ewige die Zügel stramm ziehen, macht am Ende nervös.“

„Ich verstehe nicht recht, wie Sie das meinen.“

Tombergs Nervosität machte sich jetzt in dem Bedürfnis, sich auszusprechen, Luft.

„Um das ganz zu verstehen, müßten Sie als Sohn mäßig begüterter Eltern das Leben eines reichen Mannes führen, d. h. Ihr Einnahme- und Ausgabebudget müßte sich in Disharmonie befinden. Das ist manchmal nicht bequem, wenn die gesellschaftliche Position eine Änderung nicht gestattet. Man hängt dann eben von der Contenance beim Spiel ab und vom Gewinn, den ein Gaul einem bringt — macht man's geschickt, bleibt man oben, hat man Pech — na, dann hat man eben verspielt.“

„Ja, aber dann — verzeihen Sie mir, wenn ich mir ein Urteil erlaube, Graf, aber ich glaube, ich würde unter solchen Verhältnissen den heutigen Gewinn benutzen, einmal Tabularasa machen und dann mein Leben anders einrichten.“

Tomberg lachte kurz auf. „Anders einrichten!“ wiederholte er. „Wie stellen Sie sich das vor? Ich kann mich nicht plötzlich zurückziehen, ohne das mißliebigste Aufsehen zu erregen, und ebenso ausgeschlossen für mich ist es, mich etwa in die Provinz zu einem billigen Regiment versetzen zu lassen. Das sähe ja einem Zusammenbruch ähnlich! Für mich existiert nur die eine Möglichkeit: fortzuleben wie

ich bisher gelebt habe, und à la fin de la fin mich durch eine vernünftige Heirat zu rangieren. Sie sehen das vielleicht nicht ein, lieber Czermak, aber glauben Sie mir, ein Mensch wie ich kann eben nur unter den gewohnten Verhältnissen leben!"

„Aber Ihre vorherige Äußerung bewies doch, daß Sie sich bei dieser Art von Leben nicht wohl fühlen!"

„Ach, Sie meinen den Stoßseufzer über das ‚Hundeleben'? Das war nicht so ernst gemeint, eine Nervosität, nichts weiter. Weiß der Teufel, wie ich dazu komme, überhaupt so vor Ihnen auszupacken, das ist sonst nicht meine Art, aber die frühe Morgenstunde und Ihr hilfreiches Beispringen von dieser Nacht haben mir's wohl angethan."

Sie trennten sich mit einem Händedruck.

„Die frühe Morgenstunde," wiederholte Franz vor sich hin, und ihm war, als übe die kalte Luft, die seine Stirn umwehte, auch auf ihn einen ernüchternden Einfluß aus und treibe ihn an zu einer Generalbeichte gegen sich selbst. Er war unter ganz andern Bedingungen aufgewachsen und hatte das Leben von ganz andern Seiten kennen gelernt als dieser Tomberg, dessen elegantes, vornehmes Wesen er oft bewundert hatte, und der ihm jetzt in dieser nächtlichen Morgenstunde plötzlich in einem ganz neuen Licht erschienen war. Ihm fehlten die Entschuldigungsgründe, die sein Gerechtigkeitssinn für Tomberg ins Feld führte, und am Ende machte er es wie jener: er ließ sich treiben, machte hundert Dinge mit, die ihn eigentlich langweilten, lebte in den Tag hinein ohne irgend eine produktive Thätigkeit, nur darauf bedacht, seine eigne Persönlichkeit möglichst zur Geltung zu bringen und trotzdem alle individuellen Züge verwischend und unterdrückend, um der Schablone des eleganten Lebemannes, der „dazu gehörte", möglichst zu gleichen. Und heute mit Tomberg — was war das nun wieder gewesen! In einer gutmütigen Laune hatte er ihm helfen wollen und hatte dazu einen Weg eingeschlagen, der jenen ebenso gut erst recht in Verlegenheiten hätte bringen können. Daß er Glück gehabt hatte, stand auf einem andern Blatt — die Möglichkeit, Unglück zu haben, lag doch ebenso nahe. Er schämte sich jetzt dieses Hazardspieles und schämte sich, daß er einen Augenblick das Gefühl dabei gehabt hatte, eine gute Handlung zu begehen. Er war niedergeschlagen und unzufrieden mit sich, und trotzdem er sich ermüdet fühlte, als er sein Heim erreichte, konnte er nicht schlafen. Die Scenen im Klub, durch die er versucht hatte, jene andern Bilder, die Liddy vor ihm heraufbeschworen, zu verwischen, verblaßten jetzt vollständig, und vor seiner erregten Phantasie stand die Hütte, in der die Familie Joseph Czermaks gehaust und gelitten hatte. Vergebens entschuldigte er sich damit, daß seine Brüder ihn zuerst aufgegeben hätten, und daß er sich vollkommen losgelöst von seiner Familie fühlte. Vergebens sagte er sich, daß er ja Veranlassung gehabt habe, zu glauben, seine Verwandten befänden sich in auskömmlicher, ihren Gewohnheiten entsprechender Lebenslage. Immer wieder stand das Schuldgefühl in ihm auf, und wenn er die Augen schloß und seine peinigenden Gedanken sich im Halbtraum zu verwirren begannen, da sah er Liddy deutlich vor sich, und ihre Stimme sprach anklagende, herbe Worte, auf die er nichts zu erwidern wußte.

Erst als der helle Wintermorgen durch die Spalten der herabgelassenen Vorhänge lugte, schlief er ein. Es schien aber, daß der Schlaf ihm nur momentanes

Vergessen brachte, denn als er gegen Mittag erwachte, war es wieder Liddys Bild, das er vor sich sah und den vorwurfsvollen, fast ein wenig verächtlichen Blick ihrer Augen.

Nach dem Frühstück schrieb er einen Brief an den Bauer Peter Czermak, und es kam ihm seltsam und fast unnatürlich vor, daß er ihn als Bruder anredete, so völlig entfremdet war er ihm. Er fragte, wie es ihm ginge, und ob er für ihn oder seine Familie etwas thun könnte?

Erleichtert atmete er auf, als der Brief beendet war. Ein Blick auf seinen Wandkalender belehrte ihn über die Besuche und Verabredungen für den heutigen Tag. Das erschien ihm alles so unwichtig und inhaltslos.

Da wurde ihm ein Brief gebracht, der ihn aus seiner Gleichgültigkeit aufrüttelte. Er kam von dem Architekten Hegner, der ihm schrieb, er hätte ihm heute einen Besuch machen wollen, um ihm eine geschäftliche Angelegenheit zu unterbreiten, die keinen Aufschub duldete. Das Zusammentreffen seiner Damen mit Herrn Czermak betrachte er als gutes Omen und früge an, ob er Herrn Czermak an einer von diesem zu bestimmenden Stunde zu Hause treffen würde, oder ob dieser es vorziehe, ihm und seiner Frau die Ehre zu geben, seinen freundlicherweise beabsichtigten Besuch am nächsten Tage auszuführen?

Franz war ein solches allzueifriges Entgegenkommen nichts Ungewohntes, und unter andern Verhältnissen wäre der Brief des Architekten wohl unbeantwortet geblieben. In seiner heutigen Stimmung aber kam er Franz erwünscht. Er würde Gelegenheit haben, Liddy von seinem heutigen Briefe zu erzählen, ihr vielleicht doch eine bessere Meinung über sich beizubringen — jedenfalls sie wiederzusehen und zu sprechen — die gestrige Begegnung vibrierte in ihm nach wie ein falscher Akkord, unter dessen mißtönenden Schwingungen er litt. Er wollte versuchen, ihn harmonischer ausklingen zu lassen, und dazu kam ihm eine geschäftliche Verbindung mit dem Architekten, in dessen Hause Liddy weilte, sehr erwünscht. Die Art dieser Verbindung war ihm ziemlich gleichgültig; er war überzeugt, daß es sich wieder um eine Terrainspekulation handelte, und er hatte ja nach seinen Erfahrungen keine Veranlassung, einer solchen unsympathisch gegenüber zu stehen.

So schrieb er dem Architekten, daß er morgen nachmittag um fünf Uhr bei seinen Damen vorsprechen wolle und es ihm anheimstelle, ihn vorher aufzusuchen.

„Wenn er als Geschäftsmann schlau ist, zeigt er keine Übereilung und wartet meinen Besuch ab,“ dachte Franz.

Und Herr Hegner wartete in der That.

Am andern Tage wurde Franz in dem stillen Hause der Landgrafenstraße, in dem der Architekt ein Hochparterre bewohnte, zunächst von Frau Hegner empfangen. Franz hatte in erwartungsvoll angeregter Stimmung den kleinen Salon betreten. Er lächelte, wie man einem alten Bekannten zulächelt, während sein Blick über die altmodischen, sauber erhaltenen Mahagonimöbel und grünen Plüschbezüge der Einrichtung glitt — das alles war so ganz anders, als er es sonst in Berlin gewöhnt war, und erinnerte ihn an die Werkmannsche „gute Stube“. Er fand, daß Frau Hegners Erscheinung sich harmonisch diesem Milieu anschloß und drückte die Hand, die sie ihm entgegenstreckte, mit einer Herzlichkeit, die er sonst bei so neuen Bekanntschaften nicht an den Tag

legte. Unwillkürlich blickte er nach der Thür, als Minute auf Minute verging, ohne daß Liddy eintrat.

„Liddy ist ausgegangen," sagte Frau Hegner endlich beiläufig, „es wird ihr leid thun, Ihren Besuch zu versäumen, aber sie hatte einige Besorgungen zu machen und scheint aufgehalten worden zu sein."

Wie der Salon Franz plötzlich verändert erschien! Steif und langweilig standen die schmucklosen Möbel an den Wänden, und die graue Dämmerung, die den Raum erfüllte, legte sich förmlich lähmend auf Franz und Frau Hegner. Da trat der Architekt ein, ein kleines, rundliches Männchen mit wohlgepflegtem Vollbart, nervös aussehenden Fingern und unruhigen Augen.

„Ein ganz besonderer Vorzug," sagte er, Franzens Hand schüttelnd, „ich hätte Sie gestern aufgesucht, wenn nicht ein Termin —" er unterbrach sich, indem er die Thür eines modern eingerichteten, geräumigen Nebenzimmers öffnete. „Aber bitte, wollen Sie nicht hier bei mir eintreten — vielleicht eine Cigarre nehmen — du gestattest, liebe Martha?"

Frau Hegner hatte sich erhoben.

„Ich glaube, die Herren haben ohnehin eine geschäftliche Angelegenheit zu besprechen," sagte sie.

Es war, wie Franz erwartet hatte. Der Architekt machte ihn auf ein großes Terrain aufmerksam, das unter günstigen Bedingungen zu erwerben war und nach Ansicht des Baumeisters eine große Zukunft hatte. Franz hörte anfangs etwas zerstreut zu. Unwillkürlich lauschte er, ob im Nebenzimmer nicht eine Thür gehen und eine junge Stimme mit Frau Hegner sprechen würde. Drinnen blieb aber alles still, und die Pläne und Kombinationen des Baumeisters erregten schließlich Franzens Aufmerksamkeit. Er hörte ihm länger zu, als er das sonst vielleicht gethan haben würde; aber am Ende war alles gesagt, was der Baumeister vorzubringen hatte, und eine Pause entstand.

„Es wäre eine große Sache, wenn Sie sich entschließen könnten," sagte der Architekt, „ich glaube für den Erfolg garantieren zu können, zumal mit einem Partner wie Sie. Eine Straße in dieser Gegend würde eine Zukunft haben, und ich stehe nicht an, mein ganzes Vermögen dabei zu engagieren."

Franz bat um Bedenkzeit.

Er wolle am nächsten Morgen den Architekten mit seinem Wagen abholen, um zunächst einmal das Terrain zu besehen, sagte er endlich. Dann empfahl er sich. Der Architekt begleitete ihn bis zur Entreethür.

„Der Salon meiner Frau wird Ihnen einen recht sonderbaren Eindruck gemacht haben," sagte er, während er Franz behilflich war, den Pelz anzuziehen. „Sie hängt einmal am Alten und will sich hier nicht recht akklimatisieren."

Franz antwortete mit einer Redensart.

Draußen stieg er mißmutig die Stufen des Hochparterres hinab. Liddy war ihm aus dem Wege gegangen, das war klar, sie wollte ihm keine Gelegenheit geben, die schlechte Meinung, die sie von ihm hatte, zu mildern. Er zuckte die Achseln.

„Ja, dann kann ich es eben nicht ändern," murmelte er, und in Gedanken begann er sich in die Pläne des Architekten mit einer gewissen Ostentation zu ver-

tiefen. Er hatte am Ende doch Besseres und Wichtigeres zu thun, als sich um Mädchenlaunen zu bekümmern. Dennoch stand er vor der Hausthür noch einen Augenblick still und musterte das Trottoir nach beiden Seiten hin, das sich frostglitzernd und menschenleer unter den beschneiten Zweigen der Kastanien hinzog. Dann machte er eine energische Wendung nach dem Kanal zu, um, an diesem entlang schreitend, am Lützowplatz einen Wagen zu nehmen, der ihn nach dem Klub bringen sollte.

Da sah er eine schlanke Mädchengestalt vor sich sehr langsam in der Richtung des Platzes hingehen. Der Gang und die etwas seitliche Haltung des Kopfes erregten seine Aufmerksamkeit und riefen wehmütige Erinnerungen in ihm wach, denn ganz so hatte er Elisabeth oft vor sich herschreiten sehen. Der Gedanke durchzuckte ihn, das könne Liddy sein, die heimgekehrt erfahren habe, daß er noch dort sei, und die nun hier so langsam auf und ab wanderte, weil sie ihn nicht treffen wollte. Aber was konnte sie dazu veranlassen? Wenn sie ihn schon für herzlos und leichtsinnig hielt — war er ihr denn so antipathisch, daß sie ihn nicht ein paar kurze Minuten lang sehen mochte und es vorzog, hier in Schnee und Kälte zu warten? Und das passierte ihm, den man allenthalben verzog und verwöhnte, und passierte ihm von seiten eines Mädchens, mit dem er sich durch eine Erinnerung verknüpft fühlte, die ihm die teuerste und heiligste seines Lebens war! Er wollte wenigstens wissen, ob er sich getäuscht hatte, und beschleunigte seine Schritte, um die langsam Wandernde einzuholen. Jetzt hatte er sie erreicht. Es war in der That Liddy. Eine ärgerliche Aufwallung trieb ihn mit kurzem Gruß vorüberzugehen, und er war sich bewußt, daß das das einzig Korrekte gewesen wäre. Aber als er sah, daß Liddy bei seinem Gruß tief errötete, verflog sein Ärger, und er war entschlossen, einmal gründlich unkorrekt und so ehrlich, wie der Franz Czermak von einstmals zu sein.

Er blieb vor ihr stehen.

„Der Zufall ist mir günstiger als Ihre Absicht,“ sagte er, „und ich bin dem Zufall sehr dankbar, denn ich habe diesen Besuch nur gemacht, um Sie wiederzusehen, Fräulein Liddy!“

Sie war ebenso entrüstet über diese Anrede wie über sein Stehenbleiben, und ihre Augen sprachen deutlich aus, was sie empfand, wenn über ihre Lippen auch nur ein halblautes, protestierendes „Aber —“ kam.

„Sie zürnen mir, das sehe ich,“ fuhr er unbeirrt fort, „aber gerade deshalb muß ich Ihnen sagen, was ich Ihnen zu sagen habe —,“ er schritt an ihrer Seite hin, und sie dachte jetzt nicht daran, umzukehren, sondern behielt die Richtung nach dem Lützowplatz bei.

„Ihr Name und Ihr ganzes Wesen, das mich in jeder Bewegung, im Ton der Stimme, in tausend Dingen an Ihre Schwester erinnert, das alles ist für mich wie eine Mahnung an eine Zeit, wo ich, unerfahrener und besser als heute, mit den Augen eines Liebenden und eines Idealisten in die Welt sah. Und diese Erinnerung packt und erschüttert mich, und es ist mir ein unerträglicher Gedanke, daß Elisabeths Schwester mir fremd und fast feindlich gegenüberstehen will. Die sonderbaren Schicksale, die ich gehabt habe, können mich egoistisch gemacht haben — ich bereue die Unterlassungssünde, die Sie mir vorwerfen, aufrichtig — aber herzlos und leichtfertig bin ich nicht, und es thut mir weh, daß gerade Sie mich dafür halten.“

Immer schneller war sie an seiner Seite hingegangen, und jetzt glühten ihre Wangen, und ihre Blicke suchten den Boden, so daß sie gar nicht sah, wie die seinen fragend und erwartend an ihr hingen.

Als sie schwieg, begann er wieder:

„An den Toten kann ich nichts mehr gut machen, und das ist schwer genug für mich — aber glauben Sie mir, es ist nie eine Bitte von dorther zu mir gedrungen, ich habe gar nicht gewußt, daß mein Bruder tot war, daß es den Seinen schlecht ging!"

Da sagte eine ganz leise Mädchenstimme neben ihm:

„So habe ich es mir auch erklärt."

„Sie haben also nach einer Erklärung, nach einer Entschuldigung gesucht?" rief Franz erfreut. „Dafür danke ich Ihnen. Ich fühle ja selbst, mein Unrecht wird dadurch nicht weniger groß — aber Sie können sich kaum denken, wie losgelöst von den alten Beziehungen mein Leben in den letzten Jahren war. Erst hier in Berlin fand ich einige Fäden wieder, die mich mit der Vergangenheit verknüpfen — der gute Christoph Black — nun Sie — und ich fühle, daß ich seither ein ganz andrer wurde, und daß das Beste, was mir zu teil wurde, doch in jener alten Zeit liegt. Ich habe Ihre Schwester sehr, sehr lieb gehabt!"

Liddy schüttelte den Kopf.

„Ich kann das nicht verstehen, wie man jemand lieb haben und dann vergessen und andre lieben kann!"

Sie hatte ausgesprochen, was ihre Gedanken oft und tief aufgewühlt hatte, und erschrak nun über ihre eignen Worte, fand aber nichts, was sie zu ihrer Entschuldigung hätte sagen können; und so ging sie stumm neben ihm hin, der nun ebenfalls schwieg.

Dann sagte er, leiser und langsamer sprechend als bisher:

„Ich kann Ihnen das nicht erklären, Fräulein Liddy, nur eins kann ich sagen: ich habe Maria Burow nie mit Elisabeth verglichen. Sie war eine blühende Rose, deren Duft mich berauschte und entzückte, als ich sie plötzlich an meiner Brust fand. Elisabeth war wie das Sonnenlicht, das meinen Weg verklärte, und ich weiß, ich wäre an ihrer Seite ein besserer Mensch geworden — das war eben etwas ganz, ganz andres!"

Sie waren mit schnellen Schritten, ohne auf ihren Weg zu achten, nebeneinander hingegangen. Jetzt versperrten die rasselnden Wagenreihen der Potsdamer Straße ihnen den Weg.

Liddy sah auf.

„Mein Gott, ich wollte ja nach Hause!" rief sie.

Franz winkte eine Droschke herbei.

„Ich darf Sie noch zurück bis zum Lützowplatz begleiten, ja?" fragte er. „Nachher fahren Sie allein weiter."

Er saß neben ihr und während der Wagen dahinrollte, sagte er:

„Lassen Sie uns einen Pakt machen, und sehen Sie mich nicht mehr böse an, wenn ich Fräulein Liddy sage, ich kann wirklich nicht anders, ich habe Sie doch gekannt, wie Sie so klein waren, und jede andre Anrede würde mir unnatürlich

scheinen. Und Sie sehen mich als eine Art ältern Bruder an, dem Sie immer die Wahrheit sagen und den Sie ausschelten dürfen, wenn er etwas thut oder sagt, was Ihnen nicht gefällt. Ja, Fräulein Liddy?"

„Aber das geht doch nicht?"

„Warum sollte es nicht gehen? Ich stehe in Geschäftsverbindung mit Ihrem Onkel — so nennen Sie Herrn Hegner ja wohl? Wir werden uns also öfter sehen! Und ich habe niemand in Berlin, der mir einmal die Wahrheit sagte, womit Sie gleich so herb und doch so richtig angefangen haben. Also, Sie sagen mir die Wahrheit, und ich nenne Sie dafür Fräulein Liddy. Soll der Pakt bestehen?"

Liddy reichte ihm mit einem halben Lächeln die Hand. Sie konnte nicht anders.

So trennten sie sich am Lützowplatz.

Franz bestieg einen andern Wagen und gab dem Kutscher mechanisch und gewohnheitsgemäß die Adresse des Klubs. Seine Gedanken waren noch bei Liddy. Keine seiner glücklichen Finanzoperationen hatte ihm ein so intensives Glücksgefühl bereitet, als diese Annäherung und Versöhnung mit einem jungen Mädchen, das ihm im Grunde genommen ganz fremd war, in dem er aber seine eigne Jugend gleichsam wieder lebendig werden sah. Hätte er Liddy von Anfang an freundlich oder gar, wie er es sonst von seiten junger Damen gewöhnt war, entgegenkommend gefunden, die Begegnung hätte ihn vielleicht ergriffen, wie etwa eine altvertraute und halbvergessene Melodie aus der Kinderzeit, aber sie wäre ohne nachhaltige Wirkung an ihm vorübergegangen. Ein feindliches Entgegentreten von Elisabeths Schwester aber rüttelte ihn auf; Liddy war für ihn nicht bloß eine Erinnerung an seine Jugend, sie war eine Persönlichkeit für ihn geworden. Und daß sie, die, wo es darauf ankam, vor scharfen Worten nicht zurückscheute, daß sie dabei so mädchenhaft befangen sein konnte, wie er sie heute gesehen, das gefiel ihm erst recht. Er fuhr an den schneeverhangenen Tiergartenbäumen hin und blickte in den abendlichen Winterhimmel hinein, der sich darüber wölbte, und ihm war, als sei es nicht mehr Winter und als führe er dem Frühling entgegen. Erst unter den Säulen des Brandenburger Thores besann er sich, daß er dem Kutscher die Adresse des Klubs gegeben hatte, und zugleich empfand er es als Unmöglichkeit, jetzt dort zu verweilen. Er fuhr nach Hause. Er sehnte sich nach einem frischen, einsamen Ritt, der jetzt seiner Stimmung mehr entsprach, als die Gesellschaft der Klubfreunde. Hastig durchschritt er die Einfahrt des Hauses in der Hindersinstraße, um selbst seinem Kutscher, der im Hofe wohnte, die Bestellung zum Satteln zu geben. Vor dem Stall traf er Johann im Gespräch mit einem ziemlich verkommen aussehenden Subjekt, das Franz mit auffallender Devotion grüßte. Johann war ein Dembowitzer Kind, sein Vater war Kutscher bei Herrn Burow gewesen, und Franz hatte ihn im Andenken an seinen väterlichen Freund engagiert und stand ihm persönlicher gegenüber als sonst seinen Leuten.

Da Johann sonst sehr auf sich hielt und in seinem Verkehr sehr gewählt war, befremdete Franz das verwahrloste Aussehen seines Besuches, und Johann schien das zu merken, denn er sagte sogleich mit einer Daumenbewegung nach dem Fremden hin:

„Das ist auch ein alter Dembowitzer, gnädiger Herr, er war Sattler bei Herrn Burow."

„So —". Während der Fremde sich abermals tief verbeugte, fragte Franz, der jetzt in ihm den einstigen Sattler Gruschka erkannte:

„Wie kommen Sie hierher nach Berlin?"

„Wie man halt von einem Ort zum andern kommt, wenn man Arbeit sucht," erwiderte der Angeredete. Franz sah, wie seine Hände dabei zitterten und sein Gesicht erdfahl erschien.

„Es scheint Ihnen schlecht zu gehen," sagte Franz, in seine Tasche greifend und ihm ein Geldstück reichend, „da, eine Wegzehrung, aber vertrinken Sie es nicht gleich wieder."

Gruschka murmelte ein paar unverständliche Worte, während seine zitternde Hand vergeblich seine Tasche suchte. Plötzlich taumelte er und im nächsten Augenblick lag er stöhnend auf dem Asphalt.

Franz, der erst glaubte, er simuliere, um das Mitleid mit sich zu steigern, befahl ihm kurz, sofort aufzustehen, aber Johann, der sich über den Liegenden gebeugt hatte, schüttelte den Kopf und sagte:

„Er kann nicht, gnädiger Herr, er hat die Augen verdreht, er ist wohl nicht recht bei sich. Komisch kam er mir gleich vor!"

„Na, hier liegen bleiben kann er doch nicht, so ziehe ihn einstweilen in den Stall und lege ihn auf eine Streu. Dann sattle den ‚Mentor', und wenn ich weg bin, versuche, ob der Gruschka sich durch etwas Essen und Trinken erholt. Ist das nicht der Fall, so schaffe ihn ins Krankenhaus."

Als Franz nach anderthalb Stunden von seinem Ritt heimkehrte, galt seine erste Frage dem Patienten im Pferdestall.

„Jetzt ist er ja ganz vernünftig," berichtete Johann, „aber das Fieber schüttelt ihn, und wenn er aufsteht, wird er schwindlig und fällt wieder hin."

„Warum hast du ihn nicht sofort ins Krankenhaus geschafft?"

„Ach, gnädiger Herr, er bittet so, daß es einen erbarmt, daß er nicht ins Krankenhaus muß!"

Franz schalt und erklärte das Krankenhaus für unumgänglich notwendig in diesem Fall, aber Johann legte sich aufs Bitten.

„Er ist doch ein Dembowitzer, und wir haben doch alle den Glauben, daß wer erst ins Krankenhaus kommt, der stirbt auch. Und der Gruschka ist oft zu meinem Vater gekommen, wie ich noch ein Junge war, und wenn er was extra verdiente, hat er mir Pfefferkuchen geschenkt, und so lustige Lieder hat er immer gewußt und — und — gnädiger Herr, er ist doch ein Dembowitzer!"

Seltsam — aber in diesem Augenblick dachte Franz an Liddy und daran, wie sie diese Frage entscheiden würde. Und in weicherm Tone als bisher fragte er:

„Ja, was willst du denn aber mit ihm machen, Johann, im Stall kann er doch nicht bleiben."

Johann lächelte verschämt.

„Wenn's gnädiger Herr erlauben möchten — ich möcht' ihn in meine Stube legen und die Nacht bei den Pferden bleiben. Vielleicht ist er dann morgen wieder gesund."

„Ja, wenn du das willst, Johann, das ist deine Sache. Aber wenn er morgen nicht gesund ist —“

„Wenn ihm noch zu helfen ist, wird er gesund sein, denn ich habe ein Mittel.“

„Was, kurierst du heimlich?“

„Nehmen Sie's nicht übel, gnädiger Herr, aber — er hat doch nicht bloß in Dembowitz gearbeitet, sondern seine Eltern sind dort begraben, und er ist dort geboren. Und meine Mutter ist auch in Dembowitz geboren und — und — —“ er kam ins Stocken und schien in Verlegenheit seinen Satz zu beenden, erst auf wiederholtes Fragen seines Herrn entschloß er sich zu der Mitteilung:

„Wie ich wegging, da hat meine Mutter mir ein Säckchen mit Dembowitzer Erde mitgegeben, ich hab's mitgehabt beim Militär und hab' so eine Gewohnheit, daß wenn mir was fehlt, lege ich mich darauf. Da wird's immer schnell gut. Ich weiß ja, die Leute möchten darüber lachen, aber — gut ist's doch, und der Gruschka kann auch drauf liegen, er ist doch auch von Dembowitz her.“

So blieb der Gruschka in der Berliner Kutscherstube und lag die Nacht hindurch auf Dembowitzer Erde. Das Mittel schien aber bei ihm nicht die erwünschte Wirkung gehabt zu haben, denn am Morgen berichtete Johann seinem Herrn mit betrübtem Gesicht, es ginge seinem Gast sehr schlecht, und er verlange dringend, den gnädigen Herrn zu sprechen.

„Ich werde ihm einen Doktor holen lassen und werde ihm die Scheu vor dem Krankenhaus ausreden,“ sagte Franz, und nach dem Frühstück stieg er hinab in den Hof und betrat das kleine Zimmer, in dem Johann sonst hauste, und dessen Wände mit Heiligen- und Soldatenbildern in buntem Durcheinander bedeckt waren. In dem trüben Licht, das der graue Hof in das Zimmer warf, erschien Gruschkas Gesicht noch fahler und eingefallener als gestern.

„Nun, wie geht's?“ fragte Franz, an das Lager tretend.

„Geht ja nicht mehr — muß ich schon sterben,“ murmelte der Kranke.

„Na, das wollen wir doch erst mal sehen, wir haben gute Doktoren hier in Berlin.“

„Können Sie noch polnisch?“ fragte der Kranke, ohne auf Franzens Worte einzugehen.

„Gewiß, aber Ihr sprecht ja deutsch!“

„Bloß kleines bißli, möcht' ich aber sagen viel, von Bruder Joseph —“

„So sprecht polnisch, wenn Ihr mir wirklich etwas zu sagen habt!“

Ein zufriedenes Lächeln flog über Gruschkas Gesicht, er neigte den Kopf wie zum Gruße, und in polnischer Sprache fuhr er fort:

„Wenn Sie noch polnisch verstehen, will ich auch die Wahrheit sagen, denn ich weiß alles, wie es gewesen ist mit dem Joseph Czermak, und ich muß doch sterben, und Sie haben mich hier liegen lassen auf der Erde von Dembowitz und haben mich nicht ins Krankenhaus geschickt.“ Er holte mühsam Atem, schwieg eine Weile und fuhr dann fort: „Ich bin ein Freund gewesen von dem Joseph Czermak, und damals, wie der Herr Burow mich weggeschickt hat von Dembowitz, da wollte ich zu ihm gehen und ihn besuchen. Wie ich aber hingekommen bin, da war es schon ganz finster, und ich hab' da an dem Zaun gestanden, weil ich die Frau von dem Joseph habe

laut reden hören in dem Hause. Und ich habe ja die Sefla auch gut gekannt und bin mit ihr zum Tanz gegangen, wie sie noch ein Mädel war. Und ich habe gedacht, ich will hören, was sie so laut sagt. Aber sie hat ja geschimpft, und nachher hat der Joseph auch angefangen und hat auch geschimpft. ‚Du bist betrunken', hat sie gesagt, ‚und die ganze Wirtschaft wirst du versaufen!' Da hat er gesagt: ‚Du saufst ja auch,' und eines hat das andre geschlagen, das habe ich gehört, aber welcher geschlagen hat, das weiß ich nicht. Und dann ist der Joseph aus der Thür gekommen und hat sich nicht halten können und ist hingefallen. Sie ist ihm aber nachgekommen, und da ist er wieder aufgestanden und hat sie geschlagen. Da hat sie einen Besen genommen, denn die Laterne stand dort, da habe ich gesehen, daß es ein Besen war. Und sie hat ihn mit dem Besen schlagen wollen, da ist er aber weiter in den Hof gegangen und sie hinterher. Und mitten in dem Hofe war der Ziehbrunnen, so ein offenes, viereckiges Loch mit einem Balken darüber, an dem die Eimer hängen. Ich wollte schon rufen, aber das ging zu schnell — da war der Joseph an dem Brunnen, und sie hat hinter ihm geschrieen: ‚Spring nur 'rein, spring nur 'rein, besser du ersaufst, als du versaufst alles, und die Kinder müssen betteln gehen.' Und sie hat ihn mit dem Besen geschlagen, und dann habe ich so was gehört, wie wenn ein Stein ins Wasser fällt, und einen Schrei dabei, daß es mir kalt über den Rücken gelaufen ist. Dann war alles still. Da habe ich gewartet, und wie alles still geblieben ist, bin ich in den Hof gegangen.

„‚Sefla,' habe ich gesagt. Aber es hat mir niemand geantwortet. Neben dem Ziehbrunnen stand die Sefla und hat sich nicht gerührt, aber wie ich sie angefaßt habe, da hat sie sich bekreuzt und: ‚Jesus Maria,' hat sie gesagt, ‚seit wann bist du hier?'

„‚Ich habe alles gehört und gesehen,' habe ich gesagt, ‚und ich bin schon lange am Zaun beim Thor gewesen, und ich weiß, daß du deinen Mann da hinunter gestoßen hast in den Brunnen.'

„‚Jesus Maria,' hat sie geschrieen, ‚das ist nicht wahr, er ist hineingefallen.'

„‚Wenn er hineingefallen wäre, hättest du um Hilfe gerufen,' habe ich gesagt, da ist sie ganz still gewesen und hat leise angefangen zu weinen.

„‚Sefla,' habe ich da zu ihr gesagt, ‚niemand weiß es, bloß ich. Und ich bin mit dir zum Tanz gegangen, ehe du den Joseph geheiratet hast. Jetzt braucht niemand zu wissen, was geschehen ist, und morgen werden wir ihn suchen und sagen, daß er im Rausche in den Brunnen gefallen ist. Und dann wirst du einen Mann in die Wirtschaft brauchen und wirst mich heiraten.' Sie hat aber nichts gesagt und hat bloß geweint, und dann ist sie in das Haus gegangen, und ich bin auf den Heuboden gekrochen und bin dort geblieben."

Franz schauderte.

Gruschka schloß die Augen wie in übermäßiger Erschöpfung. Er hatte leise und hastig gesprochen, die Erregung hatte ihn aufrecht gehalten.

„Hund du, du bist mit schuld gewesen an seinem Tode. Hättest du Lärm gemacht, so hätte er wohl noch herausgezogen werden können," murmelte Franz.

Gruschka öffnete die Augen wieder. Ein fiebrisches Rot flog über seine Wangen.

„Nein, Herr, der Brunnen ist zu tief, der Joseph muß gleich tot gewesen sein,“ sagte er, „aber ich muß ja noch etwas sagen.“

Er raffte sich wieder auf und fuhr in seiner hastigen, oft durch kleine Pausen unterbrochenen Weise fort.

„Die Sefla hat es am andern Tage abstreiten wollen, daß ich gesehen habe, wie sie den Mann gestoßen hat, und ich habe mich mit ihr gezankt, denn sie hat gesagt: ich gehe sie gar nichts an. Da bin ich zum andern Bruder vom Joseph gegangen und habe ihm gesagt: ‚so und so ist es gewesen mit deinem Bruder.‘ Aber der hat gesagt: ‚Der Joseph ist tot, und liederlich war er, und Geld ist nicht da. Denkst du,‘ hat er zu mir gesagt, ‚daß ich zum Gericht gehen werde und schön bitten, daß sie herausbringen sollen, ob er in den Brunnen von selber gefallen ist oder nicht, damit sie mir dann ihre Rechnung schreiben können? Was habe ich davon, wenn sie etwa die Sefla einsperren? Soll ich die Kinder erhalten? Fällt mir nicht ein — mach, daß du fortkommst.‘ Und dann bin ich zu Ihnen gegangen, denn ich habe gedacht: Sie werden sich das nicht gefallen lassen, daß die Sefla Ihren Bruder in den Brunnen gestoßen hat. Aber Sie waren krank, und der Herr Burow hat mich fortgeschickt.“

„Wenn dir's um die Gerechtigkeit gegangen wäre, hättest du es Herrn Burow erzählt,“ rief Franz. „Aber du hast gedacht, ich würde mir dein Schweigen erkaufen, um den Namen, den ich trage, nicht in einer schmutzigen, häßlichen Sache in die Zeitungen zu bringen! Das ist's!“

„Sie sind klug,“ sagte Gruschka, „aber wenn der Mensch arm ist, kommt er auf viele Gedanken, um sich Geld zu verschaffen. Jetzt muß ich doch sterben, da ist mir alles egal, und da können Sie alles wissen! Die Sefla hat sich doch gefürchtet, wie sie gehört hat, daß ich zu Ihnen gehen wollte, und nachher ist sie wieder gut zu mir gewesen, so lange, wie sie selber noch was gehabt hat. Aber da waren Schulden, und der Bauer hat nichts geben wollen und hat ihr gesagt, daß sie den Joseph totgeschlagen hat, aber sie sollte zu Ihnen gehen, denn Sie wüßten nichts, und da könnten Sie ja die Sefla und die Kinder erhalten. Da ist sie nach Dembowitz gegangen, aber Sie waren nicht mehr da. Und jetzt sind sie alle tot, und ich werde auch bald tot sein — da ist alles egal!“

Wieder schwieg er und schloß die Augen, als sei er nun mit allem, was er noch im Leben zu thun habe, fertig. Franz trat an das Fenster und sah in den grauen Hof hinaus. Ihm war wunderlich zu Mute. Der Abgrund von Verbrechen und Gemeinheit, in den Gruschka ihn hatte blicken lassen, stand wie eine tiefe Kluft zwischen ihm und jenen Menschen, die seinen Namen getragen hatten und noch trugen. Und diese Menschen, die so handeln und empfinden konnten, sie entstammten doch demselben Boden wie er, und er fragte sich jetzt, ob er vielleicht ähnlich gehandelt und empfunden hätte, wenn ihn das Wissen und das Gold nicht wie starke Flügel emporgehoben hätten über den Morast, in dem Joseph und seine Frau gelebt hatten. Sein Selbstgefühl wollte sich dagegen sträuben, aber sein ehrlicher Gerechtigkeitssinn beugte sein Selbstgefühl. Was wäre er geworden ohne das Wissen, das seine Anschauungen klärte, seine Gedanken läuterte? Und das Gold, das ihm alles erschloß, was im stande ist, das Leben schön und wertvoll zu machen, hatte es nicht auch dazu

beigetragen, sein Gefühl zu verfeinern, gewissermaßen einen neuen Menschen aus ihm zu machen? Und statt des Abscheus, den er zuerst der Geschichte seines Bruders gegenüber empfunden hatte, kam nun ein tiefes Mitleid über ihn. Josephs Weib hatte ihre Schuld durch den Tod gesühnt, ihre Kinder waren mit ihr zu Grunde gegangen, da war nichts mehr zu ändern, nichts mehr gut zu machen. Aber noch pulsierte das Blut, aus dem er selbst hervorgegangen war, in den Kindern seines ältesten Bruders, und er dankte es jetzt Liddy in Gedanken, daß er, durch sie angeregt, an Peter Czermak geschrieben hatte. Weitab hatte seine Phantasie sich grübelnd verirrt. Da rief ein leises Stöhnen, das von dem Lager Gruschkas herkam, ihn in die Gegenwart zurück. Er wandte sich dem Kranken zu, in dessen Gesicht eine solche Veränderung vorgegangen war, daß Franz nun auch die Überzeugung hatte, einem Sterbenden gegenüber zu stehen. Er rief Johann herbei und befahl ihm, schleunigst einen Arzt zu holen. Der Deutsch-Pole beugte sich über seinen schweratmenden Landsmann, dessen schwindende Sinne sich noch einmal zu sammeln schienen.

„Den Pfarrer, um Gottes Barmherzigkeit willen, den Pfarrer!" stöhnte Gruschka.

Eine halbe Stunde später sah Franz einen katholischen Pfarrer im Ornat über den Hof schreiten. Erst viel später kam der Arzt. Er konnte nur den Totenschein für Gruschka ausstellen.

Oben in seinem eleganten Rauchzimmer aber hielt Franz einen mit der Morgenpost eingetroffenen Brief in der Hand, der in großen, steilen Kinderschriftzügen folgendes enthielt:

Lieber Onkel!

Der Vater kann nicht schreiben. Die Mutter kann nicht schreiben. Der Herr Lehrer sagt, ich lerne gut. Ich kann schreiben. Es geht dem Vater und der Mutter gut. Es waren schrecklich viele Wallfahrer in Marienberg. Die Wallfahrer haben Geld zum Vater gebracht. Wir brauchen von keinem was betteln. Der Vater will einen Stall bauen. Sie möchten so gut sein, das Geld schicken. Ich brauche nicht in der Schule bleiben. Wenn stirbt Vater, bin ich der Bauer. Der kleine Jaschek kann in der Schule bleiben. Er kann noch nicht lesen. Er kann auch nicht schreiben.

Gelobt sei Jesus Christus!

Pietrek Czermak.

Franz steckte den Brief ein. Am Nachmittage wollte er ihn Liddy bringen.

XIX.

Franz hatte sich entschlossen, die Pläne des Baumeisters zu realisieren. Die Konjunkturen schienen ihm günstig, und der äußerst fleißige und intelligente Hegner schien Franz auch abgesehen von dem, was ihn anfangs in sein Haus gezogen hatte, ein schätzenswerter Partner. Franz war nun fast täglicher Gast im Hegnerschen Hause, und bald wurden geschäftliche Angelegenheiten nicht nur im Bureau, sondern auch am Familientisch verhandelt. Liddy sah dabei aufmerksam, aber unzufrieden aus.

„Sie mögen es nicht leiden, wenn wir von Geschäften sprechen," fragte Franz sie eines Tages.

Sie zuckte die Achseln.

„Daß Onkel Hegner, der die Bauten auf der neuen Straße zu leiten hat, sich dafür interessiert, das verstehe ich,“ sagte sie, „aber was thun Sie eigentlich dabei?“

Er lachte.

„Ich? Nun, ich lasse mein Geld arbeiten.“

„Dabei kann ich mir nichts denken.“

Er fing an, ihr einen Vortrag über Kapital, Spekulation und Kredit zu halten.

Sie schüttelte den Kopf.

„Das verstehe ich nicht, und ich kann nun einmal nicht begreifen, wie es Ihnen Freude machen kann, immer mehr Geld zusammen zu häufen, da Sie doch schon viel mehr haben, als Sie brauchen.“

„Geld ist Macht, Fräulein Liddy, und dann — ich muß doch etwas zu thun haben!“

„Ja, gewiß, aber diese Spekulationen sind keine Thätigkeit!“

„Ich meine doch! Jedenfalls sind sie gewinnbringend!“

Sie seufzte.

„Wir verstehen uns nicht!“

Nun wollte er wissen, was er nach ihrer Ansicht Besseres anfangen sollte, und er gab dabei zu, daß er selbst schon die Idee gehabt habe, sich an die Spitze irgend einer großen industriellen Anlage zu stellen, daß er aber bis jetzt noch nichts gefunden habe, was seine Unternehmungslust gereizt hätte.

„Ich habe in den letzten Jahren hier an der Börse jedenfalls mehr gewonnen, als eine solche Industrieanlage mir gebracht hätte,“ sagte er, „und je größer das Kapital ist, mit dem ich einmal ins Geschirr gehen kann, um so besser!“

„Sie wollen also Ihr Leben lang erwerben — diese Jagd nach dem Gelde soll nie aufhören?“

„Aber, Fräulein Liddy, wenn sie aufhörte, womit sollte ich mich dann beschäftigen? Es gibt so viele Leute, die noch viel mehr haben als ich!“

„Mein Gott, ich denke mir, das Leben kann doch etwas Besseres enthalten — der Reichtum müßte so etwas sein, wie das Sonnenlicht, das einer ganzen Welt zu Gute kommt!“

Er lachte.

„Sind Sie Socialistin, Fräulein Liddy, und für allgemeine Teilung eingenommen?“

„Nein, so eine allgemeine Teilung kann ich mir auch nicht vorstellen; aber ich denke an Dembowitz. Einen Landbesitz haben und so reich sein, daß man für Menschen, Tiere und Pflanzen um sich her die günstigsten Lebensbedingungen schaffen kann, alles um sich her gedeihen zu sehen, Geld in Glück umzusetzen, für sich und andre — das könnte ich mir schöner und befriedigender denken als dieses fortwährende Hasten nach mehr Gewinn — bloß weil andre Menschen, die einen gar nichts angehen, vielleicht mehr besitzen!“

„So, nun habe ich wieder meine Philippika,“ rief Franz, „nun bin ich zufrieden!“

„Und werden danach handeln?“

„Das können Sie doch nicht ernstlich glauben, Fräulein Liddy?“

„Sie versteht wirklich nichts von Geld und Geldeswert," dachte er, als er nach Hause ging. Aber seine Gedanken kehrten doch immer wieder zu seinem Gespräch mit Liddy zurück.

Oft, wenn er sich unzufrieden fühlte, stand Liddys Lebensideal ihm plötzlich vor Augen. Aber dann schüttelte er wieder den Kopf. Wenn er auch für sich keinen vergrößerten Lebensgenuß von seinem wachsenden Kapital erwarten konnte, sein Einfluß auf andre wuchs doch, und das war auch eine Art von Genuß. Dann überlegte er weiter.

Was konnte auch der gesteigerte Einfluß auf andre ihm Besseres einbringen, als ein persönliches Glücksgefühl? Und wie selten hatte er ein solches in seinem jetzigen Leben erreicht. Das lag aber nicht an der Art dieses Lebens, meinte er, sondern daran, daß ihm noch etwas fehlte, etwas sehr Schönes und Köstliches, das er gemeint hatte nicht mehr zu brauchen: die Liebe. Hatte er nicht die besten und glücklichsten Stunden der letzten Zeit in dem altmodischen Salon der Frau Hegner an Liddys Seite verlebt, und war er nicht ein Thor, wenn er dieses Mädchen nicht für immer an sein Leben fesselte?

Er faßte einen plötzlichen Entschluß. Als er Liddy das nächste Mal allein traf, fragte er sie, ob sie seine Frau werden wollte?

Da füllten ihre Augen sich plötzlich mit Thränen, sie schüttelte heftig den Kopf und trat an das Fenster, so, daß er ihr Gesicht nicht mehr sehen konnte.

Er sah ihr entgeistert nach. Er war so froh gewesen, mit sich selbst ins Reine gekommen zu sein — an die Möglichkeit einer Weigerung von ihrer Seite hatte er nicht gedacht.

„Liddy," begann er endlich leise, „wollen Sie mir nicht wenigstens sagen, warum Sie sich von mir abwenden? Soll dieses stumme Kopfschütteln die einzige Antwort sein?"

Da sah sie ihn mit feuchten Augen an und sagte mit einem schmerzlichen Zucken um den jungen, knospenhaften Mund: „Wir passen nicht zusammen!"

„Weshalb, Liddy? Glauben Sie nicht, daß ich alle Kräfte daran setzen würde, Sie glücklich zu machen?"

„Ich könnte nicht glücklich sein bei einem Leben, wie Sie es führen! Das, was Sie Ihre Thätigkeit nennen, daran kann ich nicht teilnehmen, ja, ich würde es vielleicht nicht einmal achten können!"

„Liddy!"

„Nein, nein, ich kenne mich, ich passe nicht in eine Reihe von Salons mit Dienerschaft und Toiletten und dem ganzen Apparat, der nur dazu da ist, um den Neid andrer zu erwecken, ich passe nicht zur Frau eines Mannes, dessen Gedanken sich nur mit Gelderwerb beschäftigen — —"

„Weiß Gott, damit thun Sie mir unrecht — aber ich hätte es mir ja denken können — ich habe eben kein Glück in der Liebe — und darum muß wohl das einzige Mädchen in Berlin, das mir aus meinem Reichtum einen Vorwurf macht, auch das einzige sein, das ich liebe!"

Er schwieg einen Augenblick in Schmerz und Bitterkeit, da sagte Liddy mit weicher, bittender Stimme:

„Seien Sie mir nicht böse, ich will ja so gern Ihre gute Freundin bleiben, aber ich will Sie und mich nicht unglücklich machen!“

„Wenn Sie mich nur ein wenig liebten, würden Sie nicht glauben, daß wir das werden müßten!“

Sie senkte den Kopf und schwieg, und in ihm bäumte der Stolz sich auf gegen dieses unerfahrene Mädchen, das ihm Bedingungen vorschreiben wollte, unter denen sie einwilligen würde, die Seine zu werden, Bedingungen, die ihrem Glücksideal entsprächen, und die sie nicht stellen würde, wenn sie ihn liebte. Sollte die Frau sich nicht dem Manne und seinen Lebensgewohnheiten anpassen, würde das jede liebende Frau nicht von selbst thun? In Schmerz und Trotz stand er noch einen Augenblick mit sich kämpfend vor ihr. Dann richtete er sich mit einer energischen Bewegung höher auf.

„Es soll also nicht sein, Fräulein Liddy — leben Sie wohl!“

Er verließ das Zimmer.

Liddy preßte die Hände vor ihr Gesicht und weinte. Dann raffte sie sich auf und trocknete ihre Thränen.

„Es ist besser so,“ murmelte sie, „er liebt in mir nur die Erinnerung an Elisabeth, und in Wahrheit gehören alle seine Gedanken diesem unseligen Gelde, von dem er nicht genug bekommen kann!“

XX.

Die Baugesellschaft Czermak-Hegner versprach einen ebenso glänzenden Gewinn, wie Franz ihn bei all seinen finanziellen Unternehmungen zu verzeichnen hatte. Aber Franz fand keine Freude daran. Er hatte den Verkehr mit der Familie des Architekten eingeschränkt und stand allen Vergnügungen, welche die Saison mit sich brachte, mehr und mehr kritisch und skeptisch gegenüber. Im Frühjahr ging er auf Reisen.

Er vermied dabei die ausgefahrenen Straßen des Fremdenverkehrs, vertiefte sich in stille Berglandschaften und besuchte halbvergessene Bergseen. Er war noch nie in dieser Weise gereist, denn bisher hatte er stets gesehen, „was man gesehen haben mußte.“ Nun fand er einen eignen Reiz in diesem sich in die Natur Vertiefen. Mehr als einmal überraschte er sich dabei, daß er sich fragte: „Wie würde Liddy diese Landschaft gefallen?“ Er runzelte dann die Brauen, er wollte ja nicht mehr nach Liddy fragen. Aber wenn er Freude an landschaftlichen Schönheiten und am Verkehr mit einfachen Schiffern und Älplern fand, sagte er sich: „Liddy hat mir doch unrecht gethan. Ich habe nicht nur Sinn für Geld und Gelderwerb.“

Am Ende lachte er sich aus, nannte sich einen modernen Toggenburg, und da er in diesem Stadium gerade in St. Moritz gelandet war, wo er mehrere Bekannte aus dem Klub getroffen hatte, stürzte er sich plötzlich kopfüber in das gesellige Treiben des eleganten Kurortes. Angesichts der majestätischen Alpenhäupter wurde hier getanzt, diniert, kokettiert und geflirtet wie nur irgendwo in großstädtischen Salons. Hatte

man sich einmal in den Strudel gestürzt, konnte man darauf rechnen, jede Nacht bis um zwei Uhr im Ballsaal eines der großen Hotels zuzubringen, um am Morgen seine mißhandelten Nerven in der Alpenluft wieder aufzufrischen und dabei mit guten Freunden darüber Meinungen auszutauschen, ob die Vertreterinnen italienischer und österreichischer Aristokratie mit ihren historischen Namen, ein paar russische Prinzessinnen von undefinierbarer Abkunft oder einige englische und amerikanische Misses mit fabelhaftem Millionenhintergrunde und unglaublichen Eltern gestern die chicsten Toiletten gehabt hätten und — welche von allen man am wenigsten heiraten könne. Unter den Badegästen war auch Graf Tomberg, der sich für eine der Amerikanerinnen entschieden zu haben schien.

Eines Tages begegnete er Franz auf der Promenade.

„Es ist mir lieb, Sie noch zu treffen," sagte Franz, „ich reise ab."

„Schon?" fragte Tomberg. „Es ist doch eigentlich sehr nett hier."

„Mag sein, aber ich sehe nicht ein, warum ich so und soviel tausend Fuß hoch genau denselben Klimbim aufsuchen soll, wie ich ihn in unserm vielgeliebten Berlin den ganzen Winter hindurch haben kann."

„O, es ist hier doch mehr Abwechslung — das ganz internationale Publikum — übrigens, wenn Sie doch abreisen — könnten Sie nicht Bayern anlaufen und da ganz en passant ein gutes Werk thun?"

Und er erzählte Franz, wie sich in der vergangenen Nacht ein junger Vertreter einer alten bayrischen Familie am Spieltisch des X-Hotel so völlig ruiniert habe, daß ihm nichts andres übrig bleiben werde, als seine ohnehin verschuldete Herrschaft zu verkaufen. „Glücklicherweise ist das Ding nicht Majorat," sagte Tomberg, „aber ein Bijou — ein Schloß in einem uralten Park, Alpenausläufer als Abschluß des Horizonts, großer See, Jagd, kurz alles in allem ein Eldorado!"

„Was soll ich aber mit einem Landbesitz?" fragte Franz, und das Herz schlug ihm seltsam unruhig dabei.

„Nun, ich dachte nur," meinte Tomberg. „Neulich sagte irgend jemand, Sie beabsichtigten, eine runde Summe bei der Bank von England zu deponieren. Die zwei Prozent, die Sie dort bekommen, bringt Ihnen am Ende auch die Herrschaft Seeburg — und einen Sommersitz, wie man ihn nicht schöner haben kann, außerdem!"

„Ja, wenn ich Ihnen damit einen Gefallen erwiese, Graf, das ließe sich hören, aber denken Sie, was aus mir werden sollte, wenn ich alle verschuldeten Güter aufkaufen wollte."

Tomberg zuckte die Achseln.

„C'est une occasion — mais comme vous voudrez!"

Vor ihnen tauchte ein unglaublich exentrischer Hut auf, der das blonde Haupt von Tombergs Amerikanerin mehr umrahmte als beschattete.

Tomberg empfahl sich, und Franz ging mißmutig in sein Hotel zurück. Er hatte auch hier nur Ermüdung, aber nicht Vergessen gefunden.

„Was für ein Unsinn wäre das, wenn ich mich in Bayern ankaufte!" dachte er, als er den Reisewagen bestieg, um weiter seines Weges zu ziehen. „Ich werde natürlich dieses Seeburg nicht kaufen," wiederholte er, als er in München im Hotel

„Zu den vier Jahreszeiten“ abstieg. Und — „ansehen könnte ich es mir ja, das verpflichtet zu nichts,“ beschloß er am nächsten Tage, während er beim Frühstück die Fahrpläne studierte und dabei fand, daß er die Tour nach Seeburg und zurück in einem Tage von München aus machen konnte.

Vierundzwanzig Stunden später war er in Seeburg, wo ihn ein alter Inspektor in Abwesenheit des jungen Hausherrn empfing und herumführte. Und seltsam war es: mit dem Augenblick, wo er den Boden von Seeburg betrat, war es, als wiche der dumpfe Druck, der in den letzten Wochen, immer schwerer werdend, auf ihm gelastet hatte. Aus allen Bäumen schien es herabzurauschen, und die Vögel riefen es ihm von den dichtbelaubten Zweigen zu: Reichtum soll wie Sonnenschein sein, Licht und Wärme verbreitend.

Im Geist sah er Liddy unter diesen Bäumen dahin gehen, ein traumhaftes Glücksgefühl umfing ihn; aber dann durchzuckte ihn das Bewußtsein, daß er noch zu jung sei, um schon auszuruhen in solch traumhaftem Glückssonnenschein.

„Ich kann es doch nicht,“ murmelte er.

Franz hatte das Ende des Parkes erreicht. Mit einem Gefühl wehmütiger Ernüchterung blickte er über das schöne Landschaftsbild hin, das sich vor ihm ausdehnte. Da bemerkte sein scharfes Auge einige ruinenhafte Gebäude, die sich in einer Thalsenkung förmlich zu verstecken schienen.

Der Verwalter sagte ihm, einer der frühern Besitzer habe hier, durch die vorhandenen Thonlager verlockt, eine Fabrikanlage für keramische Erzeugnisse ins Leben rufen wollen. Sein Nachfolger habe aber alles in Verfall geraten lassen. Der Mann war erstaunt, als Franz gerade für diese vernachlässigte Anlage Interesse zeigte; und Franz prüfte die Papiere mit den Gutachten über das vorhandene Material, und Arbeitslust und Schaffensfreude pulsierten ihm wieder in den Adern. Da öffnete sich ja seiner organisatorischen Thätigkeit ein neues Feld. Er sah im Geist die Fabrik neu erstehen und nicht bloß Gebrauchs-, sondern auch Kunstwerke daraus hervorgehen. Arbeiter und Arbeitgeber sollten hier zusammen schaffen und Liddys Ideal von dem Reichtum, der dem Sonnenschein gleichen müsse, zur Wahrheit machen. Und endlich konnte er es in Worte fassen, was er bisher nur unklar empfunden hatte, ohne den rechten Ausdruck dafür zu finden: nicht in Wünschen und Zielen, die ins Maßlose gehen, liegt das Glück, sondern in weiser Beschränkung.

Liddys reiner, durch keine falsche Anempfindung getrübter Blick, hatte hellsehend das Rechte getroffen, und daß sein Herz ihr recht gab, während sein Stolz sich sträubte, diese Taubenweisheit anzunehmen, das war es, was ihn seit Monden unstet und unzufrieden umhertrieb. Hier hatte Franz ein begrenztes und doch reiches Feld der Thätigkeit vor sich, hier konnte er schaffen und nach der Arbeit ruhen, hier hatte er die Basis gefunden, auf der sein und Liddys Streben sich vereinigen konnten.

In diesem Augenblick stand sein Entschluß fest, und wenige Tage später unterzeichnete er den Kaufkontrakt über die Herrschaft Seeburg. Erst jetzt, wo der Boden, auf dem er stand, sein eigen war, jetzt, wo das Wohl der kleinen Welt, die ihn umgab, von ihm abhängen würde und er den festen Willen hatte, es zu fördern, jetzt fühlte er sich nicht mehr als Proletarier und Usurpator gesellschaftlicher Rechte.

Bescheidener in seinen Zielen und gehobener in seinem Selbstgefühl, beschloß er, die entscheidende Frage an Liddy noch einmal zu stellen; nicht weil er ihr nun das bieten konnte, was sie als Glück erträumt hatte, sondern weil er fühlte, daß er sie nun verstand.

XXI.

„Gesegnet seist du, Pán Peter Czermak.“

„Gelobt sei Jesus Christus!“

„Na wiéki (in Ewigkeit)!“

Wieder klang der Gruß der Wallfahrer in den Bauernhof am Fuße des Marienberges hinein, und der Bauer Czermak stand am Thor in seinem langen, blauen Rock und blickte der Prozession nach, die mit wehenden Fahnen die Fahrstraße hinabzog.

Sein Haar war gebleicht, tiefe Falten durchzogen das gebräunte Gesicht, aber die Augen blickten scharf und klar aus den verwitterten Zügen und entdeckten sofort, daß ein Wagen unten vom Städtchen heraufkam, gerade auf die Prozession zu.

„Das muß keiner von hier sein, der jetzt noch da hinauf will, die Ablässe sind vorbei,“ brummte er. Dann wandte er sich dem Hofe zu. Was ging es ihn an, wer da draußen herumfuhr? Er hatte seinen eignen Kram und keine Zeit und keine Gedanken für „die da draußen“. Aus dem neuen Stall, der so schön war, daß die Nachbarn alle den Bauern darum beneideten, kam der Knecht, den Czermak jetzt hielt, ein Bund Stroh über der Schulter tragend. Kurz und herrisch sprach der Bauer mit ihm, denn so geziemte es sich für den Besitzer des Czermakhofes, und rauh fuhr er ihn an, als der Knecht jetzt mit offenem Munde stehen blieb und an ihm vorüber nach dem Thor hinstarrte.

„Herrschaften kommen,“ sagte er in polnischer Sprache.

Peter wandte sich um. Da stand der Wagen, der vorhin der Prozession entgegengekommen war, vor dem Thor, und ein Herr in einem englischen Reiseanzug, dessen Eleganz Peter nicht zu würdigen wußte, half einer schlanken jungen Dame beim Aussteigen.

Peter blieb mitten in seinem Hofe stehen. Ein Herrschaftsbesuch kam zu ihm? Was bedeutete das? Jetzt betrat das junge Paar den Hof. Der fremde Herr kam auf Peter zu, ein halbes Lächeln glitt über sein Gesicht, während er seiner Begleiterin ein paar Worte zuflüsterte. Dann streckte er Peter die Hand entgegen.

„Guten Tag, Bruder Peter — kennst du mich nicht mehr?“

Der Knecht hinter dem Bauern ließ vor Verwunderung sein Strohbund fallen, über das Gesicht des Bauern zuckte es einen Augenblick wie aufsteigende Verlegenheit, aber sogleich hatte er seine Haltung wiedergewonnen.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ sagte er in polnischer Sprache. „So bist du der Franz?“

„Ja, ich bin der Franz, und das hier ist meine Frau, und da sie nicht polnisch versteht, mußt du schon deutsch sprechen, Peter. Ich weiß, du kannst es.“

„Bloß bißli," sagte Peter und machte eine Verneigung wie vor den Heiligenbildern in der Kirche, während er die feine, kleine Hand, die die junge Frau ihm bot, vorsichtig mit seinen knochigen Fingern berührte.

„Sieh, Liddy, hier habe ich als Kind oft vor der Thür gesessen und den Vögeln nachgesehen und geträumt — ich hatte bloße Füße und ein Hemd war meine ganze Toilette, und so einen Bauernjungen hast du nun zum Manne! Thut es dir leid, daß du ihn nahmst?"

Sie sah zu ihm auf, ihre Augen schimmerten feucht, und ihr Mund lächelte.

Franz hatte den Arm um ihre Taille gelegt, einen Augenblick schienen beide ihre Umgebung zu vergessen und nur eins in den Augen des andern zu lesen.

Peter betrachtete sie, ohne ungeduldig zu werden. Er dachte: sie haben beide feine Sachen an, und Geld schickt er mir auch — es muß ihm doch wirklich gut gehen und Schande, wie der Joseph, wird er mir ja nicht mehr machen. Und als Franz sich jetzt zu ihm wandte, und nach seiner Frau und seinen Kindern fragte, verzog er den Mund zu einem breiten Lächeln und schritt seinem Besuche voran in das Haus, wo er die Thür der Stube, die zugleich Küche war, aufstieß.

„Maruscha, da ist der Franz, und eine Dame hat er mitgebracht, die seine Frau ist!"

Die Bäuerin, die am Herde beschäftigt war, trocknete die Hände an ihrer Schürze, warf einen Blick auf das elegante junge Paar und schrie auf, vor Schrecken oder vor Freude, man konnte es nehmen, wie man wollte.

„Jesus Maria, und ich bin nicht angezogen, und die Kinder sind so schmutzig!"

Franz suchte sie zu beruhigen, aber sie hörte kaum auf ihn und drängte ihn und Liddy aus der Thür, über den Hausflur hinüber in die Stnbe, die sonst zur Aufnahme müder Wallfahrer diente und im Winter zur Aufbewahrung von allerlei Vorräten. Das Mobiliar bestand aus einem Glasschrank mit Tassen, aus Tischen, Stühlen und Heiligenbildern, aber Maruscha sagte, hier sei es schöner als drüben, und sie wolle nun erst den Kindern, nach denen Franz fragte, die Nase putzen und sie dann herbringen. Die Älteste, die Franzka, sei verheiratet, erzählte sie dann, die Rouja, die auch schon seit zwei Jahren aus der Schule sei, hüte die Kühe und die Paulinka sei in der Stadt, aber die beiden Jungen, die ihr der liebe Gott geschenkt habe, nachdem er ihr die zwei ältesten habe sterben lassen, die seien gerade aus der Schule gekommen, und die wolle sie holen.

Peter Czermak stand, während seine Frau redete und sich aufregte, ruhig lächelnd mitten im Zimmer.

„Die Frauen sind immer so, mit viel Geschrei und viel Unruhe," sagte er, als Maruscha das Zimmer verließ.

Bald darauf kamen die beiden Jungen mit zerrissenen Hosen und nagelneuen Mützen auf den Blondköpfen.

„Du bist also der Pietrek, und du hast mir geschrieben?" fragte Franz, die Hand auf die Schulter des Ältesten legend.

„Ja," sagte der Junge und schielte dabei nach dem Vater hin.

„Ich möchte eins deiner Kinder in der Stadt etwas Ordentliches lernen lassen,"

sagte Franz, „der Pietrek scheint mir ein aufgeweckter Bursche — willst du ihn mir geben?"

Peter sah seinen Sohn, und der Junge sah den Vater an.

„Nee," sagten sie beide gleichzeitig, und Peter setzte hinzu:

„Er wird doch mal der Bauer, er muß die Wirtschaft kennen lernen und muß hier sein, wenn ich mich mal in den Auszug setze."

Und Pietrek sah mit einem kritisch überlegenen Blick auf die Spiel- und Zuckersachen herab, die Liddy ihrer Reisetasche entnommen hatte, und die Jascheck jetzt in seinen rotbraunen Fäusten hielt. Er war sich bewußt, nun bald aus der Schule zu kommen und dann ein Gespann zu führen wie ein Großer.

Jascheck sah mit lustigen braunen Augen aus seinem hübschen Kindergesicht, bald die „feinen Verwandten", bald das Spielzeug an. Er gefiel Liddy, und sie beugte sich zu ihm und fragte:

„Willst du mit uns kommen und ein Herr werden, wie der Onkel, und in einem schönen Hause wohnen?"

Er wurde feuerrot, riß in der Verlegenheit einem Zinnsoldaten das Gewehr ab und antwortete nicht.

Sie wiederholte ihre Frage.

Da schüttelte er energisch den Kopf.

„Aber was willst du denn einmal werden?" fragte Liddy.

Da sah er sie mit seinen Schelmenaugen groß und ernsthaft an und sagte:

„Wallfahrer!"

Maruscha kam mit Wein und Kuchen, wie sie es für die Wallfahrer vorrätig hatte. Während sie den Wein eingoß, sah Liddy, daß ihre Hände sehr schmutzig waren; nur mit Überwindung zwang sie sich, ein Stück Kuchen zu essen.

Franz sprach mit Peter über seinen zweiten Sohn.

„Nee, es geht nicht, daß er in die Stadt kommt," entschied Peter endlich. „In der Stadt, das ist immer unsicher, und wenn der Pietrek zum Militär muß, wird der Jascheck gerade gut sein, um hier zu helfen, er kann mir einen Knecht ersetzen!"

„Nun, solltest du oder sollte einer der Jungen seine Ansichten ändern, so wißt ihr ja, wo ich zu finden bin," sagte Franz. Er sah Liddy am Gesicht an, daß ihr unbehaglich zu Mute wurde in dieser Umgebung, und nahm Abschied.

Liddy hatte ihn veranlaßt, diesen Besuch noch während ihrer Hochzeitsreise zu machen. Sie hatte eine Idylle geträumt mit viel Rührung und Dankbarkeit und allerlei schönen Gefühlen. Die Wirklichkeit mutete sie so fremd an, daß sie sich nicht darin zurechtfinden konnte.

Als sie wieder neben Franz im Wagen saß, schmiegte sie sich an ihn.

„Es war gut, daß wir hier waren," sagte sie, „jetzt mache ich dir keinen Vorwurf mehr daraus, daß du dich nicht hier in der Nähe ankauftest!"

„Du verstehst jetzt, daß ich ganz entwurzelt bin aus dem heimischen Boden?" fragte er und blickte ernst, fast traurig auf sie herab.

„Ich weiß nun, daß es Schranken gibt, die kein guter Wille überschreiten kann," antwortete sie. „Wir würden diese Menschen in ihrer Art, glücklich zu sein,

nur stören, und sie würden die unsre nicht verstehen. Die Sorge, wie sie sie kennen, wirst du ihnen fernhalten, und insofern bleibst du im Zusammenhang mit ihnen. Sonst aber ist alles um uns her Neuland, und wir wollen uns einen blühenden, wunderschönen Lebensgarten darauf bauen, nicht wahr?"

Mit festem Druck umschlangen sich ihre Hände, und vor Franzens Seele stand plötzlich das Traumbild, das er gehabt, als er auf der Heuwiese übernachtete, nach dem Besuch bei dem Pfarrer Kosmella: grüne Baumwipfel, lachender Sonnenschein darüber, und an seiner Seite eine lichte Frauengestalt, die Elisabeth glich, nur daß sie kraftvoller, lebensfreudiger war. Und ihr Händedruck wiederholte ihm die Worte des Traumbildes: „Wir wollen glücklich sein!"

Hinter ihnen klangen die Glocken von Marienberg und der fern verhallende Gesang der Wallfahrer, vor Franz lag das volle Leben, wie er es einst so heiß ersehnt, und wie es sich ihm nun erschlossen hatte!



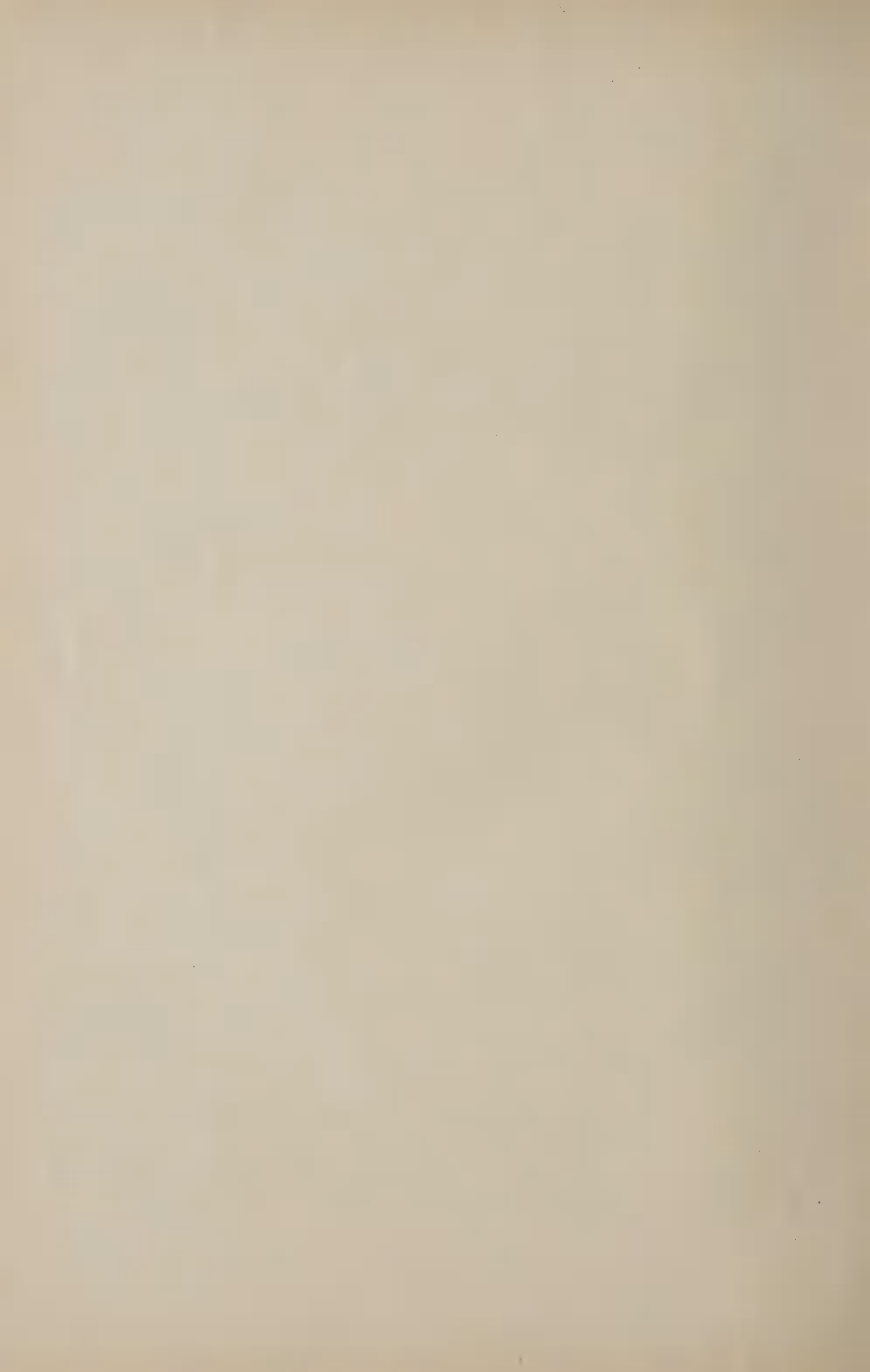


Die Frau Patronin.

Roman

von

Franz Rosen.





I.

Trotz Frühjahrsbestellzeit und Wochentag war es auf der Dorfstraße von Buchwald festtäglich still und einsam. Kein Rasseln von Arbeitswagen, kein Klirren von Pferdeketten und Ackergerät; kein hastiges Eilen oder lautes Rufen. Sogar die Kinder wagten nicht, mit ihren gewohnten Spielen Lärm zu machen.

In Gruppen oder einzeln standen die Leute herum, sonntäglich oder doch mindestens sorgsam angezogen, mit ernsten oder neugierig gespannten Gesichtern, heimlich tuschelnd oder nachdenklich schweigend. Die Mehrzahl bewegte sich langsam, zu Zweien und Dreien, die Straße entlang, alle in derselben Richtung.

Die Straße machte einen sehr gepflegten Eindruck. Zu beiden Seiten, in malerisch unregelmäßiger Reihenfolge, die Arbeiterhäuser hinter kleinen Vorgärtchen; dazwischen eine Allee von Linden, die eben ihre zarten Blattknospen in der lockenden Aprilsonne entrollten, und unter deren Kronen der gepflasterte Weg hinlief. Ziemlich am Ende dieser Straße, mit dem Giebel nach vorn, mit der Front nach den alten Parkbäumen zugewendet, lag das Pfarrhaus; neu und ordentlich, mitten in einem sauber gehaltenen Garten voll junger Obstbäumchen, lustig treibender Ziersträucher und dazwischen frisch gegrabene und geharkte Beete.

Der Pfarrer Reinhard Bendemann ging in seiner Studierstube auf und ab, die Hände auf dem Rücken, den Kopf gesenkt, die Stirn in ernste Denkerfalten gezogen. Er bereitete sich auf seine erste Amtshandlung vor.

Vor einer Woche hier eingezogen mit seiner Frau, seinen fünf Kindern und allem lebendigen und toten Hausrat, war er noch kaum heimisch geworden in seinen vier Wänden — von den äußeren und inneren Verhältnissen seiner Gemeinde gar nicht zu reden. Seine Studierstube war der einzige Raum im Hause, der schon sein endgültiges Ansehen gewonnen hatte, und in dem es schon wohnlich und gemütlich aussah. Hohe und volle Bücherregale, alte Kupferstiche, ein großer, viel benutzter Schreibtisch, geben von vorn herein jedem Raum etwas Trauliches.

Es war still ringsum. Er hatte sich heute allen Kinderlärm und alle Unruhe, die das Rücken von Möbeln, das Anhängen von Bildern, das Schleppen von großen und kleinen Gegenständen mit sich bringen, ernstlich verbeten, und wenn Reinhard

Bendemann Ruhe wünschte, so schlich man im Pfarrhause nur auf Zehen herum und sprach nur mit gedämpfter Stimme.

Diese erste Amtshandlung, zu der er eben jetzt ein letztes Mal seine Gedanken sammelte, war das Begräbnis seines Patrons.

Als der Pfarrer vor acht Tagen in aller Stille seinen Einzug hielt, lag der Baron schwer krank. Am dritten Abend seines Hierseins wurde er von den halbvollen Bücherkisten fortgerufen, um dem Sterbenden das Abendmahl zu reichen. Und heute sollte er ihn begraben.

Es war ihm nicht leicht geworden, sich für die Leichenrede vorzubereiten. Er wußte so wenig von dem Toten und seinen näheren Lebensumständen. Er hatte ihn kennen gelernt vor einigen Monaten, als er hier seine Probepredigt gehalten, und nach dem Gottesdienst einige Stunden im Herrenhause verlebt hatte. Da machte ihm sein Patron den Eindruck eines vornehmen, liebenswürdigen, in Wesen und Gedanken natürlichen und unbefangenen Mannes. Irgendwelche Besonderheiten hatte er an ihm nicht entdeckt, und in irgend einer Weise nahe getreten waren sie einander auch nicht. Die Zeit reichte auch kaum dazu.

Die Baronin war damals verreist gewesen.

Als er die Pfarre dann endgültig bezog, war man drüben im Herrenhause in Angst und Sorge. Niemand hatte Zeit, sich um ihn zu kümmern. Man hatte ihm seine Thür bekränzt, ihm Gespanne zur Abholung seiner Möbel von der Bahnstation gestellt und ihm sagen lassen, daß er sich in jeder Verlegenheit, mit jedem Wunsch an die Frau Baronin wenden möge. Das Letztere hatte er natürlich nicht gethan. Sie hatte jetzt genug zu denken und zu sorgen.

Er sah niemand von drüben, bis der Sterbende nach ihm verlangte.

Der Kranke lag schon in den letzten Zügen, als der Pfarrer an sein Bett trat. Sein Weib stand bei ihm, groß, blaß und stumm. Stumm reichte sie dem fremden Manne, den sie in diesem heiligen Augenblick kennen lernte, die Hand. Stumm beteiligte sie sich an der ernsten Feier.

Eine Stunde später verkündeten die Glocken der Kirche Heinrich Rodenburgs Tod.

Der Pfarrer fühlte sich zu sehr als Fremdling, um der Witwe in den nun folgenden Tagen seine Hilfe anzubieten. Er wartete, ob sie ihn würde rufen lassen. Aber das geschah nicht. Sie hatte nahe Verwandte, die sich ihrer annahmen und alles für sie besorgten, und was ihm zu wissen nötig war, wurde ihm durch diese oder durch den alten Verwalter zur rechten Zeit und höflichst mitgeteilt.

Er fand das ganz natürlich. Dennoch fühlte er sich zurückgesetzt.

Und nun sollte er diesem Manne, von dem er nichts wußte, als daß er gläubig gestorben war und von seinen Angehörigen und Untergebenen scheinbar aufrichtig betrauert wurde, eine Leichenrede halten.

Der Pfarrer wußte, was die meisten Menschen von einer Leichenrede im allgemeinen verlangen; Lob und Anerkennung des Toten und all seiner Verdienste; Rührung und Trost für die Leidtragenden; Erbauung für die weitere Trauergesellschaft. Er war nicht von dem Wunsch erfüllt oder gar von der Notwendigkeit durchdrungen, diesen Erwartungen zu entsprechen.

Wenn Reinhard Bendemann predigte, so predigte er um Gottes willen und nicht um der Leute willen.

In diesem Sinne hatte er sich auch nach kurzem Suchen seinen Text gewählt: 1. Korinther 10, Vers 31:

„Was ihr thut, so thut es alles zu Gottes Ehre.“

Reinhard Bendemann hatte einen regen Geist, einen scharfen Verstand, eine unerschrockene Rednergabe. Jedes Thema, das er seinen Predigten zu Grunde legte, wurde unter seiner Behandlung zu einem tiefen Brunnen voll lebendigen Wassers, voll unerschöpflicher Kraft. Er wußte das und baute darauf; es verlieh seinem Auftreten eine ruhige, selbstbewußte Sicherheit, mit der er oft Anstoß erregte, und eine jeweilige Härte und Schroffheit, welche abstieß, wo er hätte anlocken sollen.

Eitel und eingebildet war Reinhard Bendemann nicht. Er brachte all seinen geistigen Vorzügen eine Art Hochachtung entgegen, weil er sie als aus Gottes Hand hinnahm, als Geschenke, die den Empfänger ehren. Er war aber auch durchdrungen von der Verantwortung, die sie ihm auferlegten: sie „zu verwenden einzig und allein zur Ehre Gottes.“

— —

Auf dem Kirchturm schlug es dreiviertel auf drei. Der Pfarrer hielt in seinem gedankenschweren Auf- und Abwandern inne und zog sich den Talar über den schwarzen Rock, nahm vom Tisch die Bibel und die Agende und ging zur Thür.

„Bist du fertig, Ruth? Es ist Zeit!“ rief er mit einer kräftigen, klangreichen Stimme ins Nebenzimmer hinein. Sofort erschien die Pfarrerin auf der Schwelle, als hätte sie nur auf diesen Ruf gewartet. Sie war eine zarte, blasse Frau, mit graublondem Haar und hellbraunen Augen, die einen freundlichen, schüchternen Ausdruck hatten; namentlich jetzt, da sie sich zu dem sie um mehr als Hauptes länge überragenden Gatten emporhoben.

„Wer paßt auf die Kinder auf — damit sie sich nicht etwa auf den Kirchhof drängen —?“

„Trine soll mit ihnen im Garten bleiben, bis ich zurück bin,“ antwortete sie, während ihr ganzes Gesicht die bange Frage ausdrückte, ob er mit dieser Anordnung einverstanden sei. Es schien so, denn er erwiderte nichts. Er setzte das Samtbarett auf den Kopf und verließ, vor seinem Weibe herschreitend, das Haus.

Er zog es vor, die Dorfstraße hinauf und über den Hof zu gehen, statt den sonst üblichen Fußweg durch die Gärten zu benutzen. Es schien ihm der Gelegenheit angemessener.

Wie der Pfarrer mit langen festen Schritten, im vollen Ornat, die dicke Bibel unter dem Arm, die breite, sonnige Straße dahinschritt, sah er aus wie ein Kirchenfürst. Sein Wuchs war hoch und kräftig, sein Gang stolz und gerade. Er trug den schön geformten Kopf mit dem dichten, kurzgehaltenen blonden Haar sehr aufrecht. Sein bartloses Gesicht war jugendfrisch gefärbt und sehr energisch geschnitten; eine regelmäßig gewölbte, fast schmale Stirn; sehr regelmäßige Augenbrauen; eine leichtgebogene, aristokratische Nase mit dünnen, beweglichen Flügeln; schmale, feste Lippen; ein kräftiges Kinn; der ganze Gesichtsschnitt von gesundem, rührigem, thatkräftigem Leibes- und Seelenleben zeugend. Das Auffallendste in diesem gesunden,

regelmäßigen, überaus anziehenden Gesicht waren die Augen. Sie waren weder besonders schön geschnitten noch schön gefärbt; von einem ganz alltäglichen, etwas ins Graue spielenden Blau. Aber sie sprühten von Energie und Geist und hatten dabei einen festen, sicheren, beinahe kalten Blick. Es waren die Augen eines ungewöhnlich erregbaren Charakters, der sich selbst durch einen ungewöhnlich starken Willen bezwingt.

Der größte Teil der Dorfbewohnerschaft war auf dem Hof versammelt, die Blicke in scheuer Neugier auf das Trauerhaus gerichtet; in ehrfürchtigem Schweigen den Sarg des toten Herrn erwartend. Der Pfarrer schritt durch sie alle hindurch, und sie machten ihm respektvoll Platz.

Wagen mit Trauergästen fuhren vor und wieder zur Seite. Hier und da lief jemand möglichst schnell und möglichst leise mit irgend einem eiligen Auftrag.

Die Hausthür stand weit offen. Der Pfarrer trat in die Halle, in der die Dienerschaft versammelt war. Dann durchschritt er ein paar Wohngemächer, bis er endlich den Saal erreichte, in dem der Sarg aufgebahrt war und die Trauergesellschaft sehr zahlreich seiner harrte. Stumm durchteilte er auch diese und nahm seinen Platz neben dem Sarge ein, während seine Frau bescheiden an der Thür stehen blieb, wo ihre kleine, schmale Gestalt gänzlich unter den übrigen Anwesenden untertauchte.

Reinhard Bendemann fand diese heilige Feier in einem Raume, der bis dahin den weltlichsten Vergnügungen gedient hatte und ihnen binnen Kurzem wieder dienen würde, geradezu verletzend. Wäre er nicht noch zu sehr Fremdling der Gemeinde und dem Herrenhause gegenüber gewesen, so hätte er durchzusetzen versucht, daß man den Gutsherrn in der Kirche aufbahrte, wie das sein Recht war. Die ganze weltliche Ausstattung des Raumes, soviel sie auch durch schwarzen Flor verschleiert worden war, störte ihn; die würdige und schöne Aufbahrung des Sarges zwischen Lichtern und Topfgewächsen versöhnten ihn nicht, sondern ließen ihn die fehlende Harmonie des Orts und der Handlung noch mehr empfinden.

Plötzlich verstummte das murmelnde Flüstern der Trauerversammlung. Durch eine Seitenthür trat Elisabeth Rodenburg mit ihren Kindern. Sie war eine große, gesunde Frau; schlicht und einfach gekleidet; den Mummenschanz langwallender Schleier hatte sie verschmäht; nur die kleine Witwenhaube bedeckte das reiche, lockere, rotbraune Haar und krönte wie ein ernstes, ehrfurchtgebietendes Diadem ihr trauriges, bleiches, gefaßtes Gesicht. Sie hatte den Blick gesenkt und die Lippen fest aufeinandergepreßt.

An der Hand führte sie ihr etwa achtjähriges, bitterlich schluchzendes Töchterchen, dessen weißes Kleid durch eine breite schwarze Schärpe zusammengehalten wurde. Dicht hinter ihr, Hand in Hand, folgten die zwei jüngeren Knaben in weißen Kitteln mit schwarzen Halsschleifen, mit vor Erregung blassen Gesichtern und großen, ängstlichen Augen.

Jedermann wußte, daß das Rodenburgsche Familienleben sehr innig und glücklich gewesen war; der Tote sowohl wie seine Witwe genossen überall Ehre und Liebe. Darum ging es bei dem Eintritt Elisabeths und ihrer Kinder wie ein heiliges Mittrauern durch die verstummte Menge.

Elisabeth nahm neben dem Sarge Platz. Sie zog ihr schluchzendes Töchterchen an sich und flüsterte ihm beruhigende Worte zu. Die Knaben stellten sich Hand in Hand neben ihr auf und sahen sich scheu und verlegen ringsum.

Die Feier nahm den gewöhnlichen Verlauf. Man sang die üblichen Begräbnislieder — Elisabeth oder ihre Verwandten hatten sie gewählt, und der Pfarrer hatte sich gefügt, obwohl diese Klagelieder bei Begräbnissen seinem Geschmack durchaus nicht entsprachen.

Dann kam die Predigt. Die war nun freilich recht sehr ungewöhnlich. Zunächst der Text — die Witwe hätte dessen Wahl dem unbekannten Geistlichen lieber nicht überlassen sollen. Und dann die Auslegung —

„Leben wir, so leben wir dem Herrn. Zu Seiner Ehre. Unser Streben, unsre Arbeit, unser Ruhm, unser Wünschen — alles das soll über die irdischen Zwecke hinausreichend den obersten Endzweck haben, der wiederum der Ausgangspol gewesen sein muß: Gott zu ehren und Seinen Ruhm zu verkünden vor aller Welt, eingedenk und vollbewußt der Ehre, die Gott selbst uns erweist, indem er uns, die Erstlinge Seines Reiches, dazu berufen, befähigt und ausgerüstet hat."

Das ging noch, obwohl es nicht wie der Anfang einer Leichenrede klang! Aber dann weiter:

„Sterben wir, so sterben wir dem Herrn — gleichfalls zu Seiner Ehre. Unser Sterben soll am lautesten Seinen Ruhm verkünden. Es soll sein wie ein Triumphlied, wie ein Siegespsalm. Überwunden dieser Zeit Leiden, dieses Lebens Unvollkommenheit, dieses Wissens Beschränktheit, dieses Glaubens Blindheit. Überwunden und vertauscht gegen die herrliche Freiheit der Kinder Gottes; gegen die vollkommene Seligkeit, das unbegrenzte Schauen, das erfüllte Glauben. Rühmend und lobpreisend soll unser Sterben sein, denn nun wird sich an uns sichtbarlich erfüllen die Herrlichkeit Gottes; nun werden wir teilnehmen an dem Ruhm, den wir hier nur gläubig verkünden halfen. Nun werden wir lebendige Säulen sein des Reiches, darin die Ehre Gottes allein mächtig ist. Sterben ist kein Unterliegen, Sterben ist ein Sieg. Sterben ist nicht das Letzte und das Ende, sondern nur der Übergang von einem unvollkommenen in einen vollkommenen Zustand. Sterben ist nicht das Traurigste, sondern das Seligste, was dem Menschen widerfahren kann. Sterben ist der Fluch der sündigen Menschheit — aber die Erlösung des einzelnen Sünders."

Alle Augen hingen an dem Antlitz des jugendlichen Redners, von dessen Lippen die Worte flossen wie ein reißender Strom, in dessen Augen sich je mehr und mehr ein helles Feuer entzündete — das Feuer einer Leidenschaft, die alles Menschliche unterwerfen und nutzbar machen, alle irdischen Zwecke und Ziele auflösen will in den einen, großen, alles verschlingenden Endzweck: „Was Ihr thut, so thuet es alles zu Gottes Ehre."

„An einem Sterbebett, das so erschütternd und eindringlich die Ehre Gottes verkündet hat, gibt es keine verzweifelt und hoffnungslos trauernden Hinterbliebenen. Sie werden trauern und weinen — ja, gewiß. Aber nicht murrend, nicht bitter; nicht aufbegehrend. Ihre Trauer wird sich verwandeln in ein Leiden zur Ehre Gottes. Sie werden den Segen des Leides spüren und im Leide noch Gott loben

und rühmen. Sie werden, je mehr sie unter der Last des unvollkommenen Lebens seufzen, den glücklich preisen, den Gottes Gnade diesem Leben entrückte. Und indem sie seinem Andenken Liebe bewahren und Ehre erweisen, — und solche Trauer ist besser und aufrichtiger, als viel Thränen und schwarze Kleider — werden sie im Lichte dieser an solchem Sterbebett gewonnenen Erkenntnis ihr Leben weiterführen und einst vollenden — zur Ehre Gottes."

Er riß die Seelen seiner Zuhörer hin, ob auch die Gemüter ihm widerstrebten. Eine gehobene Stimmung bemächtigte sich aller, die eben noch niederdrückend die Last irdischen Jammers empfinden wollten.

Elisabeth Rodenburg hatte sich während der ganzen, ziemlich lange dauernden Rede nicht bewegt. Manchmal war es wie ein Frieren oder Schauern über sie hingegangen; ihr Gesicht war dabei allemal noch blasser geworden. Zuletzt, als der Pfarrer über die Trauer der Hinterbliebenen sprach, hob sie langsam den Kopf und sah ihn aus ihren großen, übernächtigen, dunkelblauen Augen an mit einem langen, selbstvergessenen Blick, darin der tiefe Schmerz ihres gebeugten Herzens mit einem fassungslosen Staunen um die Oberhand stritt.

„Gönnst du dem irdischen Schmerz so wenig Berechtigung?" fragte dieser Blick.

Der Pfarrer, der sich gerade mit dem letzten Teil seiner Rede insbesondre an die Witwe gewendet hatte, fing diesen Blick auf. Er unterbrach seinen Satz, und es schien eine Sekunde lang, als habe er den Faden verloren. Aber es schien nur so. In der nächsten Sekunde sprach er den unterbrochenen Satz fehlerlos zu Ende.

Draußen, am Ende des Dorfes, auf dem Kirchhof, am westlichen Kirchengiebel, lag der Begräbnisplatz der Rodenburger. Seit Urzeiten waren sie in der Mitte ihrer Gutsleute begraben worden, wie sie in und mit ihnen gelebt hatten. Der Platz war mit Edeltannen wie mit einer grünen Mauer umhegt und mit Rosen bepflanzt. Ein hohes Kreuz aus rotem Granit — der Block war auf Buchwalder Feldmark gefunden worden — das in goldenen Buchstaben die Inschrift trug: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!" breitete seine Arme schützend und segnend über die Gräber aus, die je nach ihrem Alter mit üppigem oder dünnerem Epheu bewachsen waren, und nur einen kleinen Stein mit Namen und Jahreszahl trugen.

Die Trauergemeinde umstand die offne Gruft. Der Sarg, bereit, hinabgelassen zu werden, stand zwischen der Witwe und ihren Kindern und dem Geistlichen. Die Träger warteten nur auf einen Wink, ihre Last zu versenken.

Vom blauen Himmel schien die Sonne, die Lerchen sangen. Dumpfes Schweigen drückte auf der Versammlung.

Reinhard Bendemann liebte diesen Platz. So, dachte er, möchte auch er einst ruhen und der himmlischen Herrlichkeit warten.

Er faltete die Hände, seine Augen hingen an der Inschrift dort auf dem Kreuz. Ein begeistertes Leuchten verschönte seine strengen Züge.

„Heinrich Klaus Lukas Rodenburg!" rief er mit starker Stimme und alles horchte auf. „Fürchte dich nicht. Dein Gott hat dich erlöst. Dein Gott hat dich bei deinem Namen gerufen. Du bist Sein — Sein — Sein — gehe ein zu deines Herrn Freude. Ihm allein die Ehre. Gehe ein mit Freuden in deine letzte irdische Ruhe-

statt — so wirst du auferstehn mit Jauchzen in deines Gottes ewiger Herrlichkeit! — Friede sei mit dir!“

Der Sarg sank. — Ein allgemeines großes Seufzen folgte ihm nach und die ernsten Blicke aller Augen. Nur Elisabeths Augen hingen starr und trocken an den goldnen Worten auf dem Kreuz, als wären sie da festgezaubert. Ihre Lippen teilten sich, aber kein Laut, kaum ein Atmen ging darüber.

Als der Sarg mit dumpfem Gepolter auf dem Grunde der Gruft aufstieß, sank Elisabeth tonlos dem ihr Nächststehenden in die Arme. Ihr Blick hing an den goldnen Buchstaben, noch als das Bewußtsein schon aus diesem Blick entschwunden war.

Die Trauergäste kehrten ins Haus zurück, und die Dorfgemeinde verlief sich.

Überall bildete Reinhard Bendemanns Rede den Hauptinhalt der Unterhaltungen.

„Ein Fanatiker!“ urteilten die einen. „Ein Rednergenie!“ die andern. Rücksichtslos nannte man ihn; gefühllos und verständnislos. Großartig fanden die einen seine Auffassung — theatralisch die andern seine Behandlung, sein Benehmen. „Er gehört auf die Bühne,“ meinte man. „Nein, ins Mittelalter,“ stritt man dagegen. Jedenfalls war es klar, daß er sehr ungewöhnlich war und die ruhigen Fluten des alltäglichen Schlendrians wohl in Wallung zu bringen verstehen würde.

Elisabeth Rodenburg sagte gar nichts.

Auch in der Gemeinde wurde auf dem Heimweg der Pfarrer lebhaft besprochen. Das Volk begeistert sich meist für das, was es nicht versteht, besonders wenn es recht schön klingt. Und so waren die Buchwalder ganz einig darüber, daß ihr neuer Pfarrer ein gelehrter und über die Maßen kluger und heiliger Mann sei.

„Laßt ihn mal erst die eigne Frau begraben, dann wird er auch anders reden!“ sagte ein großes, gesundes Mädchen mit rotem Haar und pechschwarzen Augen, das gleichgültig und wuchtig neben den andern dahinschritt.

„Na, Kathrine, du solltest doch die letzte sein, über geistliche Dinge zu urteilen!“ antwortete einer.

Sie zog verächtlich die Schultern hoch, deren schöne Formen durch das schwarze Kirchentuch eher noch gehoben wurden, machte ein geringschätziges Gesicht, als hielte sie es nicht der Mühe wert, darauf einzugehen, und bog von der großen Straße ab auf einen Fußweg, der sich zwischen Hecken und Zäunen dahin zu einem entlegenen, armseligen Hüttchen wand.

Auch der Pfarrer und seine Frau waren vom Kirchhof aus nach Hause gegangen. Er war ernst und stumm, und sie wagte nicht, ihn anzureden. Er sprach doch nie mit ihr über das, was ihn im Innersten beschäftigte. Sie hatte es sich so anders gedacht, Pfarrersfrau zu sein, aber man denkt sich wohl vieles anders, als es nachher ist; nur, daß sie die Enttäuschung nicht verschmerzen konnte.

Zu Hause angekommen, nahm sie ihm Talar und Samtkappe ab, um beides zu verwahren. Drüben, überm Flur, hörte man mit Tassen klappern und Kinderstimmen.

„Kommst du zur Vesper herüber?“ fragte Ruth Bendemann schüchtern.

„Nein — schick mir den Kaffee in mein Zimmer. Ich will allein bleiben.“

Sie sah entmutigt aus.

„Reinhard —“

Schon im Gehen wandte er sich halb nach ihr um.

„Was ist?“ fragte er nicht eben freundlich.

Sie stand da mit der schweren Amtstracht über den Arm gehängt, zart und blaß — verarbeitet und abgehetzt — und in den sanften Augen etwas unendlich Rührendes, Schwärmerisches und zugleich noch etwas Hohes, Feierliches, das er nicht recht verstand.

„Was willst du denn?“ fragte er ermunternd, als sie immer noch stumm zu ihm aufsah.

„Ich wollte dir nur danken — für deine Predigt — für alles, was du gesagt hast — es war so schön, Reinhard!“

Er mochte es nicht hören, wenn sie ihn lobte. Es kam ihm so urteillos vor — als wenn ein Tauber von der Majestät des Donners oder von dem Liebreiz des Vogelgesanges sprechen wollte. Sie war ja viel zu eng und klein, um ihn zu begreifen.

„Du bist eine gute Frau, Ruth,“ sagte er, wie man zu einem Kinde spricht — beinahe mitleidig, mindestens herablassend. Dann bückte er sich und küßte flüchtig ihre Stirn. Sie benutzte den Augenblick, um seine Hand zu fassen und ihre Lippen darauf zu drücken. Er bemerkte es kaum. Dann gingen sie auseinander — er zu seinen Gedanken, seinen Büchern, sie zu ihren Kindern.

Ein flüchtiger Stirnkuß seinerseits — ein ehrfürchtiger Handkuß ihrerseits; das waren die einzigen Zärtlichkeiten, die seit langen Jahren zwischen dem Bendemannschen Ehepaar gewechselt wurden.

II.

Acht Tage noch war Elisabeth von der Liebe und Fürsorge ihrer Verwandten umgeben. Dann reiste einer nach dem anderen ab, zurück zu seinen Arbeiten, Pflichten und Freuden. Das Leben ging weiter, und Elisabeth mußte mit — um alles dessen willen, was ihr noch geblieben war, nachdem sie das Kostbarste und Liebste verloren hatte.

Gleich am ersten Abend, der sie allein fand, ließ sie den Verwalter bitten, herüberzukommen. Er hatte schon ihrem Schwiegervater eine stattliche Reihe von Jahren gedient, und war in eine Art Vertrauensstellung hineingewachsen, die ihn zum Teilnehmer und Mitwisser aller wirtschaftlichen und geschäftlichen Angelegenheiten des Gutes und der Familie erhoben hatte.

Elisabeth hatte ihres Mannes Wohn- und Arbeitszimmer zu dem ihren gemacht, ganz wie es zu seinen Lebzeiten gewesen, wie er es sich nach eignem Geschmack und Behagen schon vor seiner Verheiratung hatte einrichten lassen. Hier empfing sie ihren ältesten und treusten Diener.

Obwohl sie sich vorgenommen hatte, in diesem dem praktischen Leben gehörenden Moment alles Gefühlvolle beiseite zu lassen, weil sie dann die Selbstbeherrschung verlieren zu müssen fürchtete, wurde sie bei dem Anblick des Mannes, der ihres Toten treuer Mitarbeiter gewesen war und sein Vertrauen besessen hatte, so bewegt, daß sie lange vergebens nach Fassung rang, um die Unterhaltung zu beginnen. Ihm würgte gleichfalls die Rührung an der Kehle; er schluckte immerfort und schleuderte hilflos verzweifelte Blicke in dem Raum umher, darin jede oft geschaute Kleinigkeit ihn so lebhaft und schmerzlich an seinen Herrn erinnerte.

Endlich ermannte sich Elisabeth.

„Ja, mein lieber Delberg, nun sind wir allein —“ sagte sie. Noch einmal wollte es sie übermannen — aber sie erlaubte es nicht. Sie richtete sich stramm auf und fuhr in festerem Tone fort: „Ich möchte Sie gleich von dem Nötigsten in Kenntnis setzen. Ich bin die einzige Erbin meines Mannes. Ich übernehme das Gut, mit allem Zubehör, wie es steht und liegt, und werde es zu bewirtschaften und für meine Kinder zu erhalten suchen. Es ist keine leichte Aufgabe für eine Frau — aber es ist meine Pflicht, ich habe den Mut und den Willen, und ich werde mit der Zeit auch Freudigkeit darin finden, meines Mannes Bestimmungen zu erfüllen. — Lieber Delberg,“ fuhr sie nach kurzer Pause fort, „Sie haben meinem Mann so manches Jahr in Treue und Anhänglichkeit in seiner Arbeit beigestanden. Wollen Sie das auch auf mich übertragen — wollen Sie auch mir weiterhelfen?“

Der treue Mann wußte nicht, woher er die Fassung nehmen sollte.

„Frau Baronin,“ stotterte er, „wenn Ihnen meine Dienste genügen — bis zum letzten Blutstropfen —“

Sie ersparte ihm alles Weitere, indem sie ihm die Hand gab. Er ergriff sie mit ungestümem Ungeschick und küßte sie andächtig. Sie kam ihm vor wie eine Heldin in ihrer tapferen Gefaßtheit. Wenn irgend einer in Buchwald, so wußte er es, welch ein Glück diese Frau begraben hatte; denn er hatte dieses Glück im intimsten Alltagsgewande zu beobachten oft genug Gelegenheit gehabt.

„Es bleibt natürlich alles beim alten,“ sagte sie. „Wir wirtschaften ganz im Sinne meines Mannes weiter. Sie werden naturgemäß vielleicht noch größere Selbständigkeit bekommen im Disponieren über Arbeitseinteilung und praktische Ausführung. Ich möchte nur immer von allem Bescheid wissen. Und in Neuerungen, Prinzipienfragen und besonderen Angelegenheiten bleibt natürlich die letzte Entscheidung mir vorbehalten.“

Er verneigte sich zum Zeichen unbedingter Unterwerfung.

„Und die Bücher bekomme ich immer zur Durchsicht,“ fuhr sie fort. „Vielleicht übernehme ich auch mit der Zeit einen Teil der schriftlichen Arbeiten selbst — wie mein Mann das zu thun pflegte. Ich habe ihm oft genug dabei geholfen, ich denke es wird gehen. Fürs erste freilich stürmt noch so viel auf mich ein; aber später. — Und dann waren noch einige Kleinigkeiten, die ich mir notiert hatte —“ sie trat an den Schreibtisch und kramte in Zetteln und Papieren herum. „Vielleicht haben auch Sie noch Wünsche oder Fragen —“

„In der That, gnädige Frau — da sind einige Angelegenheiten, die eiliger Erledigung bedürfen, die ich mich aber nicht getraute allein abzumachen —“

Sie verhandelten wohl eine gute Stunde eifrig und sachlich miteinander. Der Verwalter war gar nicht weiter erstaunt über ihr klares Urteil und ihre sicheren und verständigen Entscheidungen. Sie hatte das alles jahrelang in bester Schule bei seinem toten Herrn gelernt; der that nichts ohne sie.

„Morgen wollen wir zusammen durch die Felder fahren, wenn Sie Zeit haben, heißt es," sagte sie zum Schluß. —

Mit diesem „Morgen" begann für sie eine neue, große Thätigkeit. Sie griff begierig nach all der Arbeit, die sich ihr entgegendrängte, denn sie hatte eine große Leere auszufüllen. Wenn in diesem Sinne „Leere" gleichbedeutend ist mit „Zeit", so gelang ihr das. Jede Stunde des Tages war ausgefüllt mit Obliegenheiten, die sich ihr zum Teil aufdrängten, die sie zum Teil sich schuf. Sie wollte sich nicht Muße lassen zum denken; denn sie wußte: einmal zugelassen, würden die Gedanken Gewalt über sie gewinnen und sie unfähig machen zur Arbeit — zum Leben überhaupt.

Sie schaffte mit offenem Auge und fleißiger Hand, mit mutigem Herzen und kräftigem Willen, so lange es Tag war.

Dann aber, wenn die Arbeit schweigt, wenn der Tag sinkt, wenn es dämmert — dann umschattet sich ihr helles Auge; ihr Atem geht schwer, ihr Herzschlag voll und träge. Dann hüllt sich das Leben in das Dunkel der Nacht, und vor dem Fenster stehen die Sehnsucht und der Gram, und schauen mit weißem Gesicht herein und erzwingen sich den Eintritt mit Geisterhand — „was hast du mit all deinem Quälen erreicht? Bist vielleicht ein Stückchen vorwärts gekommen auf dem Pfade der Pflicht — und doch nicht so weit, als daß du nicht zurückkehren müßtest zu uns — zurückkehren, um zu weinen!"

— —

„Herr und Frau Pastor Bendemann!" meldete der Diener eines Abends in der Dämmerstunde, als Elisabeth einsam ihren Gedanken nachtrauerte. Sie ließ Licht bringen, stand auf und ging den Gästen entgegen.

Zum erstenmal stand sie dem Manne gegenüber, dessen am Sarge ihres Gatten gesprochene Worte ihr einen tiefen Eindruck gemacht, ihr Herz zuerst mit lautem heftigen Widerspruch erfüllt — und dann ergriffen hatten. Sie sah ihn mit Interesse an und sagte sich, daß seine äußere Erscheinung in jeder Beziehung — von seinen energie- und geistvollen Augen bis herab auf seine wohlgeformten und gutgepflegten Hände — diejenige seiner sämtlichen Amtsbrüder weit überragte. — Die schmale, blonde Frau, die hinter ihm das Zimmer betrat, wurde von seiner imponierenden Gestalt vollständig in den Schatten gestellt.

„Seien Sie herzlich willkommen," sagte Elisabeth Rodenburg und gab erst ihm, dann ihr warm und kräftig die Hand. „Ihr Eintritt in diese Gemeinde ist von traurigen Ereignissen beschattet gewesen," fuhr sie fort, während man um den großen Tisch Platz nahm, und ihre helle, sichere Stimme schwankte dabei ein wenig. „Wir kommen zu einander in einer schweren Zeit — aber das kann uns um so schneller und fester verbinden."

Reinhard Bendemann wußte sofort: das ist keine Frau, die der Schmerz gebrochen und für das Leben unbrauchbar gemacht hat; die sich in ihren Kummer

zurückzieht, um nur noch der Erinnerung zu leben; sondern das ist ein Charakter, der an seinem Leiden wächst und an seinem Schmerz erstarkt. Von dem heftigen, jugendlich starken Empfinden, mit dem dieser Charakter zu kämpfen hatte, ahnte er freilich nichts.

Während sie sich mit seiner Frau unterhielt, beobachtete er sie mit regem Interesse. Sie war ja sein „Patron", mit dem er nicht nur gesellschaftlich oder freundschaftlich zu verkehren, sondern in allerhand amtlichen und geschäftlichen Dingen zu thun haben würde. Der Gedanke war ihm durchaus nicht angenehm, denn in geschäftlichen Dingen ist mit Frauen schwer auszukommen; sie sind immer persönlich und meistens sehr kleinlich und ängstlich. Und diese Frau war außerdem noch jung und würde den geistlichen Angelegenheiten schwerlich genügend Ernst und Verständnis entgegenbringen.

So, als ob sie sich unbedingt in allem seiner Urteilskraft beugen würde, sah sie auch nicht aus.

Er dachte so angelegentlich über das alles nach, daß er fast erschrak, als sie ihn plötzlich ansprach und ihn dabei mit ihren tiefen, traurigen Augen groß ansah.

„Ich denke, Sie werden es leicht haben, sich einzuleben, Herr Pastor; Sie übernehmen eine wohlgepflegte Gemeinde —"

Reinhard Bendemann schien das nicht so unbedingt zu finden, wenigstens stimmte er dem nicht bei.

„Ihr Vorgänger war fünfundzwanzig Jahre hier," fuhr Elisabeth fort. „Es bestand zwischen ihm und der Gemeinde ein väterliches Verhältnis — sie liebten ihn und thaten eigentlich alles, was er verlangte —"

„Aber er verlangte nicht viel," fiel er ein. „Er war zuletzt alt und schwach, und das gute Verhältnis kam vielleicht in der Hauptsache daher, daß er sie machen ließ, was sie wollten."

„Sie thaten aber auch nichts Böses — das hätte er sicher nicht gelitten. Die Buchwalder sind eine gute Art —"

„Das heißt: sie sind im allgemeinen rechtschaffene, ordentliche Leute, die sich keiner groben Sünden und öffentlichen Unsitten schuldig machen. Aber vom rechtschaffenen Menschen zum lebendigen Christen ist noch ein weiter Weg, Frau Baronin."

Elisabeth sah ihn nachdenklich an.

„Sie dürfen nicht zu viel verlangen, Herr Pastor."

„In dieser Beziehung kann man nie zu viel verlangen," eiferte er. „Im Gegenteil, je mehr man verlangt und erstrebt, je mehr wird man erreichen."

„Nun — so glaube ich Ihnen wenigstens versichern zu können, daß Ihr Streben einen dankbaren Boden finden wird."

„Glauben Sie das nicht, Frau Baronin. Als Nachfolger eines langjährigen, beliebten Vorgängers hat man keinen leichten Stand, um so weniger, wenn man nicht in allem in seine Fußtapfen tritt."

„Und können Sie denn das nicht, Herr Pastor?"

Er zuckte die Achseln und antwortete nicht gleich.

„Nach langer Windstille, wie sie hier stattgefunden zu haben scheint, ist es sehr zweckmäßig, daß ein frischer Wind die träg gewordenen Geister aufrüttelt und den

mancherlei Unrat hinwegbläst, der sich angesammelt hat. Das ist natürlich den meisten sehr unbequem und erregt mancherlei Anstoß. Aber es ist notwendig und der Sache Gottes förderlich."

Elisabeth sah aus, als wenn sie seine Worte sehr ernst nähme.

„Ich glaube aber doch, es ist gut, wenn der Wind nicht zu kräftig anhebt —" meinte sie zögernd.

Ruth Bendemann warf ihr aus ihren sanften, braunen Augen, die ein wenig ängstlich auf dem Gatten geruht hatten, einen dankbaren Blick zu, den Elisabeth nicht sah.

Dann wurde noch allerlei wegen Wohnungseinrichtung und Familienangelegenheiten besprochen, wobei Ruth mehr auftaute und viel praktischen Sinn und Überblick verriet. — Zuletzt geleitete Elisabeth ihre Gäste vor die Thür, bat sie, bei ihren Besuchen den angenehmeren und näheren Parkweg statt der Dorfstraße zu benutzen, und sprach die Hoffnung aus, daß sie diesen Weg recht oft und gern gehen möchten.

Schweigend ging das Ehepaar nebeneinander her. Ruth war es gewöhnt, allemal erst ihres Mannes Ansicht abzuwarten, ehe sie die eigne aussprach, und wußte, daß er es nicht liebte, gefragt zu werden. Er aber kam mit seiner Ansicht heute nicht so schnell wie sonst zustande. Seine Patronin hatte ihm einen starken Eindruck gemacht. Sie war eine ausgeprägte Persönlichkeit — und das genügte, ihn zu interessieren. Sie hatte es vermieden, von sich selbst zu sprechen und hatte ihres Kummers mit keiner Silbe erwähnt — nach Art selbständiger und stolzer Naturen, die ihre heiligsten Gedanken und Empfindungen vor Fremden streng verschließen.

Es war etwas in Reinhard Bendemann, das freute sich auf den Tag, wo er Elisabeth kein Fremder mehr sein; wo sich zwischen Schloß und Pfarrhaus ein Verkehr angebahnt haben würde, bei dem keiner leer ausging. —

Elisabeth aber hatte an diesem Abend noch einen anderen Besuch; der kam, als der Pfarrer und seine Frau sie eben verlassen hatten. Es war Hans von Weyern; ihr Gutsnachbar und ihres Mannes entfernter Anverwandter, der aus diesen Gründen ein häufiger und gern gesehener Gast gewesen war. Er hatte den Verstorbenen wie einen Bruder geliebt, und der Verstorbene hatte große Stücke auf ihn gehalten.

„Wenn du einmal einen Rat und eine Hilfe brauchst," hatte Heinrich Rodenburg noch ganz zuletzt zu seinem Weibe gesagt, „so rufe ihn. Einen zuverlässigeren Freund kannst du nicht finden."

An diese Worte dachte sie, als der große, ernste Mann zu ihr ins Zimmer trat, und es war ihr fast, als käme er als Abgesandter ihres Toten. In einer jähen Aufwallung von Schmerz und Trostbedürfnis ging sie ihm entgegen — aber die Worte, die sie für ihn bereit hatte, erstickten unter quellenden Thränen.

„Sagen Sie nichts, sagen Sie gar nichts, Elisabeth!" rief er mit unsicherer Stimme. „Ich verstehe das alles auch ohne Worte —" dabei drückte er ihre Hände, als wolle er sie zerbrechen, ließ sie dann heftig los und ging ein paarmal hastig im Zimmer auf und nieder, um seiner Bewegung Herr zu werden.

Elisabeth hatte sich gesetzt und trocknete die überströmenden Augen. Endlich setzte sich auch Hans Weyern.

„Sie wissen, wie ich unsern Heinrich geliebt habe," sagte er. „Solche Freundschaft hört mit dem Tode nicht auf. Ich habe eine große Bitte, Elisabeth — betrachten Sie mich auch weiter als Heinrichs Freund! Wo ich Ihnen nützen und helfen kann — ich bin immer bereit. Es ist nicht leicht für eine einsame Frau, sich durchzufinden, vielleicht bedürfen Sie mal einer männlichen Faust —"

„Sie sind so gut, Hans! Ich danke Ihnen. Ich will es gern thun. Meine Verwandten sind alle so weit —"

„Nun eben, das dachte ich auch. Die Verhältnisse machen mich zum Nächsten dazu — — Was haben Sie denn eigentlich beschlossen, Elisabeth, bleiben Sie hier?"

„Ja, natürlich. Es war Heinrichs Wunsch so. Die Kinder sollen in ihrer Heimat bleiben; namentlich Klaus, dem ich mit Gottes Hilfe dann einst seines Vaters Erbe wohlerhalten überlassen kann."

„Das werden Sie sicher können. Besondere Schwierigkeiten liegen ja nicht vor. Und wenn auch — Sie würden sie überwinden. Keine Frau ist so geeignet, so vielen Pflichten und Anforderungen gerecht zu werden, wie Sie!"

„Ich weiß nicht — jedenfalls ist es ein Glück für mich, daß ich all diese Pflichten habe. Ich könnte es sonst gar nicht ertragen. Ach, Hans — Sie haben ihn gekannt, Sie wissen, wie glücklich wir waren! Vor Ihnen brauche ich mich nicht zu schämen —" schluchzte sie und legte das Gesicht in die Hände.

„Ich bin noch kaum zur Besinnung gekommen — erst all das Geschäftliche — dann der Besuch im Hause — und nachts habe ich geschlafen wie eine Tote. Sie wissen, ich habe ihn ganz allein gepflegt, jede Nacht gewacht. Ich hatte noch kaum Zeit zum Weinen. Nun haben Sie mir die Thränen gelöst. Es war, als ob etwas von ihm mit Ihnen sei —"

Hans Weyern machte ein ganz verzweifeltes Gesicht. Es schnitt ihm ins Herz, sie weinen zu sehen, und er hatte nichts, sie zu trösten.

Seit er sie zum erstenmal gesehen im bräutlichen Schmuck an ihres Heinrichs Arm, liebte er sie mit einer ernsten, scheuen, treuen Liebe. Sie war ihm auch jetzt nichts andres, als was sie ihm immer gewesen: seines Freundes Eigentum, ein unerreichbarer Stern an dem Himmel menschlicher Wünsche und Ideale.

Nur eins war anders geworden in ihrem beiderseitigen Verhältnis, in seinen Gefühlen für sie: er glaubte sich berufen und berechtigt, sie zu schirmen und zu schützen, und das Bewußtsein dieses Rechts und dieser Gunst war ihm eine Genugthuung; ein hoher Lohn für treues Schweigen.

Er fühlte sich sicher und willkommen an dieser Stelle. Er täuschte sich auch nicht darin, daß es Elisabeth gut that, ihn um sich zu haben, und zu ihm, der allein verstehen konnte, was sie verloren, von ihrem Verlust zu sprechen.

Sie verabredeten dann, daß er vorläufig wöchentlich einmal herüberkommen solle, um die Gutsangelegenheiten und sonstige vorliegende Geschäfte mit ihr zu beraten und zu ordnen.

Nachdem Elisabeth Rodenburgs Leben sich in seiner neuen Gestalt gefestigt hatte, wurde es einsam und still um sie.

Ihr Tagewerk war in ein festes Geleise gelenkt worden, darin es dank der geordneten Zustände, die sie übernahm, und der treuen Hilfen, die ihr erwuchsen, gemächlich weiterglitt. Die Aufregungen und Umwälzungen waren vorüber. Dafür kamen die Gefühle zu ihrem Recht — und mit ihnen die Trauer.

Elisabeth gehörte nicht zu den Menschen, die sich zügellos ihren Gefühlen überlassen. Sie war viel zu energisch und thatkräftig dazu. Aber sie war doch auch eine sehr stark empfindende Natur; und je kleiner der Raum war, den sie ihren Gefühlen und Empfindungen in ihrem Leben freigab, zu um so größerer Intensität drängten sie sich da zusammen. Denn eigentlich wurde ihnen doch nur Gewalt angethan.

Und so erlaubte sie auch ihrer Trauer nicht, über ihr Leben zu herrschen.

Elisabeth hatte ihren Mann aus Liebe geheiratet — sie war noch sehr jung, und er war ihre erste Liebe — und war neun Jahre lang unaussprechlich glücklich mit ihm gewesen. Das frische, arbeitsreiche und lebenslustige Glück gesunder Naturen war das Ihre gewesen, und die äußeren Verhältnisse, die dazu beigetragen hatten, es zu begründen, hatten geholfen, es zu befestigen und ohne Schwierigkeiten zu pflegen. Sie hatten drei gesunde Kinder, die sich geistig und körperlich zur ungetrübten Freude ihrer Eltern entwickelten.

Nun war sie allein. Die Liebe war aus, und das Glück war tot, — dies Glück wenigstens. Denn die Kinder und die Pflichten, die ihr geblieben, waren schließlich auch noch ein Glück — ein um so wertvolleres, als es das einzige war und ihr alles Verlorene ersetzen mußte.

Aber es ließ sich nicht vergleichen mit dem Verlorenen. Es war weder Ersatz noch Entschädigung.

Der Pfarrer hatte gut predigen von dem Leiden zur Ehre Gottes — er hatte noch nicht sein Liebstes verloren. Sie dachte viel an die Grabrede; sie hatte ihr einen tiefen, nachhaltigen Eindruck hinterlassen — überzeugend war sie ihr nicht gewesen. Aber sie wirkte in ihr fort, sie regte sie fortwährend zum Nachdenken an, zum Widerspruch auf.

Ja, zum Widerspruch — wie war es möglich, so kühl, so heilig, so erhaben zu denken, wenn man den bohrenden Schmerz im Herzen trug!

Wenn auf Schritt und Tritt alles an den erinnert, der für immer dahin ist — wenn jeder Baum, den er gepflanzt, jeder Stein, den er gefügt, von ihm erzählt, jeder Gegenstand, den er täglich zur Hand nahm, zur qualvollen Frage wird: warum kommt er nicht zurück?

Wenn die leeren Stunden gähnen, die sonst seine Gegenwart ausfüllte — wenn die Freuden und Kümmernisse, die er sonst liebreich teilte, zu entmutigenden Lasten werden, die man allein durch ein freudloses Dasein schleppen muß — wenn in den langen, dunkeln Nächten der Schrei der Sehnsucht sich in leere Ferne verliert oder, von niemand vernommen, dumpf zurücktönt von den Wänden, in denen diese Sehnsucht eingekerkert liegt —

Wenn das ganze Leid des vereinsamten und beraubten Herzens sich rebellisch erhebt gegen die starren Mauern, die sich zwischen Tod und Leben türmen, und sie durchdringen und durchbohren möchte mit der heißen, wilden Frage: warum — warum —?

Warum nahmst du mir den Geliebten und den Kindern den Vater — warum nahmst du mir das Glück, dafür ich dir doch so dankbar war?

Ihr Herz schrie auf — und bekam keine Antwort.

O — du verzehrendes Warum!

Die Wochen vergingen, und es blieb immer dasselbe. Gram ist ein Gast, der nicht leicht müde wird und gar viel geduldiges Ausharren verlangt, bis er endlich aufhört, zu wühlen und zu zerstören, und von selbst einschläft.

Elisabeth bekam hier und da Besuch von nahen Verwandten aus ihres und ihres Mannes Familie. Aber am liebsten war sie allein. Allein fand sie sich noch am besten zurecht. Wenn gewaltsame Ablenkung ihren Kummer eine zeitlang betäubte, forderte er nachher um so völliger sein Recht, tobte er sich um so gründlicher aus.

Wenn sie allein war, füllte sie den Tag mit gesunder, rüstiger Arbeit aus, die ihr nicht viel Zeit ließ zum Denken. Sie machte sich absichtlich mehr Arbeit als notwendig gewesen wäre, und war fast den ganzen Tag anordnend und besichtigend im Freien. Abends widmete sie sich den Kindern, und wenn die zu Bett waren, hatte sie meist am Schreibtisch zu thun.

In der Dämmerstunde, wenn niemand sie sah, ging sie zu ihres Heinrich Grab. Sie mußte nicht durch das Dorf dahin, sie ging durch den Park und außen um den Pfarrgarten herum, auf einem schmalen Fußweg durch ein Seitenpförtchen auf den Kirchhof.

Hier überließ sie sich unbehindert und ungestört ihrer sehr natürlichen Verzweiflung. Danach ward ihr dann allemal wohler.

Eines Abends im Sommer, als sie den Friedhof betrat, sah sie den Pfarrer an Heinrichs Grabe stehen. Sie schwankte, ob sie nicht umkehren und später wiederkommen solle. Dann aber überwand sie die Scheu, die sie einstweilen noch vor jeder Annäherung an Menschen empfand, und trat näher.

Reinhard Bendemann grüßte höflich und wollte sich rücksichtsvoll entfernen. Er war ihr noch zu fremd, um ihr in solchem Augenblick nahe zu bleiben, meinte er. Abgesehen von seinem Besuch und Elisabeths Gegenbesuch, sowie von den sonntäglichen Gottesdiensten hatten sie einander noch nicht gesehen. — Da sagte Elisabeth Rodenburg einfach:

„Bitte, bleiben Sie doch hier, Herr Pastor.“

Sie trat an das Grab und legte eine Handvoll Rosen darauf. Dann stand sie lange still und sah traurig und gebrochen auf den Hügel nieder, der ihr Lebensglück umschloß. Sie schien den Pfarrer vergessen zu haben.

Aber sie würde sich ja wohl wieder auf ihn besinnen; und er wartete geduldig darauf.

Und wirklich hob Elisabeth nach einigen Minuten das Antlitz und wandte es ihm zu, und ihre Augen kamen wie aus weiter Ferne langsam zu ihm zurück.

„Es freut mich, daß ich Sie einmal sehe, Herr Pastor. Ich wollte oft schon zu Ihnen kommen, weil ich mich nach einem Menschen sehnte — und ließ es dann wieder, weil ich vor jedem Menschen eine krankhafte Scheu habe —"

„Es wäre gewiß besser, Sie überwänden die Scheu und folgten der Sehnsucht — Alleinsein thut nicht gut, wenn man traurig ist. Es bringt uns in die große Gefahr, uns zu tief in unsern Gram zu vergraben."

„Sie haben wohl recht — aber Sie sind mir noch so fremd."

„Um so eher werden wir aufhören, einander fremd zu sein. Nichts bringt so schnell zu einander, als gemeinsam getragenes Leid. Kommen Sie zu uns, Frau Baronin," rief er warm. „Wir wollen versuchen, Sie Ihre Einsamkeit weniger trostlos empfinden zu lassen."

Er streckte ihr impulsiv die Hand hin, und sie legte ihre schlanken Finger hinein, ohne seinen Druck zu erwidern. Sie nickte zustimmend und seufzte dabei, als erwarte sie weiter nicht viel davon.

Dann ging sie zu der Bank, die neben dem Grabe stand, und nahm mit einer müden Bewegung Platz darauf.

„Wollen Sie sich nicht noch einen Augenblick zu mir setzen?" — Er that es.

„Es ist so traurig, daß Sie Heinrich nicht mehr kennen lernen konnten; daß Sie nur herkommen mußten, um ihn zu begraben! Nun kann ich nicht einmal mit Ihnen von ihm sprechen —"

„Das können Sie trotzdem, Frau Baronin. Gerade, weil ich meinen Patron nicht mehr kennen lernen konnte, müssen Sie mir recht viel von ihm erzählen!"

Er dachte sich, daß es ihr wohlthun würde, von ihm zu sprechen. Und wenn sie erst nur zögernd auf seinen Vorschlag einging, so hatte er sie doch bald durch teilnehmendes, diskretes Fragen so weit gebracht, daß sie bereitwillig und ausführlich von allem sprach, was er berührte. Zunächst von ihres Mannes Kranksein und Sterben; dann von seinen letzten Erlebnissen, und in großen Zügen von seinem Charakter, seinen Ansichten, seinem Streben. Es wurde ihr sichtlich leichter ums Herz, während sie sprach. Sie empfand auch bald keine Scheu mehr vor ihm — er war so aufnahmebereit, so vertrauenerweckend in seiner ruhigen, zartfühlenden Sicherheit.

Und endlich sprach sie auch von sich, und daß sie keine Ruhe finden könne in ihrem Schmerz. Zu wem sonst sollte sie davon sprechen, wenn nicht zu ihm. Plötzlich aber unterbrach sie sich.

„Ich sollte Ihnen das nicht erzählen. Sie verstehen es nicht."

„Warum nicht, Frau Baronin?"

„Weil der irdische Schmerz in Ihren Augen keine Berechtigung hat."

„Wann habe ich das gesagt?"

„Am Begräbnistage meines Mannes — in Ihrer Predigt vom Leiden zur Ehre Gottes."

„Da haben Sie mich doch mißverstanden, und es freut mich, daß ich das erfahre und mich Ihnen besser erklären kann —"

Und er sagte ihr, daß er keineswegs dem irdischen Schmerz seine Berechtigung nehmen wolle; nur müsse dieser Schmerz nicht stumpfer Jammer, selbstsüchtige Rebellion

oder hoffnungslose Ergebung sein oder gar ein trostloses Sichgehenlassen, sondern er müsse uns die Augen aufthun für das, was Gott uns durch ihn offenbaren will, und das Herz aufthun, den Segen zu empfangen, den jedes Leid birgt, und Ihm dafür zu danken mit Wort und Wandel.

„Das ist wohl wahr,“ entgegnete Elisabeth, die ihm lange aufmerksam zugehört hatte, „und Sie haben gewiß ein Recht, solches zu verlangen. Aber, Herr Pastor, wissen Sie auch, wie schwer das ist? Von wie vielem man sich erst blutend losreißen muß, vielem, das uns durch eben dieselbe Hand zu teil ward, die es uns nun nimmt — bis wir es lernen, diese Hand zu küssen?“

„Nein, das weiß ich freilich nicht; nicht in dem Sinne, wie Sie es meinen. Aber auch wenn ich es wüßte, würde ich darum nicht anders zu den Leidtragenden sprechen — und wenn ich zu Ihnen sprechen dürfte, Frau Baronin — —“

„Ja, sprechen Sie nur; Sie dürfen —“

„Ich würde sagen: warum trauern Sie um einen, der nun befreit und geborgen ist? Lieben Sie ihn weiter und denken Sie an ihn, aber trauern Sie nicht um ihn. Er führt ein neues Dasein voll Harmonie, unter den Augen Gottes, wo die Lieder der Erlösten schallen, in einer Herrlichkeit, von der wir in Sünde und Leid verstrickten Menschen uns keine Vorstellung zu machen fähig sind. Gönnen Sie ihm dies neue Dasein; freuen Sie sich mit ihm darüber. Wenn Sie an ihn denken, so stellen Sie ihn sich nicht vor in der Engigkeit seines dunklen Sarges, sondern in dem Glanz der Ewigkeit, dahin ihn seiner Seele Flügel getragen haben. Rufen Sie ihn nicht zurück mit Ihren Thränen und Ihrer Sehnsucht. Sorgen Sie dafür, daß die Seligkeit ihm nicht getrübt werde durch den Anblick seines Weibes, das verzweifelnd die Hände ringt, sondern tragen Sie bei zur Vollendung seiner Seligkeit, indem Sie ihn wissen lassen: dein Weib freut sich deiner Vollendung und hält dein Andenken heilig in Glauben und Hoffnung, dir über kurz oder lang wiedervereinigt zu werden! — Und denken Sie nicht nur an das, was Ihnen Gott nahm — denken Sie vielmehr auch an das, was er Ihnen ließ. Es ist noch viel, und Er hat es Ihnen gleichsam von neuem geschenkt, da Sie es nun ganz allein besitzen sollen —“

Er sprach noch lange fort in diesem Sinne, und sie unterbrach ihn selten. Sie hörte seine Worte und bewunderte seine Gedanken — aber ihr Herz nahm sie noch nicht auf.

„Sie haben gewiß recht, Herr Pastor,“ sagte sie seufzend, als er schwieg. „Aber es wird noch lange dauern, bis ich so denken lerne.“

Von diesem Tage an aber kam Elisabeth häufiger ins Pfarrhaus. Reinhard Bendemanns Worte hatten doch eine wohlthuende und beruhigende Wirkung auf sie ausgeübt, wenn sie auch nicht lange vorhielt. Aber als ob der Geist, aus dem seine Worte kamen, auch sein Haus durchwehe, konnte sie sich einem erfrischenden und stärkenden Einfluß nicht entziehen, der dort auf sie wirkte. Es war fast, als schäme sie sich ihres so oft in Auflehnung und Widerspruch ausartenden Schmerzes in dem Hause, wo aus des Mannes Wesen die frische, thätige Glaubens- und Lebenskraft leuchtete, und wo die Frau als ein lebendes Beispiel sanftmütigster Geduld und Freundlichkeit einherging.

Aus Ruth konnte Elisabeth noch nicht recht klug werden und scheinbar den rechten Ton ihr gegenüber nicht finden. Die Pfarrfrau war immer liebenswürdig und teilnehmend für alles. Aber sie ging wenig aus sich heraus und sprach eigentlich nur, wenn sie dazu aufgefordert wurde. Zumal in ihres Mannes Gegenwart saß sie lieber still dabei und hörte der Unterhaltung zu. Dabei hingen ihre Augen meist an ihres Mannes Gesicht, und manchmal leuchtete es hell darinnen auf von Liebe und Bewunderung.

Manchmal wiederum konnte ihr Gesicht einen ganz andern, ängstlichen, beinahe furchtsamen Ausdruck haben. Das war meist, wenn sie ihre Meinung selbständig sagen sollte, oder wenn der Pfarrer sich über irgend etwas in seinem Hause oder seiner Gemeinde unzufrieden äußerte.

Für gewöhnlich trug ihr durch Kränklichkeit und Arbeit seiner ersten Jugendfrische beraubtes Gesicht einen sehr lieblichen, beinahe mädchenhaften Ausdruck, der durch einen Zug von Wehmut um Mund und Augen etwas sehr Rührendes erhielt. Sie errötete leicht und schnell, und dann ging ihr Blick wie in hilfloser Verwirrung umher.

Elisabeth war oft geneigt, sie für herzlich unbedeutend zu halten. Dann wieder kam es ihr vor, als ob in der scheuen Zurückgezogenheit dieser Seele eine heimliche große Stärke lebe, die sie an Wert und Inhalt weit über Elisabeth und sogar über den Pfarrer hinaushob.

Und allmählich kam es ihr vor, als beruhe diese heimliche Stärke in einem heimlichen Schmerz, von dem sie mit weiblichem Scharfsinn bald wußte, wessen Ursprungs er war.

Reinhard Bendemann behandelte seine Frau sehr freundlich und meist auch sehr rücksichtsvoll — aber doch ein wenig nachlässig, ein wenig nebensächlich; als sei sie ihm geistig nicht ganz ebenbürtig. Er ließ sie zu ihrem vollen Recht als Hausfrau kommen; er verlangte in dieser Hinsicht sogar viel von ihr, mehr als ihren durch die Geburt, Pflege und Erziehung von fünf Kindern arg mitgenommenen Kräften gut war. Er machte sie für alles, was Küche, Kinderstube und Garten anbetraf, verantwortlich und sah es gern, wenn sie in allem selbstthätig war. Auch in der Gemeinde schaffte er ihr Arbeit. Sie mußte die Alten und Kranken besuchen; wo es nötig war, auch pflegen, und immerfort hatte er dahinzielende Aufträge und Wünsche. Auch mußte sie ihn in seinem neugegründeten Jünglings- und Jungfrauenverein eifrig unterstützen.

Sie that alles, was er verlangte, mit aufopfernder Bereitwilligkeit und Gewissenhaftigkeit; sie that es, weil er es wollte, und dann erst, weil es ihr Freude machte. Oft genug machte es ihr gar nicht einmal Freude. Sie war meist viel zu müde und angegriffen, um den ganzen Tag im Garten zu arbeiten und zwischendurch nach den Kochtöpfen zu sehen, und was das Schwerste war, die Kinder in Ordnung zu halten; denn namentlich die beiden Knaben machten ihr mit unbändiger Wildheit viel zu schaffen; oder noch spät abends ins Dorf zu laufen. Aber sie überwand Unlust und Müdigkeit und that alles, was er wünschte und noch mehr, und hätte noch viel mehr geleistet, wenn er es verlangt hätte. Sie hätte sich totgearbeitet für seine Anerkennung und Zufriedenheit.

Ja, sie wünschte sogar, er möchte mehr von ihr verlangen; nicht gerade mehr, aber anderes. Denn eigentlich waren es doch nur Handlangerdienste, mit denen er sie überbürdete, gleichsam um sie abzufinden und ihr gar nicht erst Zeit zu lassen, noch andres zu verlangen. An die Seele seiner Arbeit ließ er sie nicht heran, wie er auch seine eigne Seele vor ihr verschloß. Nicht, weil er meinte, sie werde seine Arbeit hindern oder mißbilligen, sondern einfach, weil er ihr nicht genug Verständnis zutraute.

Sie war eben nicht das gewesen, wofür er sie gehalten, als er sie, ein frisches, fröhliches, gesundes Landkind, zur Braut gewann. Sie hatte nicht gehalten, was sie versprach; sich zum wenigsten nicht weiter entwickelt. Im Gegenteil, sie war zurückgegangen. Häusliche Not und Arbeit hatten all ihre Kräfte in Anspruch genommen, und was ihr sonst noch an hoffnungsvollen Anlagen in Seele und Geist geschlummert hatte, war erstickt und verkümmert unter den Dornen und Disteln mangelnder Körperfrische und sorgenvoller Gedanken.

Reinhard Bendemann hatte schwer gelitten, als diese Überzeugung sich ihm aufdrängte, und litt noch jetzt darunter. Es war ihm eine bitter schmerzende Enttäuschung gewesen, das Glück, das er sich gedacht und geträumt als ein von innerer Gemeinsamkeit im Denken und Arbeiten verklärtes, seines idealen Lichtes beraubt in das Grau der Allgemeinheit, des Alltagsglücks sinken zu sehen; eines Glückes, das da beruht auf gemeinsamem Arbeiten zur Erhaltung der Familie, friedlichem Nebeneinanderherschlendern, und nicht zum wenigsten auf der Gewohnheit der einmal vorhandenen zufriedenstellenden Lebensverhältnisse.

Dann aber hatte er sich männlich aufgerafft und mit der ihm in allen Dingen eignen Energie versucht, aus dem Vorhandenen das Beste zu gewinnen und sich durch Trauern um Nichtvorhandenes nicht schwächen zu lassen.

Er hatte seiner Frau ein Arbeitsfeld angewiesen, das für ihre Fähigkeiten, wie er dieselben beurteilte, passend war, durch das sie ausgefüllt und seiner Meinung nach auch voll befriedigt sein konnte.

Er selbst hatte sich in *seine* Arbeit zurückgezogen, strebte und dachte allein, wo er meinte, daß sie ihm doch nicht würde folgen können. Zwischen ihm und ihr lag eine große Kluft, darüberhin und her nur die grauen Vögel nüchterner Äußerlichkeit farblos und freudlos flogen.

Er war fest überzeugt, daß sein Weib sich in diese Lebensteilung als in die ihren Bedürfnissen entsprechende willig gefunden habe und darin zufrieden sei. Er hatte keine Ahnung davon, daß am Rande dieser Kluft, die er gezogen, ihre Sehnsucht stand und sich die Flügel wund schlug an den Ketten, die sie selbst ihr angelegt hatte — denn: „er kann mich nicht brauchen, ich bin ihm zu wenig,“ das war die entmutigende Überzeugung, die sie hinderte, das verbotene Reich zu betreten.

Lange war sie sich all dieser Dinge nicht bewußt geworden. Die kleinen Kinder, deren fast jährlich eins gekommen war und nach deren Erscheinen sie allemal lange gekränkelt hatte, bis es wieder von neuem anfing, nahmen ihr Zeit und Gedanken ganz hin.

Aber das Jüngste war nun fünf Jahre alt und würde wohl das Letzte bleiben. Und als sie sich von ihm erholt und gekräftigt hatte, und die bisherige Hauptauf-

gabe ihres Ehelebens aufhörte, Anforderungen an sie zu stellen, als sie sich freier und frischer fühlte und sich besann auf das, was in der ersten Zeit ihrer Ehe gewesen, und sich danach umsah — da war es nicht mehr da. Die Knospen, die einen so reichen Blumenflor versprochen hatten, waren abgefallen. Der Strom, auf dessen Armen sie in ein wunderbares Leben trieb, hatte sie am Ufer ausgesetzt und war weitergeeilt. Sie sah seiner Strömung traurig nach — sie konnte nicht mit, und der Strom hielt nicht inne, sie wieder aufzunehmen.

Und sie ergab sich in ihr Schicksal, fest überzeugt, daß es ihn nur hindern müsse, wenn er sie tragen solle, und daß es für Reinhard Bendemann das Beste sei, wenn sie sich ergab und das Leben nahm, wie seine Hand es inzwischen zurecht gemacht hatte, ohne daran zu mäkeln und darüber zu murren. Sie labte ihr verdurstendes Gemüt mit den kargen Tropfen, die der Strom über das Ufer spritzte, einzig aufrechtgehalten von der Hoffnung, daß er sie doch noch einmal wieder aufnehmen werde. Wann — das mußte sie abwarten. Und einstweilen liebte sie ihn — von weitem, heimlich und heiß, mit einer Liebe, die sich nicht mehr ans Licht traut, weil sie fürchtet, angezweifelt oder zurückgewiesen zu werden.

Daß sie sich mit so unermüdlichem Eifer den Handlangerdiensten zuwandte, die er ihr zuerteilt, lag wohl zum Teil auch daran, daß sie eine Ablenkung suchte von den schmerzlichen Gedanken, die ihr immer und überallhin nachgingen.

Elisabeth erfuhr das alles natürlich nicht in dieser Genauigkeit, und nur sehr allmählich. Denn wenn sie auch öfter ins Pfarrhaus ging und Ruth dann und wann abends zu ihr kam, so war sie doch noch zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um einen ungetrübten Blick für andre zu haben.

Sie fühlte sich hingezogen zu Ruth, konnte aber doch nur wenig mit ihr anfangen, und pflegte den Verkehr eigentlich mehr, weil Ruth eben ihre Pfarrfrau war, als weil er ihr ein Bedürfnis gewesen wäre oder sie viel davon gehabt hätte.

Sie pflegte ihn auch um der Kinder willen, die sich schnell miteinander angefreundet hatten. Die kleinen Rodenburger hatten stets nur wenig, und jetzt bei dem zurückgezogenen Leben ihrer Mutter gar keinen Umgang mit Altersgenossen. Um so willkommener waren ihnen die kleinen Kameraden, von denen sie nur durch zwei Gärten getrennt waren, aus deren einem sie jederzeit durch ein schmales Mauerpförtchen in den anderen hinüberschlüpfen konnten.

Eva hatte den meisten Anteil an diesem Verkehr, da sie im Alter zwischen den beiden Knaben und den beiden Mädchen des Pfarrhauses stand. Für Klaus und Lasko waren jene zu groß, und die kleine Hanna zu klein. Aber sie schlossen schnell Freundschaft mit Lies und Käthe, zwei sanften, fröhlichen Geschöpfen, die sich gern mit ihnen abgaben. Paul und Fritz wurden ein wenig gemieden, wegen ihrer überwältigenden Ungezogenheit.

Elisabeth wunderte sich oft, daß Reinhard Bendemann, der gegen sich und andre so viel stramme Strenge zeigte, seine eignen Söhne so ins Kraut schießen ließ. Bald sah sie, woran es lag. Er überließ ihre Erziehung fast ausschließlich seiner Frau, die körperlich und seelisch viel zu zart war, um dieser Erziehung gewachsen zu sein. Die Bendemannschen Knaben waren sehr beanlagt, sie waren klug, lebhaft, voll Temperament und Interesse. Aber sie bedurften einer festeren Hand, als ihre Mutter

sie hatte. — Wenn der Pfarrer seine Kinder um sich sah, so betrachtete er das als seine Erholungsstunde, in denen er sich an ihnen freuen, nicht aber strafen und erziehen wollte; wie er es auch gar nicht liebte, in kritischen Augenblicken als oberste Autorität zugezogen zu werden. Traf er sie unversehens bei einer Ungezogenheit, so rügte er sie mit einer Strenge, vor der das ganze Haus zitterte. Aber solche Fälle standen vereinzelt da und hingen vom Zufall ab. Sie hatten nur die Folge, daß die auf solche Art gewaltsam unterdrückte Natur sich bei nächster Gelegenheit um so rücksichtsloser Bahn brach, da ihr der regelmäßig und ruhig leitende Zaum und Zügel fehlte.

Es bildete sich bald zwischen den Kindern das schweigende Einverständnis, daß Lies und Käthe herrlich zu Eva, Klaus und Lasko paßten, während Paul und Fritz nur als Störenfriede betrachtet und möglichst gemieden wurden.

Elisabeth freute sich, wenn die Kinder sich im Park nach Herzenslust tummelten — nicht zum wenigsten in dem Gedanken, daß die Pastorin nun einmal einen ruhigen Nachmittag habe — und beförderte es nach Kräften, daß die immer ziemlich geräuschvollen Zusammenkünfte mehr hier als dort stattfanden. Ihr machte es Freude, das Jauchzen und Tollen der fröhlichen Geschöpfe zu hören; bei ihr hatten sie mehr Platz, sich zu entfalten. Vor ihr hatten merkwürdigerweise auch die Knaben einen gewaltigen Respekt, denn sie hatte ihnen von Anfang an nichts durchgelassen. Für Ruth war das alles viel zu viel, und Elisabeth freute sich, es ihr ein wenig abnehmen zu können.

Sie selbst wußte, wie wohl es thut, wenn jemand uns einen kleinen Teil unsrer drückenden Bürden abnimmt und tragen hilft. Sie ward es jedesmal inne, wenn Hans Weyern zu Pferde oder zu Wagen herüberkam, mit ihr alles Laufende besprach, alle geschäftlichen Tagesfragen erörterte, mit Delberg durch Hof und Ställe ging und alles für sie that, was ihrem niedergedrückten Lebensgeist einstweilen noch zu viel, zu neu und zu schwer zu thun war.

III.

Inzwischen hatte auch Reinhard Bendemanns Thätigkeit in seinem neuen Arbeitsfelde begonnen.

Zunächst ließ er es sich angelegen sein, die Leute kennen zu lernen, ihre Sitten und Gewohnheiten, ihre ganze Lebens- und Denkensart zu studieren, um die Stelle zu finden, an der seine Arbeit am wirksamsten einsetzen konnte. Er mußte im allgemeinen zufrieden sein mit dem Material, das er vorfand. Es ging still und ordentlich zu in der Gemeinde. Es fehlte nicht an Taugenichtsen, aber auch nicht an Männern, die ein wohlverdientes Ansehen genossen. Wo der Besitz durch viele Jahrzehnte, die sich hier gar zu Jahrhunderten reihten, in festen, feudalen Händen geruht hat, wird auch die Dorf- und Gutsgemeinde sich eines geordneten und gepflegten Zustandes erfreuen.

Die Leute waren sich dessen aber auch bewußt, und das verlieh ihnen eine innere Selbständigkeit und ein manchmal fast an Dünkel streifendes Selbstbewußtsein, mit dem sie allen unliebsamen Einflüssen und unwillkommenen Neuerungen gegenüber fest zusammenhielten und eigensinnig widerstanden. Sie waren ziemlich unzugänglich auch im privaten Leben und mochten sich von niemand in ihre häuslichen Angelegenheiten dreinreden lassen.

Der verstorbene Geistliche hatte mit all diesen Eigenschaften als mit unbekriegbaren Naturkräften zu rechnen gewußt, sich damit begnügt, wenn die Leute ihm respektvoll begegneten und keinerlei öffentliches Ärgernis erregenden Unfug trieben — und hatte sie im übrigen machen lassen was sie wollten.

Reinhard Bendemann war nicht willens, es ebenso zu treiben, obschon er einsah, daß er mit seinen Absichten einen schwereren Stand haben würde, als wenn er mit dem Schwert des göttlichen Zornes gegen eine Bande von Mordbrennern ausgezogen wäre. Denn die Selbstgerechtigkeit und Selbstgefälligkeit ist schwerer zu bekämpfen, als die unverschleierte Nichtsnutzigkeit.

Die Buchwalder waren rechtschaffene Menschen. Aber Reinhard Bendemann wollte lebendige Christen haben.

Was das sei, und warum das noch notwendig sei, wenn man ein unbescholtenes Leben führte, das konnten die Buchwalder lange nicht begreifen.

Reinhard Bendemann fing mit seinen Änderungen ziemlich schnell und rücksichtslos an. Er war kein Freund von langem Zögern.

Zunächst handelte es sich nur um eine Reorganisation des Gottesdienstes, um unwesentliche Änderungen in Liturgie und kirchlichem Ceremoniell — Dinge, die in keiner Weise Prinzipienfragen waren, denen gegenüber sich aber die Kirchenältesten mißtrauisch ablehnend verhielten, eben weil es Neuerungen waren, und weil der neue Pastor kein Recht habe, zu ändern, was seine Vorgänger seit so und soviel Jahren gut geheißen hatten.

In der ersten Kirchenratssitzung, in der alle diese Kleinigkeiten formell zur Sprache kamen, fand er den lebhaftesten Widerspruch. Da nahm aber auch er seine ganze Rednergabe, die Kraft seiner ganzen all diese braven Männer weit überragenden Persönlichkeit — zum Teil auch seine ganze Rücksichtslosigkeit zu Hilfe, und der Erfolg war, daß er am Schluß der Sitzung in allen Stücken seinen Willen durchgesetzt hatte.

Weit entfernt, ihn deshalb zu bewundern, gingen die Anwesenden in schweigendem Groll auseinander und trugen die Saat des Widerspruchs durch das ganze Dorf.

Der Verwalter, durch welchen sich Elisabeth in ihrer Eigenschaft als Patronin hatte vertreten lassen, entwarf ihr eine ziemlich erregte Schilderung dieser Sitzung und machte eine bedenkliche Miene dazu. Elisabeth rief:

„Das finde ich ausgezeichnet von unserm Pfarrer, daß er gleich das erste Mal energisch gewesen ist. Dieses erste Mal wird entscheidend sein für seine Stellung. So wenig ich für das heftige Vorgehen bin, so sehr doch für das energische. Unsre Leute haben bisher in ihrem Pastor noch nie eine Autorität kennen gelernt — und eine solche soll er ihnen doch sein. Und wir werden ihn darin unterstützen, lieber Delberg," schloß sie sehr nachdrücklich.

Innerlich nahm sie sich vor, bei der nächsten Kirchenratssitzung selbst zu erscheinen.

Mit dem Küster verfeindete sich Reinhard Bendemann gleich gründlich, weil er auf eine gewissenhaftere Beobachtung seiner Küsterpflichten hielt. Er verlangte von ihm, daß er das Läuten selbst besorge, statt es den halbwüchsigen Dorfjungens zu überlassen, die es vor dem Gottesdienst nicht lang und gut genug und Feierabends nicht pünktlich genug besorgten, obendrein auf der Kirchturmtreppe Unfug trieben. Er tadelte seine nachlässige Kirchenreinigung und hielt ihn rücksichtslos an, die Kirchhofsteige, die Rasenflächen, wo noch keine Gräber lagen, und die Mauerwinkel, in denen sich trocknes Laub und Reisig zu Haufen angesammelt hatte, zu säubern und in Ordnung zu halten. Für seine Einwendungen und Widerreden schien er taub zu sein; für die allerhand Vorwände, die es entschuldigen oder begründen sollten, daß die gesetzlich berechtigten, aber äußerst unbequemen Wünsche des Pfarrers anfangs gar nicht und dann nur sehr unvollkommen ausgeführt wurden, hatte Reinhard Bendemann durchaus keine Ohren. Es blieb dem Küster endlich nichts übrig, als sich murrend in alles zu fügen, wenn anders er seine Stelle, die einen hübschen Nebenverdienst abwarf, nicht verlieren wollte.

Was dem Pfarrer begreiflicherweise zuerst auffiel und was er am meisten zu bessern bestrebt war, das war der mangelhafte Kirchenbesuch.

An den ersten Sonntagen nach seinem Amtsantritt waren die Leute ziemlich zahlreich gekommen — aus Neugierde, angezogen durch den Reiz der Neuheit. Bald aber ließ der Eifer merklich nach. Ausgenommen die Pfingstfeiertage, saßen außer den Schulkindern meist nur die Alten und einige Frauen im Gotteshause und verdeckten nur notdürftig die gähnende Leere der Bänke. Nur Elisabeth Rodenburg mit einer Anzahl ihrer Hausleute waren jeden Sonntag da.

Reinhard Bendemann ermahnte den Einzelnen, wo er ihn gerade traf und die Gelegenheit günstig war. Meist machten die Leute verlegene Gesichter und schwiegen. Einigemale wurde er mit dem leidigen Trost abgefertigt:

„I, Herr Pastor, voller ist die Kirche bei Ihrem Vorgänger auch nicht gewesen und wird sie wohl auch bei Ihnen nicht werden.“

Natürlich — mit welchem Recht verlangte er mehr, als sein Vorgänger? — Man schien also hier nicht um Gottes und seiner Seelen willen in die Kirche zu gehen, sondern um dem Pfarrer einen Gefallen, wenn nicht gar eine Ehre zu erweisen.

Reinhard Bendemann bemühte sich nach Kräften, den Leuten eine andre Auffassung beizubringen. Aber das ging nicht so schnell.

Die Antwort, die ihm von den Gutsarbeitern fast jedesmal zu teil wurde, war:

„Herr Pastor, die ganze Woche haben wir für das Gut zu arbeiten — uns bleibt ja nur der Sonntag für unsre eignen notwendigen Arbeiten.“

„So braucht ihr doch nicht gerade die Kirchzeit dafür zu nehmen!“ wandte Reinhard Bendemann dann wohl ein.

„Ja, Herr Pastor, wenn wir dazu reinkommen und aufhören sollen, so zerreißt uns das den ganzen Vormittag.“

„Nun — dann fangt zeitiger morgens an!“

„Ach — Herr Pastor — Sonntags ist ja der einzige Tag, wo unsereiner mal ausschlafen kann!“

„Nun — also dann macht eure Arbeit nachmittags!“

„Nachmittags — ja, da will man sich doch auch mal besser anziehen und sein Vergnügen haben —“

Reinhard Bendemann sah das alles ein, und daß es wahrscheinlich überall so war. Aber es mußte sich trotzdem einrichten lassen und hing wahrscheinlich nur am guten Willen der Leute. Man mußte ihr träges Gewissen schärfen.

Von der Kanzel herunter die Leute zu fleißigerem Kirchengehen anzuhalten, widerstrebte ihm, da solche Ermahnungen immer die nicht treffen, für die sie bestimmt sind. Sein eindringlichstes Reden außerhalb des Gottesdienstes prallte wirkungslos ab an der Macht der alten Gewohnheiten.

Hier muß irgend etwas Durchgreifendes geschehen, sagte sich Reinhard Bendemann. Er wußte nur noch nicht, was und wie? Er hätte gern einmal mit Elisabeth darüber gesprochen. Aber er wußte nicht, ob sie ihn unterstützen würde, er hatte noch keine Gelegenheit gehabt, ihre Stellung zu solchen Fragen kennen zu lernen, und unwillkürlich scheute er sich ein wenig davor, mit ihr in Konflikt zu geraten. So schob er es immer wieder hinaus — bis endlich ein Zwischenfall den lange unterdrückten Eifer in ihm entfesselte und ihm plötzlich die Abhilfe zeigte, nach der er lange gesucht und gesonnen hatte.

Es war ein Sonntag in der Heuzeit. Das Wetter war die ganze Woche trüb und regnerisch gewesen; die Morgenluft wehte warm, weich und naß.

Als Reinhard Bendemann um die neunte Stunde das Pfarrhaus verließ, ins Gotteshaus zu gehen, war die Straße voll Männer und Frauen, die sich in Arbeitsanzügen, die Rechen über der Schulter, dorfab bewegten.

Reinhard Bendemann hielt einige derselben an.

„Wo geht ihr hin?“

Sie sahen einander betreten an. Ein beherzter Bursche sagte:

„Ins Heu, Herr Pastor.“

„Jetzt? Am Sonntag? Zur Kirchenzeit?“

„Unser Heu liegt seit drei Tagen naß, Herr Pastor, und wenn wir's nicht wenden und aufsetzen, geht uns das bißchen Futter verloren.“ Und ein andrer fügte hinzu:

„Die ganze Woche haben wir im herrschaftlichen Heu arbeiten müssen.“

„Hättet ihr nicht um einen freien Tag bitten können?“

Lauter erstaunte Augen richteten sich auf ihn ob dieser Frage.

„Das ist noch nie gewesen, Herr Pastor, und kann auch nicht sein. Bei der Frau Baronin drängt die Arbeit auch.“

Reinhard Bendemann sah den Sprecher einen Augenblick wie stutzig an, wandte sich dann und ging nachdenklich in seine Kirche.

Die Leute gingen an ihre Sonntagsarbeit.

Die Sonne durchdrang nach mühseligem Ringen den nebligen Qualm, den die regengetränkte Erde emporsandte, und schoß ihre heißen Strahlen auf die üppig sich breitenden Pflanzen. Sie sog die Nässe aus Halmen und Zweigen, und dabei schien

jedes Blatt und jede Knospe zu quellen vor schwüler Feuchtigkeit. Das Heu, von den Rechen auseinandergeworfen, schien zu dampfen; schwer und voll zog der Duft träge dahin.

Die Leute waren doch etwas stiller bei der Arbeit, als ob sie sich nicht recht gemütlich fühlten. Jeder bewegte in seinen Gedanken die Worte des Pastors, traute sich aber nicht, den andern merken zu lassen, daß er ihrer gedachte.

Und plötzlich sah einer den Pastor über die Wiese daherkommen. Im schwarzen Rock und Hut, die Bibel unter dem Arm. Ein andrer sah ihn, und noch einer — wie ein erstauntes, banges Flüstern ging es über die Wiese; unwillkürlich drängten die Arbeitenden — es waren ihrer etwa zwanzig — dichter zusammen, und von Mund zu Mund ging die gespannte, ein wenig ängstliche Frage:

„Was soll das — was will er?"

Reinhard Bendemann kam näher, und sein Auge schweifte dabei umher, als freue es sich an dem Reichtum der Erde, und als seien seine Absichten gar nicht auf das Häuflein Menschen da vor ihm gerichtet. Als er dicht herangekommen war, grüßte er laut, aber freundlich. Unwillkürlich hielten alle in der Arbeit inne und sahen ihn erwartungsvoll an. Und er rief mit erhobener Stimme:

„Ihr mögt euch wundern, was ich hier will von euch. Es ist ganz einfach: Da ihr nicht Zeit habt, euch das Wort Gottes aus der Kirche zu holen, so will ich es euch herausbringen."

Damit erstieg er schnell entschlossen einen Heuhaufen, der noch nicht auseinander gezogen war, so daß er über die Köpfe seiner zwangsweisen Zuhörer hinblicken konnte, schlug die Bibel auf und begann:

„Ich bringe euch einige Worte aus dem neunzigsten Psalm, die zu eurer Arbeit passen. Sie lauten also: ‚Du, Herr, lässest sie dahinfahren wie einen Strom, und sind wie ein Schlaf; gleich wie ein Gras, das doch bald welk wird, das da frühe blühet, und bald welk wird, und des Abends abgehauen wird, und verdorret.'"

Und mit einer Stimme, die weithin über die Waldwiese tönte, bis ihr Schall sich an der grünen Mauer der Buchen brach, begann er, ihnen die Bibelworte auszulegen in dem Sinne, welcher der Erreichung seines Zweckes am förderlichsten war.

„Und so schlaft auch ihr, wenn ihr meint in eurem lauen Sinn, in eurem gleichgültigen Gewissen: es ist ganz gleich, ob ich den Sonntag heilige oder nicht; es kümmert den lieben Gott gar nicht, ob ich auf der Kirchenbank sitze oder auf der Wiese Heu breite; auf solche Äußerlichkeiten kommt es nicht an, wenn ich nur sonst ein rechtschaffener Mensch bin. — Du bist kein rechtschaffener Mensch, wenn du Gottes ausdrückliches Gebot mißachtest, das von dir fordert: du sollst den Feiertag heiligen. Und wenn du dir nicht aus Gottes Wort und Gottes Haus den Segen für dein Leben und deine Arbeit holst, so wird beides ungesegnet bleiben. Dein Heu rettest du dir vielleicht — aber deine Seele gibst du preis. Im Schlaf liegt deine Seele; im Glaubensschlaf, im Gewissensschlaf; und so wird sie hinüberschlafen in die andre Welt und aufwachen mit Schreck und Entsetzen da, wo sie nicht aufwachen möchte — in der ewigen Verdammnis. — Dann wird sich an euern Seelen erfüllen, was an heiliger Stelle gesagt ist: sie sind wie ein Gras, das da frühe blühet — das hoffnungsvoll gesät ward und aufging, darüber Gott die Sonne

scheinen und die Wolke regnen ließ, das aber nichts wissen wollte von Ihm, und die Gnaden, die Er ihm sandte, nicht annahm — das darum frühe welk wurde, und Kraft und Saft verlor und keine Blüten hervorbringen und keinen Samen tragen konnte. Und abends wurde es abgehauen, denn sein Lebenslauf war beendet. Und da weder Blüte noch Frucht an ihm zu finden war, mußte es verdorren unter den sengenden Strahlen des göttlichen Zornes, darein sich die milde Sonne seiner Gnade verwandelt hatte; und zuletzt wurde es als nutzlos und untauglich in den Ofen geworfen, in den Ofen des höllischen Feuers. Oder aber es ward ein Fraß für das Vieh — wie eure Seelen ein Fraß und eine Beute des Teufels sein werden. — Und nun wählet, was wollet ihr lieber sein: eine Blume in Gottes Garten, die da wächst unter Seiner Gnade und blüht in Seiner Sonne und Früchte trägt zu Seiner Ehre und zu ihrer eignen seligen Vollendung — oder ein welkes Gras, das trotz aller Vorbedingungen zur Entfaltung von Blüte und Frucht, trotz aller Rechtschaffenheit, dereinst für nichts andres wert erachtet wird, denn daß man es abhauen und verdorren lasse?"

Gewaltig tönten seine gewaltigen Worte. Das Wild, das am Waldessaum friedlich äste, versteckte sich vor ihnen, und die Vögel, die in den Bäumen sangen, verstummten.

An ihre Rechen gelehnt, mit niedergeschlagenen Augen, hörten ihm die Leute zu. Mancher empfand seine Rede lästig und verlachte insgeheim seinen verschwendeten Eifer. Manchen aber überlief es wie Gespensterfurcht und Gewitterangst; er schämte sich rechtschaffen und dachte bei sich:

„Der Herr Pfarrer hat recht, aber ändern läßt sich das nun doch mal nicht."

Und in diese Gedanken hinein sprach Reinhard Bendemann weiter:

„Damit ihr aber nicht denkt, daß ich euch nur ermahne und nicht Sorge trage, euch die Befolgung meiner im Namen Gottes an euch gestellten Forderungen zu ermöglichen, will ich euch zum Schluß noch sagen: Ich weiß ein Mittel, dem Unwesen der Sonntagsarbeit wirkungsvoll zu steuern, ohne daß ihr darüber zu kurz kommt. Und wenn es mir gelingt, dies Mittel zu erlangen, so wird es noch vor nächstem Sonntag in Anwendung kommen. Ob es wirksam war, das werden mir am nächsten Sonntag die Kirchenbänke erzählen.

„Nicht, um mich zu erfreuen, um meine Predigt zu hören, um mir zu gehorchen, sollt ihr euern Platz im Gotteshause heilig halten und gern besuchen, sondern einzig und allein zu eurer Seelen Seligkeit, vornehmlich aber zur Ehre Gottes.

„Denn von Ihm und durch Ihn und zu Ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit. Amen."

Nachdem Reinhard Bendemann seinen Feldgottesdienst mit Vaterunser und Segen beendet hatte, mischte er sich unter die Leute, ließ sich von ihnen erzählen, auf wieviel Heu ein jeder Anspruch habe, wie es ihre Sache wäre, es zu mähen und zu trocknen, und daß das Gut es ihnen dann an die Ställe fahre. Er besprach mit ihnen den diesjährigen Futterwert und die Wetteraussichten, erkundigte sich teilnehmend bei diesem und jenem nach ihm bekannten Familienverhältnissen oder -misverhältnissen und verabschiedete sich dann freundlich von ihnen, um den Heimweg über die Wiesen anzutreten, die Bibel unterm Arm, wie er gekommen war.

Die Leute starrten ihm mit verblüfften Gesichtern nach. Diese Art der Handhabung des geistlichen Amtes, solche Vergewaltigung durch den Seelsorger war ihnen neu und gab ihnen zu denken.

Nachmittags um drei Uhr war Gemeindekirchenratssitzung.

Die einzelnen Teilnehmer waren versammelt. Der Pfarrer, der den Vorsitz führte, zog die nötigen Papiere und Listen aus der Brusttasche. Da öffnete sich noch einmal die Thür des Schulzimmers, darin nach altem Herkommen die Sitzung abgehalten wurde, und Elisabeth Rodenburg trat ein. Sie hatte sich's nicht versagen können, ihren Vorsatz auszuführen und sich selbst davon zu überzeugen, wie der Pfarrer es anfing, diesen zähen Köpfen gegenüber seinen Willen durchzusetzen.

Reinhard Bendemann begrüßte sie erstaunt und erfreut. Innerlich war er sogar beglückt und dankbar.

„Das ist nicht von ungefähr, daß sie gerade heute kommt," sagte er sich. „Die schickt mir geradezu Gott selber, um mir zu helfen."

Zunächst handelte es sich um einige Kirchengelderangelegenheiten, die bald abgesprochen waren, da ihre Erledigung keine Zweifel und Meinungsverschiedenheiten zuließ, und wobei Elisabeth eine überraschend klare und sachliche Geschäftskenntnis bewies.

Darauf machte der Pfarrer eine kleine Pause und begann dann in bewegter und beweglicher Weise von der allgemein herrschenden Sitte der ländlichen Sonntagsarbeit zu sprechen. Er stellte sie hin als socialen Verderb und als ein Hindernis des Kirchenbesuches im besondern und des lebendigen Christentums im allgemeinen, dafür dringend eine nachdrückliche Abhilfe geboten sei.

„Es ist mir ein Weg eingefallen, dessen Betretung es wenigstens den Gutsarbeitern ermöglichen müßte, den Sonntag zu heiligen und von grober Werktagsarbeit zu reinigen. Aber es steht nicht in meiner Macht allein, ihnen diesen Weg zu eröffnen. Es bedarf dazu der Einwilligung der Frau Patronin."

Er sah Elisabeth mit seinen scharfen, klaren Augen durchdringend an, als wolle er sie mit diesem Blick schon im voraus zwingen, ihm beizustimmen.

„Im Interesse der Arbeiter und im Namen des göttlichen Gebotes, das uns befiehlt: ‚du sollst den Feiertag heiligen,' bitte ich die Frau Patronin als Gutsherrin, den Arbeitern den Sonnabend nachmittag zur Erledigung ihrer eignen Angelegenheiten ein für allemal freizugeben."

Ein großes Schweigen folgte diesen Worten. Aller Blicke richteten sich auf Elisabeth, voll Spannung, wie sie dies ganz unerhörte Ansinnen aufnehmen werde. Elisabeths Augen ruhten auf der hohen Gestalt des aufrecht am Tisch stehenden geistlichen Mannes. Man konnte nicht recht erkennen, ob sie bei der Sache war oder nicht. Endlich atmete sie auf, wie um einen Anlauf zu nehmen.

„Ich kann Ihnen darauf nicht gleich eine entscheidende Antwort geben, Herr Pastor," sagte sie sachlich. „Ich will mir aber Ihren Vorschlag überlegen."

Reinhard Bendemann runzelte die Stirn. Er hatte mehr Entschlußfähigkeit von ihr erwartet. Der Schulze meinte:

„Ich fürchte, damit ist dem Herrn Pastor wenig geholfen. Die Leute werden den freien Nachmittag gern hinnehmen — und Sonntags doch keine Zeit zum Kirchengehen haben."

„So ist ihnen wenigstens jeder Vorwand genommen —"

„Und was nützt das?" fiel Elisabeth ein. „Sie können die Leute nicht zwangsweise ins Gotteshaus treiben."

„Das wird auch nicht nötig sein," sagte der Pfarrer. „Ich habe eine bessere Meinung von den Buchwaldern. Ich bin überzeugt, wenn das Hindernis beseitigt ist, das ja eigentlich keins sein dürfte, von dem man aber begreift, daß es für den Landarbeiter dazu wird — wenn das Hindernis beseitigt ist, werden sie gern in die Kirche kommen."

Das schmeichelte den Gemeindevertretern nun wieder, und sie widersprachen nicht mehr. Im Grunde ging es sie ja auch nichts an, ob die Frau Baronin die Leute ein paar Stunden wöchentlich missen konnte und wollte.

Elisabeth weigerte sich aber entschieden, jetzt schon das letzte Wort zu sprechen. Sie war noch zu unerfahren in ihrem Regiment. Sie wollte erst noch den alten, bewährten Verwalter darüber hören, und vielleicht auch noch Hans Weyern.

Der Verwalter machte zu den Wünschen des Pastors eine ablehnende Miene. Abgesehen davon, daß er gleich dem Schulzen von der Nutzlosigkeit der Einrichtung durchdrungen war, hatte er viele wirtschaftliche Einwendungen.

„Die Arbeit drängt oft sehr, namentlich im Frühling und Herbst. Wir kämen zu Schaden dabei. Man könnte ihnen höchstens vielleicht den freien Nachmittag bewilligen, wenn auf dem Gut nichts Dringendes vorliegt."

„Dann kommt es nie dazu, denn es liegt immer etwas vor. Außerdem wird sich die Zeit, wo bei uns die Arbeit drängt, immer mit der auch für die Leute dringendsten Arbeitszeit decken. Nein — nur keine halben Maßregeln, dann kommt man nie zu befriedigender Ordnung. Ganz — oder gar nicht."

„Dann wäre es besser gar nicht, Frau Baronin."

So verhandelten sie noch eine gute Weile. Merkwürdigerweise erwärmte sie sich je mehr für den Gegenstand, je eifriger Delberg widerriet. Endlich brach sie die Verhandlungen kurz ab mit den ziemlich kurzen Worten:

„Sie wissen, ich möchte den Herrn Pastor der Gemeinde gegenüber so viel als möglich unterstützen. Also wollen wir ihm seinen Wunsch erfüllen, und zwar gleich am nächsten Sonnabend. Ich bitte, daß Sie es den Leuten in diesem Sinne mitteilen."

Der Verwalter verneigte sich zum Zeichen seines Gehorsams höflich und stumm.

Am Nachmittag kam Hans Weyern. Er kam fast immer Sonntags, denn in der Woche hatte er meist nicht Zeit auszufahren. Er war ein eifriger Landwirt und hatte mehrere zeitraubende Nebenämter.

Obgleich Elisabeth mit ihrem Entschluß fertig war und es ihr überflüssig schien, noch seine Meinung zu befragen, that sie es doch. Sie fand in ihm einen noch entschiedeneren Gegner, als in ihrem Verwalter.

„Schließlich kommt es ja auf Sie an," sagte er, nachdem er dieselben Gegengründe angeführt hatte, mit denen Delberg sie zu bestimmen gesucht, „ob Sie auf

Ihrem Gut eine solche Einrichtung treffen wollen oder nicht. Aber Sie müßten doch auch ein wenig Rücksicht auf Ihre Nachbarn dabei nehmen!"

„Wie meinen Sie das?"

„Nun — es ist sehr wahrscheinlich, daß auf allen umliegenden Gütern, sobald die Sache bekannt wird, alle Arbeiter die gleiche Vergünstigung verlangen werden; nicht um des Kirchengehens willen, sondern weil sie, nicht ganz ohne Ursache, denken: was dem einen recht, ist dem andern billig. Es möchten aber nicht alle Ihre Nachbarn geneigt sein, diese Ansprüche zu erfüllen, und infolgedessen mancherlei Kämpfe und Unannehmlichkeiten haben —"

„Aber, lieber Vetter, ich kann mich doch unmöglich durch solche Rücksichten beeinflussen lassen! Außerdem scheint mir der Gedanke des Pastors ein so gerechter und guter, und der Nachteil, der dem Besitzer daraus erwachsen könnte, ein so geringer, daß unsre Nachbarn es kaum bedauern dürften, halb und halb zur Nachahmung gezwungen zu werden."

„Nun, wenn Sie so einverstanden mit Ihrem Pastor sind, dann haben Sie Ihren Entschluß eigentlich wohl schon gefaßt — und ich werde nichts mehr daran ändern."

Elisabeth sah, daß es ihn ein wenig verstimmte, aber sie beachtete es weiter nicht.

„Es schadet nichts," dachte sie. „Er darf nicht anfangen, zu beanspruchen, daß seine Meinung mir allemal maßgebend sei. Sonst wird aus dem freundschaftlichen Ratgeber ein unausstehlicher Tyrann."

Diese Vorsicht und diese Befürchtung waren überflüssig. Hans Weyern verlangte nichts weniger als ihre unbedingte Unterwürfigkeit und hatte überhaupt nicht die geringste Anlage zum Tyrannen.

Aber er liebte Elisabeth, liebte sie schon seit Jahren, aus respektvoller Entfernung, in wunschloser Innigkeit. Und so war es natürlich und menschlich, daß er, obschon er sie niemals ihrem Manne mißgönnt noch abwendig zu machen versucht hatte, es doch nicht ertragen konnte, wenn sie mit Beifall oder Anerkennung von einem andern Manne sprach.

Dieser Mann nun war zwar ein Ehemann und überdies ihr Pastor. Aber er war ein Mann, und zwar ein bedeutender und geistig starker Mann. Und der Vergleich mit ihm konnte für Hans Weyern unvorteilhaft ausfallen.

Noch an demselben Abend, um Sonnenuntergang, erschien Elisabeth im Pfarrhaus.

Sie traf den Pfarrer im Garten, wo er seine Obstbäume beschnitt, und ging schnurstracks auf ihn zu.

„Herr Pastor," sagte sie, „von jetzt an bekommen meine Leute ein für allemal den halben Sonnabend frei."

Das hatte er nach ihrem Zögern heut nachmittag doch kaum erwartet; wenigstens nicht so schnell. Und sie gewährte ihm seine Bitte augenscheinlich gern — zum erstenmal leuchtete in ihren Augen ein helleres Licht, und ihre kummerblassen Wangen hatten ein wenig Farbe.

Fast erstaunt sah Reinhard Bendemann sekundenlang in diese schönen, grauen Augen. Ja, hier war Wille und Temperament und Leben —

Er seufzte, und sein Dank klang zerstreut.

IV.

Am nächsten Sonntag war die Kirche beinahe voll. Obgleich weder der Pfarrer noch die Patronin sich der Täuschung hingaben, daß es nun immer so bleiben würde, sondern diesen Umschwung sehr richtig als eine Äußerung des ersten Eifers auffaßten, dessen Schicksal es meist ist, schnell wie ein Strohfeuer wieder zu erlöschen, so freuten sie sich doch darüber als über einen Beweis von Verständnis und gutem Willen. Und der Pfarrer freute sich noch besonders, weil es das erste Mal war, daß seinem Streben aus der Gemeinde ein Entgegenkommen erwuchs.

Nur der Verwalter war nicht im Gotteshause und überhaupt in der nächsten Zeit nicht gut auf den Pastor zu sprechen. Ihm konnte die Sache zwar gleich sein, ihn trafen die Folgen nicht. Und was seine Herrin anbetraf, so wußte sie allemal die Folgen eines durch sie herbeigeführten Entschlusses zu tragen.

Aber es war in Buchwald noch nie vorgekommen, daß der Pastor sich hatte in die wirtschaftlichen Angelegenheiten einmengen dürfen. Das war eine Anmaßung, die der alte Delberg nicht so schnell verzeihen konnte.

Elisabeth war sich immer bald klar über das, was sie wollte, und sehr logisch in ihrem danach sich richtenden Thun und Denken. So ließ sie sich auch durch des Verwalters mehrtägigen Groll nicht irre machen in ihrem Entschluß, den neuen Pfarrer seiner Gemeinde gegenüber zu unterstützen, soweit sie sich mit seinen Maßnahmen einverstanden erklären würde.

Der Pfarrer war ihr für dies Entgegenkommen nicht einmal besonders dankbar; er hielt es für ganz selbstverständlich, bei seiner Patronin Unterstützung zu finden, und war höchstens ein wenig erstaunt gewesen, daß sie so selbstthätig in den Gang des Geschäftes eingriff.

Aber Elisabeth interessierte sich für ihre Gutsangehörigen und liebte sie, und es lag ihr viel daran, zwischen ihnen und dem Pfarrer ein gutes Verhältnis anzubahnen. Sie versprach sich davon einen sittlichen Einfluß auf die Gemeinde; um so mehr, als der Pfarrer gerade Reinhard Bendemann war.

„Sind Sie eigentlich schon im Armenhaus gewesen?“ fragte sie eines Sommerabends, als Bendemanns bei ihr auf der Veranda saßen.

Der Pfarrer sah sich von dieser Frage peinlich berührt. Denn das Armenhaus und seine Bewohner bildete einen unklaren Punkt in seinem Gewissen. Und es war ihm sehr unangenehm, daß er verneinen mußte.

„Warum nicht?“ fragte Elisabeth mit der ihr eignen Geradheit.

„Ich habe nichts Gutes von den Leuten gehört —“

„Aber das wäre doch nur ein Grund mehr für Sie, hinzugehen!“

„So dachte ich anfangs auch. Bei näherer Überlegung stellte sich die Sache anders dar. Die alte Giese und ihre Enkelin stehen in dem Ruf, durchaus unkirchlich zu sein. Sie scheinen dem ganzen Dorf ein Stein des Anstoßes und ein Ärgernis zu sein; man spricht nur geringschätzend von ihnen — die Alte soll menschenfeindlich und verbittert sein, und die Junge eine Dirne —“

„Das alles wissen Sie, Herr Pastor, und waren noch nicht da?“ In Elisabeths Augen funkelte der Spott. „Wissen Sie nicht, daß gerade die Kranken des Arztes bedürfen?“

Reinhard Bendemann wurde rot vor Unwillen.

„Ich muß erst die Verhältnisse kennen lernen, ehe ich mich hineinbegebe. Ehe der Arzt das Messer ansetzt, muß er die Krankheit beobachten.“

„Wenn Sie sich dabei auf das Hörensagen verlassen wollen, werden Sie kein richtiges Krankheitsbild gewinnen,“ sagte Elisabeth ein wenig wegwerfend. „Ich weiß, daß unsre Leute die beiden Frauen hassen. Warum? Weil sie ihren Kopf für sich haben und ihren Weg für sich gehen. Weil sie lieber bei Erarbeitetem hungern, als bei Erbetteltem gut leben wollen. Aber ich finde das nur ehrenwert von den beiden.“

„Soviel ich gehört habe, sind sie durch eigne Schuld in das Elend gekommen, in dem sie sich nun trotzig verschließen.“

Elisabeth richtete sich ein wenig höher auf, und ihre blasse Stirn furchte sich tiefer.

„Ich will Ihnen erzählen, was ich davon weiß. — Als ich hierher kam, war die alte Giese noch Tagelöhnerin beim Schulzen. Ihre Kinder waren auswärts in Dienst und gaben der Mutter keinen roten Heller ab. Die alte Frau aber erzog die fünf unehelichen Kinder ihrer verstorbenen jüngsten Tochter und quälte sich von früh bis spät, sie zu nähren und zu kleiden. Dafür genoß sie die Verachtung des ganzen Dorfes. Sie war ja die Mutter jener leichtfertigen Person, die diesen fünf Kindern das Leben geschenkt hatte. — In der Bibel steht, daß die Sünde der Väter heimgesucht werden soll an den Kindern. In diesem Falle ist die Sünde des Kindes an der Mutter heimgesucht worden. — Jetzt teilen sich Großmutter und Enkelin in diese Erbschaft —“

„Das ist göttliche, von den Menschen freilich oft nicht begriffene und darum nicht anerkannte Gerechtigkeit. Einer muß leiden für den andern, und am Ende leidet keiner ganz unschuldig. So in diesem Falle — wer weiß, ob nicht die Tochter zugleich mit der Strafe auch die Sünde der Mutter geerbt hat?“

„Und auf dieses ‚wer weiß‘ hin soll sie ausgestoßen sein? Das nenne ich nicht göttliche Gerechtigkeit, sondern menschliche Ungerechtigkeit. Und wer einen seiner Nächsten, und sei es der allergeringste, ausstößt, der hat meiner Ansicht nach die Verantwortung zu tragen für das, was aus ihm wird.“

Dem Pfarrer war noch nie eine solche Zurechtweisung zu teil geworden.

„Ich muß mich sehr wundern, Frau Baronin,“ sagte er scharf, „daß Sie sich zur Verteidigerin der Unsittlichkeit hergeben —“

Ruth sah ihren Mann tödlich erschrocken an. Elisabeth wurde ein wenig rot, blieb aber ganz ruhig.

„Ich glaube, Sie mißverstehen mich, Herr Pastor. Ich habe keine Veranlassung, Katharine Giese für ein schlechtes Mädchen zu halten. Dafür, daß sie ein uneheliches Kind ist, kann sie nichts. Und wenn sie sich trotzdem brav hält, bei dem ererbten leichten Blut und bei der Nichtachtung, die ihr zu teil wird, so sollte man ihr das um so höher anrechnen. Denn was wirkt wohl demoralisierender auf Gemüt und Charakter, als die allgemeine Verachtung, die das Gute zertritt, an das sie nicht mehr glaubt! Und denken Sie, wie verletzend es für die Alte und das Mädchen sein muß, wenn Sie zu allen gehen und nur zu ihnen nicht! Wenn Sie ihnen damit öffentlich sagen: ihr seid mir zu schlecht! Damit gewinnen Sie die Seelen nicht — und das ist doch Ihr Amt, Herr Pastor!"

Sie hatte sich in einen schönen Eifer hineingeredet und gar nicht gemerkt, wie sein Gesicht immer finsterer und kälter wurde.

„Ich wollte Sie eigentlich geradezu bitten, hinzugehen," fuhr sie immer dringlicher fort. „Und wenn Sie wirklich meinen, die Leute verdienten es nicht, so kann das doch Ihre wohl überlegte Ansicht nicht sein. Denn Sie wissen doch, Herr Pastor, die Pharisäer sagten zu den Aussätzigen: Rühret mich nicht an, auf daß ich nicht unrein werde. Gott aber sandte seine Diener auf die Landstraße, hinter die Hecken und Zäune!"

„Warum gehen Sie denn nicht hin, Frau Baronin!" Sie überhörte die Gereiztheit seiner Worte und erwiderte:

„Ich bin seit meines Heinrichs Tode noch zu niemand gegangen; ich habe mich auch bei seinen Lebzeiten nicht so um sie kümmern können, wie ich wohl gewollt hätte; denn sie gehören zur Gemeinde und nicht zum Gut, und mein Mann sah es nicht gern, wenn ich mich in Gemeindeangelegenheiten mischte. Ich verstand das nicht ganz, aber ich fügte mich natürlich. Ich möchte aus diesem Grunde nicht, daß der erste Gang ins Dorf, den ich nach seinem Tode thue, zu den Gieses führt. Aber wenn sie meiner Hilfe einmal bedürfen sollten, würde ich keinen Augenblick zögern, sie ihnen zu bringen."

Auf dem Heimwege, als der Pfarrer groß und schweigsam neben seiner Frau daherging, sagte Ruth zaghaft:

„Reinhard — meinst du nicht, daß ich einmal ins Armenhaus gehen könnte?"

„Warum?" fragte er schroff.

„Nun — weil es die Frau Baronin doch gern möchte, daß wir uns um die Leute kümmern — und weil sie doch eigentlich recht hat!"

„So. — Und weil ich andrer Ansicht bin, hältst du es für deine Pflicht, dich auf Frau von Rodenburgs Seite zu stellen?"

„Aber Reinhard —" rief sie erschrocken über seinen gereizten Ton. „Ich denke nur, daß du im Grunde auch ihrer Ansicht bist —"

„Da denkst du das Falsche."

Sie war eingeschüchtert und schwieg. — Nach einer Weile, als sie sich dem Pfarrhause näherten, schob sie heimlich ihre Hand durch seinen Arm und schmiegte sich scheu an ihn.

„Reinhard — ich möchte dich etwas bitten —"

„Nun — was?"

„Sei nicht böse, Reinhard! Bitte, verzürne dich nicht mit deiner Patronin!“ Er machte eine ungeduldige Bewegung.

„Was fällt dir ein! Wie kommst du darauf?“

„Ihr habt so verschiedene Grundsätze in allem — ihr könntet einander so gut aushelfen in eurer Arbeit. Sie nimmt gewiß gern deinen Rat an und, — sie ist eine Frau, von der auch du dich nicht schämen brauchst, einen Rat anzunehmen. Aber wenn du ihr so schroff begegnest —“

„Liebes Kind, ich kann nicht um des lieben Friedens willen und aus äußerlichen Rücksichten meine Ansichten ändern.“

Ruth verlor seiner überlegenen, unzugänglichen Art gegenüber allemal den Mut. Mit Bangen sah sie es kommen, daß des Pfarrers eiserne Strenge ihm auch hier die Herzen der Menschen verschließen würde. Mit um so größerer, hoffnungsvoller Freude ahnte sie in seiner Patronin eine ausgleichende Kraft, einen mildernden Einfluß. Wie gern hätte sie ihres Mannes Seele diesem Einfluß zugänglich gemacht — aber sie besaß den Schlüssel zu dieser Seele nicht.

Reinhard Bendemann begann sogar seit diesem Abend, sich jenem Einfluß vorsätzlich zu verschließen, als ob er seine umwälzende Macht ahnte. Sein selbständiger, etwas schroffer und abgeschlossener Charakter machte förmlich Front gegen den weichen Ernst, der wie ein Tauwind, sanft und doch stark, an dem Bollwerk seiner Grundsätze zu rütteln schien.

Er ging nun erst recht nicht ins Armenhaus, trotzdem ihm sein Gewissen längst sagte, daß es seine Pflicht sei. Aber die Stimme seines Gewissens war die Stimme seiner Patronin, und darum that er das Gegenteil.

Er arbeitete sich in eine düstere, gereizte Stimmung hinein, unter der sein treues Weib schweigend litt. Er kämpfte gegen einen Feind, der eigentlich gar nicht da war. Er kämpfte gegen ihn im häuslichen und Gemeindeleben, in seinem eignen Herzen, vor dem Altar und auf der Kanzel, mit schonungsloser Strenge und rücksichtsloser Härte, als müsse sich die ganze Menschheit in Sack und Asche setzen und an ihrer eignen Schlechtigkeit untergehen — zur Ehre Gottes.

Elisabeth hörte seine Predigten aufmerksam und gern an, denn es lebte in ihnen ein großer Geist und eine arbeitende Seele, davon die meisten nichts ahnten. Aber wenn sie nach Hause ging, und alle die gehörten Worte in ihrem Herzen bewegte, empfand sie doch ein Bedauern darüber, daß er den Leuten Furcht einflößte statt Vertrauen.

„Er könnte ihnen so viel sein — so aber wird er ihnen immer fremd bleiben.“

Endlich fand sich eine Gelegenheit für den Pfarrer, den aufgespeicherten Vorrat an Eifer und Widerspruchsgeist auszutoben und sein Herz von der angesammelten Schwüle zu reinigen.

Er ging eines Abends im Hochsommer noch spät und einsam spazieren. Am Tage war es jetzt zu heiß dazu. Und je mehr die enge Zimmerluft ihn tags über gemütlich und körperlich bedrückt hatte, um so lebhafter empfand er den Wunsch nach Abkühlung.

Er war im Walde gewesen. Der Wald mit seinem großen, allwissenden Schweigen gab seiner Seele Raum, sich zu dehnen, und das geheimnisvolle Raunen

und Flüstern der Zweige ging wie ein besänftigendes Liebkosen über sein beunruhigtes Gemüt.

Der Mond schien hell auf seinen Weg, als er sich dem Dorfe näherte. Dieses selbst lag schon ganz still; aus wenigen Wohnungen nur schimmerte noch ein flackerndes Licht. Irgendwo blökte eine Kuh im Stall und rasselte mit der dünnen Eisenkette; auf der Schäferei bellten die Hunde.

Reinhard Bendemann ging langsam die Straße entlang, im Schatten der Linden. Er hatte keine Eile, nach Hause zu kommen. Je völliger die Stille ringsum, um so auffallender mußte es ihm sein, als er plötzlich, linker Hand, wo hinter dem niedrigen Zaun ein bäuerlicher Garten sich dehnte, ganz deutlich unterdrücktes Stimmengeflüster und das Knacken eines Zweiges hörte.

Um die nötige Arbeit zu verrichten, dazu war der Tag da. Was also hier geschah, suchte den Schutz der Nacht.

Reinhard Bendemann trat an den Zaun und spähte aus dem Schatten aufmerksam in den hellbeschienenen Garten hinüber. Unter einem Birnbaum sah er eine schmale, hochaufgeschossene Gestalt stehen, halb Knabe, halb Jüngling, der aufmerksam in die Zweige hinaufspähte und mit der Mütze etwas auffing, das ihm zu wiederholten Malen herabgeworfen wurde, und was er dann in seinen Taschen verschwinden ließ.

Nach Verlauf einiger Minuten wurden mit halber Stimme Worte gewechselt; darauf glitt ein halbwüchsiger Junge mit katzenhafter Behendigkeit aus den Zweigen am Stamme herunter und schickte sich an, mit seinem Genossen den süßen Raub zu teilen.

Sie schienen sich nicht einigen zu können; ihre Gebärden wurden immer heftiger, ihre Worte immer unvorsichtiger.

„Komm man erst weg von hier, sonst werden wir noch abgefaßt!“ sagte der eine und näherte sich dem Zaun gerade in der Richtung auf die Straße und den Pfarrer zu.

„Du willst mir wohl noch durchbrennen!“ rief der zweite und folgte ihm, ohne seinen Ärmel loszulassen.

„Wenn ich dir durchbrenne, kannst du mich ja angeben. Ich will auch gar nicht. Laß mich man los, daß ich erst rüberkomme — so — kannst ja so lange die Mütze halten.“

Und mit einem gut gezielten Schwunge flog der Große über den Zaun auf die Straße.

Im demselben Augenblick packte ihn eine eiserne Faust am Hemdkragen. Der Pfarrer stand wie aus dem Boden gewachsen vor ihm, und seine Augen bohrten sich wie zwei Flammen in das tödlich entsetzte Gesicht eines seiner Konfirmanden. — Der andre jenseits des Zaunes stieß einen Schrei aus; die rotbäckigen Sommerbirnen kollerten auf der Erde zwischen Bohnenkraut und Salatstauden herum; der sie gepflückt hatte, verschwand in entgegengesetzter Richtung im Schatten der Büsche.

Der Pfarrer ließ ihn laufen, da er ihn doch nicht halten konnte, und begnügte sich mit dem einen, den er erwischt hatte.

„Wer heißt euch Birnen stehlen!“ fuhr er ihn mit drohender Stimme an.

Der junge Sünder schwieg verstockt.

„Wer ist der andre?“ fragte Reinhard Bendemann weiter.

„Heinrich Riepert,“ knurrte der Junge mit einer gewissen Genugthuung darüber, daß der andre nun doch wohl auch noch sein Teil bekommen würde.

„Also auch ein Konfirmand. — Wozu kommt ihr eigentlich zum Unterricht und lernt Gottes Wort? Bloß um euer Gedächtnis zu üben? Meinst du, der liebe Gott sei nur für Kirche und Schule da, und im übrigen sei es genug, ihn in den Tischkasten zu sperren wie Bibel und Katechismus, daß er ja nichts sehe und höre von euerm Leben und sich's nicht einfallen lasse, dreinzureden? Aber ich sage dir, Gott läßt sich nicht einsperren, und wenn ihr Ihm davonlauft, so findet Er euch doch! Und heute hat Er euch durch mich finden lassen, und wenn meine Worte nicht gegenügen, euch zu sagen, was Sein Wille ist, so werde ich nachdrücklicher mit euch reden —“

Und ehe der Erschrockene noch wußte, wie ihm geschah, fühlte er seines Pfarrers kräftigen Rohrstock mit rücksichtsloser Schärfe auf seinen Rücken niedersausen.

Reinhard Bendemanns gerechter Zorn war untermischt mit großer Heftigkeit. Er schlug nicht nur, weil der jugendliche Dieb es verdiente, sondern weil es ihm eine wahre Wohlthat war, seine lange angestaute Erregung auf diese Weise zu beruhigen.

Seine lauten Worte und das laute Wehgeheul des Gezüchtigten verhallten nicht ungestört. Die Thüren und Fenster der nächstliegenden Wohnungen öffneten sich, verstörte Gesichter sahen furchtsam und neugierig heraus, und das weiße Mondlicht beleuchtete ihnen die rätselhafte Scene.

Erst als der Pfarrer den Jungen laufen ließ mit den Worten:

„So, nun weißt du, wie gestohlene Birnen schmecken!“ begannen sie, verständnisvoll zu ahnen.

Während jener sich heulend nach der einen Seite entfernte, wandte sich der Pfarrer nach der andern. Da erkannte er in einem der verschlafenen Gestalten den Tagelöhner Riepert.

„Guten Abend, Riepert,“ rief er ihm zu. „Sorgt dafür, daß Euer Heinrich sich morgen früh um sieben Uhr bei mir meldet. Er war auch dabei, ist mir aber entwischt.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er festen Schrittes nach Hause. Er hörte nichts von dem Murren, das sich hinter ihm erhob und noch lange durch die Stille summte.

Im Pfarrhaus war noch Licht. Ruth saß im Wohnzimmer und nähte.

„Warum bist du noch auf?“ fragte er. „Es ist bald elf Uhr.“

„Ich hatte es eilig mit der Arbeit. Und ich wollte dich erwarten,“ setzte sie schnell hinzu, denn es war ihr nicht möglich, die halbe Wahrheit zu verschweigen.

Er antwortete darauf nichts. Aber an seinem finsteren Gesicht merkte sie, daß es ihm nicht recht war, und verlor den Mut, zu fragen, wo er gewesen sei und was er getrieben habe?

Am andern Morgen, als er noch nicht mit Ankleiden fertig war, kam Ruth, die schon unten den Kaffee machte, wieder herauf zu ihm.

„Riepert ist da mit seinem Jungen —“

„Er soll warten; ich bin gleich unten.“

Sie hieß ihn im Flur bleiben und ging wieder an ihre Beschäftigung. — Die Kinder machten einen Frühtrab durch den Garten; es war still im Hause. Sie hörte ihres Mannes Schritt die Treppe herunterkommen und lauschte darauf mit der gedankenlosen Aufmerksamkeit eines Menschen, dessen Gedanken durch viel andre, wichtigere Dinge in Anspruch genommen sind.

„Gu'n Morgen, Herr Pastor,“ hörte sie die Stimme des Arbeiters mit merklichem Trotz sagen. „Ich wollt' man lieber gleich mitkommen, falls der Bengel auch Prügel haben soll. Und in dem Fall wollt' ich man gleich sagen, daß ich mir das nicht gefallen lassen brauche —“

„Ich habe nicht nötig,“ fiel ihm Reinhard Bendemann scharf ins Wort, „mir vorschreiben zu lassen, wie ich meine Konfirmanden strafen darf, wenn sie groben Unfug treiben. Euer Junge wird jetzt mit mir kommen und den Bauern, den er gestern bestohlen hat, in meiner Gegenwart um Verzeihung bitten.“

„Herr Pastor, mein Junge ist bloß von dem andern angestiftet und verführt —“

„Das wird der andre Vater auch sagen. Das ist keine Entschuldigung. Auf irgend eine Weise wird jeder zu der Sünde verführt, die er begeht. Sünde bleibt es darum doch.“

„Na — Herr Pastor — die einzigen werden es auch nicht sein, die lange Finger machen —“

„Leider nicht. Um so strenger müssen diese langen Finger gestraft werden, um andre aufzurütteln und zu mahnen —“

„Und weil mein Junge das Unglück hatte, erwischt zu werden —“

„Schämt Euch, Riepert. Ihr solltet Euch freuen, daß Eurer Kinder Schlechtthaten ans Licht kommen und sie beizeiten von dem gefährlichen Wege zurückgerufen werden, ehe es zu spät ist. — Ruth,“ rief er ins Wohnzimmer hinein, „hebe mir das Frühstück auf. Ich muß erst noch ins Dorf gehen.“

„Dann wäre es doch in der Ordnung, daß der andre auch mitginge!“ grollte der Mann.

„Der hat ja seine Strafe. Übrigens — wenn es Euch lieber ist, daß Euer Junge auch seine Tracht Prügel bekommt, Ihr dürft wählen. Mir ist's gleich.“

Der Junge, der bisher mit trotziger Gleichgültigkeit dagestanden, sah den Pfarrer ängstlich an und wollte beginnen zu heulen. Die Klagelaute seines Kameraden zitterten ihm noch in den Ohren. Der Vater entschied sich für die Strafe, die ihm am wenigsten entehrend vor den Augen des ganzen Dorfes erschien, und überließ seinen Sprößling dem unerbittlichen, geistlichen Herrn, der mit ihm sogleich den Bußgang antrat.

Ruth war dem weiteren Verlauf der Unterhaltung mit so angespannter Aufmerksamkeit gefolgt, daß ihr der Kaffee übergeflossen war. Nun stand sie, starrte betrübt auf die Flecken in dem blütenweißen Tischtuch und zerbrach sich den Kopf, was denn vorgefallen sein mochte.

Reinhard erzählte ihr nichts mehr. Um so bangeren Gedanken und Befürchtungen gab sie sich hin.

Dann fiel ihr ein, daß sie die Kinder rufen müsse. Als sie auf den Flur hinaustrat, betrat von der Straße her der Eigentümer Lück das Pfarrhaus.

„Guten Morgen, Frau Pastor. Ist der Herr Pfarrer schon zu sprechen?“

„Mein Mann ist ins Dorf gegangen, wird aber wohl bald wiederkommen. Vielleicht kann ich's ausrichten?“

Die Leute mochten ihre freundliche, sanfte Pfarrfrau gern, obwohl sie ihnen noch ziemlich fremd war. Sie fühlten Vertrauen zu ihr, obgleich sie noch nichts gethan hatte, es zu erwerben. Des Mannes ziemlich feindseliges Gesicht erhellte sich ein wenig, als er sagte:

„So eilig ist's nicht. Ich wollte dem Herrn Pastor nur sagen, daß ich mir so was nicht gefallen lasse.“

„Was denn? Was meinen Sie?“

„Nun — Sie werden es ja wissen. Die Schläge von gestern abend. Der Junge ist zu groß dazu. Und die paar lumpigen Birnen sind nicht der Rede wert.“

Ruth begann schnell den Zusammenhang zu ahnen.

„Ob es Birnen sind oder Goldstücke, ist doch im Grunde gleich, Lück. Stehlen bleibt Stehlen. Und darum handelt es sich ja wohl.“

„Frau Pastor, wer hat sich denn nicht mal als Junge Birnen und Äpfel vom Baum geholt, ohne zu fragen, ob er im Nachbargarten stand.“

„Und wer,“ fiel Ruth ein, „hätte nicht die wohlverdiente Strafe empfangen, wenn er dabei erwischt wurde!“

„Nun ja — meinetwegen. Aber den Jungen zu prügeln, dazu hat der Herr Pastor kein Recht; noch dazu auf offner Straße. Und ich kann mir das nicht gefallen lassen; schon des Beispiels wegen, damit es nicht wieder vorkommt. Und ich werde den Herrn Pfarrer deshalb verklagen, und das wollt' ich man sagen, und das können Sie ihm ja ebenso gut erzählen, wie ich. — Gu'n Morgen.“

Er setzte trotzig die Mütze auf und ging.

„Lück —“ rief sie ihm nach — „hören Sie doch —“ aber er hörte nicht, sondern entfernte sich mit trotzigen, festen Schritten.

Ruth blieb an die Thür gelehnt stehen. Sie war ganz blaß geworden.

So war es denn wieder so weit: er hatte sich von seinem Eifer hinreißen lassen, und sie hatte ihn nicht halten können. Sie — was war sie überhaupt in seinem Leben! Ein ohnmächtiges Nichts —

Die Kinder stürzten an ihr vorbei und rissen sie mit. Sie versorgte sie mit Speise und Trank und dachte dabei schweren Herzens an den einen, nach dem sich ihre Seele so vergebens sehnte — den sie besaß, ohne ihn zu besitzen.

Und dann kam er zurück und hielt in gewohnter Weise mit den Seinen die Morgenandacht. Darauf schickte Ruth die Kinder hinaus, die ohnehin aufgegessen hatten, und blieb ihrem Manne allein gegenüber sitzen.

Nachdenklich und liebestraurig ruhten ihre Augen auf seinem unbeweglichen Gesicht. Das war die eiserne Maske, die er immer trug, wenn er ihr etwas verbergen wollte. Ruth kannte diese Maske und respektierte sie, obwohl sie meist hindurch sah.

„Reinhard,“ sagte sie endlich ganz ruhig und sachlich, „Lück ist hier gewesen, während du fort warst.“

Er sah ein wenig unruhig auf.

„Was wollte er?“

„Er wollte dir sagen, daß er dich verklagen würde, weil du gestern seinen Jungen geschlagen hast.“

Reinhard Bendemanns Augen blitzten kampflustig.

„Und da wollte er mich schonend vorbereiten, damit es mich nicht zu vernichtend überraschte?“ spottete er. „Wie rücksichtsvoll von dem gekränkten Vater!“

„Ich denke mir, er hat es nur gesagt, um zu drohen. Und wenn du versuchtest —“ sie stockte.

„Was soll ich versuchen?“

„Ihn zu besänftigen! Denke doch, Reinhard, wie schrecklich es wäre — ein Gemeindeglied, das seinen Pfarrer verklagt —“

„Und wie denkst du dir, das ich das verhindern soll?“ fragte er eisig, und seine Augen sprühten. „Die Schläge kann ich nicht ungeschehen machen; und wenn ich es könnte, so würde ich es nicht wollen, denn sie waren durchaus am Platz. Soll ich ihn also etwa um Verzeihung bitten?“

„Nein,“ erwiderte Ruth, all ihren Mut zusammennehmend, „aber du könntest ruhig mit ihm reden —“

„Liebes Kind,“ sagte der Pastor, und seine imponierende Gestalt reckte sich zu hochmütiger Größe, „diese Sache entzieht sich deiner Beurteilung. Du kannst dich darauf verlassen, daß ich weiß, was ich zu thun habe.“

Ruth schwieg und sah betrübt vor sich nieder.

Sie ging den ganzen Tag betrübt und nachdenklich umher. Ihr ganzes Sehnen und Wünschen ging dahin, ihren Mann geliebt zu wissen von seiner Gemeinde. Wie hatte sie gelitten darunter, daß seine rücksichtslose Schroffheit eine Mauer gebildet hatte zwischen ihm und seiner vorigen Gemeinde, hinter der er unverstanden, ungeliebt und unbefriedigt, vergeblich versucht hatte, den einmal verschütteten Weg zu ihren Herzen wiederzufinden. Sie hatte um so mehr darunter gelitten, weil sie ihn kannte mit all seinen großen und guten Eigenschaften, die ihn wie keinen andern befähigt machten, Vertrauen, Verehrung und Liebe zu besitzen; weil sie ihn kannte mit seinem heißen, raschen Herzen, daß sich in der rauhen Schale scheu und stolz verbarg. Wie gern hätte sie den Leuten abgegeben von dem innigen Verständnis, das ihr in den letzten, schweren Jahren aus heimlichem Leid für ihn erwachsen war! Es müßte ihnen so gehen, wie es ihr gegangen war — mit dem Verständnis für ihn mußte auch die Liebe zu ihm wachsen; die Liebe, die heut ihr ganzes Herz, ihren ganzen Menschen ausfüllte, und mit der sie Tag und Nacht darüber nachsann, wie sie ihm die Steine aus dem Wege räumen könne, die er selbst sich hineinpackte.

Es ist ja der Beruf der Frau, auszugleichen, zu glätten und zu heilen, und wohl dem Manne, der einer klugen und sanften Frauenhand erlaubt, den Herzensacker zu bearbeiten, auf dem die Saat seines Wollens und Schaffens Wurzel fassen und Frucht tragen soll!

Ruth wußte, daß sie selbst keinen Einfluß auf ihren Mann hatte. Weit entfernt, darum bitter und trotzig ihn seiner Wege gehen zu lassen, suchte sie ihm diesen Einfluß aus andern, mächtigern Quellen zuzuführen. Was auf ihn einwirken konnte, mußte nicht ein Tropfen sein, der ihm auf der Lippe verdunstete — so ein armes, machtloses Wässerlein, wie sie sich eines glaubte — sondern eine Flut, die gegen ihn anrauschte und über ihn hinging.

Eine dunkle Ahnung, ein aufdringlicher Instinkt trieb sie in der Nachmittagsstunde des folgenden Tages — der Pfarrer war fortgefahren — zu Elisabeth Rodenburg.

Ohne jede Einleitung nannte sie ihr sofort den Grund ihres Besuches und erzählte ihr möglichst kurz und sachlich den Vorfall, so weit sie ihn kannte, ohne ihren Mann in irgend einer Weise weder anzuklagen noch zu entschuldigen; ohne überhaupt der Erfahrungen und Befürchtungen zu erwähnen, die der eigentliche Grund ihrer Besorgnis waren.

„Lück will meinen Mann verklagen, und der ist viel zu stolz, um ihn auf irgend eine Weise daran zu hindern. Dahin darf es aber doch nicht kommen, Frau Baronin; und da ich selbst in der Sache nichts thun kann, komme ich zu Ihnen — Sie haben Einfluß auf die Leute, und wenn Sie mit dem Manne reden, so wird er alles einsehen und von seinem Vorhaben Abstand nehmen."

Elisabeth war es durchaus nicht angenehm, um ihre Einmischung gebeten zu werden. Sie hörte aus Ruths Worten nur die Angst vor einem unangenehmen Skandal und die Mutlosigkeit, selbst etwas dagegen zu thun. Nun sollte auch sie mit hineinverwickelt werden, und das war ihr durchaus unangenehm.

Sie übersah sofort die Tragweite, welche es für des Pfarrers Stellung in der Gemeinde haben würde — zum Guten oder Bösen — wenn der gekränkte Vater seine Drohung ausführte. Gerade darum scheute sie sich, einzugreifen. Wenn der Pfarrer überhaupt eine Stellung haben sollte in der Gemeinde, mußte er sie sich selbst machen und nicht sie ihm. Sie war überzeugt, daß er sie sich machen würde, ebensosehr als daß er eine ihm von ihr vorbereitete niemals annehmen würde.

Und sie sagte das Ruth, so wie sie glaubte, daß sie es verstehen und sich nicht verletzt fühlen würde.

Ruth verstand viel schneller und viel gründlicher, wie Elisabeth dachte, ja, wie Elisabeth selber verstand. Aber sie fühlte sich ihr noch zu fremd, um mehr zu sagen; sie glaubte eine Unzartheit, eine Gewissenlosigkeit gegen Reinhard zu begehen, wenn sie einer Fremden das Herz seines Weibes entschleierte, das ihr ein allzutreues Bild seines inwendigen Menschen gespiegelt hätte. Und so senkte sie nur betrübt und verwirrt den Kopf und sagte befangen:

„Ich möchte so gern, daß die Leute meinen Mann lieben lernten. Ich weiß aber aus Erfahrung, daß die Liebe ein mühsames Wachsen hat, wenn sie aus Furcht entstehen soll. Erst muß die Liebe kommen und dann der Respekt —"

„Ja, aber liebe Frau Pastor, das ist doch nicht ganz richtig gefolgert. Ob der Mann klagt oder nicht, das ändert nichts mehr an der That ihres Gatten oder an dem Eindruck, den sie den Leuten gemacht hat —"

„Doch!“ rief Ruth lebhaft. „Wenn sie sich in Frieden darüber aussprechen und einigen, so ist es gar nicht anders möglich, als daß mein Mann den Vater des Jungen überzeugt und — gewinnt; und dann hat mein Mann überhaupt gewonnen. Aber er wird nicht den Anfang machen. Folglich muß Lück ihn machen — was auch viel richtiger wäre. Von selbst wird er es nie thun — dazu sind solche Leute viel zu eigensinnig. Ich kann es ihm nicht sagen, weil ich Reinhards Frau bin; ich traue mir auch nicht genug Einfluß zu. Also müssen Sie es thun, Frau Baronin,“ schloß sie ungewöhnlich bestimmt.

Elisabeth sah die zarte Frau, die sich für ihres Mannes Stellung so erwärmte, interessiert an.

„Muß ich?“ fragte sie mit einem kleinen Lächeln.

„Ja, Sie müssen,“ rief Ruth, durch den freundlichen Ton ermuntert. „Sie sind ja die Patronin. Ihnen darf es auch nicht gleichgültig sein, wie sich das Verhältnis zwischen Pfarrer und Gemeinde gestaltet.“

„Und was wird Ihr Mann dazu sagen?“

„Der braucht es ja nicht zu erfahren — das heißt, daß ich dahinterstecke.“

„Ich werd's ihm nicht sagen. Mir wäre es am liebsten, er erführe auch von meiner Einmischung nichts; aber das wird sich wohl nicht hindern lassen —“

„Also Sie wollen es thun, wollen mit Lück reden?“

„Ja —“ sagte sie sehr zögernd und unentschlossen. Sie wunderte sich selbst, weshalb ihr bei alledem so unbehaglich zu Mut war.

Ruth ging glückselig heim. Sie schöpfte neue Hoffnung und fühlte sich von einem bangen Druck befreit.

Elisabeths unbehagliche Stimmung änderte sich nicht. Sie ging sehr mit Unlust an die Erfüllung ihres Versprechens, und eben nur, weil sie es versprochen hatte und in ihren unklaren Empfindungen keinen genügenden Grund sah, ihr Versprechen wieder zurückzunehmen.

Um es nicht auffällig zu machen, bestellte sie den Mann nicht zu sich aufs Schloß, sondern ging nach Feierabend selbst zu ihm. Sie fand ihn in sehr gereizter, unversöhnlicher Stimmung und fest entschlossen, seine Drohung auszuführen. Angesichts solchen väterlichen Unverstandes erwärmte sich Elisabeth unwillkürlich für die Sache. Die Worte kamen ihr aus dem Herzen auf die Zunge. Sie ließ die Person des Pfarrers so viel wie möglich aus dem Spiel und beschränkte sich darauf, dem Manne seine Vaterpflichten aufs Eindringlichste vorzustellen, und daß er dankbar sein müsse, wenn er in der Ausübung derselben durch die von Gott selbst dazu eingesetzten Autoritäten — Lehrer und Geistliche — kräftig unterstützt würde.

Wenn Elisabeth etwas durchsetzen wollte, so erreichte sie es auch. Der Eigentümer Lück war endlich so weit, daß er sich seines unverständigen Benehmens schämte, um so mehr, als Elisabeth an seinem eignen Weibe eine kräftige Unterstützung fand.

„Und wenn ich Euch nun einen Rat geben kann,“ sagte Elisabeth endlich, „so geht hin zum Herrn Pfarrer und sagt ihm, daß Ihr andern Sinnes geworden seid. Ihr habt Euch vom ersten Ärger fortreißen lassen — nun ja, das widerfährt manchem.

Nun gesteht es aber auch freimütig ein, sonst hält Euch der Herr Pfarrer für einen thörichten und unverständigen Mann, der Ihr doch wahrhaftig gar nicht seid."

Als sie die Leute verließ, war sie sich über den Erfolg ihrer Unterhaltung nicht ganz klar. Der Mann selbst wußte noch nicht recht, was er nun thun sollte. Daß sein Vorhaben ein thörichtes und unverständiges gewesen und vielleicht mit einer Niederlage für ihn geendet haben würde — davon hatte Elisabeth ihn überzeugt. Daß er aber dem Pfarrer seinen Unverstand eingestehen, ja wohl gar abbitten solle, das wollte noch nicht recht in seinen Kopf. — Die Sache konnte ja so im Sande verlaufen, ohne daß man noch weiter etwas that oder sagte. Mit der Zeit würde sich alles vergessen —

Als aber am folgenden Morgen sein Sohn aus der Konfirmandenstunde zurückkam mit dem Bescheid, der Pfarrer habe ihm und seinem Helfershelfer die Thür gewiesen, denn ungeratenen Kindern, die nicht einmal Reue zeigten, gäbe er keinen Unterricht — da dämmerte dem Mann eine Ahnung, als ob dennoch der Pfarrer in dieser Angelegenheit die Oberhand behalten möchte, und zugleich wendete sich seine ganze Galle gegen den Urheber all dieser Ärgernisse.

„Dummer Bengel," fuhr er den Erschrockenen an, „sofort scherst du dich zurück und bittest den Herrn Pfarrer um Verzeihung! Denkst du, ich will mich vom ganzen Dorf nachher zum besten halten lassen, deinetwegen? Wenn du nicht allein gehen magst, dann nimm dir nur den Riepert gleich mit —"

„Der sitzt schon drin, der hat schon abgebeten," heulte der also Gescholtene.

„Na also — was stehst du denn hier wie ein Dickschädel —"

„Ja, Vater, ich dachte doch, weil du —"

„Gar nichts hast du zu denken! Parieren sollst du! Vorwärts! Marsch!"

Und er ließ die Hofarbeit im Stich und schob seinen Sohn vor sich her, zum Thor hinaus, die Straße entlang, zum Pfarrhaus, hemdärmelig und barhäuptig wie er war. Daß sein Leidensgefährte ihn im Stich gelassen, war ihm außer allem Spaß, denn allein so ein unsicheres Feld zu behaupten, getraute er sich nicht.

Reinhard Bendemann runzelte unwillig ob der neuen Störung die Stirn, kam aber doch auf den Flur heraus.

„Was wollt Ihr?" fragte er keineswegs freundlich.

Lück gab seinem Sohn einen ermunternden Rippenstoß, der ihn bis dicht vor den Pfarrer beförderte, wo er eine unbeholfene Entschuldigung stammelte.

„Es ist gut — du kannst hineingehen," sagte Reinhard Bendemann und öffnete die Thür. „Ist sonst noch etwas?" fragte er den Mann, der unschlüssig stehen blieb.

„Ich wollte nur sagen," begann Lück, dessen Trotz durch des Pfarrers hochfahrende Strenge wieder aufgestachelt wurde, „was ich neulich morgen der Frau Pastor gesagt habe von wegen des Klagens, war nicht so ernst gemeint. Aber wenn wieder so was vorkommt, möchte ich doch den Herrn Pastor bitten, daß ich meine Kinder selbst abstrafen darf."

„Schön, Lück. Aber hoffentlich kommt so etwas nicht wieder vor. Ich freue mich, daß Ihr ein Einsehen gewonnen habt —" fuhr er freundlicher fort.

„Na, Herr Pastor," entfuhr es ihm in ärgerlichem Polterton, „von selber wär' ich nicht gekommen, denn die Geschichte hat mich mächtig gekränkt. Aber die Frau Baronin hat gesagt, ich sollt' man kommen und sollt's wieder gut machen, denn wenn ich klagte, kriegte ich doch unrecht — und der Frau Baronin trau ich, daß sie's gut mit uns meint —"

„Was Ihr nicht aus eignem Antrieb thut, hat keinen Wert für mich," unterbrach Reinhard Bendemann eisig. „Wenn Ihr nur auf Befehl kommt, so hättet Ihr lieber fortbleiben können."

Sprach's, machte die Thür hinter sich zu und ließ den verdutzten Mann draußen stehen. Als der das Haus verließ, waren alle die guten Regungen, die Elisabeth ihm erweckt hatte, erstickt; er ballte die Faust in der Tasche, und die Reden, die er im Dorfe führte, waren nicht geeignet, dem Pfarrer Freunde zu erwecken.

Nach beendetem Unterricht ging Reinhard Bendemann sofort zu seiner Frau ins Kinderzimmer. Das that er nur, wenn er etwas ganz Besonderes wollte, und da dies Besondere meist nicht das Angenehme war, so sah die kleine Frau ein wenig ängstlich zu ihm auf.

„Wie kommt Frau von Rodenburg dazu," fragte er ohne Umschweife und sah Ruth scharf an dabei, „sich in meine Angelegenheiten zu mengen?"

Ruth wurde dunkelrot vor Schreck.

„Wer hat ihr gesagt, daß die Leute mich verklagen wollten?" fragte er noch schärfer.

„Ich," sagte Ruth, der nicht einen Augenblick der Gedanke kam, ihm die naheliegende Wahrheit vorzuenthalten.

„Und so hat sie sich auf deine Veranlassung hin in die Vermitterrolle eingelassen?"

„Ja."

Reinhard Bendemann biß sich auf die Lippen, um seine zornige Erregung zu meistern.

„Wenn du dich so weit vergißt, hinter meinem Rücken zu intriguieren, so werde ich dir den Verkehr mit Frau von Rodenburg verbieten," sagte er kalt und ging wieder hinaus.

Ruth sah ihm in verständnislosem Schreck nach. Dann fielen ihre heißen Thränen in ihres Kindes Haar.

Sie wollte immer das Beste und that immer das Verkehrte. Und zwischendurch wollte ihr manchmal scheinen, als ob er sich gegen ihren Einfluß überhaupt wehre, gleichviel ob er gut oder falsch sei; wie er sich gegen jeden Einfluß wehrte als gegen etwas, das ihm die Unbefangenheit und Selbständigkeit des Denkens raubte; vor allem aber gegen ihren Einfluß — und gegen den sich zu wehren, war nicht schwer —!

Elisabeth kümmerte sich nicht mehr um den Verlauf der Sache. Aber am Sonntag nach dem Gottesdienst, als sie, Eva an der Hand, langsam über den Kirchhof nach Hause ging, holte der Pfarrer sie ein. Im vollen Ornat, mit dem noch unter der Stimmung von Gebet und Predigt stehenden feierlichen Gesicht sah

er noch ehrfurchtgebietender aus als sonst, trotz der Jugend, deren unverkürzte Kraft ihm in den Augen brannte.

„Frau Baronin," sagte er nach flüchtigem Gruß, „Sie haben sich in der dankenswertesten Absicht meines Verhältnisses zu der Gemeinde angenommen. Es wäre mir aber lieber gewesen, Sie hätten das nicht gethan. Ich möchte Sie herzlich und dringend bitten, in Zukunft den Dingen ihren Lauf zu lassen und sich nicht wieder, wenigstens nicht ohne mein Vorwissen — einzumischen."

Elisabeth war solche Sprache nicht gewöhnt und sah ihn verwundert an.

„Ich habe es diesmal nur ungern gethan, — allerdings in der besten Absicht. Ich kann Ihnen aber keine bindenden Versprechungen für künftige Fälle geben, sondern muß die jedesmalige Entscheidung meinem Gutdünken vorbehalten."

„Dann thun Sie es wenigstens nicht hinter meinem Rücken," fuhr er gereizt fort, „Sie bringen mich damit in eine schiefe und lächerliche Lage der Gemeinde gegenüber —"

„Ich habe noch nie gehört, daß man jemand in eine solche Lage bringt, wenn man versucht, ihm die Herzen der Leute zugänglich zu machen," sagte sie mit ruhigem Stolz.

„Was ich in meiner Gemeinde erreiche, hoffe ich durch eigne Arbeit zu erreichen —"

„Wie Sie wünschen, Herr Pastor. Indessen kann ich mich doch nicht ein für allemal meiner Einsprache entheben. Ich verspreche Ihnen aber gern, Sie jedesmal davon in Kenntnis zu setzen."

Ruths Name wurde nicht erwähnt von ihnen.

V.

Katharine Giese stand am Ziehbrunnen unter der alten Linde vor der ärmlichen Hütte, die sie mit ihrer Großmutter bewohnte, und wand einen Eimer Wasser herauf. Sie war nur mit einem groben Linnenhemd und einem ziegelroten Friesrock bekleidet. Aber das Hemd war rein und weiß, und der Rock neu und sauber genäht. — Die Hütte stand abseits von der Straße, mitten zwischen den Kohl- und Gemüsegärten der Arbeiterfamilien. Die Zäune dieser Gärten, stellenweise lückenhaft und verfallen, waren in der Nähe des Häuschens besonders sorgsam und fest geflochten; denn die Alte und ihre Enkelin standen allgemein in dem Ruf, lange Finger zu haben, die gern durch die Nachbarzäune griffen.

Die Hütte war eigentlich das Armenhaus der Gemeinde. Da aber augenblicklich die alte Giese die einzige Ortsarme war, so bewohnte sie es allein; und da sie wiederum allein nicht leben konnte, da sie lahm und fast taub war, hatte man ihr erlaubt, die Enkelin zu sich zu nehmen.

Vor der Hütte stand — sehr unbegründet — eine uralte Linde, die mit ihrer gewaltigen Krone dem elenden Gebäude ein besseres Schutzdach bot, als sein löcheriges Strohgeflecht, und Regen und Sonnenbrand von ihm fernhielt. Auf der Hinterseite hatte Kathrine eine kleine Gemüsepflanzung angelegt, die aber nicht sehr vielversprechend aussah. Daneben scharrten auf einem Kehrichthaufen, der sich durch Jahre angesammelt haben mochte, ein paar Hühner, die wahrscheinlich auf dem Boden oder in der Küche ihren Schlaf-, Lege- und Brutraum hatten; denn es war nichts vorhanden, was einem Stalle ähnlich sah. Aus dem bröckligen Schornstein stieg eine dünne Rauchsäule in die heiße, stille Mittagsluft; vor der Hausthür floß ein träges Rinnsal von grauem, schaumigem Waschwasser.

Kathrine ließ sich Zeit bei ihrer Arbeit. Langsam drehte ihr kräftiger, nackter Arm die eiserne Kurbel um. Außer ihr holte kaum noch jemand Wasser hier; sie hatten es im Dorf an dem neuen Brunnen bequemer. Das Gewinde drehte sich widerwillig knarrend, die Kette war rostig, der Brunnenrand mit Wasserflechte und Unkrautpflanzen bewuchert. In all dem Grün, darauf das heiße Sonnengold zitterte, und in all der Ärmlichkeit stand Kathrine wie das Bild üppigster Gesundheit und Lebensfülle, strotzend von Kraft und Farbe. Das dicke, brandrote Haar hing ihr in einer breiten Flechte über den Rücken hinunter, war vorn glatt gescheitelt und doch kraus und wild. Sie hatte eine reine, frische Haut und volle, rote Lippen. Wie Brombeeren, so schwarz und glänzend sahen die Augen zwischen den rotblonden Wimpern hervor. Kathrine Giese war schön, wie ein Teufelin, und gleichgültig und hochfahrend wie eine Prinzessin. Sie war die gehaßteste und verachtetste Person im ganzen Dorf. Und doch war in demselben Dorf kaum einer, dem sie nicht schon mehr oder weniger gründlich den Kopf verdreht hatte. Es ging die Sage, daß sie keinen erhöre, und daß sie sich dadurch rächen wolle für die Verachtung, die ihr widerfuhr. Aber niemand glaubte daran.

Endlich war der Eimer heraufgewunden. Sie hakte ihn ab und trug ihn ins Haus; ihre Bewegungen waren kräftig, langsam und schwer. Die ganze Person in ihrer wilden Schönheit hatte etwas Tragisches an sich.

Dem Eingang gegenüber lag die kleine Küche mit dem überall geborstenen Herd, darin ein unlustiges Feuer brannte und den Wasserkessel wärmte. Kathrine stellte den Eimer in die Ecke, zog aus einer andern einen Tragkorb mit Kartoffeln hervor und machte sich daran, für sich und die Alte das einfache Essen zu kochen.

Es war ein rechtes Elend mit der Alten. Seit sechs Wochen lag sie nun schon fest und starb so langsam hin. Der Arzt war einmal dagewesen, hatte aber nichts finden und nichts verordnen können. Altersschwäche; dabei ist nichts zu machen. Das kann ganz plötzlich zu Ende gehn, kann aber auch noch Monate dauern.

Nun wartete Kathrine auf das Ende von einem Tage zum andern mit stumpfer Gleichgültigkeit. Aber es kam nicht. — Wozu läßt der liebe Gott die Leute noch leben, die zu gar nichts mehr nütz sind in der Welt!

Wenn die Alte stürbe, so wäre Kathrine frei, könnte ihr Bündel schnüren und in die Welt gehen — fort aus diesem Dorf, in dem sie jeden einzelnen kannte und haßte. Mit ihrer Gesundheit und ihrer Arbeitslust war ihr nicht bange um das Weiterkommen. — Die meisten an ihrer Stelle wären schon längst gegangen, statt

hier die alte krüpplige Frau langsam tot zu pflegen. Aber das brachte sie nicht fertig. Die Alte hatte sich's um sie verdient, daß sie bei ihr aushielt.

Sie war frühzeitig Witwe geworden, hatte sich redlich durchgeschlagen und ihre Söhne zu ordentlichen Menschen erzogen. Die waren in die Welt gegangen, als Handwerker in die große Stadt — einer sogar nach Amerika — und hatten die Mutter vergessen. Wie das oft geschieht. Sie war mit ihrer einzigen Tochter in Buchwald geblieben. Und diese Tochter — wie kam sie nur zu dieser Tochter! Heiraten that sie nicht, aber fünf Kinder trug sie der Mutter ins Haus. Jeder verachtete sie, aber jeder gab sich mit ihr ab. Sie war schön, wild und leichtblütig.

Das fünfte Kind war Kathrin. An der starb sie und ließ die alte Mutter mit all den unmündigen, hinterm Zaun aufgelesenen Gören sitzen. Die Mutter weinte, schalt und seufzte — und machte sich zum zweitenmal daran, Kinder zu erziehen. Zwei starben. Zwei zogen fort — das Mädchen mit einem ordentlichen Mann, der Junge zum Militär, und dann weiter — sie hatte nie recht erfahren wohin. Kathrin blieb ihr.

Der rothaarige Wildfang war um vieles jünger als die andern Geschwister und ganz das Ebenbild der Mutter, nur größer und stärker an Leib und Seele. Schon als sie noch zur Schule ging, kam ihr die bittere Erkenntnis, „was für eine“ sie war. Jeder, der sie ärgern wollte, gab es ihr zu hören.

„So eine wie du hat nicht mitzureden. So eine wie du zählt nicht mit. So eine wie du hat nichts zu verlangen.“

Da fing in ihrem Herzen der Haß an. Gegen die herzlosen Gespielen, gegen die Menschen überhaupt. Die Bitterkeit gegen die Ungerechtigkeit der göttlichen Ordnung, daß die Kinder büßen sollen für die Sünden der Väter, oder, was noch viel bitterer und demütigender ist, für die Sünden der Mutter.

So wuchs sie heran, schön, verstockt und ungebändigt. Da änderte sich manches. Die Weiber verachteten sie zwar noch gründlicher, aber die Männer liefen ihr nach.

Liebe, in der keine Achtung liegt, sondern nur rohes Begehren, ist viel verletzender als Haß und Verachtung. Wenn Kathrin den Weibern achselzuckend den Rücken drehte, so hätte sie die Männer anspucken mögen.

Sie that es nicht. Sie ertrug ihre Liebe; sie schürte sie sogar. Bis zu einem gewissen Augenblick. Dann gab sie ihnen den Laufpaß mit all ihrer robusten Kraft. Und dann lachte sie hinter ihnen her wie so ein rechter, herzloser Teufel. Die Betrogenen schwuren Rache und ewige Feindschaft — und kamen trotzdem bald wieder.

Die Alte sah dem Treiben der Enkelin bedenklich zu.

„Kind — wenn du mir Schande machst — ich hab' genug davon. Ich nehm' ein Stück Holz und schlag' dir die Knochen im Leibe entzwei!“ Kathrin machte ein finsteres Gesicht.

„Gib dich zufrieden, Großmutter, ich mach' dir keine Schande. Soviel ist mir hier keiner wert.“

Sie hielt Wort. Sie war fünfundzwanzig Jahre alt geworden und ein ehrliches Mädchen geblieben, was die Leute auch reden mochten, und soviel sich die abgeblitzten Liebhaber groß thaten.

Kathrin war mit den andern auf dem Gut in Arbeit gegangen; sie leistete soviel wie ein Mann, und verdiente genug zum Leben für sich und die Alte. Das ging so eine Reihe von Jahren. Dann wurde die Alte lahm und gebrechlich. Kathrin mußte den Haushalt versehen, kochen, waschen, scheuern und hatte nicht mehr soviel Zeit zum Geldverdienen. Dafür hatte sie Ausgaben für Arzt und Arzenei und allerhand Stärkendes für die Alte.

Eine Weile hielt sie sich über Wasser. Dann ging es nicht mehr. Laut Gemeindebeschluß wurde ihr und der Alten vor drei Jahren Unterkunft im Armenhaus bewilligt. Sie bekamen Unterstützung — das Allernotwendigste nur, aber mehr brauchten sie ja auch nicht. Ein Weniges brachte Kathrin mit ihrer Hände Arbeit noch dazu.

Ihre Stellung im Dorf war nicht besser geworden. Durch die Übersiedelung ins Armenhaus schien sogar die Alte den Respekt verloren zu haben, den sie sonst — bei ihren Altersgenossen wenigstens, die ihr schweres, kummervolles Leben kannten und mit angesehen hatten, wie mühsam sie sich durchgequält — noch besessen. Im Armenhaus wohnen — das heißt auf dem Lande, wo jeder fleißige und ordentliche Mensch sein Auskommen haben kann, soviel als liederlich und verkommen sein. Zudem — die Mutter eines Mädchens, das fünf Kinder in die Welt setzt, darunter eins wie Kathrin, konnte auch nie viel getaugt haben.

Die Jugend urteilt gedankenlos, ungerecht und unverständig.

Die Kartoffeln waren ans Feuer gesetzt. Kathrin band den Sack ab, den sie zu ihrer Arbeit als Schürze getragen, und ging in die Stube, um nach der Alten zu sehen.

Das vertrocknete, abgezehrte Gesicht versank fast in den dicken Federbetten mit den blaugewürfelten Bezügen. Die Augen lagen tief und glanzlos in den mageren Höhlen. Aus den Ärmeln der Nachtjacke kamen die abgezehrten Arme und Hände hervor, — arme Knochengerüste, mit welker, pergamentfarbener Haut lose bezogen.

Kathrin seufzte, als sie es sah.

„Gerade, als ob der liebe Gott sie vergessen hätte."

Dann machte sie sich daran, ihr das Bett aufzuschütteln. Sie hatte dabei eine vorsichtige, beinahe liebevolle Art. Bei Menschen, die das Leben immer nur rauh angefaßt hat, ist das selten.

„Thut dir was weh, Großmutter?" fragte sie.

„Nein — nur müde — sterbensmüde —" sagte die Alte mit hohler, stöhnender Stimme.

„Willst du was essen?"

„Nein — nicht essen — aber trinken! trinken!"

„Ich habe nur Wasser," sagte Kathrin düster. „Für Milch hat's nicht gelangt heute." Die Alte schwieg.

„Geh doch mal zur Frau Baronin," sagte sie dann.

„Zur Frau Baronin? Weshalb?"

„Nun — die hilft doch allen Kranken, die ist doch so gut. Du könntest sie um Suppe bitten, um einen Schluck Wein —"

Kathrin starrte finster vor sich hin und schwieg.

„Vor ein paar Jahren, als wir noch im Dorf wohnten," fuhr die Alte kurzatmig und mühsam fort, „lag ich mal an der Grippe; da schickte die Frau Baronin Suppe — alle Tage —"

„Ja, ich weiß," fuhr Kathrin auf; „ich mußte sie holen, alle Tage. Und der Diener vom Schloß vergaffte sich in mich und nahm sich was heraus — und da gab ich ihm eins auf den Mund mit dem Blechdeckel, und dann haben sie mich 'nausgejagt, und ich durft' nicht wiederkommen —"

„Du wirst wohl auch nicht unschuldig gewesen sein. Du leistest dem Mannsvolk Vorschub — und das thut man nie ungestraft."

„So —? Nun — aus der Strafe mach' ich mir nicht viel, wenn ich einen ordentlich an der Nase herumführen kann. Ich hab' ihnen eine große Rechnung zu bezahlen, von der Mutter her!"

„Ach, du — treib es nicht zu arg — es endet doch noch mal schlecht."

Kathrin wandte sich unwirsch ab. „Und die Suppe war doch gut —" sagte die Alte vor sich hin und befeuchtete mit der Zunge die trocknen Lippen.

Kathrin räumte auf und überlegte dabei, ob sie noch einen unangeschlagenen Topf habe, in dem sie aus der Schloßküche Suppe holen könne; die Alte sah ihr unruhig zu.

„Zieh dir doch was Anständiges an, Mädchen," murrte sie. „Du bist ja halb nackt."

„Wozu? Es ist heiß genug. Und es sieht mich ja keiner. Und wenn mich auch einer sähe — er würde sich nicht wundern. Von mir verlangt man's nicht besser."

„Ach Gott ja, wir sind heruntergekommen. Aber doch nicht so, daß du — — sauber siehst du ja aus, und schöner kannst du in keinem Staat sein — aber doch nicht so — ach, ach, wenn ich doch sterben könnte —"

Sie fing an zu husten und zu röcheln. Kathrin unterstützte sie, so gut es ging. „Lange wird sie's nicht mehr machen," dachte sie dabei.

Nach dem Hustenanfall schlief die Alte ein. Kathrin ging in die Küche, nahm den Topf vom Feuer, aß sich stehend an den halbgaren Kartoffeln satt, trank frisches Wasser hinterher und spülte einen Henkeltopf aus, den sie dem wurmstichigen Spind entnahm. Dann zog sie eine ärmellose Jacke an, steckte den Zopf auf, fuhr in die Holzpantoffeln, nahm den Topf in die Hand, warf noch einen Blick auf die schlafende Großmutter, schloß leise die Thür, verließ das Haus und ging geradewegs in die Schloßküche.

Nach kaum einer Viertelstunde kam sie zurück; etwas langsamer und vorsichtiger ausschreitend. Der Topf in ihrer Hand war gefüllt. Aber sie schien sich nicht darüber zu freuen.

Als sie links abbog und den Fußweg betrat, sah sie etwa zwanzig Schritt vorwärts eine große, schwarze Gestalt langsam zwischen den Zäunen dahinschreiten.

„Der Herr Pfarrer!" dachte sie; vor Staunen verschüttete sie etwas aus dem Topf, daß ihr die heiße Suppe über die Hand lief. „Was will der bei uns!"

Als ahne ihr nichts Gutes, fing sie an, schneller zu gehen und hatte ihn bald eingeholt.

„Guten Tag,“ sagte sie und wollte sich vorbeischieben. Aber er drehte sich um, blieb mitten im Stege stehen und hielt sie auf.

„Guten Tag, Katharine. Ich hörte, Eure Großmutter sei krank und wollte sie besuchen.“

„Große Ehre,“ murmelte das Mädchen und sah finster auf den Topf in ihrer Hand.

„Geht's der alten Frau schlecht?“ fragte der Pfarrer im Weitergehen. Sie folgte ihm auf dem Fuße.

„Wie man's nimmt. Schmerzen hat sie nicht. Nur Mattigkeit. Altersschwach, sagt der Doktor. Da ist nichts zu machen. Hoffentlich stirbt sie bald.“

Welch eine herzlose Person! dachte Reinhard Bendemann.

„Ihr scheint nicht viel Liebe für Eure Großmutter zu haben,“ bemerkte er dann laut.

„Gerade, weil ich sie liebe, wünsche ich, daß das Elend bald ein Ende hat. Denn ein Elend ist's.“ Sie sprach kurz, schnell und sehr energisch.

Der Pfarrer sah das Mädchen finster an. In seiner dämonischen Schönheit war es ihm ein Dorn im Auge. Und dann ihr Ruf — „Teufelskraut!“ dachte er bei sich selber.

„Habt Ihr die Suppe von der Frau Baronin geholt?“ fragte er plötzlich.

„Aus der Frau Baronin ihrer Küche wenigstens.“

„Nun ja — die Wirtin hat ein für allemal Anweisung, Kranken von der Suppe auszuteilen.“

„Der Herr Pfarrer meinen wohl, wenn die Frau Baronin gewußt hätte, wer heut um Suppe kommen würde, hätte sie keine übrig gehabt. Aber so ist die Frau Baronin nicht. Die ist wie der liebe Gott — läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Und das thut gut. Ich hatte harte und schlechte Gedanken, als ich hinging; ich that's nur um die Großmutter, denn ich bin's ihr schuldig. Jetzt, wo ich zurückkomme, bin ich bloß noch traurig.“ Ihre runden Wangen brannten, und in ihren schwarzen Augen glühte es.

„Traurig?“ fragte der Pfarrer. „Warum traurig?“

Sie zuckte wieder verächtlich mit den schönen, vollen Schultern.

„Was nützt's, davon zu reden —“

Dabei stieß sie die Thür der Hütte auf und ließ den Pfarrer eintreten.

„Hier, rechts,“ sagte sie und öffnete ihm die Stubenthür, während sie geradeaus in die Küche ging, um einen Löffel zu holen.

Die Alte war aufgewacht. Aber ihre Augen irrten trüb und matt umher, und die mageren Finger zupften an der Bettdecke. Reinhard Bendemann sah sofort, daß hier der Tod nahe war. Er trat an das Bett, nahm die Hand der Sterbenden, nannte ihren Namen und grüßte sie. Er dachte nicht daran, daß sie schwerhörig war und ihn nicht verstehen konnte. Sie erkannte ihn aber nicht einmal — aus dem einfachen Grunde, weil sie ihn noch nie gesehen hatte. Ihre schon halb erloschenen Augen richteten sich mit stierem, blöden Blick auf ihn. Er fragte nach ihrem Befinden; sie lallte etwas, das er nicht verstand, und sah ihn immer weiter so leer und ausdruckslos an.

Unterdessen war Kathrin hereingekommen.

„Ich möchte ihr erst zu essen geben," sagte sie. „Dann wird sie munterer werden."

Der Pfarrer trat beiseite; das Mädchen setzte sich auf den Bettrand und löffelte der Alten die Suppe ein.

„Der Herr Pfarrer will dich besuchen," schrie sie ihr dabei zu. Das Gehör der Alten schien in der letzten Stunde abgenommen zu haben. Kathrin mußte ihre Worte noch zweimal wiederholen, ehe sie verstanden wurden. Sie wurde dunkelrot dabei und sah grimmig aus.

„Warum habt ihr mich nicht früher holen lassen?" fragte der Pfarrer, nachdem er eine Weile schweigend mit unzufriedener Miene zugesehen hatte, wie das gesunde, schöne Mädchen dieser Menschenruine vergebens Kraft einzuflößen suchte. Kathrin zuckte die Achseln.

„Es stand ja dem Herrn Pfarrer jederzeit frei, zu kommen," sagte sie. Reinhard Bendemann wurde rot.

„Ich konnte nicht wissen, ob euch nach mir verlangte."

„Danach hat der Pfarrer bei all den andern nicht gefragt, sondern hat sie ungebeten besucht, Haus bei Haus. Natürlich mußt' ich denken: von uns will er nichts wissen. Gut, hab' ich mir gesagt, wir werden auch ohne Pfarrer fertig. Hingehn und bitten und vielleicht gar umsonst — nein, das thut man nicht gern. Auch unsereiner nicht."

„Was soll das heißen: Unsereiner!"

„Nun, Ausgestoßene, Verarmte, Verkommene, die wir sind. Ob mit oder ohne Schuld — das ist ja ganz egal."

„Ohne Schuld wird's wohl nicht bis zum Ausgestoßenwerden und Verarmen gekommen sein. Gottes Wege sind gerecht —"

„Ohne Schuld — nein!" fiel sie ihm heftig ins Wort. „Die Schuld tragen meine liederliche Mutter und die selbstgerechten Leute, die Sie besucht haben, Herr Pfarrer. Gottes Gerechtigkeit — nun, ich will nicht daran rühren. Aber zu verstehen ist sie oft nicht."

Die Alte gab den letzten Löffel wieder heraus. Kathrin wischte ihr Mund und Kinn mit dem Bettzipfel ab und hörte auf zu füttern.

„Der Magen nimmt nichts mehr," sagte sie. „Sie stirbt schon ab —"

Reinhard Bendemann nahm den Platz ein, den das Mädchen eben verlassen.

„Ihr werdet sterben, Frau Giese," sagte er laut. „Wißt Ihr das?"

Sie nickte und sah sehr befriedigt aus. Kathrin lehnte sich rittlings an den Tisch, der mitten in der Stube stand, und wartete neugierig den weiteren Verlauf des Besuches ab.

„Wenn man stirbt, so ordnet man seine irdischen Angelegenheiten!" fuhr der Pfarrer ebenso vernehmbar fort. Ihre trüben Augen glitten durch den Raum. Die knöcherne Brust atmete ein wenig tiefer.

„Was ich habe, bekommt die Kathrin; alles," sagte sie mit Anstrengung.

„Wenn man sterben will, so muß man auch die ewigen Angelegenheiten ordnen!"

Sie machte ein ängstliches Gesicht und sah ihn hilflos an. Er meinte, sie verstehe den Sinn seiner Worte nicht.

„Seid Ihr versöhnt mit Gott? Habt Ihr Vergebung Eurer Sünden empfangen?"

Derselbe ängstliche, hilflose Blick, der diesmal auch das Mädchen suchte. Unwillkürlich trat Kathrin näher.

„Sie versteht vielleicht nicht. Das Gehör nimmt ab."

„So wiederholt es ihr." Aber auch das nützte nichts.

„Wann ist Eure Großmutter zum letzten Mal zum Abendmahl gegangen?" fragte der Pfarrer. Kathrin überlegte.

„Bei meiner Einsegnung," sagte sie.

„Und wann war das?"

„Vor zehn Jahren."

„Vor zehn Jahren!" rief der Pfarrer entsetzt. „Wie ist das möglich! Das ist ja schlimmer wie die Heiden!"

Kathrin war ein wenig befangen.

„Großmutter ist schon sehr lange schwerhörig. Sie hat es wohl meist nicht gehört, wenn abgekündigt wurde, daß nächsten Sonntag Abendmahl gehalten wurde. Und daß einer es ihr gesagt hätte — na, Herr Pfarrer, so gefällig sind die Leute nicht. — Und seit fünf Jahren ist Großmutter überhaupt nicht mehr in die Kirche gekommen, wegen der lahmen Füße."

„Aber ihr hattet doch euern alten Pfarrer — der kannte euch doch!" Kathrin schnitt ein Gesicht.

„Wenn man sich nicht ins Gedächtnis ruft, wird man vergessen," sagte sie.

„Nun, ihr habt euch doch oft genug ins Gedächtnis gerufen!"

„Ja, freilich," fiel sie verständnisvoll ein. „Wie die Mutter noch lebte. Da mußte der alte Herr Pfarrer jedes Jahr taufen. Da hat er genug von uns gehabt. Dann hat er die Mutter begraben und zuletzt noch mich unterrichtet und eingesegnet. Dann war's aus —"

„Aber ihr wart doch immerhin seine Gemeindekinder —"

„Der Herr Pfarrer war halt alt —" sagte sie. „Zu uns war's weit. Und er mochte mich nicht."

„Also hast du auch schon Ärgernis gegeben?"

„Ich? Nicht daß ich wüßte. Wenn die Leute sich über mich ärgern, kann ich's nicht hindern. Ich geh' ihnen nicht nach, ich will weiter nichts, als daß sie mich in Ruh lassen. Wenn sie das nicht thun, zahl' ich's ihnen heim."

„Du stehst in einem schlechten Ruf, Kathrine!"

„Das ist die Erbschaft meiner Mutter; da kann ich nichts dafür und nichts dagegen. Von mir werden die Leut' sich nicht vorschreiben lassen, wie sie über mich denken und reden sollen. Wozu auch — ich werd' weder besser noch schlechter davon."

„Schlimm genug, daß du davon nicht besser wirst! Du solltest deine bösen Leidenschaften besser in Zaum halten. Wenn du sie ererbt hast, so gibt dir das kein Recht, sie zu pflegen. Du stellst den jungen Männern meiner Gemeinde nach; du bringst Greuel und Unzucht über das Dorf —" Kathrin lachte schrill auf.

„Sind Sie gekommen, mich zu verhören, Herr Pfarrer? Wenn ich Ihnen Rede stehen wollte, könnten Sie manches erfahren, was Ihnen nicht lieb sein würde. Es ist noch nicht so entschieden, wo man mehr auf gute Sitte hält, — unter Ihrer Dorfjugend oder hier im Armenhaus!"

„Ihr habt gut reden; Ihr seid bis jetzt ohne üble Folgen, die Euch öffentlich verraten hätten, davongekommen. Alle Leute sind einig darüber, daß Ihr eine Dirne seid."

Kathrin wurde bleich.

„Wenn Sie's glauben, Herr Pfarrer — ich kann Sie nicht hindern und kann's Ihnen nicht verdenken."

Die Alte hatte nichts von diesem Wortwechsel verstanden. Nur ihre Augen gingen unruhig von einem zum andern. Der Pfarrer, der den eigentlichen Zweck seines Kommens ganz aus den Augen verloren hatte und wohl einsah, daß es jetzt zu einer solchen Auseinandersetzung mit dem Mädchen nicht an der Zeit sei, wandte sich der Alten wieder zu.

„Ich bin gekommen, um Euch zu fragen, Frau Giese, ob Ihr Verlangen nach dem heiligen Abendmahl habt," schrie er ihr zu.

Sie sah die Enkelin hilflos an und antwortete nicht. Kathrin bückte sich tief über die Alte und schrie ihr ins Ohr:

„Der Herr Pfarrer fragt dich, ob du das heilige Abendmahl willst!" Die Alte schloß die Augen, seufzte und drehte das Gesicht nach der Wand. Kathrin richtete sich auf.

„Sie hätten früher kommen sollen," sagte sie. „Jetzt ist nichts mehr mit ihr anzufangen."

„Du hättest mich früher rufen sollen!" entgegnete Reinhard Bendemann, stand auf und blitzte das Mädchen strafend an. „Deine Schuld ist es, wenn sie unversöhnt mit Gott dahingeht —"

Sie sah ihn überrascht, beinahe mitleidig an.

„Also diese Schuld soll ich auch noch tragen? — Meinetwegen. Ich kann ja auch nicht verlangen, daß der Herr Pfarrer es macht wie der liebe Heiland —"

„Wie meinst du das?" fragte er betroffen.

„Nun, der ging zu den Kranken und zu den Sündern und fragte nicht, ob sie ihn aufnehmen würden und wartete nicht ab, daß sie ihn riefen."

„Du weißt ja sehr gut in der Bibel bescheid. Schade, daß sie auf dein Leben so wenig Einfluß hat!" sagte er scharf. „Ich habe dann hier nichts mehr zu thun," fuhr er fort, nachdem er die Alte eine Zeitlang schweigend betrachtet hatte, vergebens wartend, ob sie sich zugänglich zeigen möchte. „Sollte die Großmutter noch nach mir verlangen oder sonst unruhig sein, so mache ich es dir zur Pflicht, Kathrine, mich sogleich zu rufen. Ich bin selbstverständlich zu jeder Tages- und Nachtstunde zum Kommen bereit. Verstehst du?"

„Jawohl, Herr Pfarrer."

Er ging, zögernd, unbefriedigt; aber er wußte nicht, wie und wo er hier eingreifen sollte.

Als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, blieb Kathrin noch lange nachdenklich am Tische stehen.

„Ein schöner und kluger Mann, der Herr Pfarrer," dachte sie bei sich. „Ich glaube, er kann schrecklich sein. — Na — in seiner Gemeinde hat ihm das noch nicht viel genützt — —"

Die Alte war schon wieder eingeschlafen. Das Gespräch mit dem Pfarrer hatte ihr keinen Eindruck gemacht; vielleicht hatte sie es nicht einmal verstanden. Sie war schon am Absterben."

Kathrin nahm eine Flickarbeit und setzte sich ans Fenster. Sonst ging sie, wenn irgend möglich, nachmittags noch auf Arbeit. Heute konnte sie die Alte nicht allein lassen. Als sie vorhin Suppe holen ging, hatte sie sich beim Inspektor abgemeldet.

Es war heiß und still im Zimmer. Die grünen Lindenzweige hielten zwar die Sonnenstrahlen etwas ab, aber auch im Schatten brütete die dumpfe Hitze. Kathrin hörte nur das Summen der Fliegen und das leise, röchelnde Atmen der Alten. Sie war müde; sie hatte diese Nacht kaum geschlafen; seit die Alte fest lag, streckte sich die Junge überhaupt nur noch in eine Ecke auf Stroh. Die Alte eiferte vergebens dagegen. Im Grunde war es auch nicht allein Rücksicht auf die Bequemlichkeit der Kranken, was Kathrin dazu veranlaßte, ihr das Bett allein zu überlassen. Es war ihr lieber so, auch ihretwegen; sie hatte eine geheime Scheu vor der Berührung ihres jungen, warmen Leibes mit dem welken, knöchernen Greisenkörper.

Die Arbeit kam nicht recht vorwärts. Immer wieder fielen Kathrin die Augen zu. Sie kam dann allemal mit einem kleinen Schreck zu sich und neigte lauschend den Kopf — die Alte rührte sich nicht, und das schwache Röcheln kam immer gleichmäßig.

Einmal, als sie auch wie erschrocken die Augen aufriß, fiel ihr Blick durch die in allen Farben schillernde Fensterscheibe gerade auf Elisabeth, die zwischen den Zäunen daherkam. Sie war schon ganz nahe und trug einen Korb am Arm.

„Wir kommen ja ordentlich zu Ehren heut!" dachte Kathrin. Unwillkürlich überflog ihr Blick den ärmlichen Raum, ob auch alles sauber und nett ausschaue; dann glitt er an ihrer eignen, dürftig bekleideten Gestalt hernieder, und ihr Gesicht wurde befangen. Nicht einmal Pantoffeln hatte sie an; die standen in der Küche.

Es klopfte, und Kathrin rief „Herein". Sie war so verlegen, daß sie dem vornehmen Gast nicht entgegenging, sondern linkisch am Fenster stehen blieb.

Kathrin hatte eine ebenso heiße als heimliche Schwärmerei für ihre Herrin, mit der sie noch nie ein Wort gesprochen hatte. Aber damals, an ihrem Einsegnungstage, wenige Wochen, nachdem Elisabeth als junge Frau nach Buchwald gekommen war, und als die Konfirmanden nach alter Sitte auf dem Schlosse mit Schokolade und Kuchen bewirtet wurden, hatte Elisabeth ihr die Backen gestreichelt; ihr, ihr ganz allein und keiner andern. Trotzdem die andern alle „ordentliche" Eltern hatten und sie nicht. Das hatte dem leidenschaftlichen Kinde, das nie Zärtlichkeiten zu fühlen bekam, einen unauslöschlichen Eindruck gemacht.

Sie hatte manchmal gemeint, dieses Ereignis müsse eine Fortsetzung haben. Und dies hier war die Fortsetzung: Elisabeth Rodenburg kam ins Armenhaus.

„Ich hörte, du hättest heut Krankensuppe für deine Großmutter geholt," begann Elisabeth nach kurzem Gruß. Ich wollte fragen, was der Alten fehlt, und ob ich euch mit etwas helfen kann." Sie stellte den Korb auf den Tisch und trat an das Bett, ohne das Mädchen weiter zu beachten.

Kathrin schlich hinterher und klemmte sich zwischen das Fußende der Bettstelle und das Kleiderspind; so war möglichst viel von ihr verdeckt und sie stand obenein im schattigen Winkel.

„Hier ist nicht mehr viel zu helfen," sagte sie. Dann ließ sie sich die Krankheitsgeschichte abfragen.

Dabei beobachtete sie unablässig die Frau, deren sanftes, klares Gesicht sich forschend über die Alte beugte, während die schlanken, weißen Finger das knochige, braune Handgelenk umfaßten. Wie schön und wie gut sah sie aus und wie glücklich! Ja, glücklich, trotz ihrer Witwenkleider. Einmal ein Glück besessen zu haben, ist auch ein Glück; der Abglanz davon bleibt dem Menschen, auch wenn das Glück vorbei ist. — Und sie brauchte sich doch nicht mit des Lebens herbster Not herumzuschlagen; sie brauchte sich nicht Spott und Verachtung gefallen zu lassen. Aber freilich, sie verdiente dergleichen auch nicht.

„Ja, verdiene ich es denn?" dachte Kathrin weh und bitter.

„Erzähl mir doch, Kathrine," sagte Elisabeth, von der Kranken aufblickend, „hat deine Großmutter keine lebenden Kinder mehr?"

„O doch. Söhne. Drei."

„Und wo sind die jetzt?"

„Wir wissen's nicht. Seit wir ins Unglück kamen, hörten wir nichts von ihnen."

„Seit ihr ins Unglück kamt — was meinst du damit?"

„Großmutters Krankheit — und das Armenhaus."

„Es war doch aber unter diesen Umständen ein Glück für euch, daß das Armenhaus da war!"

Kathrin starrte zu Boden und zuckte die Achseln.

„Wie man's nimmt. Die Leute halten's so gut wie Schimpf. Aber daran braucht man sich nicht zu kehren. Die halten noch andres für Schimpf, wofür man nichts kann —"

„Was denn zum Beispiel?" Kathrin zögerte.

„Ein Sündenkind zu sein," sagte sie dann trotzig. Elisabeth hatte nicht Lust, darauf einzugehen.

„Und kannst du jetzt keinen dieser Söhne benachrichtigen, rufen?" fragte sie, an das verlassene Gespräch erinnernd.

„Nein; wir wissen die Adresse nicht. Und auch wenn wir sie wüßten — Großmutter würd' es nicht leiden. Sie hat oft gesagt: ich will mich nicht ihnen in Erinnerung bringen, nur damit ich ihnen zur Last falle. Wenn sie nicht freiwillig ihre Kindespflicht thun, mag ich sie nicht dazu zwingen."

„Und nun hast du diese Kindespflichten an ihrer Stelle erfüllt?"

„Großmutter hat ja auch Mutterarbeit an mir gethan," erwiderte das Mädchen mit unbewußt großer Schlichtheit. Elisabeth schwieg eine Weile nachdenklich.

„Schläft sie viel?“ fragte sie endlich.

„Seit gestern fast immerzu. Das wird wohl so in den Todesschlaf übergehen.“

„Fürchtest du dich nicht — so allein mit der Sterbenden?“

„Weshalb? Bin schon in schlimmeren Stunden allein gewesen. Und wenn auch — was sollt's nützen. Hab' keinen, der mir würd' Gesellschaft leisten mögen.“

Elisabeth sah das Mädchen, von dem sie soviel Übles gehört hatte, aufmerksam an. Schön war sie — freilich; aber von keiner beruhigenden, wohlthuenden Schönheit; unglücklich, wild und gefährlich sah sie aus. Und dabei hätte Elisabeth darauf schwören mögen, daß hinter diesen düstern, schwarzen Augen eine vornehme Seele wohnte, und daß in dieser herausfordernd gewölbten Brust ein weiches, gutes Herz schlug, dem das Leben bisher nur noch nie die Möglichkeit gewährt hatte, weich und gut zu sein.

„Warum seid ihr so einsam?“ sagte sie herzlich. „Deine Großmutter war eine so brave Frau, die sich redlich durchgebracht hat —“

„Ja, das weiß Gott!“ entfuhr es dem Mädchen heftig.

„Nun also — warum habt ihr keine Freunde, die jetzt beispringen?“ Kathrin zuckte die Achseln, sah finster aus und schwieg.

„War der Herr Pfarrer schon hier?“ fragte Elisabeth plötzlich.

„Ja, heut mittag.“

„Nun? Und?“

„Er hat Großmutter gefragt, ob sie das Abendmahl haben wolle. Sie hat das Gesicht nach der Wand gedreht und nicht geantwortet. Ich bin gewiß, sie hat es gar nicht verstanden. Sie ist schon lange harthörig. Seit gestern versteht sie kaum noch, was man ihr in die Ohren schreit. — Aber der Herr Pfarrer war, glaube ich, böse; überhaupt, als ich ihm gesagt hab', sie sei vor zehn Jahren zuletzt zum Abendmahl gewesen. Nun denkt er gewiß, sie sei eine schlechte Frau.“

„Das ist aber auch sehr schlimm, Kathrine, so unkirchlich zu sein.“

„Ja, freilich. Aber eine schlechte Frau ist sie darum doch nicht.“

„Es ist hübsch von dir, daß du sie verteidigst. Aber hättest du sie nicht beeinflussen, ihr gut zureden können?“

Kathrin starrte wieder verstockt vor sich hin.

„Ich geh' selbst nie zur Kirche,“ sagte sie trotzig.

„Warum nicht, Kathrine?“

„Weil die Leute, die am fleißigsten zur Kirche gehen, die spitzigsten Steine nehmen, um andre zu werfen.“

Armes Kind! Wieviel solcher Steinwürfe mochten sie getroffen, geschmerzt und verhärtet haben!

„Ich habe eine Flasche Wein mitgebracht,“ sagte Elisabeth und hub an, ihr Körbchen auszupacken. „Gib ihr davon, wenn sie erwacht; aber nur löffelweise, weil sie es nicht gewöhnt ist. Und hier ist noch etwas Leinenzeug zu Unterlagen — und etwas Mehl zu Suppe — und hier —“ dabei legte sie ein Geldstück auf den Tisch — „für das, was sonst etwa noch not thut.“

Kathrine kam aus ihrem Winkel hervor und stand steif und stumm vor all den Gaben. Sie war beschämt und bedrückt von der ungewohnten Güte.

„Und wenn ihr etwas braucht oder wissen wollt, so komm zu mir, Kathrine. Hörst du?“

„Jawohl, Frau Baronin.“

„Morgen komme ich wieder nachsehen —“ damit ging sie. Kathrin starrte ihr nach. Und dann starrte sie auf alles, was auf dem Tische lag. Und dann brach sie zusammen, fiel auf die Knie, legte die nackten Arme auf den Tisch und den Kopf darauf. Was sie empfand, war ungefähr dies:

„Die gerechten, schlechten Leute, die mich in den Schmutz ziehen wollen, weil ihnen selber wohl drin ist — die verachten mich. Aber sie, die Reine, Hohe, die so viel höher über mir ist, wie die Sterne über dem trüben Sumpf — die besucht mich und spricht zu mir, als wäre ich ein Mensch wie sie!“ —

Lange, lange blieb sie so liegen, erschüttert und beruhigt zugleich. Plötzlich schnellte sie empor. Das Röcheln — sie hörte es nicht mehr.

Sie lief an das Bett. Die Alte lag da ganz unverändert, wie vorhin. Nur das Gesicht war noch dürrer und spitzer geworden, und der zahnlose Mund stand ein wenig offen.

„Großmutter!“ schrie Kathrin. Sie hörte nicht.

„Großmutter!“ Kathrin faßte nach der Hand — sie war steif; nach der Stirn — sie war kalt und feucht.

„Großmutter!“ schrie sie mit gellender Stimme — dann stürzte sie mit dumpfem Stöhnen über sie hin.

Der einzige Mensch, der sie je geliebt hatte, war tot.

VI.

Gegen Abend ging Katharine Giese in ihrem schwarzen Kirchenkleid in die Pfarre, um den Tod der alten Frau dort anzumelden.

Noch wußten die Wenigsten, was geschehen war. Aber man erriet es an ihrem ungewöhnlichen Anzuge, an ihrem starren, blassen Gesicht. Sie sah nicht rechts noch links und grüßte niemand.

Reinhard Bendemann stand im Garten und pflückte eigenhändig die ersten Äpfel von den jungen Bäumen, als man sie ihm meldete.

„Schon — also doch —“ dachte er, verließ sofort seine Beschäftigung und ging ins Haus. Da stand Kathrin auf dem Flur, das Gesicht so finster wie das Kleid, das sie trug.

Er ging ihr voran in sein Studierzimmer; er machte nie solche Angelegenheiten auf dem Gange ab. Sie folgte ihm schweigend, schloß hinter sich die Thür und blieb hart an der Schwelle stehen.

„Nun — was willst du?“ fragte der Pfarrer.

„Ich komme, um zu melden, daß meine Großmutter heut nachmittag gestorben ist,“ sprach Kathrin mit eintöniger Stimme.

Der Pfarrer machte ein erschrockenes Gesicht. Er war thatsächlich tief erschrocken, daß er hatte ein Mitglied seiner Gemeinde sterben lassen müssen, ohne die heiligen Sakramente, ohne Versöhnung mit Gott, ohne Anwartschaft auf die Seligkeit. Und noch dazu die alte Giese, die seit fünf Jahren nicht in die Kirche und seit zehn Jahren nicht zum Tisch des Herrn gegangen war.

„Hättest du mich nicht vorher noch rufen können? Hat sie nicht mehr nach geistlichem Trost verlangt? Kam es so schnell?“

„Die Großmutter schlief ein, während Sie bei uns waren. Sie ist nicht wieder aufgewacht.“

„Und merktest du denn nicht, daß es zu Ende ging?!

„Ich wartete ja schon lange darauf. In dem Augenblick wußte ich es nicht. Sie atmete ganz ruhig. Die Frau Baronin hat auch nichts gemerkt.“

„Die Frau Baronin?“

„Nun ja; sie war bei uns, bald nachdem der Herr Pfarrer uns verlassen. Sie hat an Großmutters Bett gesessen, aber sie sagte nicht, daß sie sterbend sei.“

„Und dann —“

„Nun, dann ist sie gegangen, und ich —“ Kathrin stockte und wurde verlegen; dann warf sie trotzig den Kopf zurück und fuhr fort: „Ich hab noch eine Weile an die gnäd'ge Frau gedacht, und als ich damit zu Ende war, da war's mit der Großmutter auch zu Ende.“

Reinhard Bendemann sah das Mädchen mißtrauisch an.

„Was hast du von der Frau Baronin gedacht?“ fragte er und wußte eigentlich selbst nicht, warum er fragte. Die Antwort ließ wieder eine Weile auf sich warten.

„Ich hab' mich gefragt,“ hieß es endlich, „warum die Frau Baronin der einzige Mensch ist, der ein Herz für mich hat.“

Dem Pfarrer stieg die Röte in die Stirn. Diese schöne, trotzige Person mit ihrem tragischen Stolz ärgerte und reizte ihn.

Er nahm das Kirchenbuch zur Hand, um Namen und Zahlen einzutragen. Kathrin gab ihm knapp und klar jede gewünschte Auskunft, und wartete dann geduldig, bis er fertig sein würde.

„Nun — was noch?“ fragte er, nicht gerade freundlich, als sie immer noch nicht Miene machte, zu gehen, wiewohl doch das Geschäftliche erledigt war. Ihre schwarzen, heut weniger blanken Augen sahen ihn verwundert an.

„Der Herr Pfarrer müssen ja noch bestimmen, wann das Begräbnis sein soll.“

„Das kannst du halten, wie du willst, und es mit dem Küster abmachen.“ Ihre Augen fingen an, ihm unbequem zu werden.

„Wäre es denn recht, Donnerstag nachmittag um drei Uhr? Heut haben wir Montag.“

„Ich sage dir, mir ist es gleich.“ Und nach kurzem Zweifel setzte er schnell entschlossen hinzu: „Ich weiß noch nicht, ob ich bei dem Begräbnis zugegen sein werde.“

„Wie meinen Sie das, Herr Pfarrer? —“ Das Mädchen wurde blaß; eine schreckliche Ahnung kam ihr. Aber nein, — das wäre ja gesetzwidrig.

„Die Verstorbene," begann Reinhard Bendemann mit fester, harter Stimme, und richtete sich so gerade auf in seinem Schreibsessel, als säße er zu Gericht, „ging seit fünf Jahren nicht zur Kirche und seit zehn Jahren nicht zum Abendmahl. Als ich ihr heut die göttliche Gnade anzubieten kam, hat sie nichts davon wissen wollen. Sie ist eine Ungläubige, mindestens eine Unkirchliche, und gehört als solche nicht zur Gemeinde der Gläubigen. Ich kenne sie nicht und weiß nichts von ihr. Ich kann nicht den Segen sprechen über ihre sterbliche Hülle, denn ich weiß nicht, ob nicht dieser Segen, an eine Unwürdige verschwendet, sich zum Fluch für dieses ganze Dorf wandeln würde. Ich kann sie nicht begraben mit christlichen Ehren, wo ich nicht einmal weiß, ob sie eine Christin war. — Und endlich — es muß der Gemeinde gezeigt werden, wie christliche Kirchenzucht gehandhabt wird —"

Bis hierher hatte Kathrin geschwiegen; vor Bestürzung und weil sie gar nicht begriff, was er sagte. Jetzt begriff sie — und nun hielt sie nicht länger an sich.

„Wenn Sie Kirchenzucht üben wollen, Herr Pfarrer," rief sie erregt, „dann suchen Sie sich eine andre dazu aus, als eine arme Frau, die nie jemand was zu leide that, sondern immer still und redlich ihrer Wege ging; die es schwer gehabt hat im Leben, ohne Mann, mit dem Pack Kinder und der ungeratenen Tochter obenein. Oder kann sie für die Schande meiner Mutter? Kann sie dafür, daß ich da bin? Und sie hat immer gearbeitet, daß ihr das Blut unter den Nägeln herausspritzte, und hat uns alle, Klein und Groß, immer dazu angehalten —"

„Über dem Arbeiten braucht das Beten nicht zu kurz kommen," unterbrach der Pfarrer gewaltsam ihren Redeschwall.

„Wissen Sie denn, ob es zu kurz kam?" fuhr sie ihn mit blitzenden Augen an, und trat einen Schritt weiter ins Zimmer. „Frommes Gerede hat sie freilich nie im Munde geführt. Aber wie wüßte ich denn in der Bibel Bescheid, wenn sie mir nicht daraus vorgelesen hätte, mehr als mir lieb war —"

„Wenn das wahr ist, warum kam sie dann nicht zur Kirche? Warum machte sie ein Geheimnis aus ihrem Christentum?"

„Warum sie nicht in die Kirche kam, das habe ich heute früh schon erzählt. In die Kirche fahren, wie die Reichen, das konnte sie nicht. Und ein Geheimnis hat sie darum aus ihrem Christentum noch lange nicht gemacht. Wenn sie nicht eine Christin gewesen wäre, besser wie manche andre, die sich's auswendig aufmalt, wie der Soldat seine Uniform, dann hätt' sie sich nicht so brav gehalten, bei dem Leben. Denn Sie müssen wissen, Herr Pfarrer, es hat's nicht jeder egal leicht, brav zu bleiben."

„Ihr steht aber gar nicht in dem Ruf, besonders brav zu sein!" sagte der Pfarrer und sah sie scharf an. Kathrin hielt es ruhig aus, aber über ihr erregtes Gesicht zog eine tiefe Entmutigung.

„Wenn die Pfarrer schon anfangen, nach dem guten oder schlechten Ruf zu urteilen — dann sind wir freilich verloren. Gewiß, Herr Pfarrer," fuhr sie nach kurzer Pause mit schöner Offenheit fort, und ihr Gesicht veredelte sich wunderbar dabei, „ohne Sünde sind wir nicht gewesen. Wir haben gemurrt und mitunter auch geflucht, wenn's zu arg kam mit der Not, die uns das Leben und die Leute machten. Wir haben auch mitunter gestohlen — Kraut und Rüben aus den Nachbargärten,

und wenn wir vom Kartoffelausmachen kamen, haben wir uns immer die Taschen voll Kartoffeln gesteckt. Das thun aber andre auch, die's nicht so nötig haben; und das ist das Schlimmste noch nicht. Hunger thut weh, und wir haben oft gehungert, namentlich in dem letzten Jahre, als ich nicht soviel verdienen konnte. Großmutter hat dann so oft gebetet — aber —" sie lächelte bitter — „vom Beten wird man nicht satt, Herr Pfarrer."

„Vom Beten allein gewiß nicht. Wenn aber auf dem Gebet kein Segen ruht, so ist das ein Zeichen, daß nicht recht gebetet und vor allem nicht recht gelebt wird, und darum verschließt Gott Seine Ohren und thut Seine Hand nicht auf."

„Ich wüßte nicht, wie wir anders hätten leben sollen, Herr Pfarrer. Daß es mit uns immer elender kam, liegt auch nicht daran, daß Gott uns nichts geben wollte — dazu ist Er viel zu gut — sondern daran, daß uns die Menschen nichts gönnten. Und es scheint, der liebe Gott kann die Menschen manchmal nicht zwingen — oder Er will nicht —"

„Und warum gönnten euch denn die Menschen nichts?"

„Mein Gott, Herr Pfarrer — erstensmal, im Unglück sind die Freunde immer knapp, und wenn man dann noch seinen Stolz hat, wie die Großmutter, dann werden gar Feinde draus; denn man müßte ja von rechtswegen ganz klein und demütig sein und bei den guten Freunden betteln kommen; dann thun sie's — aus Mitleid. Aber wenn man ihnen sagt: ich brauch' euch nicht, die ihr mir das Unglück habt bereiten helfen — dann hat man's verschüttet. Und sie haben's bereiten helfen, Herr Pfarrer. Meiner Mutter Schuld allein sind ihre fünf Kinder auch nicht gewesen. Da gehören noch andre dazu. Man soll nicht immer nur auf die Mädchen schimpfen; die haben manchmal einen schweren Stand, ja, das weiß ich, und brauche nicht rot drüber zu werden; und die Schande hängt ihnen ganz allein an. Und wenn sie alle, die's nicht besser, sondern bloß heimlicher treiben und mehr Glück dazu haben, uns nicht immerzu mit Spott und Verachtung gehöhnt und uns allen zur Last gelegt hätten, was eine that — dann säßen wir jetzt nicht im Armenhaus, und ich wäre nicht das verachtetste Geschöpf im Dorfe. — Und wenn Sie's jetzt auf die Spitze treiben, Herr Pfarrer, und der Alten das ehrliche Begräbnis verweigern, dann thun Sie nichts andres, als all der Verleumdung und Selbstgerechtigkeit das Siegel aufdrücken. Der Toten schadet's nicht mehr — aber Ihnen wird's schaden, Herr Pfarrer!" Sie hatte brennend rote Backen bekommen, und ihre Augen blitzten ihn in wildem Eifer an.

„Mir? Was soll es mir schaden?" fragte der Pfarrer mit der Ruhe der Überlegenheit.

„Hinter mir werden sie höhnen und lachen — meinethalben, ich kann's vertragen. Vor Ihnen werden sie Angst kriegen und mißtrauisch werden —"

„Um so besser," rief der Pfarrer; „das ist der Anfang von dem, was ich erreichen will. Sie sollen auch Angst haben, unsicher sein, aufgerüttelt werden aus ihrer trägen verderblichen Gleichgültigkeit. Sie sollen sich fragen: wird er's mit mir auch so machen, wenn ich tot bin? und über sich nachdenken und sich bessern —"

„Und die arme alte Frau muß dazu herhalten, daß Sie Ihren Willen erreichen —" sagte sie trübe.

„Sie hat sich selbst dazu hergegeben. — Ich kann dir nicht helfen, Kathrine, ihr müßt es ohne mich machen. Ich bin ein kurzsichtiger Mensch, und kann mich irren. Aber ich kann nicht bezeugen, was wider meine Überzeugung ist."

„So schlagen Sie mir's rundweg ab, Herr Pfarrer?" rief sie heiser. Er zögerte noch eine Sekunde.

„Ja," sagte er dann hart. Sie stand wie betäubt.

„Das dürfen Sie gar nicht, Herr Pfarrer," sagte sie endlich. Er sah sie etwas überrascht an.

„Warum nicht?"

„Ich habe einmal gehört, daß nur die Selbstmörder und die Gotteslästerer ohne den Geistlichen zu Grabe getragen werden. Meine Großmutter ist keine Selbstmörderin und hat Gott nicht gelästert —" Er furchte unwillig die Stirn.

„Ich kenne die Pflichten meines Amts und weiß, was sie mir gebieten."

Seine kalte, harte Art verletzte und stachelte das Mädchen.

„Das ist nicht schön von Ihnen, Herr Pfarrer, und kein Beispiel von christlicher Nächstenliebe, was Sie Ihrer Gemeinde da geben wollen. Und ich bleibe dabei, Sie haben kein Recht dazu. Sie dürfen keiner Seele die Verdammnis zusprechen; Sie können keinem Menschen ins Herz sehen; Sie können gar nicht wissen, ob meine arme alte Großmutter nicht viel frommer und besser war im Herzen als Sie! Und das kann ich Ihnen versichern: wenn sie wirklich so schlecht gewesen wäre, wie Sie glauben, dann würde der liebe Gott ihr das Sterben wohl schwerer gemacht und ihr nicht einen so schönen Frieden auf das alte Gesicht gelegt haben. Kommen Sie und sehen Sie sich's an, wenn Sie's so nicht glauben wollen. Und dann werden Sie wohl den Mut nicht mehr haben, ihr das christliche Begräbnis zu verweigern."

Reinhard Bendemann wußte nicht, ob er sie weiter anhören oder zur Thür hinausweisen sollte. Noch nie während seiner langen Amtszeit hatte ein Gemeindekind ihm so rücksichtslos die Wahrheit gesagt. Es war ganz und gar ungehörig — aber es interessierte ihn. Er hatte noch nie ein solches Gemeindekind erlebt; ihm war noch nie so viel Nachdenken und so viel Scharfsinn in diesem Stande begegnet. Und nun gar in dieser Familie — bei dieser Dirne —

Nein, mochte sie auch in manchem recht haben — er blieb fest. Es mußte endlich ein Anfang gemacht werden mit der Kirchenzucht. Natürlich wollte keiner der Erste sein, sich ihr zu beugen — daran durfte er sich nicht kehren. Es war noch besonders günstig, daß es gerade ein Glied dieser verrufenen, verkommenen Familie traf.

„Es ist gut von dir, daß du deiner Verwandten das Wort redest," entgegnete er unerbittlich. „Wenn ich heut dein Anliegen nicht erfüllen kann, so laß dich das nicht schrecken, wiederzukommen —" Kathrine lachte.

„Wenn ich heut unverrichteter Sache dies Haus verlasse, so komme ich niemals wieder. Und wenn Sie dazu das Recht haben, eine alte Frau einscharren zu lassen wie einen Hund, bloß weil die Leute sagen, sie ist's nicht anders wert — dann will ich von Ihrem ganzen Glauben und Ihrer christlichen Kirche überhaupt nichts wissen! — Herr Pfarrer!" rief sie, plötzlich in einen flehenden Ton verfallend und die Hände ringend, „machen Sie der Großmutter keine öffentliche Schande übers Grab hinaus!

Wenn ich einmal sterbe, dann mögen Sie mich vermodern lassen, wie und wo Sie wollen, ich frag' nichts mehr danach — bin nie sanft gebettet gewesen auf der Erde — aber der alten Frau ersparen Sie den Schimpf!"

Reinhard Bendemann antwortete nicht. Er überlegte. Aber sein Gesicht blieb hart. Da wandte sich Kathrin um.

„So werde ich zur Frau Baronin gehen," sagte sie kurz.

„Die Frau Baronin hat hierüber nicht zu entscheiden," sagte der Pfarrer schnell. Es war ihm ein äußerst unangenehmer Gedanke, daß diese Sache vor Elisabeth kommen könne. Kathrin sah ihn erstaunt an.

„Sie ist doch aber die Patronin!" meinte sie naiv.

„In kirchlichen Dingen hat sich der Patron der Entscheidung des Geistlichen zu fügen," behauptete er einfach.

„Aber zu was ist sie denn Patronin?" Reinhard Bendemann wurde ungeduldig.

„Das verstehst du nicht. Übrigens kannst du getrost hingehen; sie wird dir dasselbe sagen wie ich."

Kathrin schien das auch zu fürchten und von ihrem impulsiv gefaßten Vorsatz wieder abzustehen. Sie mochte fühlen, daß ihr nichts andres übrig blieb, als zu gehen und sich zu fügen. Aber in ihrem Herzen kochte eine heiße Empörung, und ihr Gesicht mit den tiefen, scharfen Stirnfalten und den trotzig zusammengekniffenen Lippen sah nicht nach Fügsamkeit aus. Noch einmal that sie widerstrebend den Mund auf.

„Wenn das Ihr letztes Wort ist, Herr Pfarrer —" sie kam nicht weiter vor Erregung. Der Blick, der den strengen Mann suchte, hatte etwas Unheimliches, vor dem jeder erschrak.

„Ich will es mir überlegen," sagte er, „und dir dann Bescheid bringen."

„Bis wann?" fragte sie mit zähem Eigensinn.

„Bis morgen abend," sagte er aufs Geratewohl. „Aber nun geh auch."

Sie drehte sich um, vergaß zu grüßen und ging hinaus. Eine ganze Weile noch hörte er ihren Schritt in den groben Pantoffeln, schwer und träge.

Schwer wurde auch ihm zu Mut. Er dachte nicht mehr an seine Gartenarbeit, und als er von weitem den leichten, schüchternen Schritt seines Weibes hörte, sprang er auf und schloß die Thür ab.

Sie hörte draußen das Schloß schnappen und hielt im Gehen inne. Ihr Gesicht wurde traurig. Er hatte ernste Gedanken — da konnte er sie nicht brauchen. Das war nun schon lange so, war eigentlich immer so gewesen. Und doch konnte sie sich immer noch nicht darein finden!

Etwa vierundzwanzig Stunden später erklang auf dem Flur des Pfarrhauses wieder ein Schritt; diesmal ein fester, energischer, bei dessen Klang Reinhard Bendemann nervös zusammenfuhr. Der Schritt ging bei seiner Thür vorbei und zur Hinterthür wieder hinaus. Gleichzeitig hörte er Elisabeth Rodenburgs helle Stimme in den Garten hinausrufen:

„Guten Abend, Frau Pastorin! Wie geht's! Ist das Obst gut geraten?"

„Frau Ruth stand im einfachen, dunkelblauen Hauskleid mit einer großen, weißen Schürze unter dem Apfelbaum; ihre größeren Buben saßen oben in den

Zweigen und pflückten, und sie sammelte die Früchte in Körbe. Sie hatte zart gerötete Backen und sah weniger müde und ängstlich aus, als gewöhnlich. Bei Elisabeths unerwartetem Erscheinen wurde sie ganz verlegen und fuhr unwillkürlich mit der Hand nach dem Schürzenbande.

„Lassen Sie sich nicht stören,“ sagte Elisabeth näher tretend. „Ich wollte gern Ihren Mann sprechen — ist er zu Hause?“

„Ja, in seinem Zimmer —“

„Gut, so gehe ich hin — es ist nur etwas Amtliches und dauert nicht lange. Wenn Sie erlauben, komme ich dann wieder zu Ihnen und helfe ein wenig —“

Sie drückte ihr die Hand, nickte den Buben zu und ging wieder ins Haus zurück. Ruth Bendemann sah ihr träumerisch nach. Wie war die Frau doch jung und kraftvoll und bei aller Festigkeit so voll Herzensgüte! Wie traurig saß das Witwenhäubchen auf dem vollen Scheitel, und wie stolz und demütig zugleich trug sie diese Schmerzenskrone.

Inzwischen war Elisabeth beim Pfarrer eingetreten, und während sie sich ihm gegenüber an den großen Tisch setzte, sagte sie ihm etwas Freundliches über seine Kinder, worauf er nur zerstreut antwortete. Dann legte sie ihre großen, schlanken Hände auf der Tischplatte übereinander, neigte anscheinend befangen den Kopf, so daß er nichts weiter sah als das rotbraune Haar und unter der schwarzen Schnebbe einen kleinen Streifen ihrer schmalen, klaren Stirn und begann langsam:

„Herr Pfarrer, ich bin hergekommen auf ein Gerücht hin, das ich eigentlich nicht glauben kann, das mir aber doch keine Ruhe läßt. Denn wenn es wahr wäre —“ Und plötzlich hob sie den Kopf und sah ihn so groß und gut an, daß er erschrak — „Herr Pfarrer, die Leute erzählen sich, daß Sie sich geweigert hätten, die alte Giese zu begraben.“

Sein Gesicht verfinsterte sich. Er antwortete nicht, und sie wußte nun, daß das Gerücht wahr sei. Sie atmete tief.

„Das kann doch nicht Ihr Ernst sein, Herr Pfarrer —“ sagte sie weich, fast traurig. Ihn aber wollte plötzlich irgend ein Weichmut überfallen, und um dem zuvor zu kommen, erwiderte er herb und hastig:

„Doch, Frau Baronin; das ist mein Ernst.“

Und nun begann er, ihr seine Gründe zu entwickeln, wie er es gestern vor dem Mädchen gethan; nur eingehender, sachlicher und durchweht von einer ihm selbst unbewußten Verteidigungsstimmung. Sie hörte ihm sehr aufmerksam zu und sah ihn dabei immerfort an, was ihm äußerst unbequem war.

Dann begann sie ihn zu widerlegen, ruhig, sanft und fest. Und merkwürdigerweise widerlegte sie ihn mit denselben Gründen, mit denen ihn gestern Kathrin zu rühren versucht hatte — nur gleichfalls eingehender und sachlicher — und daß es ihm eben von ihr einen ganz andern Eindruck machte, als von dem unwissenden und ungebildeten Naturkind.

Er hörte ihr ebenso aufmerksam zu, wie sie vorhin ihm; erhob hie und da Einwände, sah sich aber allemal — wenn auch nicht überzeugt — so doch geschlagen.

Sie sprachen wie zwei vollkommen ebenbürtige Gegner, deren einer die Kraft des andern neidlos anerkennt, ohne auch nur einen Augenblick gewillt zu sein, ihr

zu weichen. Sie verfochten zwei grundverschiedene Standpunkte; jeder anerkennend, daß der des andern berechtigt sei, und doch nicht im mindesten gesonnen, den eignen zu verlassen.

Sie vertrat, wie immer, die Gerechtigkeit der Liebe. Er die Gerechtigkeit rücksichtsloser Strenge.

„Wir sind schon so oft verschiedener Meinung gewesen," sagte Elisabeth, als das Für und Wider hinreichend erschöpft war, „und sind zuletzt doch immer gut auseinander gekommen —"

„Es scheint aber, daß dies heute nicht der Fall sein soll," entgegnete der Pfarrer, der anfing gereizt zu werden. „Es handelt sich heut auch um mehr als um eine Meinungsverschiedenheit, wo schließlich keine Partei sich für die überwundene zu erklären braucht. Heut handelt es sich darum, ob etwas geschehen soll oder nicht. Ich denke, Sie werden mir die Entscheidung vertrauensvoll überlassen, Frau Patronin!"

Die Anrede, die er sonst nie brauchte, war ihm unversehens entschlüpft. Sie merkte es und lächelte flüchtig.

„Es wird mir nach Gesetz und Recht nichts andres bleiben," sagte sie. „Aber ich hoffe, Sie werden noch andern Sinnes, Herr Pfarrer!"

Sie sagte das so freundlich und bescheiden, beinahe bittend, und ohne allen Anflug von Anmaßung. Aber ein hochfahrender Ton hätte ihn kaum mehr gereizt als dieser.

„Ich begreife wirklich nicht, Frau Baronin, warum Sie sich immer zum Anwalt gerade dieser Leute machen!"

„Weil mir ‚diese Leute' leid thun," sagte sie einfach.

„Man kann aber nicht immer das Mitleid entscheiden lassen, namentlich nicht in Principienfragen."

„Principienfragen —" wiederholte sie, lehnte sich in den Stuhl zurück und seufzte ein wenig geringschätzig. „Wir sollten lieber weniger Principien haben und mehr dem Leben Rechnung tragen."

„Was würde aber aus dem Leben werden — ohne Principien?" warf er ein.

„Wir wollen nicht wieder streiten und philosophieren, das führt uns heut weniger denn je zum Ziel. Außerdem habe ich Ihrer Frau versprochen, bald wieder bei ihr zu sein —" Sie hielt inne, als erwarte sie irgend eine Einlenkung seinerseits. Er sagte aber nichts, sondern starrte finster an ihr vorbei.

„Also noch einmal, Herr Pfarrer, es ist Ihr unwiderruflicher Entschluß, die alte Frau nicht zu begraben?"

Sie war aufgestanden — mehr in Gedanken an den Abschied als um ihren Worten einen theatralischen Nachdruck zu verleihen. Unwillkürlich aber nahm ihr Gesicht einen strengeren, fast herausfordernden Ausdruck an. Durch diesen Ausdruck, verbunden mit ihrer unbewußt hoheitsvollen Art, groß und still dazustehen, gereizt, entgegnete er:

„Ja —" obgleich sein Entschluß keineswegs unwiderruflich geworden war. Elisabeths Gesicht zuckte kaum merklich, dann sagte sie ganz ruhig:

„Dann will ich Ihnen heut schon sagen, Herr Pfarrer, damit Sie nachher nicht überrascht sind: wenn Sie die alte Frau nicht auf den Kirchhof geleiten, so werde ich es thun."

Reinhard Bendemann sprang auf, daß der Stuhl hinter ihm zurückwich. Er wollte etwas sehr Heftiges sagen, beherrschte sich aber noch im letzten Augenblick und sah die junge Frau, die ihm in solcher Weise entgegentrat, ganz verblüfft an.

„Das werden Sie nicht thun, Frau Baronin?"

„Warum nicht? Ich bin frei in meinen Entschlüssen — wie Sie." Reinhard Bendemann war beinahe atemlos.

„Wenn Sie mitgehen, die Sie sonst nie solche Begräbnisse mitfeiern, in Ihrer Eigenschaft als Gutsherrin, als Patronin — wissen Sie auch, daß Sie mir damit in meiner Gemeinde öffentlich Front machen?!"

„Ja, das weiß ich. Das ist in diesem Falle dann sogar meine Absicht. Wenn Sie der Toten diesen ganz ungerechtfertigten Schimpf anthun, so will ich, als Gutsherrin und Patronin, der Gemeinde zeigen, daß ich diesen Schimpf nicht billige."

Der Pfarrer wußte nichts zu sagen. In seiner Seele brauste es wie ferner Sturm.

„Ich weiß sogar noch mehr," fuhr Elisabeth fort, und ihre Stimme klang wieder weich. „Ich weiß, daß eine solche Handlungsweise einen Bruch zwischen mir und Ihnen — zwischen meinem und Ihrem Hause bedeuten würde. Das thäte mir sehr, sehr leid, Herr Pfarrer —"

„Also Sie geben doch zu," sagte er mit eisigem Spott, „daß Ihre Handlungsweise Folgen haben könnte, welche Sie bereuen würden?"

„Bereuen nicht. Wohl aber bedauern."

„Und das hat keinen Einfluß auf Ihre Entschlüsse?"

„Nein. Denn ich handle aus Rücksicht auf die Gemeinde. Die Rücksicht auf mich muß ich in diesem Fall beiseite setzen."

„Ich möchte wissen, Frau Baronin, inwiefern und welche Art Rücksichten gegen die Gemeinde hierbei in Betracht kommen können?"

„Die Pflicht, öffentliches Ärgernis zu hindern, oder, wo ich das nicht kann, zu mildern. Und Ihre Handlungsweise wird Ärgernis geben. Der Spott wird sich gegen die Tote und das Mädchen wenden; der Zorn gegen Sie. Ich kenne die Buchwalder — besser und länger als Sie, Herr Pfarrer!"

„Und Sie meinen, das Argernis mildern zu können, wenn Sie sich öffentlich gegen mich erklären, und mir meine Stellung dadurch untergraben?"

Sie sah ein wenig erschrocken aus.

„Das zu wollen, fällt mir nicht ein. Ich dachte, eher vermitteln zu können — und das wird nötig werden — wenn ich mich in die Mitte stelle, zwischen die Gemeinde und den Pfarrer, an die Spitze des streitigen Gegenstandes."

„Sie haben unzweifelhaft strategisches Talent, Frau Baronin," sagte der Pfarrer schneidend. „Thun Sie, was Ihnen beliebt. — Übrigens, was das sogenannte Ärgernis betrifft, so wäre noch die Frage, welches schlimmer ist: das, was die Alte und ihre Sippschaft der Gemeinde jahrelang gegeben hat und die Enkelin voraussichtlich noch jahrelang geben wird, — oder das, was ich Ihrer Ansicht nach zu geben im Begriff bin."

Elisabeths Gesicht nahm einen nachdenklichen Ausdruck an.

„Ich weiß nicht — ich glaube nicht, daß Katharine ein liederliches Mädchen ist. Und wenn sie's wäre, könnte man es ihr nicht so schwer anrechnen — bei der Mutter, und wie sie aufgewachsen ist —“

Reinhard Bendemann hatte nicht Lust, darauf einzugehen. Er kannte ihre nachsichtigen Absichten zu gut, und es gab immer einen Streit, wenn sie darauf zu sprechen kamen.

„Also — wir wären fertig —“ sagte Elisabeth, als er schwieg. Es klang zögernd; wie eine Frage, wie eine Bitte, daß er einlenken möge. Ihre Schroffheit that ihr beinahe leid; sie war doch nur eine Frau und mußte als solche vorsichtiger sein — aber zurücknehmen, was sie gesagt hatte — nein.

„Guten Abend, Herr Pfarrer.“ Sie gab ihm die Hand, die er kaum berührte, und ging hinaus, ohne daß er sie geleitete.

Elisabeth ging ihrem Versprechen gemäß wieder in den Garten und verplauderte in ihrer beruhigenden Weise, die für jeden Menschen den rechten Ton traf, noch ein halbes Stündchen mit der Pastorin, die schon sehnsüchtig auf sie gewartet hatte.

Reinhard Bendemann war heut beim Abendessen wortkarger und verstimmter denn je. Die Buben, die sich ungebührlich laut unterhielten, fuhr er so heftig an, daß sie kein Wort mehr sagten.

Als man sich erhoben hatte, griff er nach Stock und Hut.

„Wo willst du denn noch hin? Es ist ja ganz dunkel,“ meinte Frau Ruth erstaunt.

„Spazierengehen. Und es ist auch gar nicht dunkel. Der Mond scheint ja —“

VII.

Der heiße Septembertag hatte sich erfrischend abgekühlt. Es war windstill und mondhell. Alle Düfte der spätsommerlichen Erde dufteten kräftig und herb.

Kathrin hockte auf einem Holzklotz unter der Linde, hatte die Hände in das schwarze Tuch gewickelt und starrte trübsinnig auf das offne Fenster, hinter dem die Leiche der Alten lag.

Ihr Herz war mit einer schweren, dumpfen Trauer gefüllt. Sie hatte die Alte lieb gehabt, die ihr Mutter und Vater zugleich war, und hatte für sie sorgen und arbeiten können. Das hatte ihrem Leben einen Zweck und eine Befriedigung gegeben, die sie für manches entschädigte, was sie nicht hatte. Sie hatte eine Heimat gehabt, wenn es auch nur das Armenhaus war, und einen Menschen, mit dem sie sich ausreden konnte.

Das war nun alles vorbei. Das einzige Wesen, für das sie Anhänglichkeit und Dankbarkeit gefühlt, war tot. — Der einzige Zweck war ihrem Leben genommen. Fortan würde sie einsam und heimatlos sein — vielleicht unstet und flüchtig; denn in Buchwald wollte sie natürlich nicht eine Stunde länger als nötig bleiben. Sie

würde nur noch arbeiten, um sich zu nähren — sich nähren, um wiederum zu arbeiten; nur zur Fristung des eignen Lebens, an dem ihr an diesem Abend weniger denn je gelegen war.

Das kräftige, lebenstrotzende junge Weib, das dem Dasein noch einen ungestillten Hunger, eine unerfüllte Forderung entgegenzuhalten berechtigt war, hatte finstre Todesgedanken.

Und die Schande, die man der Leiche anthun wollte, fraß ihr am Herzen.

Sie war beim Schulzen gewesen, um ihn zu fragen, ob sie nicht die Großmutter wo anders begraben lassen könne; ihn um seine Verwendung beim Pfarrer zu bitten, fiel ihr gar nicht mehr ein. Der Schulze, der im übrigen ein ruhig denkender, wohlwollender, älterer Mann war, kam ihr aber mit soviel gesetzlichen Verordnungen und Schwierigkeiten, daß sie alsbald auch von diesem Ausweg hoffnungslos Abstand nahm. Stumm und finster ging sie fort und hörte kaum noch, was er zu ihrer Beruhigung weiter noch sagte.

Nun saß sie hier, und der wilde Zorn, der ihr gegen die Härte der Menschen im Herzen gekocht, hatte sich in dumpfen, unzugänglichen Schmerz gewandelt.

Sie legte das Gesicht auf die emporgezogenen Kniee, aber sie weinte nicht. Es war ihr viel zu weh zum Weinen.

Sie sah mit einem unwilligen Stirnrunzeln auf, als sich von der Straße her Männerschritte nahten. Als sie im hellen Mondschein den langsam Daherschreitenden erkannte, wurde ihr Blick feindselig. Sie sank wieder in ihre kauernde Stellung zurück und fuhr fort, auf das offne Fenster zu starren.

„Guten Abend, Kathrin,“ sagte der Ankömmling, ein junger, lang und kräftig aufgeschossener Mann, und lüftete flüchtig die Mütze. „Ich komme, um dir mein Beileid auszusprechen.“

Sie streifte ihn mit einem mißtrauischen Seitenblick.

„Das ist sehr christlich von dir,“ sagte sie spottend. „Im Unglück bleiben meistens die Freunde aus, wenn man überhaupt welche gehabt hat. — Im übrigen liegt mir an deinem Beileid nichts,“ schloß sie mürrisch.

„So!“ meinte er gedehnt. „Da solltest du mir wenigstens danken, daß ich gekommen bin — hab's heimlich genug anfangen müssen, damit sie mir nachher nichts anhängen —“ Kathrin lachte kurz auf.

„Wer hat dich kommen heißen? Was du bei Licht nicht thun kannst, brauchst du auch bei Nacht nicht zu unternehmen. Ich sag' dir noch einmal — mir liegt nichts an dir.“

„Bist ja auf einmal sehr spröde geworden!“ sagte der Mann mit verbissener Wut. „Der Herr Pfarrer hat dir wohl die Hölle recht heiß gemacht, als er letzthin bei dir war?“

„Habt ihr das auch schon ausgespürt? Übrigens wüßt' ich nicht, warum ich eine heißere Hölle brauchen thät als du.“

Der Mann, der des Schulzen ältester Sohn und der stattlichste und reichste Bursch im Dorf war, steckte die Hände in die Taschen der weiten Arbeitshose und lehnte sich an den Lindenstamm.

„Liegt sie da drin?“ fragte er mit einer bezeichnenden Kopfneigung nach dem offnen Fenster hin.

„Von wem sprichst du?“

„Nun — thu doch nicht so — von der Alten natürlich!“

„Ja.“

„Und fürchtest du dich gar nicht — so allein damit?“ fragt er weiter. Sie zuckte gleichgültig die Achseln.

„Wovor sollt' ich mich fürchten? Vor den Lebenden hat man mehr Ursach' dazu, als vor den Toten — die lassen einen in Frieden.“

„Bist du die vorige Nacht auch allein gewesen?“

„Wer meinst du, wär' bei mir geblieben? Hast du einen Argwohn?“ Sie sahen sich beide mißtrauisch und lauernd in die Augen.

„Warst du drin — oder hier draußen?“ fragte er weiter, ohne ihre Worte zu beachten.

„Drin war mir's zu dumpf; ich hab' hier gesessen, wo ich jetzt sitz'.“

„Die ganze Nacht?“

„Ja.“ Wieder entstand eine Pause.

„Die Leute sagen, der Herr Pfarrer wollt' die Alte nicht begraben,“ begann der Mann, etwas weniger sicher. Kathrin schwieg verstockt. Er beugte sich etwas vor, um sie besser zu sehen.

„Kathrin — soll ich zum Herrn Pfarrer gehn und für dich bitten?“

„Ich brauch' keinen, für mich zu bitten,“ fuhr sie auf. „Ich kann auch nicht einsehen, warum der Herr Pfarrer auf dich mehr hören sollte, wie auf mich.“

„Na — das wäre doch noch die Frage —“

„Ich bin die Enkelin. Dich geht die Tote gar nichts an.“

„Ich könnt' den Vater bitten, daß er hingeht,“ meinte der Mann. „Der ist Schulz und Vorstand im Gemeindekirchenrat — er hat eine Stimme im Dorf, und der Herr Pfarrer gibt was auf ihn —“

Kathrin sagte nichts; ihr Kopf sank tiefer, und ihr Blick wurde starrer.

„Der Vater sprach heut abend schon davon, daß er mit dem Pfarrer reden könnt'; er war nur noch nicht mit sich im Reinen. Vielleicht, wenn ich recht zuredte — ich könnt' ihn bestimmen —“

Kathrin sagte immer noch nichts, und er wurde ungeduldig.

„Nun — so sag' doch was!“ Das Mädchen seufzte schwer und lange.

„Nein,“ sagte es dann trotzig. „Ich will nicht von eurer Gnade abhängen.“

„Gnade! Wer sagt denn so was! Wenn ich den Pfarrer für dich bitten geh', oder den Vater bestimme, daß er es thut, so will ich dir damit doch keine Gnade erweisen!“

„Und was sonst?!“

„Was Liebes!“ flüsterte er, sich zu ihr niederbeugend. Sie stieß ihn mit der Hand zurück.

„Ich will nichts Liebes; von dir nicht und von keinem andern.“

„Was ficht dich an! Du bist doch sonst nicht so!“

„Nicht?“ rief sie plötzlich ganz lebhaft mit sprühenden Augen. „Und wie bin ich denn sonst?“

„Nun —“ meinte er, etwas erschreckt durch ihre Heftigkeit, „du bist doch sonst nicht so abweisend gegen die Mannsleut'!“

„So? Was weißt du davon? Ich hab' mir noch nie aus den Mannsleuten was gemacht; und wenn ich mal eben damit anfangen wollt', so ist mir's allemal bald wieder gründlich verleidet worden.“

„Sie haben's vielleicht nicht ehrlich gemeint —“

„Nein, das weiß Gott!“ lachte sie zornig.

„Aber ich mein's ehrlich, Kathrin!“

„So? Willst du mir etwa einreden, daß du mich heiraten wirst?“ rief sie herausfordernd.

„Heiraten — wer denkt denn gleich an Heiraten!“ wich er aus.

„Ich denk' daran,“ rief sie heftig. „Ich will keine Lieb' haben mit einem, der mich nicht würdig achtet zum Heiraten. Davon hab' ich genug — von der Mutter her. Also gib dich zufrieden und laß mich in Ruh.“

Der also Abgetrumpfte richtete sich nachlässig auf und sah das Mädchen mit grimmigen, begehrlichen Blicken an.

„Ich hab' gedacht, du hieltest mehr auf deine Großmutter,“ sagte er. Sie sah ihn erstaunt an.

„Warum — wie meinst du das —“

„Nun, ich hab' dir's ja deutlich genug gesagt — ich wollt' das Meinige thun, ihr ein ehrliches Begräbnis zu erwirken — und ich mach' mich anheischig, es zu erreichen — wenn du es möchtest!“

„So — und was soll ich denn thun, um dir zu zeigen, daß ich möchte?“ fragte sie gedehnt und mißtrauisch.

„Erlaub mir, daß ich dir Gesellschaft leiste diese Nacht.“

„Wenn's weiter nichts ist — und wenn du das Gerede nicht scheust — mir kann's ja gleich sein, ob du da stehst oder nicht —“ sie faltete die Hände um die emporgezogenen Kniee und legte die Stirn darauf. Sie hatte arge Kopfschmerzen, zum erstenmal im Leben — „wenn dir die Zeit nicht lang wird —“ setzte sie trübe hinzu.

Da fühlte sie seinen Arm sich um sie legen und seinen Atem an ihrem Ohr —

„Dafür sollst du sorgen, daß mir die Zeit nicht lang wird —“ Er taumelte zurück, weil die große Person so heftig aufsprang.

„Schäm dich, Schulzensohn. Schäm dich vor der stillen Leiche da drin!“ rief sie drohend, vor Aufregung bebend. Er kehrte dem Hause den Rücken zu; die Erinnerung an die Leiche war ihm unangenehm.

„Was geht mich das alte Gerippe an!“ rief er roh. „Was Lebendiges brauch' ich! Und wenn du auch nichts hören willst von meiner Liebe —“ Er näherte sich ihr rücksichtsloser. Aber wieder stieß sie ihn von sich, reckte sich hoch auf, daß sie in dem fahlen Mondschein, in ihrer düsteren Kleidung anzusehen war wie das leibhaftige Unheil, mit bleichem Gesicht und funkelnden Augen, und rief laut und grollend:

„Scher dich zum Teufel mit deiner sogenannten Liebe, oder such dir eine andre dafür. Ich will der alten Frau ein ehrenvolles Grab nicht um Sündenlohn erkaufen.“

Vom Kirchturm schlug es Zehn, und zwischen den Zäunen knackte es plötzlich, als sei jemand auf ein trocknes Reis getreten. Die beiden aufgeregten Menschen lauschten einen Augenblick und ließen mit ihren wilden Gedanken voneinander ab. Dann ballte der Schulzensohn die Faust und schüttelte sie gegen das Mädchen.

„Verfluchte Katze — du sollst es bereuen! Ungestraft laß ich mich nicht verachten!“ knirschte er und wandte sich zum Gehen.

„Geh nur,“ rief sie ihm nach mit heller Stimme, in der noch die Empörung zitterte, „und sag es laut überall herum, du habest mit Kathrine Giese an der Leiche der Alten Liebe gefeiert. So habt ihr's ja immer gemacht, wenn ihr euch an mir rächen wolltet, ihr falsche, erbärmliche Brut. Und das faselt von Liebe —“

Sie lachte — es sollte spöttisch und verächtlich klingen, aber es klang wie ein gräßlicher Schmerzensschrei.

Zwischen den Zäunen tauchte plötzlich eine dritte Gestalt auf, bei deren Anblick der Schulzensohn betroffen zurückwich. Dann, den Kopf zurückwendend, zischte er über die Schulter dem Mädchen zu:

„Der Herr Pfarrer geht spionieren —“ und huschte dann schnell und leise, wie eine Katze, rechtsab hinter die Hütte, auf Schleichwegen nach Hause.

Es war in der That Reinhard Bendemann, dessen spätabendlicher Spaziergang hier endigte.

Kathrin blieb unbeweglich stehen, groß und drohend, und ihre dunkelglühenden Augen weissagten dem Pfarrer keinen guten Empfang.

Dieser blickte dem davonschleichenden Manne aufmerksam nach, rief ihn aber nicht zurück. Dann trat er dichter herzu, bis unter den Schatten der Linde.

„Du bist ein braves Mädchen, Katharine,“ sagte er.

„So? mit einemmale?“ sagte sie wegwerfend. Dies Lob in diesem Augenblick dünkte sie fade und gleichgültig. „Ich wüßte nicht, wie so schnell ein braves Mädchen werden kann — aus einer Dirne!“

„Nimm dir das Wort nicht so zu Herzen; es ward im Irrtum gesprochen —“

„Irrtum oder nicht, Herr Pfarrer — gesprochen ist's und bleibt's.“

Der Pfarrer unterdrückte den aufsteigenden Unwillen.

„Ich habe alles gehört, was zwischen dir und dem andern gesprochen worden ist —“ Kathrin riß die Augen weit auf.

„Also hat der Schulzensohn doch recht: der Herr Pfarrer geht spionieren!“ Sie wich unwillkürlich von ihm zurück, aus dem Schatten hinaus in das blasse, grelle Licht. Reinhard Bendemann überhörte das.

„Ich kam her, um dir zu sagen, daß ich mir das mit dem Begräbnis anders überlegt habe.“

Ihre Augen leuchteten flüchtig auf.

„Hat die Frau Baronin —“

„Die Frau Baronin ist dabei ganz gleichgültig,“ unterbrach er nachdrücklich. „Ich bin aus eigner Überlegung zu dem Entschluß gekommen, noch einmal Nachsicht

zu üben. Ich war noch nicht ganz zweifelfrei; ich wollt's von dir selber abhängig machen — wie ich dich finden würde. Darum, als ich bei meiner Annäherung dich mit einem Manne sprechen sah, blieb ich stehen, um unbemerkt zu erfahren, was ihr triebet. Und ich kann nur wiederholen: Du bist ein braves Mädchen, Kathrin, und ich will dir das Wort, das mir gestern entschlüpfte, gern abbitten. Mein Entschluß steht nun fest. Ich werde deine Großmutter zu Grabe geleiten."

Das Leuchten in Kathrins Augen war ebenso schnell erloschen, wie entzündet. Sie ließ den Kopf hängen und schien nicht die geringste Freude zu empfinden, weder über das Lob, noch über den veränderten Entschluß des Pfarrers.

„Wenn die Frau Baronin für mich gebeten hätt', so könnt's mich vielleicht noch freuen. So — möcht' ich's am liebsten ablehnen. Aber es ist ja für die Großmutter. Und so sag' ich meinen besten Dank, Herr Pfarrer."

Es klang förmlich, fast widerwillig. — Es wäre ein Leichtes für ihn gewesen, ihr zu sagen: die Frau Baronin hat für dich gebeten. Aber das konnte er nicht. Er konnte dieser Geringsten aus seiner Gemeinde doch nicht bekennen, was er sich selbst nicht eingestehen wollte: daß sein Entschluß einzig und allein durch seine Patronin beeinflußt worden war.

Er ärgerte sich, daß das Mädchen ihm nicht freudiger dankte. Sie war eben doch — wenn auch nicht eine Dirne — so doch ein hartherziges, verstocktes Frauenzimmer.

„Hast du schon überlegt, was nachher aus dir werden soll?" fragte er einlenkend.

„Ich werd' die Frau Baronin fragen," erwiderte sie, als habe sie es darauf abgesehen, ihn zu reizen. „Hier bleiben thu' ich nicht."

Reinhard Bendemann war über diese Absicht sehr erfreut. Er konnte trotz allem, was er belauscht, kein rechtes Vertrauen zu ihr fassen, und empfand den Gedanken, sie nicht mehr unheilschwer in seiner Gemeinde herumstreichen zu wissen, sehr erleichternd.

„Das wird auch sehr viel besser für dich sein," sagte er.

„Freilich; ich hab mir schon lang gewünscht, von hier loszukommen. Aber die Leut' werden's bedauern."

„Warum? Hast du ihnen am Ende doch ‚Liebes' gethan?"

„Ich war eine, auf die sie ihre Galle speien konnten. Wenn Sie's so meinen, Herr Pfarrer, dann haben Sie recht."

„Du bist in einer friedlosen, unversöhnlichen Stimmung," sagte der Pfarrer tadelnd. „Kannst du beten, Kathrin?"

Sie sah ihn groß an.

„Beten? Wozu? — Ich meine, warum gerade jetzt?"

„Weil die Stunden, die du verlebst, besonders dazu angethan sind. Hat dich die Leiche da drin — das ganze Sterben, das du mit angesehen — nicht an deinen eignen Tod erinnert?"

„Ja, gewiß, Herr Pfarrer —" klang es fragend und unsicher.

„Nun, und ist dir da nicht bange geworden?"

„Bange?" Kathrin sah immer noch erstaunt aus. Dann verdüsterte sich ihr Gesicht. „Wissen Sie, was ich gemacht habe vorhin, wie ich hier allein auf dem Holzklotz saß, ehe der da —" sie machte eine wegwerfende Handbewegung — „mich überfiel? Sehnsucht hab' ich gehabt nach dem Tode; ganz widersinnige Sehnsucht — ich!" Sie sah an ihrer eignen blühenden Gestalt hinunter mit beredtem Blick. Reinhard Bendemann schüttelte tadelnd den Kopf.

„Du darfst nicht glauben, der Tod sei gerade recht, um uns dem Ungemach des Lebens zu entheben. Der Tod ist etwas sehr Ernstes, Heiliges und Furchtbares. Das Irdische, das wir verlassen, kommt erst in zweiter Linie; das Himmlische und Ewige, dem wir entgegeneilen, das ist die Hauptsache!"

„Ich kann so was Schweres überhaupt nicht denken," sagte sie gedankenvoll. „Ich hab' mir nur immer gedacht: unser Tod — das ist unsre Erlösung von unsern Leiden, von den andern Menschen, vom Leben, von den Sünden und der Schlechtigkeit. Und danach sehn' ich mich."

Reinhard Bendemann war überrascht über diese tiefe Einfachheit.

„Deine Sehnsucht wird dir auch bestimmt erfüllt werden, Kathrine, unter einer Bedingung: wenn du glaubst!" Ein Seufzer erklang — wie ein Seufzer der Erleichterung.

„Das kann doch nicht schwer sein, Herr Pfarrer! Man könnt' ja gar nicht leben, wenn man nicht glaubte, daß der liebe Gott da sei, der endlich einmal das Böse strafen und das Gute belohnen wird — denn hier auf Erden geschieht's doch nicht — und bei dem wir mal ausruhen dürfen, wenn wir uns hier genug geplagt haben!"

Ihr Glaube war die Frucht ihres Lebens. Darum mochte Reinhard Bendemann nicht daran rühren, ob er auch viele Lücken hatte.

„Wenn du sicher gehen willst, mein Kind, daß dir dein Glaube einmal erfüllt wird, so mußt du aber auch danach leben. Gottes Gebote halten — auch den Menschen gegenüber deine Pflicht und Schuldigkeit thun. Nicht hassen, auch wo du meinst, Ursache zu haben, sondern verzeihen und milde sein. Und damit dir das alles leicht werde — denn für den natürlichen Menschen ist es schwer — mußt du beten."

Es blieb still. Kathrin sah traurig vor sich nieder.

„Du sagtest neulich," begann Reinhard Bendemann wieder, „deine Großmutter habe fleißig in der Bibel gelesen. Da hat sie doch gewiß auch gebetet?"

Kathrin nickte.

„Und was hat sie gebetet?"

„Was ihr gerade einfiel. Auch nicht regelmäßig. Manchmal viele Tage nicht. Und dann wieder an einem Tag mehreremal. Ich mußte dazu knieen und zuhören."

„Und kannst du denn gar kein Gebet?" — Sie schwieg. „Nicht einmal das Vaterunser?"

„O, das — ja. Und dann noch ein kleines Gebet — von der Schule her — aber es paßt nicht mehr für mich."

„Warum nicht? Sag es nur."

„Jetzt gleich?" fragte sie erstaunt.

„Gewiß! Zum Beten ist jede Zeit recht und jeder Ort."

Kathrin zögerte noch eine Weile, und der Pfarrer ließ ihr Zeit. Dann faltete sie die derben Hände über dem schwarzen Zipfeltuch, neigte kindlich den Kopf, und ihr Gesicht nahm einen weichen, demütigen Ausdruck an. Reinhard Bendemann ließ sie nicht aus den Augen. Und nun betete sie, leise, fast verlegen und doch klar verständlich:

„Ich bin klein, mein Herz ist rein,
Soll niemand drin wohnen, als Jesus allein. Amen."

Es klang unwiderstehlich rührend, wie das große, wuchtige Mädchen diese kleinen, zarten Worte sprach. Der Pfarrer fühlte eine merkwürdige Bewegung im Herzen.

Kathrin blieb, als sie geendet, noch sekundenlang unbeweglich stehen. Plötzlich stieg ihr ein dumpfes Schluchzen aus der Kehle; im nächsten Augenblick weinte sie bitterlich.

Dem Pfarrer kam ein impulsives Verständnis dieser Thränen. Er ließ sie schweigend gewähren und blickte nachdenklich in die gähnende Tiefe des Brunnens, in dessen schwarzem Wasser sich die blanke Mondscheibe zwischen netzartigem Laubschattengeflecht spiegelte. Dann, als es immer noch dauerte, als wolle sie sich ganz und gar in Thränen auflösen, trat er zu ihr und legte seine Hand auf ihre Schulter.

„Kathrine," sagte er, „willst du Vertrauen zu mir haben? — Du stehst an einem Lebensabschnitt, und du hast keinen, der dich hinüber geleiten hilft. Willst du dir von mir helfen lassen?"

Sie trocknete ihre Thränen mit dem Schultertuch, und dabei schüttelte sie langsam den Kopf.

„Sie sind sehr gut, Herr Pfarrer," sagte sie trübe, aber sehr freundlich. „Doch wozu brauch' ich Hilf' — ich hab' meine Gesundheit und meine kräftigen Händ' — ich find' schon durch. Und wenn sonst noch was sein sollte, eh' daß ich hier fortkomm', nun, so ist ja die Frau Baronin da."

Sie hatte keine Ahnung von dem Eindruck ihrer Worte; sie war nur verwundert, daß der Herr Pfarrer so plötzlich seine Hand von ihr fortzog.

Reinhard Bendemanns weiche Stimmung war verflogen mit dem Augenblick, wo ihm einfiel, daß er sich zum Beschützer dieses Mädchens machte, dessen Inschutznahme durch die Gutsherrin ihm noch vor wenig Stunden den allerschärfsten Unwillen verursacht hatte.

„Wie du willst," sagte er. Und um das Mädchen, das ihm wider Willen leid that, und von dem er ebenso wider Willen heut eine ganz andre Meinung gewonnen hatte, nicht zu kränken, fügte er hinzu: „Und nun komm — ich möchte die Tote noch einmal sehen, ehe ich sie begrabe."

Am andern Tage begegnete der Pfarrer auf der Dorfstraße dem Schulzensohn. Als der ihn sah, wurde er sehr rot, bemühte sich, ein unverschämtes Gesicht zu machen, und fühlend, daß dies mißglückte, schickte er sich an, den Pfarrer in weitem Bogen zu umgehen.

Aber Reinhard Bendemann hinderte ihn daran und schnitt ihm schnell entschlossen mit ein paar langen Schritten den Weg ab. Es war Mittagsstunde und niemand in der Nähe.

„Klaus Kohne,“ redete er ihn bei seinem vollen Namen an und fuhr mit gedämpfter, aber sehr nachdrücklicher Stimme fort, „ich habe gestern gehört und gesehen, was zwischen Euch und der Kathrin Giese vorgefallen ist. Wenn Ihr es Euch einfallen lassen solltet, schlechte und unwahre Reden über das Mädchen zu führen, so werde ich dafür sorgen, daß die ganze Gemeinde die Wahrheit erfährt. Ich werde die Ohren offen halten. Merkt's Euch!“

Der Bursch wurde womöglich noch röter und sah tödlich verlegen aus. So schnell wie möglich entfernte er sich, als ihm der Pfarrer den Weg wieder frei gab. Sie gingen in entgegengesetzter Richtung auseinander; als eine Anzahl Schritte zwischen ihnen lag, blieb Klaus Kohne stehen und sah seinem Pfarrer angelegentlichst nach.

„Nanu?“ sagte er dabei und machte ein halb dummes, halb verschlagenes Gesicht, das den Pfarrer, wenn er es gesehen hätte, zu irgend einer Unbesonnenheit gereizt haben würde.

Am Donnerstag nachmittag um drei Uhr wurde die alte Giese in allen Ehren auf dem Dorfkirchhof begraben. Außer dem Pfarrer, dem Küster, den vier Männern, die den Sarg getragen hatten und das Grab wölben sollten, und der Enkelin umstanden die Gruft nur noch ein paar alte Weiber, die sich bei dieser Gelegenheit großmütig einer früheren Freundschaft mit der Toten besonnen hatten, und die zum Singen der Sterbelieder notwendigen Kinder.

Den Sarg, den die Gemeinde — natürlich so einfach wie möglich — hatte liefern müssen, schmückten nur zwei Kränze. Den einen hatte Kathrin aus Feldblumen gebunden, den andern hatte die Frau Baronin geschickt. Der Pfarrer hatte kurz und aus wohlangebrachter Vorsicht möglichst kurz und sachlich gesprochen über den Vers: „Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes,“ und dann mit den üblichen Formen die Leiche eingesegnet.

Die alten Weiber weinten viel und hatten dabei doch noch Zeit, sich zu wundern, daß Kathrin nicht mitthat.

Über die niedrige Kirchhofsmauer spähte eine große Anzahl neugieriger Gesichter, alte und junge.

Kathrin ging gleich nach beendeter Feier in ihre vereinsamte Hütte zurück; sie hielt den Kopf gesenkt und sah keinen der Vorübergehenden an; nicht aus Scham oder Trotz oder irgend welcher Berechnung, sondern einfach darum, weil sie wirklich und ehrlich um die Alte trauerte, die ihr nun erst wirklich gestorben und für sie verloren war.

In der ärmlichen Stube angekommen, blieb sie eine Weile in tiefen Gedanken vor der leeren Bettstatt stehen, deren beste Betten sie der Großmutter unter die Erde mitgegeben hatte — die armen alten Knochen sollten wenigstens im Tode weich gelagert sein, zur Ruhe von dem harten Leben. Dann nahm sie mit energischem Griff einen Korb vom Fenster, den sie vorher schon vollgepackt hatte, und machte sich auf den Weg nach dem Schloß.

Elisabeth Rodenburg war im Begriff gewesen, zum Armenhause zu gehen, um der Alten die letzte Ehre zu erweisen. Sicherheitshalber fragte sie vorher noch bei ihren Leuten, was aus der Angelegenheit, die seit zwei Tagen das ganze Dorf be-

schäftigte, geworden sei, und erhielt zur Auskunft, daß der Herr Pfarrer sich nun doch noch entschlossen habe, das Begräbnis durch seine Anwesenheit zu ehren. Da schickte sie nur den Kranz.

Sie fühlte sich merklich erleichtert, denn die Ausführung ihres Vorsatzes wurde ihr keineswegs leicht. Sie war eine viel zu große Feindin alles Aufsehens — überhaupt viel zu weiblich geartet für solch energisches Auftreten. In diesem Falle hielt sie es aber für nötig und hätte es unter allen Umständen durchgesetzt. — Um so zufriedener war sie nun über die günstige Wendung. Sie freute sich am meisten darüber, des Pfarrers selber wegen, für den sie aus dem starrsinnigen Festhalten an seinem unduldsamen Vorhaben die nachteiligsten Folgen aus dem Schoß seiner Gemeinde hatte erwachsen sehen.

Alle diese Dinge ernst bedenkend, ging sie im Garten auf und nieder, während die Glocken über dem offnen Grabe der alten Frau feierlich und friedlich läuteten.

Bald nachher wurde ihr Kathrin gemeldet; sie ließ das Mädchen in ihr Arbeitszimmer führen und erwartete es da.

„Ich bringe der Frau Baronin den Wein zurück," sagte Kathrin, zog aus ihrem Korb eine unentkorkte Flasche und stellte sie auf den Tisch, wobei ihre Hand ein wenig unsicher war. „Die Großmutter hat nicht mehr Zeit gehabt, ihn zu trinken. Und hier sind auch die andern Sachen, und hier —" sie griff in die Tasche, holte das Geldstück hervor und legte es zu dem übrigen auf den Tisch — „ich hab' es ja nun alles nicht mehr nötig gehabt."

Elisabeth sah schweigend zu; es fiel ihr wieder auf, wie stolz und verschlossen das Mädchen war; sein Gesicht trug den Ausdruck eines Menschen, der es gewöhnt ist, sein Bestes vor den Leuten zu verbergen.

„Und ich möchte mich auch noch vielmals bedanken für den schönen Kranz —" fuhr Kathrin stockend fort.

„Armes Ding," sagte Elisabeth. „Nun hast du den einzigen Menschen verloren, zu dem du gehörtest — bist ganz allein —"

„Ja, Frau Baronin," sagte sie schlicht, mit zuckenden Lippen. Elisabeth wurde ganz bewegt. Es war noch nicht so lange her, daß sie — wenn auch nicht das Letzte — so doch das Liebste verloren hatte. Unwillkürlich streckte sie dem Mädchen die Hand hin.

Kathrin sah erschrocken auf; dann wurde sie rot, und in ihren düsteren Augen, blitzte es glücklich auf. Sie ergriff die dargebotene Hand scheu und vorsichtig und küßte sie — ein-, zweimal. Dann entstand eine kleine Pause.

„Was soll denn nun aus dir werden?" fragte Elisabeth.

Kathrins Herz schlug höher bei dieser Frage, die sie heimlich so heiß ersehnt hatte.

„Ich geh' fort, Frau Baronin. Ich bin jung und gesund, ich schlag' mich schon durch. Jetzt geht's ans Kartoffelhacken — da bekommt man überall Arbeit."

Elisabeth sah nachdenklich aus. Es that ihr leid, diese rüstige Kraft zu verlieren.

„Warum willst du durchaus fort? Warum kannst du nicht hier bleiben?" fragte sie.

„Wie sollt' das gehen? Allein kann ich nicht haushalten. Nehmen thut mich so leicht keiner — als Dienstgänger, mein' ich. Und wenn auch — ich mag zu keinem hier."

„So allein in die Welt gehen hat aber auch seine Not und Gefahr," meinte Elisabeth. „Gerade, weil du jung bist. Und hübsch bist du auch. Und kaltes Blut hast du, glaube ich, auch nicht."

Kathrin sah betreten zu Boden; dann zuckte sie die Achseln — ihre Lieblingsgeste — und sah treuherzig zu der gütigen Herrin auf.

„Ja — gnäd'ge Frau — irgendwie muß ich doch durchfinden. Und ich werd' auch. Denn ich will."

Elisabeth sah mit immer wachsendem Interesse das Mädchen an und schien dabei eifrig zu überlegen.

„Ich hab' zu Michaeli eine Stelle im Schlosse frei — allerdings nur die unterste in der Küche — Aufwasch- und Hühnermagd. Aber es ist doch in meinem Hause, in meinem Schutz. Wenn du sie willst, sollst du sie haben. Wenn du dich zu meiner Zufriedenheit führst, kannst du ja aufrücken."

Das kam zu plötzlich; gerade wie aus dem Himmel. Kathrin starrte die Herrin mit offenem Munde an, in ihren Augen glitzerte es ordentlich vor Glückseligkeit. Aber jählings erlosch das Geglitzer in mutloser Trübseligkeit.

„Frau Baronin sind sehr gütig, und ich nähm' die Stelle sehr gern — zu gern. Aber es ist schon besser, ich thu's nicht."

„Warum nicht?" fragte Elisabeth mit leisem Unmut.

„Die andern würden mich nicht dulden."

„Wo ich befehle, hat niemand etwas ‚nicht zu dulden'."

„Sie würden sich fügen, natürlich, aus Respekt vor der gnäd'gen Frau," sagte Kathrin mit ruhiger Selbstverständlichkeit. „Aber sie würden's mich heimlich entgelten lassen, daß sie sich fügen müssen. Und das ging nimmer in Frieden ab. Denn wenn sie mich schlecht behandeln — ich laß mir's nicht gefallen. Ich darf mir's schon gar nicht gefallen lassen — weil ich allein bin, und von wegen dem Gered', darin ich stehe, und meines Herkommens."

Elisabeth war beinahe schmerzlich berührt durch die nackte Rücksichtslosigkeit, mit der Kathrin die Nöte ihres jungen Lebens behandelte. Aber sie sah alles ein.

Trotzdem ließ sie ihren Plan, einer armen, verachteten, und unter dieser Verachtung moralisch leidenden Menschenseele zu Ehren und Ansehen zu verhelfen, nicht so schnell fallen.

„Du mußt nicht von vornherein denken: es geht nicht. Du mußt auch mal etwas wagen. Wer wagt, gewinnt; nicht immer, aber oft. Ich schlage dir weiter vor: komm auf Probe. Du darfst jederzeit den Dienst kündigen, wenn du meinst, es ginge nicht, und du bist von heut auf morgen frei. Ich möchte dir gern helfen, Kathrin, denn ich glaube, daß an deinem Leben das Unglück mehr Anteil hat, als die Schuld. Aber du mußt mir nicht entgegen sein. Was an mir liegt, will ich thun, dir eine Stellung zu machen, du mußt mir's aber auch erleichtern, und nicht nur deine Pflichten erfüllen, sondern auch freundlich und bescheiden sein. Mit solch finsterem, hochfahrendem Gesicht, wie du es meistens machst, kommt man nirgends weit."

„Frau Baronin — mein Leben —" stotterte sie verwirrt.

„Fang ein neues Leben an. Wirf das Alte hinter dich. Nur so kommt man vorwärts."

Elisabeth sagte es mit lebhafter Energie und sah das Mädchen erwartungsvoll an, ob das Herz, um das sie selbstlos warb, sich ihr wohl ergeben würde. Aber Kathrin stand in hilfloser Unentschlossenheit; man sah, sie wollte gerne, sie war sogar selig in dem Gedanken, zu dürfen; aber sie traute sich nicht. Sie zerrte an ihren Fingern, machte ein verzweifeltes Gesicht und schwieg.

„Nun, Kathrin, kannst du deine Bedenken nicht überwinden?"

Kathrin seufzte, schlug die Augen auf, wollte sprechen und konnte nicht, weil sie anfing zu weinen.

„Laß nur gut sein," sagte Elisabeth beschwichtigend. „Du brauchst nicht viele Worte zu machen. Ich denke, wir sind einig. Du hast Lust, nicht wahr?"

Kathrin nickte.

„Und Vertrauen?"

Kathrin nickte wieder.

„Also dann ist's abgemacht. Auf Probe. Und wenn du aushältst, kannst du zu Ostern schon aufrücken. Und antreten kannst du gleich, heut oder morgen: sobald du mit deinem Kram in Ordnung bist. Ich werde das schon einrichten. Du kannst doch nicht ganz allein im Armenhaus wohnen. Still, ich will das ganz einfach nicht. Am besten wär's, du schläfst schon diese Nacht hier. Willst du?"

„Wie die gnäd'ge Frau befehlen —"

„Gut — also heut abend vor zehn Uhr bist du hier und meldest dich."

Elisabeth schwieg und sah sich um — da lagen all die Gegenstände, die das Mädchen so gewissenhaft abgeliefert und die sie ihm viel lieber überlassen hätte, namentlich das Geld, wofür sie gewiß nötige Verwendung haben würde. Aber sie wagte nicht recht, ihr das anzubieten; vielleicht war es ein unnötiges Zartgefühl — vielleicht beurteilte sie des Mädchens schroffe Eigenart auch ganz richtig.

„Willst du etwas von deinem Lohn voraus haben?" fragte sie. Aber Kathrin blieb dabei, daß sie nichts bedürfe.

Sie verließ das Haus ganz betäubt und benommen. Sie konnte die unbegreifliche Wendung der Dinge noch nicht fassen, daß sie, die Verachtetste und Niedrigste im ganzen Dorf, in das Schloß ziehen solle — heute abend noch — in den unmittelbaren Dienst der Frau Baronin — es war fast so, als ob sie plötzlich aus der Verlassenheit und Elendigkeit ihres Daseins in den Himmel geholt würde.

Ihre Bedenken waren zerronnen. Sie sagte sich auch von dieser Lebenslage: Es wird gehen, denn ich will, daß es geht. Und die Frau Baronin wird helfen.

Es war Feierabendstunde, und Elisabeth war im Garten. Dies war die Zeit, wo sie alles Geschäftliche ruhen ließ und sich ganz ihren Kindern widmete. Sie sprangen um sie herum, zeigten all ihre kleinen Kunststücke, erzählten, was sie gelernt und erlebt hatten und trieben auch wohl ein muntres Spiel, bei dem sie fröhlich mitthat. Dann röteten sich ihre meist etwas bleichen Wangen, die ernsten Augen strahlten jugendlich, und ein Abglanz von echtem Glück verschönte ihr Gesicht.

Aber heut war sie trotz alles guten Willens zerstreut und nicht recht bei Laune. Die Knaben hatten aufgehört, sie zum Spielen zu quälen, und kletterten auf den ersten besten Apfelbaum, um die schönsten und reifsten Früchte für sich und „Muttern" herunterzuholen. Eva pflückte am Wegrande Astern und Levkoyen zu einem kindlich ungefügen Strauß.

„Mutter," rief es plötzlich aus den Ästen herunter, „heut haben wir uns mit Pastors Jungens mal wieder feste gerauft — nachmittags, während des Begräbnisses!"

„Aber, Lasko," tadelte Elisabeth, „ihr sollt doch nicht immer raufen — noch dazu, während die Glocken läuten —"

„Ja, Mutter, das kam, weil die Jungens da vor ihrem Vater sicher waren —"

„Ob ihr vor Entdeckung sicher seid oder nicht, macht dabei nichts aus. Ich habe es euch vor allen Dingen schon oft verboten. Wenn ihr nicht gehorcht und in Frieden auskommt, werde ich euch den Umgang ganz und gar verbieten."

„Muttchen," legte sich Eva ins Mittel, „die Pastorjungens sind aber auch wirklich gräßlich; man kann gar nicht mit ihnen in Frieden auskommen. Wir haben heut zugesehen, wie sie sich hauten — selbst Lies und Käthe sagten, die Brüder könnten nicht dafür."

„Ja, und noch dazu sind sie älter als wir," rief Klaus im Tone tiefster Empörung vom Baume herunter. „Sie dürften gar nicht mit uns anfangen, weil wir schwächer sind!"

„Na — so leicht kriegen sie uns doch nicht unter!" triumphierte Lasko.

„Ach, Kinder, das ist alles gar nicht schön," sagte Elisabeth ernst. „Wenn man will, kann man solchen Streit vermeiden. Und wenn nicht — so geht man sich eben aus dem Wege."

„Ich spiele jetzt überhaupt nur noch mit den Mädchen," entschied Klaus. „Die sind viel netter."

„Mir gefällt Lies am besten —"

„Und mir Käthe —"

„Aber das ist wahr, die Jungens sind gräßlich!"

„Pst —" machte Eva. „Da kommt die Frau Pastorin!"

„Wo?" rief Klaus und äugte durch die Zweige. „Wirklich! Ach, das ist ja häßlich — gerade, wo Mutter mit uns ist —"

„Aber, Klaus," begütigte Elisabeth, „es ist ja noch gar nicht gesagt, daß ich deshalb fortgehe. Frau Pastor bleibt gewiß gern hier bei uns im Garten —"

„Ach — das ist dann doch nicht so —" schmollte Lasko.

In der That war es Ruth Bendemann, die den Gartenweg, der zum Mauerpförtchen führte, dahergegangen kam. Mit ihren leichten Schritten näherte sie sich schnell, und Elisabeth ging ihr ein Stückchen entgegen.

„Guten Abend —" sagte sie in gewohnter Herzlichkeit. „Wie lange haben Sie sich nicht sehen lassen!"

„Ich komme nur auf ein Augenblickchen," sagte Ruth Bendemann, die heut noch viel weniger unbefangen und glücklich zu sein schien als gewöhnlich.

„Warum denn das?" fragte Elisabeth freundlich.

Darauf antwortete Ruth nicht recht. Elisabeth ging plaudernd den breiten Weg auf und ab mit ihr. Das heißt, Elisabeth plauderte. Ruth Bendemann hörte meist nur zu und beantwortete dazwischenlaufende Fragen zerstreut. Es lag ihr augenscheinlich etwas Besondres am Herzen; sie wollte es gern los werden und wußte nicht wie.

„Sehen Sie nur meine unhöflichen Söhne,“ meinte Elisabeth heiter. „Erst bleiben sie ruhig auf dem Apfelbaume sitzen, statt herunterzukommen und manierlich guten Tag zu sagen, und nun sie endlich herunterkommen, geschieht es nur, um sich heimlich aus dem Staube zu machen — als ob sie ein schlechtes Gewissen hätten!“

„Ach, Frau Baronin,“ rief die kleine Frau plötzlich ganz erschreckt, „dabei fällt mir ein — wer ein schlechtes Gewissen haben mußte, das sind meine Jungens! Die haben sich heut gegen ihre beiden wieder so ungezogen betragen — ich kam leider erst dazu, als es schon zu Ende war. Ach, seien Sie nur nicht böse, Frau Baronin!“

„Aber, liebe Frau Pastor,“ lächelte Elisabeth und zog freundschaftlich den Arm der kleinen Frau durch den ihren. „Jungen sind nun einmal nicht anders, wenn sie in ein gewisses Alter kommen. Meine hatten sicher ebensoviel Schuld.“

„Meine sind aber größer und mußten vernünftiger sein!“

„Wissen Sie — man darf es den Kindern gegenüber natürlich nicht zugeben — aber im Grunde genommen finde ich es gar nicht schlimm.“

Trotz Elisabeths duldsamer, ermunternder Art seufzte Ruth.

„Ich weiß wirklich nicht, wie das einmal werden soll — die Jungen sind mir jetzt schon über den Kopf gewachsen, ich kann sie nicht mehr regieren —“

Elisabeth sah die zarte, schmächtige Frau gerührt an und zweifelte nicht an dem, was sie sagte.

„Aber Sie haben doch Ihren Mann,“ tröstete sie. „Und der wird Ihnen, geb's Gott, noch lange erhalten bleiben. Je mehr die Söhne heranwachsen, je mehr tritt das väterliche Regiment in Kraft. Und ich glaube, Ihr Mann kann ein sehr festes und wirksames Regiment führen, wo es not thut!“

„So sprechen Sie — und müssen das alles allein machen!“ sagte Ruth und sah in tiefer Bewunderung zu Elisabeth auf. Die erwiderte einfach, während ihr Gesicht einen Schein ernster wurde:

„Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch eine Kraft.“

Sie schwiegen. Ruth Bendemann starrte auf die bunten Herbstblumen am Wege.

„Da wir gerade von meinem Mann sprechen, Frau Baronin, so will ich doch gleich sagen: ich kam seinetwegen her. Ich möchte Sie etwas fragen.“

„In seinem Auftrag?“ Elisabeth fragte nur, um ihr zu helfen, denn sie fand augenscheinlich nicht weiter. Im Grunde wußte sie ganz gut, daß Reinhard Bendemann seine Frau nie mit „Aufträgen“ betraute.

„Nein, nein,“ wehrte sie ängstlich. „Ich komme ganz aus eigenem Antrieb. Ich möchte sogar nicht einmal, daß er davon erfährt —“ Sie stockte und fuhr endlich gepreßt fort:

„Ich habe so allerhand gehört in diesen Tagen — ich mag mir aber nicht bei den Leuten Auskunft holen — können Sie mir vielleicht sagen, ob es wahr ist, daß mein Mann sich anfänglich geweigert hatte, die alte Giese zu begraben?“

Sie hatte den Kopf, den ganzen Oberkörper tief geneigt; trotzdem sah Elisabeth, daß sie über und über glühend errötete. Sie that ihr unbeschreiblich leid.

„Bespricht Ihr Mann solche Sachen nicht mit Ihnen?“

Sie schüttelte heftig den Kopf. Ihre Lippen zitterten.

„Nun ja, Frau Pastor, es ist schon wahr. Er wollte anfangs nicht. Sie werden sich ja wohl denken können, warum!“

„Und dann — wie wurde er dann anderen Sinnes?“

„Das weiß ich nicht. Zum Teil vielleicht durch mich. Ich habe mit ihm darüber gesprochen.“ Ruth Bendemann schnellte empor.

„Vorgestern abend, als Sie bei uns waren, nicht wahr? Natürlich — nachher ist Reinhard noch zwei Stunden lang draußen herumgelaufen — wie immer, wenn er mit sich ins reine kommen will — und da hat er seinen Entschluß geändert. O, Frau Baronin, wie ich Ihnen danke!“

Sie ergriff Elisabeths Hände und preßte sie heftig.

„Aber, liebe kleine Frau Pastor — warum regt Sie denn das so auf!“

„Maßlos erregt es mich — nicht ob die alte Giese feierlich oder unfeierlich begraben wird — sondern ob mein Mann beliebt ist in seiner Gemeinde. Durch solche Härte macht man sich nicht beliebt. Und sehen Sie, Frau Baronin, so war es auch auf unserer vorigen Pfarre — alle fürchteten den Reinhard — lieben wollten sie ihn nicht. Die Gemeinde war äußerlich in der schönsten Ordnung — innerlich hatte er keinen Einfluß, weil er keine Liebe hatte. Und das hat uns denn auch schließlich fortgetrieben. — Und wenn es nun hier wieder ebenso würde — es ist schon alles auf dem besten Wege dazu. — Und wenn die Leute nur wüßten, wie liebenswert er ist, wie klug und wie groß, und wie gut und treu er es meint — sie könnten gar nicht anders, sie müßten ihn lieben und ihm vertrauen. Ja, wenn sie ihn nur kennten — aber dann stößt er sie im ersten Eifer vor den Kopf, und dann haben sie von vornherein keine Lust mehr zu ihm. — Und sehen Sie, das ist auch eins von meinen Kümmernissen, daß ich so gar keinen Einfluß auf ihn habe! Ich glaube, ich könnte ihm manchmal ganz gut den Weg zu den Herzen der Leute zeigen; man muß da auch Schleichwege gehen — ich bin als Kind und als Mädchen genug mit dem Arbeitervolk umgegangen und habe da meine kleinen Erfahrungen gesammelt — und als Frau ist man in derlei Dingen von Natur gescheiter als der Mann. Aber er hört nicht auf mich — und ich kann's ihm nicht einmal verdenken. Er ist soviel klüger — was bin ich gegen ihn! — Sie könnten's viel besser, Frau Baronin. Sie sind ihm gewachsen, vor Ihnen hat er Respekt. Und Sie verstehen die Leute zu nehmen! Ordentlich neidisch könnt' ich werden in Reinhards Seele, wenn ich höre, wie Sie von allen geliebt werden!“

Noch nie hatte Elisabeth die kleine, schüchterne Frau soviel hintereinander reden hören. Um so lieber ließ sie ihr Zeit und war erstaunt über die praktische Weisheit, die Ruth Bendemann auskramte, und über den scharfen Blick, den sie hatte.

„Ich glaube, Frau Pastor," sagte sie ernst, „ich habe Ihrem Mann schon mehr gesagt, als gut ist. Es war ihm gar nicht recht, daß ich mich in diese Begräbnisangelegenheit mischte."

„Aber es war doch Ihr gutes Recht als Patronin," meinte Ruth. „Und er sollte Ihnen dankbar sein, daß Sie ihn davor bewahrt haben, der Gemeinde dies Ärgernis zu geben. In solchen Fällen halten die Leute doch zusammen, auch wenn sie sich sonst spinnefeind waren. Das gilt dann die allgemeine Ehre. — Aber ich bin gewiß," fuhr sie herzlich fort, „er ist Ihnen im stillen auch dankbar; er kann's nur nicht zeigen. Sie müssen in der Beziehung Nachsicht mit ihm haben, Frau Baronin — er ist eine starke Persönlichkeit und eine herrschlustige Natur, es kommt ihm sehr schwer an, einzusehen, daß ein anderer recht hat und sich überzeugt und überwunden zu sehen —"

„Das ist ja ganz Nebensache," sagte Elisabeth. „Ich mischte mich darein, weil ich es für meine Pflicht hielt. Wenn Ihr Mann mir das verübelt, so werde ich es sehr bedauern. Mich in meiner Handlungsweise dadurch bestimmen lassen, kann ich nicht."

Ruth Bendemann war etwas eingeschüchtert und ging gern darauf ein, als Elisabeth das Gespräch ziemlich absichtlich auf andere Gegenstände brachte. Nachdem sie noch ein Viertelstündchen freundschaftlich über allerhand häusliche Dinge geplaudert hatten, war es für Ruth Zeit, heimzueilen. Als sie sich trennten, hielt Elisabeth die Hand der Pastorin noch einen Augenblick länger fest und sagte:

„Erzählen Sie doch, bitte, noch Ihrem Manne, Frau Pastor, damit er es nicht von anderen zuerst erfährt: ich habe heut die Kathrine Giese als Küchen- und Hühnermagd gedungen; sie tritt noch diesen Abend an."

Ruth lief fort, ohne auf diese überraschende Nachricht weiter einzugehen, denn sie hatte es sehr eilig, fortzukommen. Elisabeth sah ihr gedankenvoll nach.

Heut zum erstenmal wollte es ihr scheinen, als sei Ruth Bendemann gar nicht unbedeutend, sondern als werde sie nur von ihrem Mann auf diese niedrige Stufe herabgedrückt.

VIII.

Am ersten Sonntag im Monat Oktober sollte das Erntefest gefeiert werden. Acht Tage vorher war es durch den Verwalter bekannt gemacht worden, denn jeder hatte dafür einige kleine Vorbereitungen zu treffen.

Am Montag vor dem Festtag, am frühen Nachmittag, saß Elisabeth im Herrenzimmer vor dem großen Schreibtisch und schrieb allerhand geschäftliche Briefe. Es war ganz still im Hause. Die Kinder gingen mit der Erzieherin spazieren. Das Gesinde war heut meist außerhalb des Hauses beschäftigt. Auch der Hof war beinahe sonntäglich leer und still, denn alles war draußen in der Kartoffelernte. Nur Kathrine Giese im derben Arbeitsanzug, mit Strümpfen und Pantoffeln an den Füßen, ging mit dem Futterkorb am Arm nach dem Hühnerstall.

Eine wundervolle, warme Sonne strahlte vom tiefblauen Herbsthimmel. Elisabeth hatte das Fenster weit geöffnet, um sie hereinzulassen. Und wie sie den schweren Duft herbstlicher Rosen und Reseden, welkenden Laubes, frischbearbeiteten Erdreichs und tauiger Wiesen einatmete, konnte sie plötzlich nicht weiter arbeiten. Sie legte die Feder hin, stützte das Kinn in die Hände und sah hinaus.

Wie sonnig und friedlich war alles, was sie sah! Der stille, saubere Hof mit seiner wohlthuenden Ordnung, die Baumkronen der Dorfstraße und des Parkes, die herbstlich gefärbt über die Dächer herübersahen, die Beete und Wege dicht am Hause; sogar der gleichmäßig ruhige Schritt der kräftigen, schönen Magd hatte etwas Friedliches an sich.

Und doch waren gerade das die Augenblicke, in denen sie ihre Einsamkeit, die Schwere der Verantwortung auf ihren jungen Schultern, die Länge des Lebens, dessen unverändertes, langsames Weiterschreiten sie schreckte, am schwersten und schmerzlichsten fühlte, in denen die Sehnsucht nach dem verlorenen Liebesglück so laut wurde, daß ihr klagender Schrei den ganzen sonnigen Weltenraum ringsum auszufüllen schien.

Es war undankbar, so zu denken. Sie hatte so viel; sie war so reich. Sie hatte die Kinder, den schönen Besitz, ein gesichertes, sorgloses Leben, eine ausfüllende Arbeit, die sie befriedigte. — Und doch — was ist das alles, alles und noch viel mehr, wenn die Liebe fehlt, die Grundlage und der innerste Kern alles Glückes, der allem Thun erst Zweck, allem Schaffen erst Lust, allem Besitzen erst Freude verleiht — im Leben des Weibes.

Was hab' ich dir, lieber Gott, gethan, daß ich so einsam bin!

Eine Thräne löste sich langsam von ihren Wimpern und fiel mitten auf den halbbeschriebenen Bogen.

Es klopfte an ihre Thüre. Sie schrak ein wenig zusammen und rief „Herein".

Es war Reinhard Bendemann.

„Verzeihen Sie, wenn ich störe — ich fand niemand, der mich hätte melden können," sagte er steif und förmlich. Er war seit dem Begräbnis der Alten noch nicht mit Elisabeth zusammengetroffen.

„Sie stören gar nicht — meiner Schreiberei schadet ein kleiner Aufschub nicht," sagte sie mit ihrer gewohnten, freundlichen Sicherheit. Es fiel ihm auf, daß sie bewegt aussah; er bemerkte auch sofort die Thränenspuren an ihren Augen. Es dünkte ihn indes besser, sie das nicht merken zu lassen.

Schweigend folgte er ihrer Aufforderung, Platz zu nehmen. Dies Schweigen zwischen ihnen war bedrückend. Aber Reinhard Bendemann fühlte sich plötzlich beklommen, und Elisabeth wollte abwarten, welchen Ton er anschlagen würde — welche Gründe sein unerwartetes Kommen habe. Endlich fand er einen Anfang.

„Ich komme in einer rein geschäftlichen Sache; das heißt, eigentlich ist es wieder einmal ein Anliegen. Es betrifft das Erntefest. — Warum müssen Sie es durchaus gerade an einem Sonntag feiern?" Er hatte seine Beklommenheit überwunden und sah sie hell, fast herausfordernd an.

Elisabeth sah in ihren Schoß, und auf ihrer Stirn erschien eine kleine Falte, die von halb unwilligem — halb sorgenvollem Denken sprach.

„Was haben Sie dagegen?“ fragte sie ruhig und sachlich.

„Zunächst ist es doch — wenn auch nicht gerade eine Sonntagsentheiligung — so doch mindestens keine Sonntagsheiligung, wenn man das zum Schluß unvermeidliche Saufen und Raufen und Ärgeres bedenkt. Außerdem hält es die Leute, die alle mit ihren Vorbereitungen beschäftigt und mit weltlichen Gedanken in Anspruch genommen sind, vom Kirchengehen ab.“

Elisabeth überlegte eine Weile.

„Es ist immer so gewesen,“ sagte sie endlich.

„Es wäre traurig, Frau Baronin, wenn sich jede schlechte Gewohnheit damit rechtfertigen ließe, daß es immer so gewesen sei!“

Die Falte auf ihrer Stirn wurde noch um eine Spur tiefer.

„Also dann am Sonnabend,“ sagte sie.

„Das wäre nicht viel anders. Wenn die Leute bis in den Sonntagmorgen hinein tanzen — was nebenbei, soviel ich weiß, polizeilich unzulässig ist — so werden sie erst recht nicht am frühen Vormittag zur Kirche kommen.“ Elisabeth sah immer noch nicht auf.

„Also wann dann?“

„Nun — an irgend einem anderen beliebigen Wochentag,“ rief der Pfarrer.

„Mitten in der Woche — das heißt einen ganzen Tag Zeitverlust in der jetzt so dringenden Feldarbeit: der Nachmittag zum Tanzen und der folgende Vormittag notwendigerweise zum Ausschlafen.“

„Wenn dieser eine Tag unentbehrlich ist, so sollten Sie das Fest auf gelegenere Zeit verschieben,“ eiferte er.

„Das wäre die kalte Zeit — aber das ist unmöglich, wenn Sie den Aufzug im Freien und das unheizbare Tanzlokal bedenken.“

„Dann bleibt zu entscheiden,“ meinte der Pfarrer scharf, „was Ihnen wichtiger ist: der verlorene Arbeitstag oder die christliche Sitte.“

„Wenn Sie die Aufrechthaltung der letzteren für gefährdet halten, werde ich natürlich versuchen, Ihren Wünschen entgegenzukommen.“ Es klang ein wenig geringschätzig, aber Reinhard Bendemann bemerkte es nicht, oder wollte es nicht bemerken.

„Es wäre mir in der That sehr viel wert,“ sagte er.

„Es ist gut — ich werde gleich nachher mit dem Verwalter sprechen.“

Nun ärgerte es ihn wieder, daß sie erst noch eine andere Autorität hören wollte.

„Haben Sie nicht das Recht, allein darüber zu entscheiden?“ fragte er scharf. Sie lächelte ein klein wenig.

„O — gewiß. Aber es würde den alten Beamten kränken, wenn ich ohne sein Einverständnis solche Neuerungen einführte. Ich bin seinen langjährigen Verdiensten diese Rücksicht schuldig und nehme sie gern.“

„Und wird Herr v. Weyern einverstanden sein?“ fragte er spitz. — Da blickte Elisabeth auf, zum erstenmale während dieser Unterredung; ihre großen blauen Augen sahen ihn sehr still, sehr verwundert und sehr tadelnd an.

„Ich hoffe,“ sagte sie. Er ärgerte sich, daß ihm die Bemerkung entschlüpft war, und ging um so schneller zu dem zweiten Teil seiner Absichten über.

„Das mit dem Erntefest ist nur ein Nebenzweck meines Besuches. In der Hauptsache wollte ich etwas anderes mit Ihnen besprechen, Frau Baronin. Etwas, das mir schon lange am Herzen liegt. — Es muß endlich etwas geschehen; es kann nicht so weitergehen in der Gemeinde, in dem alten Schlendrian."

„Was meinen Sie damit, Herr Pfarrer?" fragte sie erstaunt.

„Die laxe Ausübung der Kirchenzucht," erwiderte er prompt. „Ich weiß nicht, ob Sie die dahinzielenden Verordnungen genügend kennen, um zu beurteilen, wie wenig ihnen hier entsprochen wird — ich habe die betreffende Gesetzsammlung mitgebracht, um Ihnen zu beweisen, daß meine Unzufriedenheit begründet ist —"

Er zog einen kleinen, enggedruckten Band hervor. Elisabeth rückte näher an den Tisch, legte die Arme auf die eichene Platte und schien sich auf eine lange Auseinandersetzung gefaßt zu machen.

Mit der ihm eigenen erschöpfenden Kürze und knappen Ausdrucksweise machte Reinhard Bendemann sie mit dem Begriff der Kirchenzucht in der protestantischen Gemeinde im allgemeinen und mit den Verordnungen für die besonderen Einzelfälle bekannt. Er berührte mit kühler Sachlichkeit allerhand Dinge, die ein Frauenohr nicht gewohnt ist, von Männerlippen erörtert zu hören. Aber als selbstthätige Landwirtin war sie an dergleichen gewöhnt, und wo die praktische Notwendigkeit es erforderte, that sie niemals zimperlich. Auch jetzt nicht.

Sie hörte aufmerksam zu, und Reinhard Bendemann konnte überzeugt sein, daß sie jedes seiner Worte erfaßte und verstand.

„Sie werden zugeben," schloß er seinen oft von sachlichen Fragen ihrerseits unterbrochenen Vortrag, „daß alle diese Verordnungen und Vorschriften in der hiesigen Gemeinde keinerlei Berücksichtigung finden und daß ein energisches Aufrütteln wahrlich not thut!"

Elisabeth dachte sichtlich angestrengt nach.

„Wenn solche Gesetze und Verordnungen vorhanden sind," sagte sie, „dann müssen sie natürlich befolgt werden. Wo sie aber noch niemals in Kraft traten, muß man mit ihrer Durchsetzung vorsichtig und nicht gewaltsam vorgehen —"

„Vorsicht! Nachsicht! Schonung!" rief der Pfarrer und warf das Buch, in dem er noch blätterte, heftig auf den Tisch. „Das ist das Dreigespann, mit der man alle Zucht, Ordnung und Moral in den Sumpf fährt! Was kommt denn heraus bei dem ewigen Rücksichtnehmen und Ausnahmen machen — nichts weiter, als daß es dann einen um so größeren Aufruhr setzt, wenn man wirklich einmal durchgreift. Nur kein feiges Zögern, keine halben Maßregeln. Lange genug habe ich gelitten und meiner Natur Gewalt anthun müssen, während ich sah und erlebte, bis zu welcher Gewissenlosigkeit die ‚christliche Nachsicht', das bequeme Augenzudrücken von trägen und gleichgültigen Leuten mißbraucht wird. Natürlich — es ist viel bequemer, keinen Skandal heraufzubeschwören durch mutiges Anslichtziehen geheimer Schäden; sich keine Feinde zu machen durch rücksichtsloses Bekämpfen beliebter Unsitten. Aber dadurch wird der Sache Gottes nicht gedient. — Und darum habe ich mir vorgenommen, energisch durchzugreifen, mag daraus folgen, was immer will. Schlimmeres kann es ja nicht sein, als daß ich mir die allgemeine Feindschaft zuziehe, die mich vielleicht zuletzt von meinem Platz vertreiben wird. Aber ich will lieber davongehen

mit dem Bewußtsein, meinen Amtspflichten nachgekommen zu sein — wenn auch mit dem bitteren Nachgeschmack, daß es umsonst war — als bleiben, indem ich mir dies angenehme Bleiben durch Trägheit und eine der Masse höchst willkommene Lauheit erkaufe."

Er hatte sich in Eifer, fast in Zorn hineingeredet, und seine Augen blitzten so, daß es Elisabeth Vergnügen machte, hineinzusehen und sie ob dieser Wirkung fast die Ursache vergaß.

„Ich weiß nicht —" sagte sie, als er schwieg — „Sie haben gewiß im Prinzip sehr recht. Ich bin überzeugt, daß überall, im Leben der Gemeinde und des einzelnen, im Glauben sowohl wie im Handeln und Wandeln, viel zu große Lauheit herrscht. Aber ich glaube doch nicht, daß Sie weit kommen werden, wenn Sie die Leute vor die Köpfe stoßen."

„Erst umstürzen — dann wieder aufbauen. Das ist das einzig richtige Verfahren einem morschen Bau gegenüber. Und was ist denn unser Gemeindeleben anders, als ein morscher Bau! — Bedenken Sie doch nur das Verhältnis des Geistlichen zur Gemeinde! Der Pfarrer ist ihnen der von der Regierung angestellte Mann, um zu taufen, zu konfirmieren, zu trauen und zu begraben laut vorgezeigten standesamtlichen Bescheinigungen. Im übrigen hat er sich um nichts zu kümmern. Erfüllt er diese seine Obliegenheiten zu ihrer Befriedigung, so danken sie ihm, indem sie zur Kirche kommen — da doch nun mal gepredigt sein muß und es auch gewissermaßen zur guten Sitte gehört, zuzuhören. Das ist aber auch alles. Von irgend welcher inneren Fühlung, irgend einem persönlichen Verhältnis ist mit wenigen Ausnahmen keine Rede. — Zum Arzt laufen sie, sowie ihnen ein Finger weh thut. Aber sie gehen lieber an den größten Seelenschäden zu Grunde, ehe sie den Weg zum Pfarrer finden — meist wissen sie es gar nicht, eben weil sie lau und träge sind und sich nicht um ihr Seelenheil kümmern; zum großen Teil aber, weil sie sagen: was geht's den Pfarrer an; weil sie gar nicht auf den Gedanken kommen, daß es ihn was angehen, daß er vielleicht gar helfen könne — daß dies der eigentlichste Teil seines Berufes ist!"

„Und das, meinen Sie, ändern zu können, indem Sie plötzlich mit rücksichtsloser Strenge den ‚morschen Bau' in die Luft sprengen?"

„Wenn überhaupt — dann am sichersten so. Die Leute werden erst einmal wieder aufmerksam darauf werden, daß vieles Sünde und grobe Unsitte ist, was sie seelenruhig thaten und geschehen ließen, weil es, um mich Ihres eigenen Ausdrucks zu bedienen, immer so gewesen ist. Sie werden anfangen nachzudenken, wohin solch schlaffes Christentum führen muß, und werden in dem Wunsch nach Abhilfe sich naturgemäß zunächst an die Mittelsperson des Pfarrers wenden."

„Nun — Sie werden es ja jedenfalls versuchen, Herr Pfarrer. Und dann werden wir ja sehen, ob Sie auf diesem Wege zum Ziele kommen."

„Auf Ihre Unterstützung habe ich natürlich nicht zu rechnen," sagte er bitter; „das ist mir klar. Die Überzeugung habe ich bei den jüngsten Vorkommnissen gewonnen."

Elisabeth sah ihn forschend an. Er war ganz blaß geworden, und um seinen Mund lag ein harter, häßlicher Zug.

„Da Sie davon anfangen, Herr Pfarrer — es thut mir leid, daß Sie mir wegen meiner Opposition zürnen, obgleich ich es Ihnen von Ihrem Standpunkt aus nicht verdenken kann. Um so herzlicher danke ich Ihnen, daß Sie für diesmal noch Ihre Ansicht änderten —“

„Sie brauchen mir gar nicht zu danken, Frau Baronin,“ sagte er eisig. „Ich handelte gegen meine bessere Ansicht, lediglich um eine schwerwiegende Meinungsverschiedenheit zwischen Pfarrer und Patronin vor der Gemeinde zu verbergen. Ob es richtig war, ist mir heut noch nicht ganz klar. Die Patronin gehört doch schließlich auch zur Gemeinde!“

„Und hat sich, wie diese, blind unterzuordnen,“ vollendete sie mit feinem Spott.

„Ich möchte Sie bitten, nicht hierüber zu scherzen.“

Elisabeth wurde rot. Sie war es nicht gewöhnt, von Männern zurechtgewiesen zu werden; nicht einmal ihr eigener Gatte hatte das jemals in solcher Weise gethan. Ihr erster Gedanke war, den eifernden Mann kurz abzufertigen. Aber mit der Plötzlichkeit eines mit starken Instinkten begabten Wesens besann sie sich anders.

„Herr Pfarrer,“ sagte sie in ganz verändertem, warmem, herzlichem Ton, „warum sind Sie jetzt immer in gereizter Stimmung? Die kleinen Angelegenheiten, die wir miteinander durchzukämpfen haben, sind doch keine genügende Veranlassung dafür. Unser gegenseitiges Verhältnis bahnte sich so hübsch an — warum soll es in lauter Mißtönen endigen? Wenn Sie auch in diesem Falle das Wohl Ihrer Gemeinde bedenken möchten — es kann unmöglich guten Einfluß auf sie haben, sondern wird vielmehr ein verderbliches Schauspiel für sie werden, wenn Pfarrer und Patronin schlecht zu einander stehen oder gar in offene Feindseligkeit verfallen. Ich fürchte, wir sind auf dem besten Wege dazu. Aber ich möchte es gern vermeiden —“

Er war so betroffen über diesen unerwarteten Ton, über den weichen, bittenden Ausdruck, mit dem ihre unerschrockenen Augen auf ihm lagen, daß er lange keine Antwort fand.

„Ich weiß nicht —“ meinte er endlich fast bedrückt, „bei einem sich anbahnenden Mißverhältnis liegt gewöhnlich die Schuld bei beiden Teilen.“

„Davon bin ich überzeugt, und ich will auch gern zugeben, daß meine Einmischung in die Giesesche Angelegenheit voreilig war. Aber sonst — in unserem Privatleben — gebe ich mir doch die größte Mühe, zu Ihrem Hause gut und freundschaftlich zu stehen, während Ihre durch amtliche Streitfragen gereizte Stimmung sich auch ins Privatleben hinüberspinnt. — Und — seien Sie einmal gerecht und objektiv: was Sie, bewußt oder unbewußt, überall erstreben: sich als den Befehlenden und mich als die Gehorchende zu sehen — das geht doch eigentlich nicht!“

„Sie thun mir unrecht,“ verteidigte er sich. „Ich maße mir keinerlei Herrschaft über Ihren Willen in irgend welchen außer meinem Beruf liegenden Angelegenheiten an. In Gemeindesachen bin ich allerdings der Ansicht, daß die Meinungen und Wünsche des Geistlichen ausschlaggebend sein müßten.“

Sie stritten sich und widerlegten einander in diesem Punkt noch geraume Weile; aber nicht mehr in gereiztem und bitterem Ton; man merkte dem Streite den Wunsch nach Einigung an. Reinhard Bendemann hatte sogar die allergrößte Mühe, seinen

Standpunkt festzuhalten und nicht zu sehr von seinen einmal verfochtenen Ansichten abzuweichen.

„Und was haben Sie denn dazu gesagt, daß ich die Kathrine ins Haus genommen habe?“ fragte sie endlich.

„Ich habe gedacht, es sei der Schlußakt Ihrer paradoxen Vorliebe für dieses zweifelhafte Menschenpaar, und sah keine Notwendigkeit, dagegen einzuschreiten.“

„Wie anmaßend und wie gnädig!“ dachte Elisabeth.

„Ich will nicht versuchen, Sie in Ihrem Urteil über das Mädchen umzustimmen,“ sagte sie. „Ich glaube nicht an ihren schlechten Ruf, sie that mir leid, und ich wollte ihr helfen. Sie ist ein uneheliches Kind, Herr Pastor. Die ganze Schande und Mißachtung, der ihre Mutter durch den frühen Tod entronnen war, häufte sich auf ihrem schuldlosen Haupt. Es mag dies oft das Schicksal solcher armen Kinder sein, aber es liegt eine Härte darin, die so ein junges Gemüt nicht begreift und erträgt. Es leidet darunter in irgend einer Weise, wird verschüchtert und traurig, oder mißtrauisch und verstockt. Solchen schuldlos gefährdeten Pflanzen im Garten Gottes sollte man zu Hilfe kommen, wenn man kann. — Ich versichere Ihnen, daß ich es noch nicht einen Augenblick bereut habe, Kathrine in meinen Dienst und unter meinen persönlichen Schutz gestellt zu haben. Sie macht sich merkwürdig heraus, sie hat schon einen ganz anderen Ausdruck im Gesicht. Die Leute, die wohl anfangs etwas mißtrauisch oder doch zurückhaltend waren, fangen nun auch an, sie als ihresgleichen zu betrachten. Mein Schutz und meine Schätzung, die ich ihr öffentlich zu teil werden ließ, thaten das erste. Das Weitere wird sie selbst besorgen. Sie ist ein tüchtiger, ehrenhafter Charakter — und sie hat Herz.“

„Ich muß die Menschenkenntnis bewundern,“ gab er zu, „mit der Sie von Anfang an unter dem Schutt von Klatscherei und schlimmer Nachrede das wahre Wesen zu erkennen glaubten. Ich selbst bin erst durch eigene Erfahrung besserer Meinung über sie geworden —“

Und er erzählte ihr kurz, was er spät abends unter der Linde vor dem Armenhaus gehört und erlebt hatte.

So kamen sie von einem zum anderen, und aus der ziemlich heftigen Auseinandersetzung wurde eine die tiefsten Dinge des Menschenlebens behandelnde Unterhaltung, durch welche sie sich beide in gleicher Weise gefesselt fühlten — je mehr, je länger sie dergleichen entbehrt hatten.

Elisabeth, deren Leben jetzt oft so ausschließlich auf praktische Thätigkeit gerichtet war, daß es ihr zu anderem kaum Zeit ließ, empfand es unendlich wohlthuend, ihr tiefes Gemüts- und Seelenleben von der Sonne einer reichen Erfahrung, eines umfangreichen Wissens und eines warmen, ja beinahe heftigen Empfindens bescheinen zu lassen. Allerhand Knospen erschlossen sich in ihr dabei zur Blüte, deren Duft sie stärkte und erfrischte. — Sie lehnte sich dabei in den großen Eichenstuhl zurück, wie in behaglichem Genießen; ihr ganzes Gesicht war hingebende Aufmerksamkeit, und in ihren Augen strahlte ein beglückendes Verstehen.

Reinhard Bendemann war mehr unter dem Zauber ihrer Person als unter dem Zauber des Gegenstands, den sie verhandelten. Er wußte es selber nicht, was es war, das ihn so wohlig, so tief innerlich beruhigend und beglückend durchströmte, daß

ihn dünkte, als ruhe seine ganze Seele aus von ermüdendem, rastlosem Fluge. Hätte er es gewußt — so hätte es aufgehört, ihn zu beruhigen und zu beglücken.

„Wissen Sie, Frau Baronin,“ sagte er, stützte das Kinn in die Hand und sah nachdenklich zu ihr auf, „ich möchte wohl öfters über meine Predigten mit Ihnen sprechen dürfen!“

„Haben Sie solch Bedürfnis überhaupt —“ zweifelte sie, — „bei Ihrer inneren Selbständigkeit und Fertigkeit?“

„Ich wünschte, ich hätte es weniger,“ sagte er mit schwerer Stimme. „Ich wünschte, ich verstünde es besser, den rechten Ton zu finden, in die Herzen der Leute einzudringen; den rechten Griff, ihre Seelen anzufassen. Oft, wenn ich auf der Kanzel stehe, ist mir, als spräche ich gar nicht zu dem Publikum, das da unten sitzt; als wären meine Worte leerer Schall, und ihre Ohren nähmen sie nicht auf — Frauen haben, wie in vielen anderen, so auch in religiösen Dingen, oft ein besonders feines, richtiges Gefühl. Ich glaube, es ist gerade der ganz besondere, weibliche Rat, den ich entbehre —“

„Aber Sie haben doch eine Frau, Herr Pastor!“ sagte Elisabeth nicht ganz absichtslos, und wagte nicht, ihn dabei anzusehen. Reinhard Bendemanns Gesicht wurde finster und hart.

„Meine Frau —“ sagte er zögernd und beugte sich tief über seine zwischen den Knieen ineinandergelegten Hände, „meine Frau versteht die Küche und die Kinderstube und allenfalls noch den Garten. Weiter nichts.“

„Das ist doch eigentlich eine ganze Menge —“

„Ja — nur nicht die Hauptsache.“

„Ich glaube, Herr Pastor,“ sagte sie, allen Mut zusammenraffend, „daß Ihnen in Ihrer Ehe die Hauptsache fehlt, ist Ihre Schuld. Sie selbst haben Ihre Frau auf das Niveau einer Wirtschafterin herabgedrückt, indem Sie ihr nichts andres zutrauen und nichts andres gewähren.“

Reinhard Bendemann sah höchst überrascht auf. Von der Seite hatte er die Sache noch nie betrachtet. Und das wagte sie zu behaupten!

„Wie wollen Sie das beurteilen, Frau Baronin? Wie wollen Sie wissen, ob nicht eine durch die Verhältnisse bedingte Entwicklung der Zustände ist, was Sie für nichtachtende Hintansetzung meinerseits zu halten scheinen!“

„Ich weiß nicht — mir kommt es vor, als verstände Ihre Frau Sie besser, wie Sie denken. Sie wagt sich nur nicht heraus mit ihrem Verständnis. Sie müssen ihr doch wohl den Mut genommen haben —“

„Ein Dritter kann das nicht beurteilen. Auch Sie nicht, Frau Baronin,“ sagte der Pfarrer kühl abweisend.

„Verzeihen Sie — ich habe auch nicht die Absicht, mich darein zu mischen. Es kam nur so unwillkürlich —“

Es fiel ihm gar nicht ein ihr zu zürnen. Es hatte ihn nur unendlich weh berührt, was sie gesagt hatte.

„Wenn Sie von mir etwas über Ihre Predigten hören wollen,“ sagte Elisabeth mit einer ihrem sicheren Auftreten sonst fremden Schüchternheit, „so möchte ich Ihnen nur eins sagen: ich glaube, die Leute würden Sie besser verstehen, wenn Sie Ihnen

mehr Milde predigten und weniger Strenge; mehr Versöhnung und weniger Zorn; wenn Sie sich bemühten, sie zu ermuntern, statt zu entmutigen. Kurz und gut, wenn Sie Ihnen mehr Evangelium predigten und weniger Gesetz."

Sie war zuletzt mutiger geworden. Ihr schönes Auge leuchtete in edelm Eifer. Er sah sie düster an.

„Wir stehen aber alle unter dem Gesetz, Frau Baronin. Das Gesetz muß überall die Grundlage bilden. Das Evangelium ist nicht der Ersatz für das Gesetz, sondern seine Folge. Also ohne Gesetz kein Evangelium. Erst muß sich der Mensch zum Gesetz bekennen, ehe ihm die Erlösung durch das Evangelium werden kann."

„Ich weiß nicht, wie Sie das trennen wollen. Das geht doch Hand in Hand."

Reinhard Bendemann stand plötzlich auf, legte die Hände auf dem Rücken ineinander und ging mit großen Schritten auf und ab.

„Frau Baronin," sagte er endlich, in einiger Entfernung stehen bleibend, „wir sind bei dem alten Streit angelangt. Sie sind für die Duldsamkeit und ich für die Strenge. Wir werden uns schwerlich einigen. Die Verteilung ist ja auch ganz gut so. Des Mannes Waffe ist Kraft, und des Weibes Waffe ist Liebe. Wenn jeder mit seiner Waffe kämpft, so brauchen sie deshalb noch lange nicht gegeneinander zu kämpfen, sondern einer kann dem andern aushelfen und ihn unterstützen."

„Ja," sagte sie, „hier handelt es sich aber nicht um das männliche und das weibliche, sondern um das christliche Prinzip. Und das christliche Prinzip in seinem innersten Kern ist Liebe!"

Reinhard Bendemann fühlte das Blut in seine Stirne steigen; eine unnötig heftige Erregung bemächtigte sich seiner.

„Liebe!" rief er. „In den Sprachen aller Völker gibt es kein Wort, keinen Begriff, der dauernd so schmählich mißbraucht wird. Nicht nur, daß sie jede aufflammende Neigung, jedes selbstsüchtige Begehren, jedes sinnliche Sehnen von Mensch zu Mensch Liebe nennen — nein, auch die religiöse Gleichgültigkeit, die moralische Feigheit, die sittliche Trägheit, die keinen Mut oder keine Lust oder kein Pflichtgefühl hat, die Schäden, die heimlich Unheil stiften, aufzudecken und mit unbarmherzig wohlthätigem Messer auszuschneiden, nennt sich christliche Duldsamkeit, Humanität, Langmut und was dergleichen schöne Masken mehr sind. Liebe — was ist denn Liebe? Liebe ist ein Indenstaubtreten aller feiger Rücksichten einzig zu dem Zweck, das Wohl des Nächsten zu fördern. Und man heilt einen Kranken nicht, indem man ihm betäubende Mittel gegen seine Schäden und Schmerzen gibt, die ihn so lange in wohlthätigem Schlaf oder unwissendem Rausch erhalten, bis er sich sachte in den ewigen Tod hinübergeschlafen hat. Heilen thut man ihn durch bittere Arznei und schmerzhafte Operationen. Und die Hand, die das Messer führt, weiß oft mehr von Liebe, als die, welche alle Steine aus dem Wege des andern zu schleppen bemüht ist."

Er hielt erregt inne. Sie freute sich wieder — ohne es zu wissen — an seinem zornigen Eifer, in dem seine männliche Kraft so schön zur Geltung kam.

„Aber, Herr Pfarrer,“ sagte sie mit einem leisen Lächeln, „ich weiß eigentlich nicht, um was Sie sich so erregen. Sie thun, als ob unsre harmlose, friedliche Gemeinde ein wahrer Sündenpfuhl, ein Sodom wäre —“

Er seufzte schwer und zog die Stirn in Falten.

„Sie haben recht — ich bin in einer kriegerischen Stimmung. Man gerät in eine solche wohl auch ohne äußere Veranlassung. Der Unfriede und Widerstreit im eignen Innern schafft sie uns. Sie richtet sich gegen uns selbst —“

„Und andre müssen darunter leiden,“ sagte sie ernst. Er trat dicht vor sie hin und sah sie dringend an.

„Ist das Ihr Ernst, Frau Baronin? Meinen Sie wirklich, daß ich jemand schade mit meinem Eifer?“

„Bis jetzt noch nicht,“ meinte sie, „aber Sie fangen ja auch erst an. Sie müssen es ja am Ende besser verstehen, als ich. Ich hätte nimmer dreingeredet, wenn Sie mich nicht gefragt hätten. Sprechen Sie lieber mit Ihren Amtsbrüdern darüber, oder mit andern männlichen Autoritäten. Frauen werden, wo es sich um solche Dinge handelt, immer einen anders gerichteten Willen haben —“

„Wie meinen Sie das?“ — Sie lächelte ein klein wenig schalkhaft.

„Nun, ganz einfach: Manneswille geht dahin, sich selbst durchzusetzen und zu erzwingen. Frauenwille hat seine Kraft im Unterordnen und im Erbitten. — Was der Mann mit Gewalt erreicht, das erreicht die Frau durch Liebe. Sie mögen wieder sagen, daß ich Mißbrauch mit diesem Worte treibe — —“

Er sagte es nicht. Er wurde schweigsam und nachdenklich. Er verabschiedete sich bald und ging durch den Garten nach Hause. Er vermied absichtlich die Dorfstraße, denn es war ihm ein störender Gedanke, jemand zu begegnen und wohl gar angesprochen zu werden.

IX.

Es schien, als ob Elisabeth mit ihrer scharfen Unterscheidung zwischen Mannes- und Frauenwillen recht behalten sollte. Reinhard Bendemann begann mit rücksichtsloser Energie seine reorganisatorischen Absichten zu verwirklichen. Er ging mit Wort und That scharf vor gegen alle vorkommenden Unsitten und Ungehörigkeiten und zog die in den letzten Jahren freilich wohl sehr locker gehaltenen Zügel kirchlicher Zucht und bürgerlicher Ordnung scharf an.

Es gewährte ihm dabei eine gewisse Erleichterung, daß Elisabeth eben jetzt mit ihren Kindern für einige Wochen zu Verwandten reiste. Er, der sich an niemand kehrte und auf niemand Rücksicht nahm, fühlte sich freier und unbefangener in seinem Handeln und Vorgehen, nun sie fort war. Es hätte ihn gestört und bedrückt, sie von allen Vorkommnissen in der Gemeinde unterrichtet zu wissen. Er hätte sich am Ende gar hie und da beeinflussen, von der Ausführung irgend eines Vorhabens abhalten lassen durch ein mißbilligendes Wort, einen tadelnden Blick, eine bescheidene Ermahnung ihrerseits. Natürlich — sie war ja auch seine Patronin!

Andrerseits wieder vermißte er sie gerade in dieser Zeit besonders lebhaft; ihre rege Teilnahme an allen Geschehnissen, ihre innerliche Auffassung aller Ereignisse und ihre klare, ruhige und doch durch und durch subjektive Art, mit ihm darüber zu sprechen, fehlten ihm bei jeder Gelegenheit. Er wurde mit Staunen gewahr, wie sehr ihm das Aussprechen mit ihr zum Bedürfnis geworden; wie er eigentlich gar keine Beschlüsse mehr fassen, mit seinen Ansichten gar nicht mehr ins Reine kommen konnte, ohne sie darüber gehört zu haben.

Und das alles, trotzdem er fest überzeugt war, daß sie ihn in seinem unwiderruflich beschlossenen Vorwärtsgehen nur aufhalten würde!

Er erschien eines Mitternachts im Gasthofe und machte einem Tanzvergnügen, das die polizeilich festgesetzte Stunde überschritt, ein energisches Ende. Er verweigerte bei der Taufe eines unehelich geborenen Kindes der Mutter die kirchliche Einsegnung. Allerhand kleine zur Gewohnheit gewordene Unehrlichkeiten, bei denen er die Gutsarbeiter gelegentlich ertappte, rügte er auf der Stelle mit strengen Worten.

Die Leute waren so verwundert über dies unerwartete Eingreifen einer bislang noch kaum in Kraft getretenen Autorität, und des Pfarrers herrenmäßige, jeden Zweifel an sein Recht abschneidende Sicherheit dabei machte ihnen solchen Eindruck, daß sie sich alles gefallen ließen und beschämt und stillschweigend gehorchten. Hinterher und heimlich aber begannen sie zu murren und gegen den geistlichen Gewalthaber die Faust in der Tasche zu ballen.

Eines Abends im November, als er seiner Gewohnheit gemäß die Dämmerstunde nach Sonnenuntergang, die zum Arbeiten nicht recht taugte, zu einem Spaziergang benutzte, begegnete er etlichen Waldarbeitern, die vom Holzschlag heimkamen. Jeder trug eine mehr oder minder große Last Holz auf dem Rücken. Beim Anblick des Pfarrers schienen sie sichtlich betroffen, blickten verlegen zur Seite und gingen augenscheinlich nur darum weiter und an ihm vorbei, weil sie sich doch nicht unsichtbar machen konnten.

Dem Pfarrer aber fiel ein, daß der Förster heute nachmittag in Holzverkaufsangelegenheiten zur nächsten Stadt gefahren war — und das Weitere ward ihm klar.

„Guten Abend,“ erwiderte er den etwas befangenen Gruß der Leute und trat dabei dicht an sie heran. „Habt ihr denn Erlaubnis, soviel Holz mit nach Hause zu nehmen?“

Zwei der Männer schwiegen. Der dritte brummte etwas Unverständliches. Der vierte rief dreist:

„Na, soviel wird ja wohl für uns übrig sein!“

„Ob es übrig ist oder nicht — darauf kommt es nicht an; sondern ob ihr die Erlaubnis habt, es zu nehmen,“ sagte der Pfarrer mit fester Stimme.

„Man kann doch nicht um jeden lumpigen Span bitten kommen!“ legte sich nun ein andrer ins Mittel. „Und wenn die Frau Baronin drum wüßte, wär' sie die letzte, es zu verbieten.“

„Wenn sie drum wüßte! Da sie aber nicht darum weiß, habt ihr kein Recht auf dies Holz, habt ihr es einfach gestohlen. Ihr werdet es also hintragen, wo ihr es hergeholt habt.“

Die Vier sahen einander unschlüssig an.

„Wenn ihr das nicht thut," fuhr der Pfarrer fort, „so zeige ich euch noch heut beim Förster an."

Krachend warf der Jüngste seine Bürde gegen die Feldsteine, die längs des Weges zusammengeschichtet waren.

„Meinetwegen — wenn uns der Pfarrer den warmen Herd nicht gönnt! Aber daß ich den Plunder auch noch wieder zurückschleppen soll, kann kein Mensch von mir verlangen."

Die andern starrten ihn an und standen unentschlossen.

„Wenn die Frau Baronin nach Hause kommt," sprach Reinhard Bendemann weiter, „werde ich mit ihr sprechen, ob es euch erlaubt werden kann, jeden Abend eine kleine Tracht Holz aus dem Walde mitzunehmen. Wenn ich euch aber beim Stehlen ertappe, so kann ich das unmöglich gutheißen."

„Stehlen!" rief der junge Mensch. „Sowas hat bisher noch keiner Stehlen genannt. Soviel ist bei unsrer Herrschaft noch immer übrig gewesen."

Mit langen Schritten und trotziger Haltung stapfte er davon. Die andern blieben stehen.

„Herr Pfarrer," meinte der eine in einlenkendem Ton, „wenn Sie uns noch dies eine Mal gehen lassen möchten — es soll nicht wieder vorkommen —"

„Nein, auch dies eine Mal nicht," rief Reinhard Bendemann ungeduldig werdend. „Entweder ihr tragt das Holz zurück, oder ich zeige euch an. Dazwischen habt ihr zu wählen."

Murrend entschlossen sie sich zu ersterem. Der Pfarrer blieb ihnen zur Seite und redete ihnen eindringlich ins Gewissen. Erst, als sie sich auf dem Sägeplatz im Walde ihrer Last entledigt hatten, ließ er sie gehen, und nachdem er sich vergewissert, daß sie auch wirklich gingen und nicht seine Entfernung abwarteten, um dennoch ihre Absicht zu erreichen, setzte er seinen Spaziergang fort.

Der Vorfall beschäftigte ihn nachhaltig. Das „kleine Stehlen", das die Leute hier wie überall mit gewerbsmäßiger Dreistigkeit trieben, ohne es im Grunde als Stehlerei zu betrachten — „denn soviel hat die Herrschaft ja wohl übrig" — war ihm schon lange ein peinigendes Ärgernis gewesen, und er hatte viel darüber nachgedacht, was sich von seiner Seite dagegen thun lasse. Nun bot sich ihm ein Vorwand, dem Unwesen gegenüber handgreiflich zu werden.

Er machte den Förster auf die Leute aufmerksam, ließ sich für diesmal von ihm versprechen, die Männer, die ihren Raub gutwillig wieder abgegeben hatten, nicht zu bestrafen, aber in Zukunft ein Auge auf sie zu haben.

Und am nächsten Sonntag hielt er in seiner Kirche eine zündende und schmetternde Predigt über das siebente Gebot.

Am Montag morgen, nach dem Frühstück, trat Ruth Bendemann in das Studierzimmer ihres Mannes. Sie sah noch etwas schüchterner aus als sonst und hielt ein zerknifftes Blatt Papier in der Hand.

„Verzeih, wenn ich störe, Reinhard —"

„Nun, was gibt's denn, was hast du?" fragte er.

„Sieh, Reinhard — dies ist über Nacht an unsre Hausthüre geheftet worden. Die Magd hat es heut in der Frühe gefunden. Sie hat es gleich abgerissen und mir abgeliefert — aber gelesen wird sie es natürlich wohl haben —"

Damit legte sie das Papier vor ihn auf den Schreibtisch.

Es war ein Bogen, jedenfalls aus einem Schulheft gerissen und mit großen, ungeübten Schriftzügen bedeckt:

„Wenn der Pfarrer sich noch einmal untersteht, mit so anzüglichen und kränkenden Worten auf unsrer Kanzel über das Stehlen zu sprechen, als hätte er eine Gemeinde von Dieben vor sich, so wird es ihm schlecht gehen. Die Gemeinde kennt das siebente Gebot so gut wie der Pfarrer und hat auch ihren Stolz. Wir werden nicht mehr zur Predigt kommen, wenn er uns darin nur beleidigen will, und werden uns beschweren. Der Pfarrer soll sich in acht nehmen!"

Reinhard Bendemanns Stirn hatte sich beim Lesen mit einer tiefen Röte bedeckt. Jetzt lachte er kurz auf in grimmigem Spott, schob das Papier beiseite und vertiefte sich scheinbar wieder in seine Arbeit. Von der Anwesenheit seiner Frau schien er nichts mehr zu wissen.

„Was wirst du thun, Reinhard?" fragte sie zaghaft.

„Vorläufig nichts," erwiderte er kurz, ohne aufzusehen — bis plötzlich ein schluchzender Ton ihn unwillkürlich dazu zwang. Ruth kämpfte verzweifelt gegen das Weinen.

„Was ist denn los!" sagte er unwirsch und zog die Stirn in finstere Falten.

„Ach — sei nicht böse, Reinhard — ich bin so betrübt — ich sehe es kommen —" sie stockte.

„Was siehst du kommen!"

„Es wird werden, wie es in unsrer vorigen Gemeinde war — du wirst sie erschrecken mit deiner Strenge, und sie werden sich gegen dich wenden —"

„Ich bitte dich, liebes Kind, kümmere dich nicht darum. Du verstehst das nicht."

So wies er sie immer ab, wenn sie an seinem Amtsleben teilnehmen wollte, so selten sie es auch wagte. Aber diesmal ließ sie sich nicht ohne weiteres abweisen.

„Reinhard — ich denke es mir so schön, wenn der Pfarrer ein Freund seiner Gemeinde ist; glaubst du nicht, daß die Leute durch Nachsicht und freundliches Zureden leichter zu gewinnen wären?"

„O — gewiß; es fragt sich nur, wofür? Für mich vielleicht — aber nicht für die Sache Gottes."

„Aber wenn sie dich nicht leiden können, so werden sie auch der Sache Gottes Feind werden."

„Liebes Kind," entgegnete er mit ungeduldigem Achselzucken, „es wäre mir wirklich lieber, wenn du dich in diese Angelegenheiten nicht mischtest."

Danach hatte sie natürlich keinen Mut mehr und ging seufzend hinaus.

Die ganze Woche hindurch machte der Pfarrer ein finsteres Gesicht und kam weniger denn je aus seinem Studierzimmer hervor. Auch abends, wenn Ruth bei ihm sitzen durfte, bedrückte sie sein düsteres Schweigen, das ihr den Zustand seines Herzens nur notdürftig verschleiern konnte.

Ruth litt in solchen Stunden unbeschreiblich. Ihre ganze warme, ihm in blinder Liebe anbetungsvoll ergebene Seele drängte sich, seine Sorgen zu teilen, an seinen Kümmernissen teilzunehmen. Aber er erlaubte es ihr ja nicht. Er mochte es nicht einmal leiden, daß sie mit ihrer kühlen, ein wenig hart gearbeiteten Hand in unendlich zarter, sanfter Liebkosung über seine Stirne glitt, als wolle sie die scharfen Falten glätten. Er witterte darin ein Mitleid, das ihn kränkte; Mitleid von ihr, diesem schwachen, unwissenden, unbedeutenden Geschöpf! Es regte ihn schon auf, daß sie da saß und ihn beobachtete; sie sah ihn zwar kaum an — sie hatte viel zu große Angst vor ihm — aber er fühlte es wider Willen, sie beobachtete ihn mit dem Herzen, mit diesem schüchternen, ängstlichen Herzen, das für all die Motive, die eines kampflustigen und willensstarken Mannes Handlungsweise leiten, keine Auffassung und kein Verständnis hatte. Er hätte sie am liebsten fortgeschickt. Aber er fürchtete doch, ihr weh zu thun.

Ihr konnte kaum weher zu Mute werden, als ihr war, mit all dem Reichtum ihrer Liebe, die aus sich selbst wissend ist, und die er nicht haben wollte, von der er nichts wußte, an die er, wenn er von ihr gewußt, nicht hätte glauben wollen.

„Wenn doch die Baronin hier wäre!" sagte sie eines Abends ganz unvermittelt in das Schweigen hinein.

Reinhard Bendemann fuhr so heftig zusammen, daß es ihr nicht entgehen konnte, und er schleuderte ihr einen beinahe wilden Blick zu.

„Warum? Wie meinst du das?"

„Nun — so könntest du mit ihr über den Vorfall sprechen."

„Über welchen Vorfall?"

„Über den Zettel an unsrer Hausthür."

„Und warum sollte ich das?"

„Aber Reinhard," sagte sie sanft, „ich weiß doch, daß du dich danach sehnst!" Er warf das Buch, darin er las, heftig auf den Tisch.

„Wonach sehne ich mich?" rief er, kalt vor Erregung.

„Nach einer Aussprache. Das ist doch ganz natürlich. Zwei wissen immer mehr als einer. Sie würde die Sache von einem ganz andern Standpunkte ansehen als du, und die Wahrheit liegt gewöhnlich in der Mitte."

„Was bildest du dir ein," sagte er und nahm sein Buch wieder auf. „Ich brauche Frau von Rodenburg nicht."

„Sie nicht — wer sagt denn so etwas, Reinhard! Aber eine Aussprache. Ich bin nicht klug genug für dich. Aber deine Patronin ist eine Frau, die das Herz auf dem rechten Fleck hat. Du brauchtest dich nicht zu schämen, von ihr einen Rat anzunehmen, und daß du dich gern mit ihr besprichst, weiß ich ja doch."

Reinhard Bendemann sah sein Weib über das aufgeschlagene Buch hin forschend an, und als er bemerkte, daß sie ruhig und harmlos sprach, wurde er selbst ruhiger.

„Du kannst mir glauben, ich vermisse meine Patronin in diesem Falle gar nicht. Sie ist gewöhnlich andrer Meinung als ich, und da ich gewöhnt bin, nach meiner Meinung zu handeln, komme ich viel schneller vorwärts, wenn ich mich nicht erst mit ihr bespreche. Außerdem weiß ich längst, was ich zu thun habe," schloß er, wieder ins Buch sehend.

„Was denn?“ fragte sie ungewöhnlich lebhaft. Sie bekam keine Antwort. Ihr farbloses Gesicht rötete sich tief und wurde dann langsam wieder blaß — viel blasser als gewöhnlich.

Am nächstfolgenden Sonntag hielt Reinhard Bendemann in gewohnter Weise seinen Gottesdienst ab. Die Kirche war wie immer gut besetzt, und niemand hätte auf den Gedanken kommen können, daß zwischen dem Pfarrer und seiner Gemeinde etwas nicht in Ordnung sei.

Am Schlusse der Predigt zog der Pfarrer aus der Tasche seines Talars einen Zettel hervor, entfaltete ihn und hielt ihn mit ausgestrecktem Arm der Gemeinde vor Augen.

„Dieser Zettel, meine liebe Gemeinde,“ begann er mit vollkommen ruhiger, klarer Stimme, „ist mir in der Nacht vom vorigen Sonntag zum Montag an meines Hauses Thür geheftet worden. Wer es gethan, wer ihn geschrieben hat, weiß ich nicht. Ich will es auch gar nicht wissen. Ich will aber den Inhalt dieses Zettels verlesen, um euch Gelegenheit zu geben, zu beweisen, ob ihr mit dem darin Gesagten übereinstimmt.“

Darauf las er mit lauter Stimme den Zettel vor, faltete ihn wieder zusammen, und während er ihn in die Tasche zurücksteckte, sprach er ebenso ruhig und deutlich weiter:

„Ich möchte daran nur noch zwei Bemerkungen knüpfen. Erstens: Ich bin überzeugt, daß der Verfasser dieser Drohworte nicht nur schon einmal, sondern öfter gestohlen hat, und daß es sein böses Gewissen und seine gekränkte Eigenliebe waren, die ihn zu dieser giftigen Auslassung trieben. Zweitens: Es soll weder der Schreiber dieser Zeilen noch irgend ein andrer in der Gemeinde sich einfallen lassen zu glauben, daß solche Drohungen mich abhalten werden, Gottes Wort zu verkünden, oder sonst in amtlichen oder geistlichen Dingen zu thun, was ich für meine Pflicht halte, ohne Rücksicht auf mich oder andre.“

Hierauf brachte er den Gottesdienst in gewohnter Weise zu Ende.

Ungewöhnlich schweigsam verließen die Leute das Gotteshaus. Der Fall war zu ernsthaft, um auf der Straße besprochen zu werden. Am schweigsamsten waren der Pfarrer und seine Frau.

Er fühlte sich erleichtert und trotzdem bedrückt und unbefriedigt. Sie war maßlos erregt; das Herz schwoll ihr vor Bewunderung und Liebe — und war doch mutlos und traurig, weil er nach beiden so wenig fragte.

Zu Hause, als sie ihm den Talar abnahm, den sie allemal selbst sorgsam zu verwahren pflegte, konnte sie aber doch nicht mehr an sich halten.

„Reinhard — das war groß von dir —“

Er konnte ein unverblümtes Lob nie ertragen; am wenigsten von ihr. Sein Gesicht wurde finster.

„Ich weiß nicht, was daran groß sein soll. Es war die einzige Art, diesen Fall beizulegen. Und ich hoffe, er ist nun beigelegt, auch zwischen uns.“

Sie verstand, was er ihr damit andeutete, und sie gehorchte. Nur ihre Augen blickten zu ihm auf voll stummer, heißer Sehnsucht, wie man sie dem zarten, abgearbeiteten Wesen kaum zugetraut hätte.

Er sah diese Sehnsucht, aber er verstand sie nicht. Er hielt sie für ein weibliches Zärtlichkeitsbedürfnis, dem Rechnung zu tragen längst nicht mehr in seiner Macht stand, noch in seinem Willen lag. Er hätte gelacht, wenn man ihm gesagt hätte, daß das eine ganz, ganz andre Sehnsucht sei.

Am Nachmittag kam der Schulze ins Pfarrhaus.

„Herr Pfarrer,“ sagte er fast feierlich, „ich wollte Ihnen danken im Auftrag der Gemeinde und von mir selber. Sie haben uns heut früh einen Vertrauensbeweis gegeben und uns gezeigt, daß Sie uns für anständige Leute halten. Sie sollen das nicht bereuen. Es ist in der letzten Zeit viel über Sie geredet worden, Herr Pastor, und nicht immer Gutes. Das hat sich heut geändert. — Nun haben wir aber noch eine Bitte, Herr Pastor. Wir möchten gern den wissen, der das Papier an Ihre Thür genagelt hat. Sie werden ihn wohl kennen —“

„Ich habe heute auf der Kanzel gesagt,“ unterbrach der Pfarrer, „daß ich nicht wisse, wer es gethan hat, und daß ich es nicht wissen wolle. Ich kann das jetzt nur wiederholen.“

„Es ist nur —“ meinte der Schulze verlegen, „der Verdacht könnte auf einen Falschen fallen —“

„Wenn euch daran liegt, den Thäter zu wissen, so findet ihn selbst heraus. Ich bin mit dieser Sache fertig.“

Da der Schulze wußte, daß Zureden und Drängen beim Pfarrer nichts half, ließ er ein wenig ernüchtert von seinem Verlangen ab.

„Nichts für ungut, Herr Pastor. Und nochmals schönen Dank. Wir haben uns das von Ihnen nicht vermutet, daß Sie die Unverschämtheit so vergelten würden — wir haben uns alle gesagt: Es ist gerade, als ob's die Frau Baronin dem Herrn Pastor geraten hätte —“

Es war gut, daß der Mann zur Thür hinausging; so konnte er seines Pastors Erstarren und Erbleichen nicht bemerken.

Mit dem höchsten Lobe, das er in seiner Einfalt ihm hatte sagen wollen, hatte er ihm die Befriedigung am eignen Thun gänzlich vernichtet.

Gerade, als ob's die Frau Baronin ihm geraten hätte — — steckte der Teufel im Schulzen? Oder im Pfarrer?

Ruth kam so heiter und fröhlich zu Tisch, wie es selten geschah. Ihre Heiterkeit verstummte vor dem finsteren Ernst ihres Mannes, den sie heut weniger denn je begriff.

Sie hatte sich so auf den sonntäglichen Spaziergang gefreut, als auf die einzige Stunde der Woche, in welcher sie ihn besaß, soweit sie überhaupt noch auf seinen Besitz Anspruch erhob. Aber Reinhard Bendemann hatte heut keine Lust, spazieren zu gehen.

Einsam schlich sie herum und fühlte sich betrübt und verlassen. Wenn die Baronin hier wäre — dann könnte sie auf ein Plauderstündchen zu ihr gehen.

Am folgenden Morgen waren im Pfarrgarten drei der besten jungen Apfelstämme in halber Höhe abgebrochen. Mit roher Gewalt. Große Männerspuren führten vom Gartenzaun durch die herbstlich kahlen Beete her und wieder zurück. Unverschämt und herausfordernd sahen sie aus, diese Spuren; man hatte sich nicht

die geringste Mühe gegeben, sie undeutlich zu machen. Der Pfarrer sollte sehen, sollte wissen. Am Gartenzaun war eine Latte losgerissen und nicht einmal wieder angebogen, obgleich der lange Nagel darin sitzen geblieben war.

Der Pfarrer stand vor den geknickten Bäumen — er hatte sie schon früh beim Aufstehen durch das Schlafzimmerfenster bemerkt — und empfand weder Zorn noch sonst etwas bei diesem Anblick.

Eine einzige Frage nur beschäftigte ihn aufdringlich und hartnäckig:

„Wer hat nun wohl recht, sie oder ich?"

Mit Ruth sprach er nicht über dieses Nachspiel, und sie hatte nicht den Mut, selbst davon anzufangen.

Als Elisabeth nach Hause kam, erfuhr sie alles. Wenn sie sich auch von den Leuten keinerlei Klatsch zutragen ließ, so besprach sie doch mit Delberg jedes Vorkommnis.

„Der Herr Pfarrer spielt ein gewagtes Spiel —" bemerkte dieser zu seinen Berichten.

„Aber er wird es gewinnen," fiel sie freudig ein.

Gleich am ersten Tage nach ihrer Heimkehr ging sie ins Pfarrhaus. Sie war mehrere Stunden im Freien gewesen; die klare, herb sonnige Spätherbstluft hatte ihre Wangen gerötet. Aus den Augen leuchtete ihr die gesunde Seele, selbst so frisch und klar und doch so still und ernst, wie der Herbsttag, der draußen zur Rüste ging.

Ruths Blick ruhte mit wehmütiger Bewunderung auf dem Gesicht dieser Frau, der ihre gesunde, feste Natur so glücklich half, über den Schmerz ihres Lebens Herr zu werden. Und während sie und der Pfarrer sich eifrig unterhielten, grübelte sie darüber nach, wie sie es machen könne, durch Energie und Selbstüberwindung sich anzueignen, was die Natur ihr versagt hatte.

„Herr Pastor," sagte Elisabeth und sah ganz stolz dabei aus, „ich habe alles gehört, was in meiner Abwesenheit zwischen Ihnen und der Gemeinde vorgefallen ist — ich freue mich aufrichtig über Ihre Erfolge —"

Reinhard Bendemann sah nachdenklich in ihr bewegtes Gesicht. In seinen Augen blitzte der Spott.

„Und die geknickten Apfelbäume?" fragte er. „Da Sie alles wissen, so wird man Ihnen wohl auch das gesagt haben."

„Ja, gewiß hat man es mir gesagt. Aber Ihre Erfolge wiegen diese eine häßliche Erfahrung zehnmal auf. Es wäre unnatürlich, wenn Ihnen keine derartigen Schwierigkeiten erwüchsen. Sie werden sich für diese Apfelbäume eben so großmütig rächen, wie für den Zettel an Ihrer Hausthür —"

Sie stockte; denn jetzt spotteten nicht nur seine Augen, sondern sein ganzes ausdrucksvolles Gesicht. Halb verlegen, halb ärgerlich fuhr sie fort:

„Ich weiß, daß Ihnen an meiner oder überhaupt irgend einer menschlichen Anerkennung nichts liegt, daß Ihnen überhaupt der Erfolg nicht so wichtig ist, sondern nur die Ehre Gottes —"

Jetzt war sie die Spottende, und ihr Spott war sehr bitter. Reinhard Bendemanns Gesicht verlor sofort den Ausdruck, der sie so reizte.

„Verstehen Sie mich nicht falsch,“ sagte er ernst. „Ihre Anerkennung ist mir keineswegs gleichgültig. Sie darf mir nur nicht die Hauptsache sein; sie darf nicht der Maßstab meines Handelns werden.“

„Nun — davon ist ja auch gar nicht die Rede.“

„Die Versuchung liegt aber doch nahe,“ fuhr er in demselben ernsten Tone fort. „Denn nur, wenn Sie mit meinem Handeln einverstanden sind, werden Sie mich darin unterstützen. Und wieviel auf diese Unterstützung für mich ankommt, das, denke ich, wissen Sie!“

„Ich glaube, ich habe Sie bis jetzt unterstützt, wie und wo ich konnte — bis auf ein einziges Mal —“ setzte sie gewissenhaft, mit einer kleinen Verlegenheit hinzu.

„Ich bin mir dessen dankbar bewußt, und ich hoffe, daß wir auch in Zukunft zusammenstehen werden. Ich bin Ihnen übrigens noch meinen Dank schuldig für das letzte Entgegenkommen, das Sie mir bewiesen haben — wegen des Erntefestes,“ setzte er erklärend hinzu, als sie ihn fragend ansah.

„O — das war eine Kleinigkeit.“

„Das schien Ihnen anfangs nicht so; Sie meinten, Delberg würde Schwierigkeiten machen —“

„Das that er auch, und zwar gründlich. Aber — unter uns gesagt,“ fuhr sie fort, und eine ganz leise Schelmerei trat wie ein Abglanz alter, glücklicher Tage in ihre Augen, „wenn ich Ihnen nicht gleich Bestimmtes versprach, so lag das nur daran, daß ich noch nicht recht wußte, was ich selber wollte. Sobald ich das weiß, kann selbst Delberg nicht viel dagegen machen — außer wenn er überzeugende Gegengründe hat. Aber ich bin es ihm natürlich schuldig, solche Dinge mit ihm zu besprechen, und höre auch gern seinen Rat und seine Ansicht.“

„Nun, so freue ich mich doppelt, daß seine Gegengründe diesmal nicht überzeugend gewesen zu sein scheinen.“

Es blieb etwas wie frische Luft und Sonnenschein im Pfarrhaus zurück, als Elisabeth es verließ; trotzdem sie ernst und groß war und Trauerkleider trug. Ruth atmete diese frische Luft ein und wärmte sich an diesem Sonnenglanz, und es wurde ihr wohl dabei. Der Pfarrer aber fühlte sich bedrückt dadurch und wehrte sich gegen den Einfluß, der sich mit dieser Luft und diesem Licht in seine selbständige Seele einschleichen wollte.

Elisabeth ahnte nichts von den Spuren, die sie hinterließ. Sie saß behaglich und traulich im warmen Lampenlicht mit Hans Weyern im Wohnzimmer; neben ihnen der Theetisch mit dem brodelnden Wasser und dem flackernden Flämmchen, das sich im Silbergeschirr spiegelte, über ihnen der weihevolle Ernst einer großen Freundschaft, in ihnen teils gesammelte Ruhe, teils wehmütiges Glücklichsein.

„Sie glauben nicht, Hans, wie wertvoll es ist, einen Mann in der Gemeinde zu haben, wie dieser Pfarrer einer ist,“ sagte sie; dabei stützte sie das Kinn in die Hand und sah, in den bequemen Stuhl hineingeschmiegt, vollkommen ruhig und zufrieden aus. „Namentlich für mich, wo mir sonst männlicher Beistand fehlt. Er ist mir manchmal eine moralische Stütze, und ich weiß, daß ich mich unbedingt auf sein Urteil verlassen kann.“

Hans Weyern machte bei solchen Lobreden, wie Elisabeth sie öfters über ihren Pfarrer zu halten pflegte, ein sehr reserviertes Gesicht.

„Und Sie sollten ihn nur einmal predigen hören," fuhr sie völlig unbefangen fort. „Wollen Sie nicht einmal zum Gottesdienst herüberkommen? Dann würden Sie selbst finden, daß er die meisten seines Berufes an Charakter, an Geist und an Bildung weit überragt —"

„Nun, wenigstens hat er das Glück, eine Patronin gefunden zu haben, die ihn zu würdigen versteht," sagte der sonst so gute und wohlwollende Hans etwas gallig.

Die grauen Augen der ernsten Frau sahen ihn staunend an.

„Aber Hans — wie können Sie nur so sein! Sie werden gar am Ende noch eifersüchtig auf meinen Pastor! Sie können einander nicht stören, Sie haben ganz getrennte Fächer. Er ist mein Berater in geistlichen — Sie in weltlichen Angelegenheiten."

„Aber so lange die Welt steht," dachte Hans, „hat jener die ersten Rechte und die größte Macht gehabt."

Solche kleinen Zwischenfälle hinterließen keinen nachhaltigen Eindruck bei Elisabeth. Sie war viel zu unbefangen, dachte viel zu hoch, und war außerdem viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Den Außendingen wandte sie sich doch nur zu, wenn irgendwelche Pflichten es forderten, und froh, sie erledigt zu haben, zog sie sich allemal wieder in ihr eignes Reich zurück; in ihre Trauer, in ihre Erinnerung.

Sie erkannte wohl den Segen, den jene Außendinge, jene Pflichten ihr bargen, indem sie dadurch immer wieder der gefährlichen Stille und Versunkenheit jenes Lieblingsaufenthaltes entrissen wurde. Sie schmälerte der Pflicht keines ihrer Rechte an ihr Leben, denn sie wußte, daß diese Pflichten ihr die Kraft und Stärke gaben, deren sie benötigte, und daß sie ihr helfen würden, vorwärts zu gehen.

Und vorwärts muß man. Stillstand gibt es nicht. Wer nicht vorwärts geht, der geht zurück.

So gern Elisabeth allein war, so war sie doch vernünftig genug, dies Alleinsein weise zu beschränken. Die traurigen Gedanken, die dann ihre einzige, schmerzlich geliebte Gesellschaft waren, durften keine lähmende Gewalt über sie bekommen.

Ihre Nachbarn bei sich zu sehen oder gar zu besuchen, konnte sie sich nicht entschließen. Das hieß den Fuß wieder hinaussetzen in die fröhliche, gleichgültige Welt, von der sich abzuschließen ihre Trauer ihr einstweilen ein unanfechtbares Vorrecht gab. Um so lieber pflegte sie den Verkehr mit dem Pfarrhause. Das war keine Geselligkeit — das war eher nur ein ausgedehnteres Familienleben. Davon hatte sie auch mehr als von gelegentlichen Besuchen in und aus der Nachbarschaft, wo es doch meist nur auf ein mehr oder minder seichtes Plaudern hinauslief zwischen Menschen, die, wenn sie sich auch gegenseitig sehr gern hatten, doch innerlich einander fern standen. Und in Zeiten, wo das ganze Leben sich nach innen konzentriert, gähnt zwischen solchen Menschen eine unüberbrückbare Kluft.

Das Pfarrhaus aber enthielt für Elisabeth alles, wonach sie sich in ihrem wunden Gemütszustand sehnte: ein unmittelbares Mitteilen von Seele zu Seele, ein

rasches Verstehen und tiefes Beantworten der schwersten Lebens- und Glaubensfragen; ein Ausruhen in dem sanften Wehen des starken Geistes, den Gott über die Bevorzugten seiner Kinder ausgießt. — Und endlich in der verborgenen Tiefe einer stillen Frauenseele eine warme, verstehende Liebe, die in sanftem Leuchten aus Ruths braunen Augen strahlte.

X.

Mit dem Winter, der zeitig und streng seinen Einzug hielt, sank Schweigen über das Land; Schweigen über die Arbeit; Schweigen auch über den Verkehr zwischen Schloß und Pfarrhaus.

Elisabeth hatte immerfort Besuch von Verwandten und Freundinnen, die ihr über die langen Abende hinweghelfen wollten, und Elisabeth nahm diese ihr halb und halb aufgezwungene Gesellschaft schließlich dankbar an; denn sie war diesen langen Abenden mit ihrer Gemütsstimmung schließlich doch noch nicht gewachsen. Was Sonne, Licht und Arbeit einzuschläfern gewußt, das erwachte nun wieder in der Leere, Stille und Dunkelheit des Winters und machte ihr Herz schwer und müde.

Nun es draußen nichts mehr zu thun gab, kehrte sich ihr fortwährend nach Nahrung suchender Geist, ihr fortwährend nach Inhalt verlangendes Gemüt nach innen und suchte in der Erinnerung, was ihr die Wirklichkeit versagte und was doch nur immer von neuem die notdürftig verheilten Wunden bluten machte.

In dem kalten Nebel, der die ersterbende Natur hüllte, suchte ihr sehnendes Auge nach der geliebten Gestalt, die sonst herrschend und schützend in ihrem Leben gestanden — im falben Laub, das naß die nassen Wege deckte, suchte sie die Spuren der Schritte, die sich für immer von ihr entfernt hatten. Leer und verwaist alles — und unter dem grauen Himmel neigen sich die kahlen Zweige tropfenschwer. In den sonnenlosen Wäldern flüstert es und seufzt wie ein Weinen um gestorbenes Glück, und der Horizont ist verdunkelt und aussichtslos, wie die Zukunft. —

Und dann wird der Frost kommen und der Nordsturm und wird auch das Letzte zu Grabe tragen, was an den Sommer mahnt. — Und so sollte auch sie zuletzt erstarren in der immerwährenden Dauer ihres Unglücks, unter dem knechtenden Druck ihres zerstörten Lebens? So würde auch von ihr einst das Letzte gewichen sein, was sie und andre daran mahnte, daß sie, die arme, vergeblich um Gestorbenes weinende Frau, einmal gelebt und geliebt hatte und glücklich gewesen war?

Es überkam sie eine kalte Angst bei dem Gedanken. Nein doch — nein. Es ist nicht der Zweck des Unglücks, daß es uns bricht. Wiederaufstehen sollen wir aus dem Staube, in den es uns geworfen, und von neuem unsre Kraft erproben zu neuem Wagen und Gewinnen.

Nein, Elisabeth wollte nicht erstarrt aus ihrem Unglück hervorgehen. Geläutert, wenn möglich, und um so lebenstüchtiger. Und nächst ihrer ganzen sittlichen und religiösen Kraft griff sie auch gern zu äußeren Hilfsmitteln, um ihre Gedanken von

ihrem eignen Unglück und ihrem Innenleben auf das reiche, auch für sie noch reiche Außenleben abzulenken.

Sie fürchtete auch den Egoismus, dem zuletzt der Schmerz uns beugt, wenn wir ihm zu viel Gewalt einräumen, und so ging sie nach etlichen trüben Vorwinterwochen von neuem aus sich heraus, ihren Gästen entgegen.

Auch die Kinder kamen in anbetracht der schlechten Witterung, die das Spielen im Freien unmöglich machte, seltener zu einander. Da man immerwährend Besuch hatte, entbehrte man dem im Sommer so viel gepflegten Umgang kaum, denn so verwachsen war man mit dem Pfarrhaus noch nicht, um seine Bewohner trotz andrer zu vermissen.

Um so schwerer fand man sich dort in die veränderten Verhältnisse, in die winterliche Stille und Einsamkeit. Ruth ward sich erst jetzt klar darüber, welch wohlthuenden, erfrischenden und stärkenden Einfluß der Umgang mit Elisabeth für sie gehabt hatte. Sie gehörte zu den Naturen, die einen andern brauchen, an dem sie sich emporranken können, wenn sie sich entfalten sollen. Unmerklich war Elisabeth ihrem Gemüt dieser ermunternde Halt geworden. Nun fehlte er ihr — und müde und matt sank sie in sich zusammen. — Kein Wunder. Sie mußte viel leisten; und die körperliche und seelische Kraft, die sie in ihrer überreichen Thätigkeit und bei ihrem heimlichen Kummer darangab, wurde nicht in ausgleichendem Maße ersetzt. Auf ihre Arbeit folgte keine Ruhe, und auf ihre Sehnsucht keine Befriedigung. Die Sonne, die ihrem Frauenleben Wärme und Helligkeit verliehen, die Liebe ihres Mannes, war hinter Wolken gegangen, und ihr ganzes Tagewerk spielte sich im Schatten ab.

Und auch draußen verbarg sich wochenlang die Sonne hinter einem trüben, wolkigen Himmel. Die Erde sah grau und schmutzig aus; es war ein feuchter, ungesunder Winter. Oft stand Ruth am Fenster und sehnte sich nach einem hellen Lichtstrahl und einem klaren Frosttag. Man kam wenig ins Freie, und die Stubenluft erschlaffte ihre Nerven. Die Kinder, namentlich die Knaben, durch die sommerliche Freiheit verwöhnt, waren schwer ruhig zu halten. Nicht genug, daß Ruth selbst unter ihrem Toben und Lärmen geradezu körperlich litt, lebte sie immer in der Angst, es möchte ihren Mann stören, mühte sich bis zur Verzweiflung, die wilden Geister zu bändigen, und lauschte ängstlich, ob sich nicht auf dem Flur der ungeduldige Schritt vernehmen ließ, der ein häusliches Unwetter anzukündigen pflegte.

Denn Reinhard Bendemann verschanzte sich in diesem Winter völliger denn je in sein Arbeitszimmer. Er hatte seine Teilnahme an einem größeren theologischen Werk zugesichert, und das brachte ihm viel interessante, aber auch zeitraubende Arbeit. Mit stillem Herzweh sah Ruth ihm nach, wenn er nach hastig beendeter Mahlzeit wieder in sein Studierzimmer zurückging und die Thür sich vor ihr schloß, wie die Thür eines Paradieses, das zu betreten sie unwert war. Und geduldig und traurig wandte sie sich wieder von neuem dem Teil zu, der ihr geblieben war.

Stundenlang ging der Pfarrer täglich spazieren, machte Krankenbesuche und überdachte seine Angelegenheiten. Das schlechte Wetter und die grundlosen Wege machten Ruths Begleitung ungeeignet. Trotzdem wäre sie mitgekommen und hätte alle Unbill von Himmel und Erde in den Kauf genommen und vergessen über

dem Glück, teilnehmen zu dürfen an seinen Wegen und Gedanken, wenn sie gedacht hätte, daß ihm ihre Begleitung lieb wäre. Aber sie fühlte mit der Zartheit suchender Liebe, daß er es vorzog, allein zu gehen, und sah ihre Meinung bestätigt, da er sie bald gar nicht mehr aufforderte mitzukommen.

Nicht einmal abends hatte sie ihn. Bald nahmen ihn seine Vereine und Bibelstunden, bald allerlei Sitzungen und Besprechungen mit Gemeindeältesten und Amtsbrüdern in Anspruch. Und war einmal ein Abend von derlei Dingen frei, so hatte er sicher nachzuholen, was er im Laufe des Tages auf irgend eine Weise versäumt hatte.

Er war immer ein thätiger Mann gewesen. Aber es wollte Ruth scheinen, als ob seine Thätigkeit neuerdings einen krampfhaften, friedlosen Charakter angenommen habe. Als arbeite er, nicht weil es ihm Freude mache oder notwendig war, sondern um die Zeit zu vergewaltigen; um irgend einem unwillkommenen Eindringling in seinen Gedanken keinen Raum zu lassen.

Und warum war er rastlos und unzufrieden? In der Gemeinde ging alles gut, er faßte immer mehr Fuß. Und wenn er auch nicht gerade die Herzen gewann, so gewann er doch den Respekt. —

Einige Male forderte Elisabeth beide auf, den Abend bei ihr zu verbringen. Aber auch das war nicht so wie sonst. Fremde Gäste waren dabei, Ruth fühlte sich befangen und unsicher, und von Elisabeth hatte sie nichts. Die Unterhaltung blieb allgemein, und Ruth wagte nur selten, den Mund aufzuthun — wie immer, wenn ihr Mann dabei war. Denn wenn sie etwas sagte, was er aus irgend einem Grunde nicht billigte, so nahm ein Blick oder ein Wort von ihm ihr vollends allen Mut.

Reinhard Bendemann aber war nach solchem Abend allemal noch verschlossener und unzugänglicher als sonst.

„Er vergleicht sie mit mir," dachte Ruth dann wohl traurig, „und natürlich merkt er einen großen Abstand. Er muß sich ja zu ihr hingezogen fühlen, und nachher um so schmerzlicher empfinden, wie wenig ich bin — ach, warum habe ich keinen Mut!"

Sie hatte keinen Mut, weil sie nicht mehr an seine Liebe glaubte. Sie traute sich nicht zu, Gestorbenes wieder erwecken zu können. Sie fürchtete nur, sich ihm durch Zudringlichkeit vollends zu verleiden, und wich immer weiter vor ihm zurück.

So schlich der Winter eintönig dahin, bis endlich der Himmel heller und die Tage länger wurden. Ruth sehnte dem Frühling entgegen mit dem Verlangen trauriger Gemüter, die etwas Heiteres von außen brauchen, um dem Kummer drinnen das Gegengewicht zu halten.

An einem sonnigen Märztage trafen Pfarrer und Patronin auf der Dorfstraße zusammen.

Sie kam jedenfalls vom Felde; trug einen kurzen Rock und derbe Stiefel und statt des Schirmes einen Spazierstock. Sie grüßte ihn schon von weitem und blieb dann bei ihm stehen.

„Wie lange haben wir uns nicht gesehen, Herr Pastor!" rief ihre frische, weiche Stimme. „Ich bin sogar eine schlechte Kirchgängerin gewesen diesen Winter,"

setzte sie verlegen hinzu. „Aber das soll nun alles besser werden. — Ich wollte über den Kirchhof nach Hause — kommen Sie mit?"

Er hatte keinen Grund, ihre Aufforderung abzulehnen, und ging neben ihr her, die Straße entlang.

„Ich bin jetzt wieder allein," berichtete Elisabeth. „Gestern ist mein letzter Gast abgereist."

„Gott sei Dank," entfuhr es ihm. Sie sah ihn erstaunt an.

„Mir ist es ganz lieb," fuhr sie fort, „denn nun gibt es draußen wieder so viel zu thun. Aber Ihnen kann es doch eigentlich gleichgültig sein!?"

„Im Gegenteil; es ist ein großer Unterschied für uns, ob Sie Gäste haben, oder ob Sie allein sind. Wir haben diesen Winter gar nichts voneinander gehabt, und haben das sehr empfunden." Es klang fast wie ein Vorwurf.

„Aber, Herr Pastor, dafür kann ich doch nichts! Sie hätten doch zu mir kommen können, so oft Sie wollten. Ich habe mich sogar gewundert, daß Sie nie von selber kamen —"

„Ich konnte nicht wissen, ob ich störe —"

„Das konnten Sie wohl wissen," sagte sie warm. „Ich denke, unser Verhältnis ist so, daß wir einander nie stören!"

„Sie sind sehr gütig, Frau Baronin. Aber es ist etwas ganz andres, ob wir allein und vertraulich miteinander denken, reden und überlegen, oder ob eine Anzahl fremder Menschen dabei sitzt, die uns selbst einander fremd machen. — Sie haben mich verwöhnt, Frau Baronin," fuhr er aufatmend fort. „Ich kann gar nicht mehr sein ohne Sie; ohne Ihre Teilnahme, Ihren Rat, Ihren — Tadel."

Elisabeth fing an, befangen zu werden. Seine Ergebenheit dünkte sie unnatürlich; ebenso unnatürlich, wie daß er die Gegenwart andrer als störend in ihrem Beisammensein empfand.

„Sie sind so selbständig," sagte sie leichthin. „Das alles können Sie im Ernst nicht meinen. — Außerdem," fuhr sie fort und zog die eiserne Kirchhofspforte auf, „bedürfen Sie auch meines Rates und Beistandes gar nicht. Sie können ganz zufrieden sein mit dem, was Sie ganz allein bisher geschafft und erreicht haben. Es weht schon ein ganz andrer Geist durch die Gemeinde — ich merke das, auch wenn ich mich nicht persönlich darum kümmere. Der Wind, den Sie erweckt haben, trägt mir's zu, wie er mir die Frühlingsdüfte ungebeten ins Haus hineinweht."

„Wer weiß, ob aus diesem Winde nicht ein verderblicher Sturm geworden wäre, wenn ich damals die alte Giese wirklich nicht begraben hätte — — —"

„Sie hätten sie begraben auch ohne mein Dazwischenreden."

„Und ich hätte nicht die Hälfte erreicht von dem, was ich erreicht habe, wenn Sie mich nicht mit Wort und That so nachdrücklich unterstützt hätten!"

„Mag sein. Aber daran ist nichts Besonderes. Das hätte jeder andre Patron auch gethan."

„Sie wollen sich mit Gewalt jedes Verdienstes entkleiden. Aber das größte Verdienst bleibt Ihnen doch: Sie haben meinen Übereifer im Zaum gehalten, und wenn ich die Leute vor die Köpfe stoßen wollte, so haben Sie mit Ihrer milden Hand den Stoß gebrochen —"

Elisabeth sah ihn nachdenklich an.

„Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie und wann ich das gethan haben soll. Aber wenn es wirklich wahr ist, und wenn es notwendig war — dann will ich stolz darauf sein.“

Sie standen an Heinrich Rodenburgs Grab, und in der Luft trällerten und schmetterten die Lerchen.

„Es ist nun bald ein Jahr,“ sagte Elisabeth leise. Er antwortete nicht. Es war ihm beklommen zu Sinn.

„Wissen Sie, Herr Pastor,“ fuhr sie fort, und ihr eben noch so helles Gesicht umdüsterte sich auffallend, „manchmal entsetze ich mich vor mir selber.“

„Warum?!“ — Sie sah zu dem blauen Himmel auf mit gedankenschweren Augen.

„Als mein Heinrich starb, glaubte ich, die Welt sei in Nacht versunken und aller Daseinszweck für mich dahin; glaubte ich, nie wieder froh werden, niemals mehr das Leben lieb haben zu können. Und nun —“ sie stockte, ein leichtes Rot zog über ihr Gesicht, und sie sah auf ihre gefalteten Hände nieder. „Ich lebe wieder gern. Ich arbeite gern. Ich habe wieder Pläne und Hoffnungen. — Ich kann wieder lachen. — Ich habe Heinrich nicht vergessen. Ich liebe ihn noch heute und traure noch heute um ihn. Aber die Trauer ist nicht mehr wie die Nacht der Verzweiflung, in der meine Seele haltlos umherflattert. Sie ist wie eine ernste Kirche, in die meine Seele aus Unruhe und Arbeit flüchtet, um zu beten —“

„Und deshalb entsetzen Sie sich?“ rief er, und sein Gesicht strahlte auf, als verkünde sie ihm eine große Freude.

„Nicht gerade deshalb — denn in gewisser Weise bin ich sogar dankbar, daß es so ist. Der Schmerz, den ich in der ersten Zeit meiner Witwenschaft fühlte, war zu zerreißend, als daß er immer dauern — als daß ich ihn lange ertragen konnte. Aber — und das ist's, was mich mit Grauen vor mir selber füllt — es ist so traurig, wie vergänglich selbst die heiligsten Empfindungen sind; und wenn ich mir denke, daß ich mich dem Leben wieder mit dem alten Mut und der alten Frische zuwenden und ihm einen neuen Inhalt geben könnte, nachdem sein bester Inhalt ihm genommen worden — dann erschrecke ich vor meiner Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit.“

„Sie machen sich schlechter, als Sie sind, Frau Baronin. Sie haben nicht vergessen, sondern überwunden. Und das ist der Zweck des Leides, daß wir es überwinden und hinaustragen —“

„Zur Ehre Gottes — ja, ich weiß. Ich habe nicht vergessen, was Sie damals darüber sagten. Aber das ist es nicht bei mir. Ich bin keine Märtyrerin meines Leides. Es ist stille geworden ganz ohne mein besonderes Zuthun — von selber —“

„Dank Ihrer gesunden Natur und Ihres sittlichen und christlichen Standpunktes!“ sagte er lebhaft. „Und darum sollten Sie sich nicht bemühen, den Schmerz festzuhalten und wachzurütteln. Das Leben geht weiter, und wir müssen mit, und wenn wir zurückbleiben, kommen wir nie zum Ziel.“

„Ja — aber traurig ist es doch — —“

Sie blieb zerstreut; auch als sie ihn nach diesen und jenen häuslichen und amtlichen Dingen fragte und er ihr den gewünschten Bescheid gab.

„Sie hatten irgend einen Gang vor, als ich Ihnen vorhin begegnete," sagte sie endlich, „ich möchte Sie nicht noch länger zurückhalten."

Er verstand, daß sie allein bleiben wollte, und verließ sie. Aber zu dem Kranken, den er hatte besuchen wollen, ging er nicht. Er schlug trotz der sinkenden Dämmerung den Weg nach dem Walde ein und irrte auf den nassen, ausgefahrenen Wegen herum, bis die Dunkelheit hereinbrach.

Ein Gespenst war hinter ihm her. —

* * *

Auf den Gartenwegen unter den Parkbäumen tobten und jauchzten die Kinder.

Arm in Arm gingen Elisabeth Rodenburg und Ruth Bendemann zwischen den blühenden Büschen auf und ab. Sie hatten sich fortwährend etwas zu sagen und zu fragen, und Ruth sah gesunder und fröhlicher aus nach solchem Beisammensein, und über Elisabeths Antlitz lag ein friedlicher Glanz.

Der ganze Frühling duftete und lachte, und aus dem Frühling wurde der Sommer. Das Sonnengold flutete vom Himmel herunter und troff in goldenen Tropfen von den braunen Stämmen der Bäume und sammelte sich zu funkelnden Garben im klaren Wasser des Baches, und entlockte den Blüten leuchtende Farben und reifte die Früchte der Felder. Und goß Fröhlichkeit in die Herzen der Menschen und trocknete die Thränen von den Wangen und wärmte, was in Einsamkeit und Verlassenheit fror.

Elisabeth lebte ihr thätiges Leben weiter, und die Kinder umschwärmten sie dabei wie Singvögel und Schmetterlinge.

Jede Woche kam Hans Weyern, revidierte mit Elisabeth die Felder und mit Delberg die Bücher, ließ sich von den Kindern mißbrauchen und nahm teil an allen Vorkommnissen der Außen- und Innenwirtschaft. Elisabeth wußte, was sie an ihm hatte, einen zuverlässigen Freund; sie behandelte ihn danach, mit rückhaltlosem Vertrauen, mit freundschaftlicher Zuvorkommenheit. Sie ließ ihn teilnehmen nicht nur an ihrer Arbeit und an ihren Plänen, sondern auch an den großen Leiden und kleinen Freuden ihres Herzens.

Und allmählich traten jene Beiden immer mehr in den Hintergrund, als ob sie nun ihres Amtes genug gewaltet hatten, und immer mehr kamen die kleinen Freuden zu ihrem Recht, die neuen Hoffnungen und die neuen Zwecke — als wenn die Schatten vor dem Sonnenlicht wichen.

Nur im Pfarrhause schien diese Sonne nicht.

Ruth quälte sich weiter und grämte sich weiter und bemühte sich vergeblich, ihr trauriges Herz hinter einem lächelnden Gesicht zu verbergen.

Es ging irgend etwas vor mit dem Pfarrer, was ihn ihr noch mehr entfremdete; etwas, das ihr unbegreiflich war, und dessen rätselhaftes Dasein doch sein Wesen, sein Aussehen nur allzu deutlich verriet.

Er starrte oft wie geistesabwesend vor sich hin, mit einem schrecklichen, tiefsinnigen Ausdruck. Und wenn seine Augen auf Frau und Kindern ruhten, waren sie so weh und wund, daß Ruth den traurigen Glanz nicht ertragen konnte.

Er sonderte sich noch mehr von seiner Familie ab und schuf sich so viel Arbeit, bis er ihr kaum mehr gewachsen war.

Oft schloß er sich in seinem Zimmer ein; Ruth ahnte nicht warum und was er da trieb und wagte nicht, ihn zu stören oder nur zu fragen.

Die auffallendste Veränderung an ihm aber war eine barmherzige, geduldige Weichheit, die sich anfangs nur in Kleinigkeiten seinen Kindern und Gemeindemitgliedern gegenüber äußerte, aber allmählich sein ganzes Wesen durchdrang. Er begann zu entschuldigen, wo er sonst verdammte; zu bedauern, was er sonst verurteilte; seine Hand verband, wo sie sonst ein scharfes Messer ansetzte, und streckte sich barmherzig aus nach dem Strauchelnden, den sie sonst hinauszustoßen bereit gewesen.

Diese Veränderung äußerte sich am deutlichsten in seinen Predigten. — Wohl sprach er noch immer gewaltig und rücksichtslos in die Schlupfwinkel der Seelen hinein — aber der Gott, den er predigte, der strafte nicht nur, sondern der vergab auch; der verlangte nicht nur, sondern der half auch; der gab nicht nur Gesetze, sondern der sandte auch den Erfüller und Erlöser.

Sein Antlitz wurde oft bleich, während er sprach, und sein Auge leuchtete in einem Feuer, das eine gewaltige Sehnsucht seines eignen Menschen nach Barmherzigkeit und Vergebung entzündet hatte. Er verdammte nicht mehr zu hoffnungsloser Nacht die Schwächen der andern, die er erlösungsbedürftig an sich selbst erfahren. —

„Sie haben recht, Elisabeth,“ sagte Hans Weyern, der auf ihren ausdrücklichen Wunsch eines Sonntags mit zur Kirche gegangen war. „Ihr Pfarrer ist ein außergewöhnlicher Mann. Er predigt, als ob er das nicht aus den Büchern, sondern durch unmittelbare Eingebung hätte.“

Elisabeth war wenig zum Sprechen aufgelegt. Sie war selbst allemal nach solchem Gottesdienst tief bewegt. Nie noch war jemand so tief in ihre Seele hineingestiegen, um alles, was ihr selbst darin noch fremd und dunkel war, zu beleuchten mit Gedanken der Wahrheit. Sie empfand allemal dringend den Wunsch, weiter und mehr darüber zu hören. Und wenn irgend möglich, erfüllte sie sich diesen Wunsch auch.

Das waren unvergeßliche und wertvolle Stunden, die sie an solchen Sommersonntagsabenden im Pfarrhause verlebte.

Der Mann mit der ehernen Stirn und den durchgeistigten Augen sprach zu ihr von den Kämpfen der Sünde auf Erden und von dem Sieg des Guten zeitlich schon hienieden, und ewig einst droben im seligsten Licht — und ihre Augen hingen an seinen Lippen, und ihre Seele klammerte sich an die seine, von ihr sich emportragen zu lassen in jene erdentrückten, triumphierenden Höhen.

Sie war so hingegeben an die Sache, so getragen von den hehren Gedanken, die seine Worte ihr leuchtend entzündeten, daß sie ihn selbst vergaß. Sie bemerkte nicht die scharfe Schmerzenslinie um seinen schmalen Mund, der von so großer

Weisheit überfloß, und nicht das düstere Schmerzenslicht in seinen Augen, aus denen der Geist Gottes leuchtete.

„Herr Pastor,“ sagte sie einmal tief atmend, „warum haben Sie es nur anfangs darauf angelegt, hart und erbarmungslos zu scheinen? Warum wollten sie durchaus ihre Gemeinde — mich einbegriffen — durch eine Religion der Härte und Unduldsamkeit zwingen, wo Sie mit Ihrem wahren Wesen soviel weiter gekommen wären?“

„Was nennen Sie mein wahres Wesen?“ fragte er, und seine Augen brannten düster auf sie nieder.

„Das Wissen und das Mitleid,“ sagte sie schnell.

„Man wird nicht wissend geboren, Frau Baronin, und so lange man unwissend ist, bleibt man hart und rasch. Wenn man aber an sich selber erfährt, was die andern treibt, so wird man geduldig, mitleidig und langsam. Langsam zum Zorn, langsam zum Urteilen.“

Sie sah ihn nachdenklich an und mochte nicht fragen, wodurch er wissend geworden.

* * *

„Ich glaube, der Herr Pastor hat im Anfang eine sehr schlechte Meinung von unsern Leuten gehabt und hat sie kopfscheu machen wollen,“ äußerte sich Delberg einmal vertraulich zu seiner Herrin. „Und nun hat er eingesehen, daß es doch nicht so schlimm steht mit ihnen, und faßt sie freundlicher an.“

„Ich glaube, der Herr Pastor hat sie von Anfang an ganz recht gekannt. Er wäre nicht fertig geworden mit ihnen, wenn er sie nicht von Anfang an fest angefaßt hätte.“

„Möglich, daß die gnädige Frau recht haben. So oder so — er hat erreicht, was er wollte, und soviel ist uns allen wohl schon klar: er will das Beste.“

Elisabeth bemerkte und beobachtete heimlich und überall, wie der Pfarrer sich durchsetzte. Es freute sie nicht nur — es interessierte sie auch. Reinhard Bendemann war ein Charakter, der ihr zu denken gab. Oft, wenn sie mit ihm zusammen war, wurden ihr die sinnenden Gedanken über ihn wach, und es geschah dann, daß sie das Gespräch, in dem sie eben begriffen waren, vergaß und aus den durcharbeiteten Zügen seines ausdrucksvollen Gesichts Schlüsse auf seinen Charakter zog, an dem die Hauptsache, der innerste Kern, ihr noch verborgen war.

Anfangs war sie geneigt gewesen, ihn für einen selbstgerechten, mitleidslosen Eiferer zu halten, für einen Mann, der niemals fühlte, keine Schwächen hatte — darum aber auch Fehler und Schwächen an andern nicht verstand und nicht verzieh. Das war nun anders geworden. Aus seinen Worten, aus seinen Augen leuchtete manchmal blitzartig ein andrer Mensch, ein guter, heißer, leidenschaftlicher Mensch, der mit sich zu kämpfen und zu ringen hatte, und dies innere Ringen doch stolz und scheu in sich verschloß. Ein Mensch, der fähig ist, ungeheuerlich grausam, hart und rücksichtslos zu sein, aber auch wieder die Macht hat, alles verzeihen und vergessen zu machen vermöge seiner unergründlichen Güte und Herzenswärme; der

einen andern Menschen niedertreten kann und ihm im nächsten Augenblick wieder aufhilft und ihn stärker und froher macht, denn zuvor.

Unwillkürlich regte sich in Elisabeth der Wunsch, mit diesem Manne in einen ernsten Konflikt zu geraten, als ob sich ihr dann das Geheimnis und der innerste Kern seines Wesens entschleiern und offenbaren müsse.

* * *

Wenn Reinhard Bendemann nicht verhindern konnte, daß das unbekannte Etwas in ihm sich in allerhand Veränderungen seines Wesens verriet, so hüllte er sich doch über die Art dieser geheimen Vorgänge in ein undurchdringliches Schweigen.

Was in ihm vorging, war so ungeheuerlich, daß er ihm lange nicht ins Gesicht zu sehen wagte; daß er ihm nicht erlauben wollte, zu sprechen und laut zu werden in der Tiefe seiner dunkeln, stolzen Seele, und daß er, als er es längst hatte erschauen und erhören und erkennen müssen, nimmer gewagt hätte, es bei Namen zu nennen.

Es machte ihn unglücklich und friedlos. Es raubte ihm die Sicherheit seines Wissens und die Festigkeit seines Vertrauens in sich selber. Es machte ihn demütig, barmherzig und milde. Es füllte ihn mit verständnisvollem Erbarmen für das Elend und die Sünde der Menschheit. Es stand mit furchtbarer Richtermiene auf den Stufen des Altares, wie der Engel mit dem Schwert an der Pforte des Paradieses, und sprach: Was willst du hier, was hast du hier noch zu suchen? — Und es sah ihn wiederum an aus den Augen des Gekreuzigten mit dem Blick der himmlischen Liebe, die für die Schwäche der Menschheit allmächtig lebt, und sprach: Komm her zu mir, du Mühseliger und Beladener, denn ich sehe nicht nur an, was du fehlst, sondern auch, was du leidest!

Es tobte in ihm wie ein wildes Tier und verlangte nach Befriedigung und nach Befreiung und lag dann wieder still zu Füßen der ewigen, barmherzigen Macht, wie der Sturm sich legt und die Wellen sich glätten vor dem sanften Sausen aus sonniger Himmelshöhe.

Es war bald wie die Hölle in ihm, voll Elend und Angst, bald wie der Himmel derer, die gelitten und erfahren und überwunden haben.

Es liegt für energische und temperamentvolle Naturen eine gewisse Genugthuung, ja Wonne darin, sich mit dem Widersacher herumzuschlagen, sei es nun, daß er ihnen gegenübertritt in Gestalt äußeren Kummers und Ungemachs, oder innerer Versuchungen und Anfechtungen. Freilich gehört dazu, daß man selber feststeht und dem Feinde den nötigen Widerstand entgegenzusetzen hat; daß man an den Sieg glaubt als an etwas Selbstverständliches, und von weitem schon die Herrlichkeit erblickt, vor der dieser Zeit Leiden sich verkriechen wie die Schatten der Nacht vor dem Leuchten des Tages. Es gehört dazu, daß man den Feind nicht fürchtet als einen, der ausgesandt ist uns zu vernichten, sondern daß man ihn aufnimmt als den Gegner, im Kampf mit dem die eigne Kraft erstarken und über ihn hinauswachsen soll zur ewigen Vollendung.

Reinhard Bendemann kämpfte mit Lust und mit Glauben trotz der finsteren Stunden, die auch ihm nicht erspart blieben, über die ihn aber allemal endlich doch seine unlähmbare Widerstandskraft und Elasticität, seine Seelengröße und sein unerschütterlicher Mut hinaustrugen.

Und wenn seine Augen nie so tiefsinnig und so trübe geblickt hatten, wie in diesem Sommer, so hatten sie doch auch noch nie so stolz geleuchtet und so kampflustig geblitzt. Und wenn seine Härte und Rücksichtslosigkeit im Amt auch immer mehr dahinschmolz in Weichheit und schonendes Vorgehen, so blieb doch seine Kraft dieselbe — die Kraft der Wahrheit und des durch göttliches Wissen geläuterten und geleiteten Willens.

Und der Sommer ging hin und brachte keine Ereignisse noch Veränderungen. Jeder ging still und treu seinen besondern Weg. Elisabeth wirtschaftete, erzog ihre Kinder, sah ab und an Hausbesuch bei sich und führte ihr zurückgezogenes, gesammeltes Leben weiter. Sie schien sich wohl dabei zu fühlen, denn ihr Gesicht trug einen friedlichen Ausdruck, ihrem Wesen kehrte je mehr und mehr die heitere Harmonie zurück, die der Ausfluß eines zufriedenen Gemütes ist, und der Abglanz der Schmerzen, die sie durchrungen, lag über ihrem Wesen wie eine ernste Verklärung, wie ein Heiligenschein.

Der einzige ihrer Nachbarn, den sie regelmäßig bei sich sah, war Hans Weyern. Sie konnte seine Teilnahme und seinen Beistand, die er ihr in immer gleicher, rücksichtsvoll freundschaftlicher Weise brachte, nicht mehr entbehren, und er fand ein stilles, bescheidenes Glück darin, ihr einen wenn auch noch so geringen Teil seines Lebens und seines Empfindens weihen zu können.

Der Pfarrer trat mehr und mehr in persönliche Beziehungen zu seiner Gemeinde. Elisabeths Einspruch und Vermittlung waren nie mehr nötig. Sie selbst war nicht mehr so nötig, wie früher; denn in allerlei Nöten, in denen die Leute sonst zu ihr gekommen waren, nahmen sie nun mehr und mehr ihre Zuflucht zu ihm. Er war ihr Arzt; er schlichtete ihre Streitigkeiten; mit ihm berieten sie ihre Familienangelegenheiten. Und nachdem sie gelernt hatten, die äußeren Nöte ihm zu klagen und von ihm behandeln zu lassen, fingen sie an, auch die inneren Nöte zu ihm zu tragen, und gaben sich dadurch noch völliger seiner Macht und seinem Einfluß hin.

Elisabeth merkte es wohl, und es war ihr nicht ganz leicht, ihren Anteil an dem Vertrauen, zumal ihrer Untergebenen, zur größten Hälfte ihm abzutreten. Aber sie that es wiederum auch gern, denn sie sah, daß er mehr vermochte und es besser verstand als sie, und sie gönnte ihm und mehr noch fast seiner Frau diesen schönen Erfolg, der zum Teil doch auch ihr Werk war. Und diese Gewißheit zumal erfüllte sie mit stolzer, wenn auch etwas wehmütiger Genugthuung.

Ruth lebte und liebte weiter, geräuschlos, bescheiden, wirksam in aller Stille. Sie dankte Gott, der ihres Mannes Herz gelenkt, und segnete Elisabeth, die so zart und doch kräftig das Schiff seines Eifers durch die Klippen zähen Widerstandes hatte führen helfen. Wenn er nur Befriedigung und Anerkennung fand, so wollte sie nach sich nicht fragen; so wollte sie sich willig darein finden, daß die Thür

seines Herzens ihr dauernd verschlossen blieb; schweigend das Unbegreifliche leiden, daß ihr allein gegenüber die Härte seines Wesens die gleiche blieb, so heiß die Sehnsucht ihrer Liebe ihm nachging Nacht und Tag.

XI.

Oktober war's, und von den Buchen rieselten die Blätter hernieder wie ein langsamer Regen von Goldpapier. Der helle Sonnenschein lag über dem purpurfarbenen Walde, und ein wundervoller Duft schwebte auf den breiten, vollen Strahlen auf und nieder. Die ganze Natur war eine große, ernste, erinnerungsschwere Heiterkeit.

Elisabeth Rodenburg und die Pfarrersleute machten mit allen Kindern einen Sonntagnachmittags-Spaziergang. Auf einer sonnigen Lichtung im Walde hatten sie sich gelagert. Es war hier sommerwarm und völlig windstill. Die Sonne hatte den herbstlich reichen Tau von Halmen und Blättern getrocknet, so daß man unbeschadet niedersitzen konnte.

„Erzähle uns ein Märchen, Mütterlein!“ bat Eva, und alle übrigen baten mit. Elisabeth nahm den schwarzen Filzhut vom Kopf; die Sonnenlichter verfingen sich in ihrem farbensatten Haargespinst. Ihre Augen gingen nachdenklich ins Weite, während die kleine Schar sich erwartungsvoll um sie lagerte.

Und dann fing sie an zu erzählen das Märchen vom Schneewittchen und den sieben Zwergen. Wie die goldenen Blätter von den Bäumen, so fielen ihr die Worte von den Lippen, weich und hell, zaubervoll im Reiz ihrer poesiereichen Anschaulichkeit. Die kleinen Zwerge huschten zwischen den Bäumen hervor — die böse Königin drohte — Schneewittchen sank hin und starb; und dann erklang das Jagdhorn des Prinzen laut und fröhlich durch den herbstlichen Wald — und aus Schneewittchens Sarg erblühte ihm die Blume der Liebe. Und die Liebe zwang Schneewittchen wieder ins Leben zurück. Und jenseits des Waldes winkte das schönste Schloß wie ein weißes Wolkengebilde am hohen Himmel, schimmernd in niegeahnter Pracht. Dahin führte der glückliche Prinz seine Braut, fort aus Verfolgung und Not in eine bessere Welt.

Aber den Schluß änderte Elisabeth. Die böse Königin mußte sich nicht, wie im Märchen, bei ihrer Tochter in glühenden Pantoffeln zu Tode tanzen, sondern die Tochter nahm sie freundlich auf, als sie in Elend und Krankheit zu ihr kam, und die Königin bereute ihre Schlechtigkeit, und sie lebten in Frieden und Eintracht zusammen bis ans Ende.

Der Kinder Augen hingen an Elisabeths Lippen; die Wangen färbten sich vor geheimnisreicher Erregung; hie und da stand ein Mündchen offen vor atemloser Spannung.

Mitten zwischen den Kindern kauerte Ruth, halb sitzend, halb kniend, selbst wie ein Kind. Und während ihre Ohren den Schall der Worte aufnahmen, hingen

ihre Sinne und Gedanken an der ernsten, frohen Frau, ob sie nicht von ihr lernen könnte, stark und froh zu sein trotz allem Ungemach, das ihr die Flügel lähmte. Denn wenn sie stark und froh wäre, so würde sie besser dem folgen können, der sie nun weit hinter sich zurückließ.

Aber je weiter er sie zurückließ, desto schwächer und unfroher wurde sie, desto matter hingen ihr die Flügel.

Sie war eine jener Frauen, die Wachs sind in der Hand des Mannes, den sie lieben; er kann sie machen, wozu er will — mutig oder schüchtern, dumm oder klug, froh oder trübe; sie sind nur die Form, in die er seinen Willen gießt. Und wenn er das eines Tages nicht mehr thut, so fällt endlich die Form kraftlos in sich zusammen.

Ruth fühlte schon in sich die schreckliche, hoffnungslose Leere, die dem Zusammenfall vorangeht.

Und darum hing ihr Herz fragend und forschend an der andern, weil die ihren Halt in sich allein hatte und von keinem andern Menschen abhängig war, nicht einmal vom Manne.

Oder war es ein andres, wenn der Mann im Grabe lag? Würde sie Selbständigkeit und Mut finden, wenn Reinhard nicht mehr neben ihr herging, und sie allein auf sich angewiesen war?

Der Gedanke war so furchtbar, daß sie erschauerte. Sie sah sich nach dem Pfarrer um, der etwas abseits von der lauschenden Gruppe an einen Baum gelehnt stand. Sein Gesicht war blaß und trug die Spuren einer tiefen seelischen Erregung. Seine Augen waren dunkler als gewöhnlich und leuchteten merkwürdig — als sei hinter ihnen ein Licht angezündet worden. Und diese Augen hingen an Elisabeth.

Ruth sah ihren Mann an, immer starrer, immer ahnungsvoller, und er merkte es nicht und sah die andre an, ebenso starr. Und die andre merkte es auch nicht, sondern sah hinaus in die sonnige, herbstklare Welt, und ihre Augen spiegelten die Sonne wieder, und sie war die einzig Glückliche unter ihnen.

Das Märchen war beendet. Die Sonne sank hinter die Bäume, Schatten schlichen über die Lichtung und tauende Kühle. Man stand auf und trat den Heimweg an. Die Großen waren still. Um so lauter lachten und schwatzten die Kleinen, sprangen und sangen und tollten auf dem dicht mit Blättern bestreuten Weg umher.

Die beiden Frauen gingen nebeneinander. Der Pfarrer war ein wenig zurückgeblieben. Und als jene aus dem Walde heraus auf die noch sonnenhelle Straße traten, blieb er im Schatten dahinter und breitete plötzlich die Arme aus nach irgend etwas Unsichtbarem, und seine Augen schlossen sich, und über sein Gesicht ging es wie jähe Müdigkeit. Und dann sanken ihm die Arme wieder herab, und als er die Augen öffnete, leuchteten sie trüb und trotzig, und sein Schritt hatte etwas Gewaltsames, als er den Voranschreitenden folgte, als ginge er einem Feinde entgegen.

„Es ist schrecklich,“ sagte Elisabeth, „daß es nun so bald Winter werden soll. Ich fürchte mich vor den langen, dunkeln Tagen.“

„Sie werden doch wieder viel Besuch haben —“ meinte Ruth, fast ein wenig neidisch.

„Nein, ich möchte nicht gern. Ich bleibe lieber allein. Im vorigen Jahr war mir Gesellschaft nötig, um die Gedanken abzulenken — um mich aus dem eignen Schmerz herauszureißen. Jetzt habe ich mich an die Einsamkeit gewöhnt, habe sie liebgewonnen, habe sie ausgefüllt. — Nein — ich bleibe lieber allein.“

„Und dennoch fürchten Sie sich vor den dunkeln Tagen?“ fragte der Pfarrer zweifelnd.

„In gewisser Weise — ja. Es wird mir schwer, die Sonne zu entbehren und den größten Teil des Tages im Zimmer zu sitzen. — Wissen Sie, ich habe einen Plan für den Winter,“ fuhr sie lebhaft fort. „Wir haben im Sommer so hübsch miteinander gelebt — es wäre doch schade, wenn nun mit dem Winter wieder, wie im vorigen Jahr, unser Verkehr einschliefe. Ich habe gedacht, ob wir nicht regelmäßig an bestimmten Abenden, etwa zweimal wöchentlich, zusammenkommen und gemeinsam etwas lesen könnten. Im Sommer hat man so wenig Zeit, geistige Interessen zu pflegen, und es gibt gar so viel Lesens- und Wissenswertes. Und das alles gewinnt an Reiz und Genuß, wenn man es gemeinsam treibt — hätten Sie Lust? Glauben Sie, daß wir es durchführen können?“

Ruth sah ihren Mann an, und der Pfarrer sah grüblerisch vor sich nieder. Plötzlich hob er den Kopf, und seine Augen waren frei und licht.

„Mit der größten Freude gehe ich auf diesen Vorschlag ein. Ich denke, wir werden ein jeder viel davon haben, und wüßte von keinen Schwierigkeiten, die das regelmäßige Innehalten solcher Abende stören könnten.“

Nun stimmte natürlich auch Ruth bei. Sobald sie sah, daß Reinhard etwas wünschte oder erfreute, wußte sie von keinem Widerstreben mehr. Und weshalb auch hätte sie hier widerstreben sollen?

Mit frohem Eifer sprachen sie über die Wahl der Tage und der Bücher. Man kam überein, daß es am besten sei, ein für allemal bei Elisabeth zusammenzukommen und nicht, wie Ruth erst vorschlug, abwechselnd im Schloß und im Pfarrhaus, da man dort mehr Ruhe habe. Der Montag und der Donnerstag wurden am geeignetsten gefunden, da der Pfarrer alle andern Abende durch Vereine, Bibelstunde und dergleichen besetzt hatte und den Sonnabend für seine Predigt freihalten mußte.

„Ich für meinen Teil werde selten oder nie Abhaltung haben,“ meinte Elisabeth. „Ich habe fast nie Besuch; höchstens meinen Vetter Weyern. Und wenn der gerade einmal da ist, so kann er ja mitthun.“

„Ich glaube nicht, daß Herr von Weyern Geschmack daran finden würde,“ bemerkte der Pfarrer, und seine Stimme klang merkwürdig abgekühlt.

„Halten Sie ihn für so interesselos?“ fragte Elisabeth unbefangen.

Reinhold Bendemann zuckte die Achseln.

„Ich glaube, Herr Pastor,“ fuhr sie ernster fort, „Sie haben irgend etwas gegen Hans Weyern, oder genauer gesagt, gegen meinen Verkehr mit ihm. Warum eigentlich?“

„Ich habe nicht das Recht, darüber ein Urteil zu fällen.“

„Aber wenn ich Sie nun darum bitte, Herr Pastor. Ich mag solchen unausgesprochenen Tadel nicht leiden. Und Sie tadeln etwas daran — nicht wahr?“

Reinhard Bendemann griff nach den weißen Fäden, die in der Luft schwammen, und sagte ruhig:

„Sie sind eine alleinstehende Frau — und er ist ein alleinstehender Mann —“

„Und darum — nur aus Schicklichkeitsgründen — möchten Sie mir diese treue, hilfreiche Freundschaft nehmen?“ entgegnete sie ebenfalls sehr ruhig.

„Ich will Ihnen gar nichts nehmen —“

„Ich bin, glaube ich, alt genug,“ fuhr Elisabeth fort, und in ihrer Stimme zitterte nun plötzlich eine wehe Erregung, „um in harmloser Freundschaft mit einem Manne zu verkehren. Und mit Gedanken und Plänen, die einer solchen Freundschaft im Wege sein könnten, habe ich abgeschlossen.“

„Sie sind gereizt, Frau Baronin — aber Sie haben mich gezwungen, zu sprechen. Und ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß ich nur Thatsachen anführte, ohne mir in irgend einer Beziehung ein Urteil zu erlauben.“

Ruth hatte dem Wortwechsel schweigend zugehört.

Zuletzt beschloß man noch, daß die Leseabende beginnen sollten, sobald Winterwetter einträte, und trennte sich am Parkthor mit herzlichem Händedruck.

Schweigsam gingen der Pfarrer und seine Frau hinter ihren vorantobenden Kindern durch die Gärten nach Hause.

„Reinhard,“ sagte endlich Ruth, „hast du etwas dagegen, daß eine Witwe wieder heiratet?“

„Was soll ich dagegen haben?“

„Ich meine nur, weil du Frau von Rodenburgs Verkehr mit ihrem Vetter so abfällig beurteilst.“

„Ich habe gar nicht be- oder geurteilt. Frau von Rodenburg steht mir überhaupt über jedes Urteil erhaben. Herrn von Weyern kenne ich nicht. Aber wie die Leute bereit sind, solche Dinge zu behandeln, weiß man.“

„Wenn sie sich heiraten wollen, so müssen sie sich doch vorher kennen lernen.“

„Erstens werden sie sich nicht heiraten, und zweitens kennen sie sich schon lange und gründlich genug. Das erste folgt aus dem zweiten. — Und drittens mögen sie thun, was sie wollen. Ich habe weder den Wunsch noch das Recht, mich darum zu kümmern.“

Das Winterwetter kam bald mit Stürmen, Nebel und Sonnenlosigkeit. Um die Vesperzeit wurde es dunkel, und unter der rauhen Berührung der ersten Nachtfröste fielen die letzten Blätter von den Bäumen.

Da begann in dem großen Raum, der Elisabeths Wohn- und Arbeitszimmer war, das Feuer im Kamin zu knallen und zu rauschen, und Reinhard Bendemann und seine Frau wärmten sich daran, wenn sie durch Kälte und Dunkel herübergekommen waren. Warm und behaglich war's im ganzen Zimmer; der Theekessel summte, und an den Fenstern brauste der Novembersturm ohnmächtig vorbei.

Und zuletzt hörte niemand mehr auf diese behaglichen Geräusche. Alle Sinne und Gedanken richteten sich auf die abstrakte Welt, die ihnen aus ihren Büchern entgegenblühte; auf die Welt, die in dem Geist eines jeden anfing; die den engen

Raum, der sie umschloß, zur unendlichen Weite dehnte. — Sie beschäftigten sich meist mit Geschichte und Philosophie. Nur dann und wann kam einmal leichtere Lektüre dazwischen. Sie sprachen eifrig über das, was sie lasen, und aus den geringfügigsten Meinungsverschiedenheiten entwickelten sich oft die tiefsinnigsten Streitfragen, die je mehr Anregendes enthielten, je unerschöpflicher sie waren.

Ruth begnügte sich meist, zuzuhören; es lag ihr weniger daran, ihre eignen Ansichten zu verfechten, als die der andern kennen zu lernen. Sie fühlte sich auch in ihres Mannes Gegenwart nicht sicher und selbständig genug, mit ihrer Meinung hervorzutreten. Wie er sie körperlich zu erdrücken schien mit seiner kraftvollen Größe, so fühlte sich auch ihr bescheidener, schüchterner Geist von dem seinen niedergehalten und zu Boden gedrückt.

Am meisten liebte sie an diesen Abenden die Wärme, das Licht und die Ruhe, darin sie sich wohl fühlte und auflebte wie eine vom Reif erschlaffte Blume im Sonnenlicht des Frühlingstages.

Manchmal, wenn sie mit den Kindern nicht ganz fertig geworden war, mußte sie ihren Mann vorangehen lassen, damit wenigstens einer pünktlich zur verabredeten Stunde einträfe. Indes verstimmte ihn das allemal.

„Was ist weiter dabei?“ fragte sie. „Ihr braucht nicht auf mich zu warten. Und wenn ihr nicht ohne mich anfangen wollt — nun, ihr habt ja doch meist noch dies oder jenes Geschäftliche zu bereden.“

Darin hatte sie nun recht, und so wurde es dann auch meist. Und wenn sie eine halbe Stunde später eintrat, saßen sie so vertieft in irgend einen Gegenstand, daß Ruth sich nicht des peinlichen Gefühls erwehren konnte, störend zu wirken.

Einmal, an einem Montag nachmittag im Dezember, war Hans Weyern da. Seit es in der Landwirtschaft weniger zu thun gab, kam er seltener. Er wollte auf keinen Fall aufdringlich erscheinen und nur da sein, wo er notwendig war.

„Wollen Sie nicht einmal eine Ausnahme machen und zum Thee bleiben?“ sagte Elisabeth. „Bendemanns kommen auch.“

Hans Weyern machte ein nicht ganz verständliches Gesicht. Elisabeth lächelte etwas schalkhaft.

„Ich weiß, daß dies allein Sie nicht halten kann. Aber es ist noch ein anderes dabei: Wir haben seit einigen Wochen regelmäßige Leseabende. Vielleicht macht es Ihnen Spaß, einmal zuzuhören und mitzureden!“

Hans Weyern sah Elisabeth nachdenklich an.

„Regelmäßige Leseabende. So. Da geht es gewiß ungeheuer gelehrt und geistreich zu. Nein, Elisabeth — das wird wohl nichts für mich sein.“

„Aber, Hans,“ sagte sie ärgerlich und errötete ein wenig, „dazu braucht man weder gelehrt noch geistreich sein. Wir wollen uns im Gegenteil belehren lassen —“

„Das heißt, Sie lassen sich von Ihrem Pastor belehren,“ fuhr er unbedacht dazwischen. „Er liest vor, und Sie hören zu. Er hält Vorträge, und Sie glauben daran.“

„Aber, Hans —“ Elisabeths ruhige Augen lagen so erstaunt auf ihm, daß er verwirrt die Augen niederschlug. „Und wenn es so wäre,“ fuhr sie unerschrocken

fort, „warum soll ich mich nicht von einem klugen Manne belehren lassen über Dinge, die ich nicht weiß und bisher noch nicht verstand?"

„Gewiß — warum sollten Sie nicht, wenn Sie Gefallen daran finden. — Aber mich lassen Sie aus dem Spiel. Mir paßt es nicht, mir von Ihrem Pastor eine neue Weltanschauung predigen zu lassen."

„Ich weiß gar nicht, wie Sie manchmal sind, Hans. Sie kennen Bendemann kaum. Wie können Sie so über ihn urteilen!"

Er zuckte die Achseln.

„Hört Frau Ruth auch zu?" fragte er leichthin.

„Ja — aber — was denken Sie sich denn eigentlich?"

„Ich frage ja nur. Es ist doch nicht so selbstverständlich. Und zum Schluß — denn mein Wagen fährt eben vor — möchte ich noch sagen: Ich brauche nun wohl fürs erste nicht wiederkommen. Zu thun gibt es nichts für mich, und andres habe ich ja hier nicht zu suchen. Und sollten Sie je einmal schnell einen Rat brauchen — so haben Sie ja Ihren Pastor."

Elisabeth verstummte dieser Rede gegenüber; und wirklich — sie hatte sogar Thränen in den Augen.

„Hans, das ist nicht gut und nicht edel von Ihnen," sagte sie endlich gepreßt.

Es reute ihn schon bitter.

„Verzeihen Sie," sagte er gedrückt. „Ich meine es ja nicht schlimm. Ich ärgerte mich nur. Und es kommt noch manches dazu — die Jagden — und die übrige Geselligkeit — zu Weihnachten will ich verreisen — also Sie müssen mich wirklich etwas locker lassen. Ich muß einmal raus —" schloß er, und als sie ihn ob dieses noch nie dagewesenen Bedürfnisses verwundert ansah, wandte er das Gesicht fort und sah verlegen aus. „Wenn's wieder Frühling wird," fuhr er etwas gewaltsam fort, „dann finde ich mich wieder ein als Ihr allzeit bereiter Freund und Diener."

Sie schieden in Frieden und Freundschaft. Aber Elisabeth blieb durch diese Unterhaltung doch nachdenklich gestimmt — wenn nicht gar verstimmt.

Es ging so weit, daß sie befangen war, als Reinhard Bendemann kam, um so mehr, als er allein kam.

„Meine Frau bittet um Entschuldigung — sie kommt eine halbe Stunde später." Und seinem Gesicht sowohl wie seiner Stimme war deutlich anzumerken, daß auch er nicht ganz bei Laune war.

„Dann wollen wir doch mit dem Thee warten —" meinte Elisabeth; und sie setzten sich einstweilen an den großen Tisch, auf dem die Lampe brannte und die Bücher schon bereit lagen. Sie sprachen dies und das, aber die Unterhaltung kam nicht in Fluß. Jeder war zerstreut, es fielen sogar verkehrte Antworten. Elisabeth bemerkte es, und das Blut stieg ihr nach und nach siedend heiß bis in die Stirne.

„Was ist Ihnen, Herr Pastor?" sagte sie endlich, um dem unerträglichen Zustand ein Ende zu machen. „Haben Sie sich geärgert?"

Er zögerte mit der Antwort und sah sie prüfend an.

„Ja," sagte er dann.

„Worüber?"

„Über die Unpünktlichkeit meiner Frau.“

„Sind Sie niemals unpünktlich?“ In ihren Augen blitzte der Schalk; sie sah reizend aus mit den heißen Backen. Alle Verlegenheit war plötzlich abgefallen. Sie sahen sich an und lachten vergnügt wie zwei Kinder, die sich beim Spiele necken.

„Nun habe ich aber auch das Recht, zu wissen, was Ihnen war,“ sagte Reinhard Bendemann. „Sie waren auch nicht wie sonst —“

„Nun — ich hatte mich auch geärgert,“ sagte sie, und ihre Stirn umwölkte sich.

„Darf ich weiter fragen: worüber?“

„Über Hans Weyern.“

Er sah überrascht, beinahe verblüfft aus. Sie schlug die Augen nieder.

„Darf ich noch weiter fragen: warum?“

„Er wollte mir gute Lehren geben —“ sie hielt inne, denn es fiel ihr ein, daß er das ja gar nicht gethan hatte.

„Wenn Herr v. Weyern Ihnen gute Lehren — das kann in diesem Falle also doch nur heißen: gute Ratschläge gibt, so würde ich sie an Ihrer Stelle so weit als irgend möglich befolgen; denn ich halte Herrn von Weyern für eine durchaus zuverlässige und maßgebende Persönlichkeit.“

Das war kein Spott, sondern aufrichtige Ansicht. Und darum reizte es Elisabeth.

„Wenn Sie wüßten, was er gesagt hat!“

„Können Sie es mir nicht erzählen?“

„Nein — es ist zu unsinnig.“

„Das kann ich mir aber gar nicht denken!“

„Lassen Sie nur — es ist nicht so wichtig. Ich glaube, der gute Hans war heute auch schlechter Laune.“

„Nun, hoffentlich hat seine Aussprache sie ihm ebenso schnell vertrieben, wie unsre Aussprache unsre Laune wieder hergestellt hat!“

Und in der That war der Bann gebrochen. Elisabeth schalt sich in ihrem Herzen, daß Worte, in sichtlicher, wenn auch unerklärlicher Mißstimmung gefallen, ihr nur einen Augenblick die Sicherheit hatten nehmen können.

Als Ruth kam, fand sie die beiden in ganz besonders heiterer Unterhaltung, in die sie ohne eignes Zuthun und trotzdem sie gar nicht zu Scherz und Frohsinn aufgelegt war, mit hineingezogen wurde.

XII.

So wuchsen Schloß und Pfarrhaus immer inniger zusammen, und niemand ahnte die dunkle Gewalt, die sich verhängnisvoll zwischen beide schob.

Natürlich feierten sie auch Weihnachten miteinander. Nachdem die beiden Frauen selbstthätig für die Schule und die Armen des Dorfes genäht und gestrickt hatten, verteilten sie auch gemeinsam die Gaben in der hell erleuchteten Schulstube.

Reinhard Bendemann stand unter dem Weihnachtsbaum und hielt eine Ansprache, und sein voller Tenor trug den Gesang aus unmündigen und schwachen Kehlen zum sternenhellen Winterhimmel empor.

Als dann ein jeder zur Feier in der eignen Familie heimwärts eilte, dünkte dem Pfarrer sowohl als seiner Patronin, die Hauptsache sei schon vorbei.

An jedem Festtag waren sie zusammen, hüben oder drüben; immer im funkelnden Licht der Weihnachtskerzen, umduftet von Tannengrün und Pfefferkuchen, umjubelt von glückseligen Kindern.

Ja, diese Kinder — sie rissen auch die Großen hin zu harmloser Kinderfreude.

Ruth vergaß ihr heimlich nagendes Leid — Elisabeth den Ernst und die verantwortungsreiche Einsamkeit ihres Lebens — Reinhard Bendemann vergaß die Wirklichkeit.

Und Ruth war fröhlich und voll neckischer Einfälle — Elisabeth sprudelte all ihre Gedanken heraus, klar und urwüchsig, wie das Quellwasser blitzend und hell im Licht des sonnigen Tages dem geheimnisvollen Schoß des ernsten Berges entsprudelt. Und Reinhard Bendemann hatte nie so schön gepredigt — so voll ermunternder Zuversicht, voll tröstenden Glaubens; so voll tiefer, großer Lebensfreude zur Ehre des Höchsten.

Aber mit den Weihnachtslichtern erlosch auch das besondere Licht in den Seelen dieser drei. Elisabeth war vielleicht die einzige, in der noch längere Zeit ein Rückleuchten fühlbar und sichtbar war. Sie kehrten zu ihren gewohnten Beschäftigungen und Verrichtungen zurück — sie fanden sich wieder auf dem Niveau ihrer Grundstimmungen.

Nur daß dieses Niveau bei Ruth noch tiefer gesunken schien, daß es bei Elisabeth unter einem leichten Nebel lag, der ihr die Wahrheit der Dinge gnädig verschleierte; und daß es im Gegenteil bei Reinhard Bendemann heller Tag geworden war, der ihm der Dinge wahres Wesen enthüllte. Und diese Dinge sprachen zu ihm: du hast den Feind unterschätzt. Du mußt fort von hier — oder du bist ein verlorener Mann.

Hans Weyern hatte sich in der ganzen Festzeit nicht sehen lassen und nur zum Jahreswechsel einen schriftlichen Gruß aus der Hauptstadt geschickt.

Als der Pfarrer, Ruth und Elisabeth zum erstenmal im neuen Jahr wieder zum Lesen zusammenkamen, war es, als ob einer dem andern die ernüchterte Stimmung abfühlte und sich dadurch bedrücken ließ. Des Pfarrers Vorlesen klang lehrhaft und pflichtgemäß, erlitt selten Unterbrechungen durch Fragen, die sonst zu lebhaften Erörterungen willkommenen Anlaß gaben, heut aber kurz und trocken beantwortet wurden, und fand nicht die gewohnte Aufmerksamkeit, das gewohnte lebendige Interesse.

Ruth empfand die Veränderung am wenigsten. Sie war abgespannt durch den für eine Hausfrau und Mutter vieler Kinder unvermeidlichen Festtagstrubel und kämpfte mit einer rechtschaffenen Müdigkeit. Sie war sehr einverstanden, als der Pfarrer — früher als gewöhnlich — das Buch aus der Hand legte mit den Worten:

„Ich glaube, wir haben für heut alle genug.“

Elisabeth widersprach nicht. Sie sah den Pfarrer nur schweigend an, und der ertappte sie auf diesem stillen, grüblerischen Blick, der ihm das Blut schneller zum Herzen jagte.

„Ich wollte auch noch etwas mit Ihnen besprechen," sagte er, wie um sein eiliges Aufhören besser zu begründen. „Sie um etwas bitten —"

Elisabeth lächelte.

„Das ist lange nicht vorgekommen. Das freut mich."

Reinhard Bendemann schien es nicht ganz leicht zu werden, sein Anliegen vorzubringen. Er starrte erst noch nachdenklich vor sich hin, ehe er begann:

„Sie haben zu Neujahr dem Arbeiter Riepert kündigen lassen, wegen mehrmaligen ungebührlichen Betragens gegen den Verwalter. Ich wollte bitten, fragen, ob Sie das nicht noch einmal wieder zurücknehmen können."

Elisabeth schien überrascht und sah den Pfarrer fortgesetzt mit ihren großen, grüblerischen Augen an.

„Warum möchten Sie das, Herr Pastor?"

„Der Mann war bei mir. Er ist sehr unglücklich und bereut sein Benehmen aufrichtig. Er hat mir gestanden — was Sie jedenfalls auch schon wissen werden — daß er sich seit einiger Zeit das Trinken angewöhnt habe, und daß er nicht nüchtern gewesen sei, als er sich zu jenen Ausfällen habe hinreißen lassen —"

„Das entschuldigt ihn nicht —"

„In gewissem Sinne doch. Es liegt nicht im Charakter des Mannes, grob und aufsässig zu sein —"

„Ein Trinker zu sein, ist noch viel schlimmer."

„Er ist es noch nicht. Er läuft nur Gefahr, es zu werden. Ich habe ihm ernst ins Gewissen geredet, er war sehr weich und von dem aufrichtigen Wunsch beseelt, sich zu bessern. Ich würde mich seiner ganz besonders annehmen und mich bemühen, ihn bei seinem guten Willen zu erhalten. Ich traue mir zu, ihn von dem eingeschlagenen gefährlichen Wege wieder abzubringen. Wenn Sie ihm noch einmal erlaubten, zu bleiben — auf Probe vielleicht — so würde ihn das ermutigen und zum Guten ermuntern. Wenn er aber mit Schimpf und Schande fort muß — vielleicht wegen seines Kündigungsgrundes Schwierigkeiten hat, anderswo unterzukommen, und obdachlos umherwandert — so würde ihn das auf dem betretenen Wege weitertreiben."

„Sie haben vielleicht recht. Aber es geht doch nicht gut. Man macht selten erfreuliche Erfahrungen, wenn man eine aus guten Gründen ausgesprochene Kündigung zurücknimmt. In diesem Falle bin ich es auch Delbergs Autorität schuldig. Und schließlich — wenn man alle untauglichen Arbeiter behalten müßte aus Rücksicht darauf, daß man ihre Moral noch mehr schädigt, wenn man sie stellenlos macht, dann würde man sich zuletzt eine Besserungsanstalt gegründet haben."

„Es ist ja nur von diesem einen Fall die Rede —"

„Eine Ausnahme zieht andre nach sich. Das nächste Mal wird es um so schwerer sein, keine zu machen."

„Ihre Gründe sind einleuchtend. Aber ich bitte dennoch: vergönnen Sie ihm nur eine Probezeit. Geben Sie ihm wenigstens die Möglichkeit, zu beweisen, daß es ihm mit seinen guten Vorsätzen ernst ist —“

Er sprach noch eine ganze Weile auf sie ein, und es trat dabei immer mehr Weichheit und Güte in seine Augen. Und diese Augen, dieses ganze Gesicht verschönten sich so auffallend unter dem warmen Leuchten dieser Güte, daß Elisabeths Blicke wie gefesselt daran hingen, und ihre ganze Seele sich dieser Güte so rückhaltlos zuneigte, daß sie von keinem Widerstreben mehr wußte. — Endlich seufzte sie auf, und schlug die Augen nieder.

„Das Blatt hat sich merkwürdig gewandt, Herr Pastor. Erst bat ich für die Leute bei Ihnen — und nun bitten Sie für die Leute bei mir.“

„Nun wohl, Frau Baronin,“ rief er freudig, „ich habe Sie nie umsonst bitten lassen — nun lassen Sie sich auch heut von mir nicht umsonst bitten!“

„Es wird mir einen harten Stand mit Delberg kosten,“ meinte Elisabeth nachdenklich. „Aber gleichviel — ich weiß doch schon, daß ich es Ihnen nicht werde abschlagen können. So gewähre ich es lieber gleich. Also Riepert kann wieder bleiben — auf Probe.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte er und streckte ihr über den Tisch die Hand hin. Sie legte die ihre hinein. Sie sah sehr ernst, beinahe traurig aus, und das machte ihn stutzig.

„Warum erfüllen Sie mir nun meine Bitte?“ fragte er und hielt ihre Hand fest. Sie sah ihn fragend an.

„Ich meine, erfüllen Sie mir meine Bitte, weil ich Sie überzeugt habe oder weil Sie mir gefällig sein wollen?“

Elisabeth schien ernstlich darüber nachzudenken.

„Weil ich Ihren bittenden Augen nicht widerstehen kann,“ sagte sie ehrlich und völlig unbefangen.

Reinhard Bendemann aber erschrak so sehr, daß er die warme, feste Frauenhand jäh fallen ließ.

Gleich am andern Morgen besprach Elisabeth den Fall mit ihrem Verwalter. Seinen lebhaftesten Widerspruch voraussehend, setzte sie ihm mit einer gewissen Nachdrücklichkeit die vom Pfarrer angeführten Gründe auseinander und teilte ihm ihren Entschluß als fertig mit.

Aber diesmal hatte sie sich geirrt.

Der ruhige, vorurteilsfreie Mann hörte schweigend zu und gab keinerlei Zeichen von Mißbilligung. Als sie geendet hatte, räusperte er sich ein paarmal und sagte dann:

„Wenn der Herr Pfarrer dazu rät, so ist es gewiß gut, wenn wir es versuchen. Und meine Autorität braucht darunter nicht zu leiden, wenn Riepert erfährt, wessen Fürsprache er sein Hiersein zu verdanken hat.“

Elisabeth konnte ihm ihr Staunen nicht verbergen.

„Das habe ich von Ihnen nicht erwartet. Sonst liebten Sie es nicht, wenn der Herr Pastor sich in unsre wirtschaftlichen Angelegenheiten mischte; und noch weniger, sich danach zu richten!“

Er zuckte die Achseln.

„Ja — das ist alles so anders geworden. Wir haben unsern Pfarrer verstehen gelernt; wir vertrauen ihm. Und er ist auch anders geworden —“

Ja, alles war anders geworden; die Leute, und der Pfarrer, und Elisabeth selber.

Tagelang dachte sie über diese wunderbare Wandlung nach. Gefügt hatte sie sich ihm ja eigentlich immer, mit wenigen Ausnahmen. Aber früher hatte sie sich seiner Überlegenheit gefügt; jetzt that sie es ohne irgend einen andern Grund, als weil sie seinen guten Augen nicht widerstehen konnte. — Was machte sie so schwach?

Freilich, früher hatte Reinhard Bendemann auch diese guten Augen nicht gehabt, sondern nur strenge, herrische.

Es ist alles wechselseitig im Leben.

Und der Winter dauerte an, und die Winterabende wurden immer traulicher. Elisabeth freute sich von einem Mal zum andern auf das behagliche und genußreiche Zusammensein zu dreien. Sie dachte den ganzen Tag daran, sie lebte und zehrte davon. Sie bemerkte mit Bedauern, beinahe mit Unmut, wie die Tage allmählich länger wurden. Sie vermißte die Sonne nicht mehr, und nicht mehr die Arbeit und Bewegung in frischer Luft. Der Winter hatte keine Dunkelheiten und Längen mehr für sie. Es war schön, gerade so wie es war. Nicht einmal einsam fühlte sie sich. Es verging oft eine Woche, ehe sie, was sonst täglich geschah, an ihres Heinrichs Grab ging. Und wenn sie dann hinkam und trotz Schnee und Kälte lange auf der einsamen Bank saß, so lagen nicht Trauer und Herzweh auf ihrem vom Kuß der Winterkühle jugendlich gefärbten Antlitz, sondern heiterer Frieden, heiliges Erinnern und frohes Hoffen. Ihre Gemütsstimmung war eine ganz rätselhaft zufriedene und glückliche, voller Dankbarkeit und sorgloser, gedankenloser Zuversicht.

„Wie hell und schön ist doch die Welt!“ rief sie eines Tages, als sie mit Ruth und den Kindern spazieren gegangen war, aus vollem Herzen. Trotz der Februarsonne lag noch frischer Schnee über der Erde, und die Sonne glitzerte darauf in Milliarden Funken, und der Himmel war unendlich blau, und die Luft war weich und klar, und eine heilige Unschuld strahlte aus all diesem fleckenlosen Blau und Weiß. Es war früher Nachmittag, und die Sonne stand noch ziemlich hoch am Himmel.

Ruth sah zu Elisabeth auf, und ihr Blick blieb gefesselt hängen an dem frischen, reinen Antlitz, an den Augen, aus denen irgend ein Unbekanntes, Unbewußtes, in glücklicher Verklärung strahlte.

„Wohl dem, für den sie so ist —“ sagte sie sehnsüchtig.

„Ich glaube, im Grunde ist sie für jeden so,“ sagte Elisabeth, „wir sehen's nur oft nicht. Da kommt irgend ein persönliches Unglück, ein Kummer, eine Schuld, und schiebt sich zwischen uns und diese heitere Gotteswelt wie eine mißgünstige Mauer, und unsre Hand vermag sie nicht niederzureißen, und unser Auge vermag sie nicht zu durchdringen, und unser Mut, unser Glaube sind nicht stark genug, uns darüber hinwegzutragen. Und wir sitzen einsam und trüb hinter dieser Mauer und vergessen, was jenseits ist — und das ist ein Jammer; ja geradezu ein Unrecht. — Ich habe auch eine Zeitlang hinter solcher Mauer gesessen,“ fuhr sie fort, und vor ihre Augen

legte sich ein Schleier, daß sie um so geheimnisvoller leuchteten. „Aber nun ist sie gefallen —“

„Und wodurch ist sie denn gefallen?“ fragte Ruth.

„Ich weiß es nicht —“ meinte Elisabeth träumerisch, und ihre Augen schienen in immer weitere Ferne zu gehen. „Durch die Zeit — weil ich eine gesunde Natur habe — weil ich an einen Gott der Liebe glaube — ich habe wenig dazu gethan, es vollzog sich von selber. Aber nun ist sie fort, die Wand, an der ich mir beinahe den Kopf eingerannt habe, und das Leben liegt wieder vor mir, voll Sonnenschein — ach, und Sie glauben nicht, wie schön der Sonnenschein ist, wenn man eine Zeitlang im Dunkeln saß und fror —“

Elisabeth breitete die Arme aus und atmete tief, tief, als wolle sie sich die ganze Seele voll Sonnenschein trinken, und es war dabei, als flöge diese Seele mit ihr davon —

Als Ruth abends ihrem Manne diese Unterhaltung erzählte, wurde er sehr blaß, und die Hand, in der er die Zeitung hielt, zitterte leicht. Er hatte das Gefühl, etwas antworten zu müssen, und wußte nicht was.

„Das ist ganz natürlich,“ meinte er endlich. „Frau von Rodenburg ist noch eine junge Frau und viel zu praktisch und tüchtig veranlagt, um ihr ganzes Leben zu vertrauern.“

„Gewiß — aber es muß ihr doch etwas ganz Besonderes widerfahren sein, das ihr diesen Sonnenglanz in die Augen und in die Seele gegossen hat —“

„Wohl möglich. Vielleicht war es auch nur eine Stimmung, durch das wirklich prächtige Sonnenwetter veranlaßt.“

Auf Ruth hatte es keinen Einfluß gehabt. Sie sah blaß und trübe aus. Und mitten in ihrer Hausarbeit sprach sie leise, in tiefem Sinnen:

„Sie ist eine liebenswerte und eine beneidenswerte — eine ganz und gar beneidenswerte Frau.“

Reinhard Bendemann hörte es, und sein Herz schrie zum Himmel.

Und der Sonnenschein hielt an, und wurde immer goldiger und wärmer. Der Schnee schmolz, braunes und schwarzes Erdreich kam zum Vorschein und nasse, grünlich gelbe Wiesen und Raine. Der Bach trug die letzten, von den Ufern gelösten Eisschollen auf munterer Flut triumphierend davon, und sein klares Wasser war trüb und schaumig von geschmolzenem Schnee.

Die Feldarbeit begann. Es wurde merklich früher Tag. Das Leben regte sich — allüberall.

Elisabeth sah es, fühlte es, hörte es und — sträubte sich dagegen. Sie mochte nichts wissen von der Mahnung, mit der es auch an ihre Thüre klopfte und zu ihr sprach:

„Mach mir auf — komm heraus — zahle mir deinen Tribut an Gedanken, an Kraft und an Zeit —“

Sie hatte eine wahre Angst vor dem Tage, an dem es endgültig mit dem Winter vorbei sein würde. Denn der Winter bedeutete ihr nur eins; nur einen Namen, der sich in ihre Seele eingebrannt hatte mit Buchstaben, die sie einstweilen noch nicht zu lesen verstand, die ihr aber eines Tages lesbar werden und ihr den

Schlüssel geben würden zu dem Geheimnis ihres eignen Wesens — den Namen: Reinhard Bendemann.

Und der Tag, an dem dieser ihr ganz besonderer Winter zu Ende ging, kam.

Draußen hatte sich ein heulender Wind aufgemacht, der an dem verhangenen Fenster vorübertobte. Ein Frühlingsaufruhr bebte durch die Welt.

Elisabeth hatte nach dem gemeinsamen Abendessen den Theekessel ins Wohnzimmer bringen und Kaminfeuer machen lassen. Es war ihr frostig zu Mut. Und sie mochte den heulenden Wind nicht, der so traurige, unheimliche Lieder sang. Das Summen des kochenden Wassers und das Knistern des brennenden Holzes sollten ihn übertönen.

Sie lasen das letzte Kapitel in ihrem Buch, und hartnäckig drängte sich Elisabeth der Gedanke auf, daß dies eine passende Gelegenheit sei, diesem gemeinsamen Studium, das nun doch nicht mehr lange würde fortgesetzt werden können, ein Ende zu machen. Aber sie wies den Gedanken zurück. Wenn einmal ein Ende gemacht werden mußte — weshalb sollte es von ihr ausgehen?

Der Gedanke an dieses Ende machte sie zerstreut und nervös. Sie hörte manchmal ganze Sätze nicht und achtete nur krampfhaft auf jedes Blatt, das Reinhard Bendemann umwandte — und das sie nun weniger von diesem Ende trennte.

Und endlich war das letzte Blatt umgeschlagen, und Reinhard Bendemann schloß das Buch; langsam, bedächtig, beinahe widerwillig, als wolle auch er „das Ende“ möglichst lange hinausschieben. Er begann eine Unterhaltung über das Gelesene, aber er sprach zu stummen Hörern. Ja, Elisabeth hörte nicht einmal zu; sie wartete nur mit steigender Unbehaglichkeit, ob er es sagen würde —

Und endlich sagte er „es“.

„Wir sind nun gerade mit unserm Buch fertig. Es wäre ein schöner Abschluß dieser winterlichen Übungen. Denn — auch der Winter ist zu Ende. Die Sonne scheint länger, und der Tauwind heult — der Frühling stellt neue Anforderungen an uns alle. Was meinen Sie, Frau Baronin?“

„Ich dachte dasselbe,“ erwiderte sie unfroh.

„Schade,“ sagte Ruth mit aufrichtigem Bedauern. „Die stillen Abende waren so schön. Nun werde ich wieder einsam sein —“

Es war ihr so herausgefahren, und sie sah erschrocken zu ihrem Mann hinüber. Aber der schien nichts gehört zu haben.

„Ich muß nun wieder mehr draußen sein,“ fuhr Elisabeth fort, „und dann habe ich abends am Schreibtisch zu thun —“

„Und es wird auch später Abend,“ ergänzte Reinhard Bendemann. „Ich muß die Vereine und Sitzungen, die ich jetzt nach der Vesper abhielt, auf die Zeit nach dem Abendbrot verlegen.“

„Kurz und gut — entschließen wir uns, weitere Leseabende auf den kommenden Winter zu vertagen.“ Elisabeth wollte das frisch und heiter sagen — aber es kam beklommen und bedrückt heraus.

„Nun wollen wir zum Schluß noch in aller Gemütlichkeit eine Tasse Thee trinken, ehe Sie durch den Sturm heimwärts wandern,“ setzte sie freier hinzu.

Am andern Morgen erwachte sie mit dem Gefühl einer großen Öde und Leere — als ob sie gar nichts mehr zu thun und zu erwarten habe; als ob der Hauptzweck und Inhalt ihres Lebens ihr plötzlich genommen worden sei.

„Was ist das nur —“ sagte sie sich nachdenklich und ärgerlich, als sie den dicken, rotbraunen Zopf am Hinterkopf aufsteckte.

„Ich habe doch nur zweimal zwei Stunden wöchentlich mehr zu meiner Verfügung als sonst — die werden sich doch unterbringen lassen — es ist ja gerade, als ob mein ganzes Leben sich um diese zweimal zwei Stunden gedreht hätte.“

Und wie um sich zu beweisen, daß der Ausfall dieser zweimal zwei Stunden keine Lücke in ihrem Tageslauf gerissen habe, nahm sie sich vor, heut den ganzen Tag im Freien zu sein und alle schriftliche Arbeit auf den Abend zu verschieben.

Es fiel ihr ein, daß in der Forst gehackt und gepflanzt werden sollte, und sie schickte zum Förster und ließ ihm sagen, daß sie um zehn Uhr mit ihm das Arbeitsrevier abzugehen wünsche.

Der Wald lag still und tauschwer. Die Sonne kämpfte vergebens gegen die grauen Wolken am Himmel. Unter der dicken Schicht nassen, faulenden, vorjährigen Laubes spitzte schon junges Grün, wilde Schneeglöckchen und blaue Leberblumen.

Aber das alles machte ihr keine rechte Freude. Sie sah es kaum. Eifrig besprach sie mit dem graubärtigen Förster die vorzunehmenden Arbeiten, und als sie damit fertig war, ließ sie ihn gehen, denn es war Mittagszeit geworden.

Sie hatte noch Zeit. Und so schlenderte sie langsam über die Blöße, die, mitten im hochstämmigen Walde gelegen, nun auch wieder junges Leben tragen und reifen sollte.

Stille ringsum. Nur die Stare schwatzten. Still und leer — leer und still — der Widerhall ihres eignen Herzens.

Die Angst vor dem Leben, das so aussichtslos und hoffnungslos vor ihr lag, regte sich wieder.

Alles um sie herum machte sich von neuem bereit, zu grünen und zu blühen. Nur sie würde nicht wieder blühen — niemals mehr.

Zum erstenmal seit ihres Mannes Tode überlegte sie die Möglichkeit einer Wiederverheiratung. Der Tote würde sie nicht daran hindern. Er hatte ihr noch in seinen letzten Stunden gesagt: „Betraure mich nicht lebenslang; wenn sich dir noch einmal das Glück naht, so nimm es — heirate wieder, gib deinem Leben einen Schutz, deinen Kindern einen Vater; ich weiß, daß deine Wahl nicht auf einen Unwürdigen fallen wird.“

Aber sie kannte niemand, den sie an ihres Toten Platz hätte sehen mögen, den sie sich als seinen Nachfolger nur annähernd hätte denken können. Sie konnte sich keinen äußern noch innern Umstand denken, der es ihr ermöglichen oder gar wünschenswert erscheinen lassen würde, einem andern diesen Platz in ihrem Leben zu öffnen — wenn es nicht die Sehnsucht nach Glück und Leben im allgemeinen wäre.

Leer lag die Welt vor ihr, leer und still. Aber bis jetzt war noch ein Friede und eine Heiligkeit in dieser Stille und Leere. Wenn nun eines Tages diese Welt nicht mehr leer, sondern ausgefüllt sein würde durch jenen unbekannten andern, so würde es auch vielleicht aufhören, still um sie zu sein, friedlich und heilig. — Sie

kam zu der Überzeugung, daß sie ihre Einsamkeit lieb gewonnen hatte, daß sie auch ihre Selbständigkeit keineswegs unter allen Umständen gern wieder abtreten würde.

Als sie sich durch den Park dem Hause näherte — sie vermied gern das Dorf, wenn sie traurig war, oder gar, wie jetzt, verweinte Augen hatte — hörte sie ganz deutlich die kleine Eva weinen. Sie lief schneller vorwärts und bemühte sich vergeblich, das Kind zu erblicken. Da hörte sie plötzlich auch des Pfarrers Stimme — und unwillkürlich verlangsamte sich wieder ihr Schritt. Sie umging eine Koniferengruppe — und nun sah sie auch —

Reinhard Bendemann saß auf den kalten, feuchten Stufen der Verandatreppe und hatte Eva auf den Knieen. Die Kleine war allem Anschein nach gefallen. Ihr Mäntelchen war mit nassem Erdreich beschmutzt, sie stieß klägliche Töne aus und schmiegte sich dabei ganz zutraulich in ihres geistlichen Trösters Arm.

„Wo thut's denn weh, Evchen?"

Schluchzend legte sie das Händchen erst auf das Knie, dann auf den Hinterkopf.

„Auf beiden Seiten? Aber wie hast du denn das gemacht, Kind?" Er strich vorsichtig liebkosend mit der Hand über die verletzten Stellen.

„Die Treppe!" schluchzte Evchen, und schon mischte sich etwas wie Zorn gegen die unschuldige Ursache ihrer Leiden in ihre Stimme. „Ich habe mich ganz überkugelt!"

„Wie kam es denn? Liefst du so schnell?"

„Ja — ich wollte Ihnen entgegenlaufen —"

„Sahst du mich denn kommen?"

„Ja, im Garten."

„Und freutest du dich darüber?"

„Ja."

„Und darum liefst du so sehr?"

„Ja."

„Ja — hast du mich denn so lieb, Evchen?"

„Aber gewiß —" Eva strich sich die Haare aus dem verweinten Gesicht und setzte sich ein wenig aufrecht. Der Pfarrer hatte aufgehört, sie zu streicheln und starrte vor sich hin.

„Ob es wohl blutet?" fragte Evchen ängstlich.

„Ich weiß nicht — sieh doch mal nach."

Die Kleine schob die Röckchen hinauf und den langen braunen Strumpf vorsichtig hinunter.

„Nein — bloß geschrammt — aber tüchtig." Interessiert betrachtete sie das weiße, weiche Beinchen mit den blauroten Schrunden.

„Und ob es eine Beule gegeben hat?" meinte Reinhard Bendemann.

„Mal fühlen," sagte Evchen und nahm die Mütze ab. Er fühlte mit seinen Fingern unter dem blonden Haar herum, sie neigte ihm das Köpfchen zu und ließ es sich wohlig gefallen.

„Eine kleine Brausche ist's freilich geworden — du solltest ins Haus gehen und sie dir kühlen lassen!"

„Ach nein — es thut schon gar nicht mehr weh!" rief das Kind und sprang ganz munter und tapfer auf die Füße. Der Pfarrer sah ihm gerührt zu.

„Nun — bekomme ich keinen Dank, du Wildfang?"

Beschämt streckte Eva die kleine Hand aus. Und da bückte sich Reinhard Bendemann, nahm den Kinderkopf zwischen seine Hände und küßte mehreremale die kleine Stirn unter dem roten Mützchen. Sein Gesicht hatte dabei einen sehr ernsten Ausdruck.

Eva schien erst ein wenig erstaunt ob dieser ungewohnten Zärtlichkeit. Dann aber schien sie Gefallen daran zu finden und dankbar dafür zu sein. Es fiel ihr allerhand zu erzählen ein, und sie plauderte nach Kinderart vertraulich und unermüdlich, ohne zu fragen, ob sie damit lästig falle.

O nein — sie fiel nicht lästig. Der Pfarrer hörte so eifrig zu, als spräche ihr Mund die wichtigsten Dinge aus. Sein Auge ruhte unverwandt auf ihr, und wenn er ihr antwortete, so hatte seine Stimme einen Klang, so warm und tief und bewegt, wie seine Kirchenglocken, wenn sie den Sonntag einläuteten.

Immer noch stand Elisabeth verborgen hinter den Tujazweigen und sah den beiden zu, hörte ihnen zu und wagte nicht, sie zu stören. Sie hätte es nicht für möglich gehalten, daß Reinhard Bendemann so sein könne; so weich, so zärtlich, so kindlich, und noch dazu mit einem fremden Kinde. Mit seinen eignen hatte sie ihn nie so gesehen. Aber so gab er sich wohl auch nur, wenn er sich unbeobachtet glaubte, wie jetzt. Es war nicht hübsch von ihr, sein Innerstes zu belauschen, das er ihr wissentlich wahrscheinlich niemals preisgegeben haben würde. Und doch konnte sie sich von dem Anblick nicht trennen — er war gar zu anziehend.

„Wenn ich je noch meinen Kindern einen Vater geben sollte," dachte sie bei sich, „so weiß ich nun, wie er sein muß —"

Und dann plötzlich trat sie aus ihrem Versteck hervor und mit ein paar raschen Schritten vor die beiden hin.

Reinhard Bendemann war sichtlich peinlich berührt. Die Röte stieg ihm bis unter die dichten, kurzen Haare, als er grüßend den Hut lüftete. Eva aber sprang, alle Schmerzen endgültig vergessend, der Mutter entgegen.

„Denke dir, Mütterchen, ich bin so sehr gefallen, die ganze Treppe runter — aber Herr Pastor hat alles wieder heil getröstet!" Elisabeth lächelte.

„Wie glücklich ist so ein Kind — wie leicht sind seine Schmerzen zu heilen! — Guten Morgen, Herr Pastor! Was führt Sie her? Wollten Sie etwas von mir?"

Ja, er hatte einiges wegen Kirchengelder-Aufkündigung zu besprechen.

„Und da kam ich gerade zurecht, um Zeuge und — wie es scheint — Veranlassung von Evchens Unfall zu werden."

„Ja, ja, ich habe gehört. Ich stand nämlich schon ein Weilchen da hinter dem Gebüsch —"

Sie wurde verlegen; er sah sie so vorwurfsvoll an.

„Es thut ja nichts, Herr Pastor," entschuldigte sie sich. „Es sah so hübsch aus —"

„Was sah so hübsch aus —?"

„Wie Sie mit dem Kinde umgingen.“

Eine ganz ungerechtfertigte Rührung übermannte sie. Die Stimme versagte, und die kaum getrockneten Augen wurden wieder naß.

Er sah das; sah ihre Verwirrung, ihre Bewegung; daß sie geweint hatte und es wahrscheinlich gleich wieder thun würde. Und — wahrhaftig, es steckte an; auch ihm wurden die Augen naß. Sie sahen sich beide erstaunt an, erstaunt einer über den andern, und sahen verlegen wieder fort.

Elisabeth hatte eine Empfindung, als säße ihr eine schnürende Hand an der Kehle.

„Wo sind die Brüder?“ herrschte sie die Kleine an. „Wo ist Fräulein Alma? Warum treibst du dich allein herum? Geh jetzt hinein, zieh dich um; es ist bald Essenszeit.“ Und zum Pfarrer gewandt, fuhr sie trocken fort: „Kommen Sie ins Haus, Herr Pastor, damit wir das Nötige gleich abmachen!“

Er ging hinter ihr her und konnte sich diesen jähen Umschlag ihrer Stimmung nicht recht erklären. Sie blieb kühl, beinahe hart auch während der ganzen geschäftlichen Unterredung, die sie mit ihm hatte, und schien nicht den Wunsch zu haben, das Beisammensein mehr als nötig zu verlängern. Und als ob er das fühle, verabschiedete er sich eiliger, als sonst seine Art war.

Elisabeth blieb am Tische sitzen, die Hände vor sich hingestreckt, lange; starrte mit leeren Augen auf das Fenster, hinter dem die grelle Märzsonne lachte, und sah aus wie jemand, in dessen Seele etwas vorgeht, das er vergeblich zu verstehen sich müht.

XIII.

Ganz allmählich, ganz langsam kam der Frühling.

Unter dem schmelzenden Schnee regte sich auf Wiesen, Rainen und Rasen das erste Grün. An sonnigen Hängen blühten die Gänseblümchen, und im Pfarrgarten atmeten die blassen Schneeglöckchen den ersten warmen Sonnenschein. — Der Bach hinterm Dorf war geschwollen und plätscherte laut; die Weidenbüsche an seinen Ufern waren mit silbergrauen Kätzchen wie mit Lichtflöckchen bestreut. — Über das feuchte, braune Feld schritt der Pflüger hinter seinem Gespann; das Erdreich dampfte; zankende Saatkrähen schwärmten hinter ihm drein, und über ihm sang die Lerche. — Am blauen Himmel schifften weiße Wölkchen, die Sonne trocknete das Wasser auf den Wegen, und ein linder Südwind spielte mit den schwellenden Knospen der Büsche.

Elisabeth Rodenburg merkte das Nahen des Frühlings zuerst nur daran, daß die langen, gemütlichen Abende aufhörten. Sie verspürte nicht die mindeste Lust, ihre rührige Thätigkeit im Freien wieder aufzunehmen. Es war eine wohlige Trägheit über sie gekommen, aus der sie sich nicht aufraffen mochte. Im ersten Jahr nach ihres Mannes Tode hatte sie zu viel gethan; sie hatte allzu rastlos gearbeitet, körperlich und geistig, um ihrer heißen Trauer Herr zu werden, um sich

durch den großen Schmerz nicht untauglich machen zu lassen für das an Pflicht und Verantwortlichkeit so reiche Leben. Nun hatte der Sturm sich ausgetobt. Der Mensch kann nicht immer weinen und trauern; je thatkräftiger, gesunder und lebensvoller er ist, um so eher wird er sich von neuem dem Leben zuwenden und versuchen, aus den Trümmern einen neuen Bau zu fügen — neue Steine zusammenzutragen, von neuem nach Glück sich zu sehnen, von neuem zu leben. Es sind wenige, und nicht einmal immer die besten, deren Leben durch einen großen Schlag dauernd vernichtet wird, zumal wenn der Schlag sie in rüstiger Jugend trifft. Es soll auch gar nicht so sein. Leid soll stärken, aber nicht schwächen. Und Jugend hat eine gute Heilhaut.

Elisabeths ungestümes Weh hatte sich mit der Zeit in ernste Wehmut aufgelöst. Die Zeit, die Arbeit und die Befriedigung, die sie darin fand, ihr tüchtiger Charakter, ihre gläubige Seele und ihr elastisches Gemüt trugen in gleicher Weise dazu bei, daß der Prozeß ihres Schmerzes normal verlief. Sie fühlte bald nicht mehr die Notwendigkeit, gewaltsam und mit Zuhilfenahme äußerer Mittel ihre Gedanken zu lenken und zu regieren. Sie kamen von selber zur Ruhe.

So schrecklich der erste Winter gewesen war, so friedlich, beruhigend und wohlthuend war der zweite geworden. Sie hatte sich ausgeruht — vom Arbeiten und vom Weinen. Und nun sollte sie von dieser Ruhe, von dieser Zurückgezogenheit Abschied nehmen — —

Sie stand am Fenster und sah hinaus auf den Hof. Der Verwalter hatte sie heut zum drittenmal gebeten, nach der Grenzwiese zu kommen, wo notwendige Grabenarbeiten vorgenommen wurden, die er nicht, ohne ihr Gutachten gehört zu haben, beenden mochte. Und sie konnte sich nicht entschließen, seinen Wunsch — ihre Pflicht — zu erfüllen. Selbst den Gemüsegarten, wo sonst nichts ohne ihre Angaben gesäet und gepflanzt werden durfte, hatte sie noch nicht betreten.

Was ging mit ihr vor?

Die helle Sonne und der stürmende Frühling erfüllten sie mit Unbehagen, mit fremder Scheu.

Lachende Stimmen klangen hinter den Büschen, die den Vorhof gegen den Pferdestall hin abschlossen. Durch das kahle Gezweig erkannte sie ungenau die Umrisse zweier junger Gestalten. Elisabeth wußte: das war Franz, der Stallbursche, und Katharine Giese. Die beiden liebten sich — in allen Ehren — und würden sich wahrscheinlich heiraten, und Elisabeth würde sich freuen, wenn die beiden tüchtigen Leute zu einander kämen. Katharine hatte das in sie gesetzte Vertrauen glänzend gerechtfertigt; sie war längst nicht mehr Hühnermagd, sondern zur Leuteköchin aufgerückt und allzeit sittsam und ordentlich geblieben.

Jetzt umarmten sich die zwei und küßten sich — Elisabeth sah es ganz deutlich. Und wie sie hinsah, trat in ihre schönen, stillen Augen plötzlich etwas Starres, Gieriges. Das Herz that ihr weh unter einer kläglichen Traurigkeit.

Die beiden liebten sich — hatten das Leben und das Glück vor sich. Und sie, die kaum älter war, sollte mit beidem abgeschlossen haben? Aufgestanden sein von der vollbesetzten Lebenstafel, ehe denn sie satt geworden war, und immer, immer hungrig bleiben?

Zum erstenmal kam ihr eine Ahnung, daß Hunger weh thut; solcher Hunger. Und daran war der Frühling schuld.

Elisabeth biß die Zähne aufeinander und trat vom Fenster fort. Das Zimmer war so leer und still — solange es Winter gewesen, hatte diese Stille beruhigend auf sie gewirkt. Nun erfaßte sie wie ein ängstlicher Schreck der Gedanke, daß es immer, immer so sein könnte.

Elisabeth stieg plötzlich ein jämmerliches Schluchzen in die Kehle. Sie flüchtete in ihres Mannes Sorgenstuhl in der Ecke am Kamin — im Winter hatte immer ein lustiges Feuer dort geflackert, nun gähnte ein schwarzes Loch sie kalt und öde an — drückte den Kopf in das Polster und fing an bitterlich zu weinen.

Ringsum träumt die sonnensatte Nachmittagsruhe; auf der Diele zittert das helle, unruhige Märzlicht und spielt mit tändelnden Fünkchen auf den Bilderrahmen, auf metallenem Gerät, das auf Tischen und Simsen herumsteht; der große Schneeglöckchenstrauß sieht aus, als wachse er unter der Wärme dieses Lichtes; er ist aus dem Pfarrgarten. Liese und Käthe haben ihn heut morgen abgegeben. Er duftet; es ist ein ganz heimlicher Duft, wie frischer Schnee und gegrabenes Erdreich. Eine früh erwachte Fliege summt erstaunt und unschlüssig um ihn her.

Die vergangenen Jahre ziehen an Elisabeths Seele vorüber — erst lichtvoll, eitel Glück und Zufriedenheit; dann thränenschwer und sternenlos, dann voll Sorge und Arbeit, voll Einsamkeit und Sehnen; und dann die Ruhe, das Sichfügen, das Sichschicken, das Stillesein und Starkwerden. Und nun — sollte das nicht das Letzte bleiben? Kam nun noch ein Nachspiel? Ein Nachspiel mit Unfrieden und Rastlosigkeit? Mit Auflehnung und Murren?

Elisabeths Weinen wurde heftiger.

Blühen und nicht leben sollen; dursten und den Freudenbecher andern überlassen müssen; darben, wenn andre genießen: einsam sein, wenn andre sich freuen; nach Glück lechzen und nur noch Pflichten haben — Elisabeth begann etwas zu ahnen von einer heißen, tollen Sehnsucht, die alle Bande durchbricht, alle Schranken überfliegt, um zum Ziele zu gelangen. Sie begann zu ahnen und zu fürchten.

Einstweilen war ihr das Weinen eine Wohlthat. Ihr wurde leichter ums Herz. Und schließlich — es war so still um sie her — schlief sie ein.

Plötzlich fühlte sie zwei kühle Händchen sich gegen ihre heißen Wangen legen. Langsam, als könne sie nicht erwachen, schlug sie die Augen auf. Dicht an ihre Knie gedrängt stand die kleine Eva und neigte das Blumengesichtchen zu ihr herüber.

„Mütterchen, Onkel Hans ist da!“

Elisabeth fuhr auf und strich sich die Haare glatt. Dann sah sie das Kind mit eigentümlichem Blick an, drückte es plötzlich an ihr Herz und küßte es.

„Onkel Hans wartet, Mütterchen!“ mahnte die Kleine.

„Nun ja doch — wo denn?“

„Vor der Hausthür. Er ist auf seinem Rappen gekommen. Wir spielten draußen, und er sagte mir, ich möchte dich fragen, ob er dich besuchen dürfe.“

„Ja, ja — ruf ihn herein.“

Eva sprang eifrig davon. Elisabeth stand seufzend auf. Sie war gar nicht in der Stimmung, irgend einen Gast zu empfangen. Außerdem hatte sie die Empfindung, rot und erregt auszusehen und trübe Augen zu haben.

Etwas weniger sicher als sonst ging sie dem Eintretenden entgegen.

Hans von Weyern warf Mütze und Reitpeitsche auf einen Stuhl an der Thür und streckte ihr freundschaftlich die Hand hin.

„Guten Tag, Elisabeth! Wie geht's? Ich habe Sie lange nicht gesehen —"

Sein forschender Blick war ihr äußerst unangenehm. Sie bat ihn, Platz zu nehmen, und setzte sich selbst möglichst gegen das Licht.

„Ich hoffte immer, Ihnen hier oder da am dritten Ort zu begegnen —" sagte er. „Aber man sah Sie den ganzen Winter nirgends —"

„Ich kann mich noch nicht entschließen, auszufahren. Ich glaube, ich kann mich nie wieder dazu entschließen."

„Ach, sagen Sie das nicht; es wäre unnatürlich. Das ändert sich dann von selber. Ich wollte auch nicht in Sie dringen. Ich wollte nur sagen, wie leid es mir thut, Sie so selten zu sehen. Denn, wissen Sie — ich könnte ja zwar zu Ihnen kommen — aber ich getraue mich nicht recht."

„Warum nicht?" fragte sie finster, ohne jede Spur von Schelmerei oder Koketterie.

„Ich weiß nicht, ob es Ihnen recht ist."

„Und nun — heute?"

„Heute ist Frühling und Frühlingsarbeit. Jetzt hat mein Kommen wieder den Zweck, Ihnen zu helfen; wäre ich im Winter gekommen, so hätte ich es nur zu meinem eignen Vergnügen gethan, und dazu fühlte ich mich nicht berechtigt."

Elisabeth antwortete nicht.

„Und so bin ich —" fuhr er nach einer Pause fort — „denn auch heute hier, um zu fragen, ob ich Ihnen in irgend einer Sache meine Dienste anbieten kann."

Elisabeth dachte an die Grabenarbeiten, und ihr Gesicht erhellte sich.

„Ja, Hans, eigentlich kommen Sie wie gerufen. Ich muß nach den Grenzwiesen und wegen deren Entwässerung Anordnungen treffen. Im Grunde kann ich das sehr gut allein, denn es ist nichts zu verfehlen dabei — aber —" fuhr sie ein wenig verlegen fort — „es kostet mir einen solchen Entschluß, wieder anzufangen mit der Arbeit . . ." sie stockte, und er half ihr nicht weiter, sondern starrte auf seine Füße nieder.

„Ich hätte schon längst hinausgemußt, aber ich bin so faul geworden im Winter — oder ob ich mich vor der Sonne fürchte — ich weiß nicht — kurzum, es wäre mir sehr lieb, wenn Sie mitkämen. Wenn ich erst den Anfang gemacht habe —"

„Waren Sie denn noch gar nicht draußen?" fragte er verwundert. „Nicht beim Pflügen, beim Pflanzen? In dem wonnigen Wetter, das wir seit mehreren Tagen haben?"

Sie schüttelte den Kopf und sah bedrückt aus.

„Ja — aber wo ist denn Ihre Energie und Thatkraft geblieben, Elisabeth?"

„Ich weiß es nicht," sagte sie trübe. Er sah nachdenklich vor sich hin — dann sagte er kurz entschlossen:

„Sie müssen wieder heiraten, Elisabeth. Und zwar bald."

„O Hans —" sagte sie vorwurfsvoll — „sprechen Sie davon nicht. Heinrich ist noch kaum zwei Jahre tot —"

„Es kommt Ihnen begreiflicherweise unzart vor, aber es ist doch wahr. Die Einsamkeit, die fortwährende Entsagung bekommt Ihnen nicht. Die kann keinem jungen, gesunden Menschenkinde gut thun. Sie verlieren die Lust am Leben dabei. Der liebe Gott kann auch gar nicht wollen, daß Sie immer einsam bleiben."

Sie lächelte über seinen Eifer.

„Ich habe meine Arbeit und bin ganz zufrieden," sagte sie. Er sah ihr rücksichtslos in die heißen, glänzenden Augen und sagte unwirsch:

„Es ist nicht hübsch von Ihnen, mich zu belügen. Wozu das? Wir sind zu befreundet dazu. Sie sind nicht zufrieden, Elisabeth. Wenigstens als ich in das Zimmer trat, waren Sie es nicht."

Sie wurde glühend rot, und er bemerkte auch das.

„Ach — das gehört ganz wo anders hin —" sagte sie.

Er stand auf und sah nach dem Wetterglas, das an der Wand hing, obgleich ihm sein Stand in diesem Augenblick ganz gleichgültig war.

„Wie kommen Sie denn jetzt mit Ihrem Pastor aus?"

Froh, daß er von etwas anderm sprach, ging sie bereitwillig darauf ein.

„O — sehr gut. Wir haben unsre Leseabende den ganzen Winter regelmäßig fortgesetzt. Es war sehr anregend und angenehm."

„So. — Und die Gemeinde?"

„Die Gemeinde fängt an, für ihn zu schwärmen. Er hat sich selbst durchgesetzt — nun spüren sie den wohlthuenden Einfluß seiner Persönlichkeit. Er ist wirklich ein hervorragender Mann, und seine jeweiligen Härten sind nur ein Überfluß an Energie und Eifer, das Beste zu wollen."

„Und seine Frau?"

„Wieso — was ist mit der?" fragte sie arglos.

„Nun — seine Amtsbrüder und andre Leute, mit denen er zusammenkommt, wollen wissen, daß er seine Frau schlecht behandle, weil sie ihm zu dumm sei, und daß sie sich darüber krank und elend gräme."

„Aber sie ist ja gar nicht dumm —"

„Er muß es doch finden."

„Ja — es ist wahr, er findet es. Ich besinne mich, daß ich selbst einmal mit ihm darüber gesprochen habe. Aber daß er sie schlecht behandelt — davon weiß ich nichts."

Es fiel ihr auf, daß er sie immerfort scharf ansah.

„Dergleichen ist für keinen Ehemann rühmlich," fuhr er fort. „Für einen Geistlichen, der in Handel und Wandel seiner Gemeinde ein Vorbild sein soll, aber ganz besonders schlimm."

„Ich weiß aber wirklich nicht, Hans, warum Sie sich darüber erregen. Es kann doch kaum von Interesse für Sie sein. Außerdem, wenn Sie die häuslichen

Geheimnisse unsers Pfarrhauses kennen lernen wollen, müssen Sie sich nicht an mich wenden. Wenn ich sie kennte, wäre ich die letzte, sie preiszugeben."

Hans Weyern lachte ärgerlich.

„Mein Gott — diese Bendemanns scheinen Ihnen ja sehr am Herzen zu liegen!" spottete er.

„Was haben Sie dagegen einzuwenden?" fragte sie; ihre gewohnte, ruhige Sicherheit war ihr wiedergekehrt. „Und nun wollen wir uns nicht zanken, Hans," fuhr sie in herzlichem Tone fort. „Es ist Vesperzeit; kommen Sie, wir wollen mit den Kindern Kaffee trinken, und dann fahren wir zusammen nach den Wiesen, und — wenn Sie nachher noch Zeit haben — in die Schonungen. Und wenn Sie mich auf diese Weise ‚in Gang gebracht' haben, werde ich wieder fleißig und energisch sein. Wer hätte nicht einmal eine schlappe Zeit —"

Aber die Energie fand sich nicht; die schlappe Zeit dauerte an. Sie ging ihren Pflichten wieder gewissenhaft nach, aber sie that es mit Unlust. Sie fing den Tag widerstrebend an und beendigte ihn unbefriedigt. Immer war eine Rastlosigkeit in ihr, die sie von einem zum andern hetzte und ihr nicht genug innere Ruhe ließ, die Früchte ihrer Arbeit zu genießen.

Sie faßte den Gedanken, jemand von ihrer Verwandtschaft einzuladen, um sich zu beruhigen — verwarf aber den Plan gleich wieder. Die Anwesenheit eines andern würde ihr nur Zwang auflegen und sie noch mehr beunruhigen. In solchen Übergangszeiten, solchen Krisen — und etwas andres war es doch hoffentlich nicht — bleibt man am besten allein und ungestört.

Eines Abends empfand sie den Wunsch, Ruth Bendemann zu sehen; es war ihr, als müsse von der sanften, geduldigen Art dieser Frau etwas Heilendes auf sie überströmen. Nachdem sie die Kinder zu Bett gebracht hatte, ging sie durch den Garten nach dem Pfarrhaus.

Der Mond schien hell auf den feuchten Pfad; die Luft war klar und still. Schon von weitem schimmerte durch die kahlen Zweige ein Licht aus dem Giebelzimmer — da lagen die Kinder; Ruth betete wahrscheinlich gerade mit ihnen.

Elisabeth mußte plötzlich daran denken, was Hans Weyern ihr neulich über die Pfarrersleute hinterbracht hatte. Sie schüttelte unwillig den Kopf. Sie wußte ja, wie recht er hatte. Aber es ärgerte sie, daß es so allgemein bekannt zu sein schien. Sie nahm sich vor, noch freundschaftlicher als sonst gegen die arme kleine Frau zu sein; vielleicht hob sie das in dem Ansehen ihres Mannes, der auf Elisabeths Urteil — sie wußte das — etwas gab. Am liebsten hätte sie ihm selbst ihre Meinung gesagt, denn es empörte sie, wie er die Liebe seiner Frau nicht achtete und nicht verstand — aber sie wagte es nicht.

Die Hinterthür des Pfarrhauses stand offen. Elisabeth tastete sich hinein und den dunkeln Flur entlang. Sie wollte eben die Treppe nach dem obern Stockwerk betreten, als sie rechts hinter der Thür, die nach dem Wohnzimmer führte, den leisen, leichten Schritt der Pastorin hörte. Da änderte sie ihre Richtung, ging über den schmalen Gang und klinkte leise auf. Ruth Bendemann stand im spärlichen Schein einer einfachen Lampe am Tisch und schnitt Weißzeug zu.

„Darf ich eintreten?“ fragte Elisabeth. Ruth sah erschrocken auf und ließ die Schere hart auf den Tisch fallen.

„Ach — verzeihen Sie, Frau Baronin — ich dachte, es wäre die Trine —“

Näher tretend, gewahrte Elisabeth, daß die Pfarrfrau ein ganz verweintes Gesicht hatte, was sie in hilfloser Verlegenheit vergeblich zu verbergen suchte.

„Aber Frau Pastor — was ist denn geschehen?“ rief Elisabeth teilnehmend und hielt sie bei beiden Händen fest.

Ruth wollte antworten, konnte aber nicht und wandte das arme, erhitzte Gesicht ab.

„Wissen Sie,“ fuhr Elisabeth fort, ohne sie loszulassen, „daß ich herkam, um mich von Ihnen trösten zu lassen — nun wird es wohl damit nichts sein —“

Ruth öffnete vor Staunen die Augen, soweit es die geschwollenen Lider zuließen.

„Ich — Sie — trösten? Aber Frau Baronin, wann hätten Sie es denn nötig gehabt, sich trösten zu lassen — und nun gar von mir!“ Es klang fast etwas wie Neid aus ihren Worten.

„Meinen Sie, daß ich niemals trostbedürftig bin?“ fragte Elisabeth mit einem sehr wehmütigen Lächeln.

„Sie gehören zu den Menschen, die den Trost, dessen sie bedürfen, allein finden und nicht andrer Hilfe dazu nötig haben,“ erwiderte Ruth. Elisabeth sah sie interessiert an. Wieviel Weisheit steckte in diesem schlichten Gemüt!

Unbegreiflich — —

„Nun —“ meinte sie dann, aus ihrem Nachdenken auffahrend, „Trost ist auch am Ende nicht das richtige Wort. Ich wollte mich von Ihnen beruhigen lassen; nun finde ich Sie selbst erregt und betrübt. Warum, Ruth?“

Sie schüttelte heftig den Kopf; dann wollte sie etwas Abweisendes sagen; dann schluchzte sie auf, und endlich warf sie sich Elisabeth an die Brust.

„Herr Gott — wieviel Thränen hast du zu trocknen!“ dachte Elisabeth und umschloß mit ihren festen, warmen Armen den vor Weinen bebenden, schmächtigen Oberkörper ihrer Pfarrerin. Sie ging mit ihr um den Tisch herum und setzte sich mit ihr auf das Sofa.

„Sprechen Sie sich doch aus, liebe kleine Frau Pastor,“ begann sie weich und leise. „Ich sehe ja schon lange, daß Sie einen Kummer haben. Versuchen Sie doch einmal, Vertrauen zu haben zu mir — ich habe Sie herzlich lieb, und das hilft mir vielleicht, Sie zu verstehen! Es gibt Nöte, in der nur die Frau der Frau helfen kann — und wenn Sie eine Frau brauchen — versuchen Sie es doch bitte mit mir!“

Ruth schluchzte immer heftiger. Dazwischen brachte sie in abgerissenen Sätzen mühsam hervor:

„Ich danke Ihnen so sehr — ich habe zu niemand so viel Vertrauen, wie zu Ihnen — ich habe überhaupt niemand — habe alle aufgegeben um den einen — aber ich kann es Ihnen nicht sagen — kann nicht — Ihnen am allerwenigsten — ich kann es überhaupt niemand sagen — ich hätte nicht weinen dürfen — vor Ihnen — vor keinem — aber ich wußte ja nicht, daß Sie kommen würden — Sie überraschten mich — ich hätte mich sonst nicht gehen lassen — gewiß nicht —“

Elisabeth ließ ihr geduldig Zeit, alles zu sagen, und strich ihr nur leise über den schmalen Rücken, wie man mit einem Kinde thut. Nun, als sie schwieg und sich gewaltsam mühte, ihrer Thränen endlich Herr zu werden, sagte sie:

„Es ist sehr gut, daß es so gekommen ist, und ich auf diese Weise endlich Gelegenheit finde, mit Ihnen davon zu sprechen. Es wird Ihnen gut thun, sich das Herz zu erleichtern. Sie zehren sich ja einfach auf an ihrem verschwiegenen Leid. Und wozu das — wenn Ihnen in nächster Nähe ein andres Herz in treuer Teilnahme und Liebe schlägt! Ja, wirklich, ich habe Sie aufrichtig lieb!“

„Ach, Sie sind so gut — aber ich kann nicht davon sprechen!“

„Warum nicht, Ruth!“

„Weil es ist — was man nicht sagen kann —“

„So werde ich fragen, Ruth. Darf ich?“

Sie sagte nicht nein. Sie sah ganz ergeben auf ihre im Schoß gefalteten Hände nieder.

Und Elisabeth fragte.

„Sie sind nicht glücklich, Ruth; nicht wahr?“

Die Pastorin ließ den blonden Kopf ganz tief sinken und seufzte gepreßt.

„Nein — ja — das heißt, ich habe doch alles — es wäre undankbar —“

„Ich meine nicht das landläufige Glück äußerer Verhältnisse,“ unterbrach Elisabeth. „Ich meine das ganz besondere Glück, das im Leben der Frau der Kern- und Ausgangspunkt alles andern Glückes ist: das Glück in der Liebe.“

Ruth sank noch völliger in sich zusammen.

„Ich liebe meinen Mann unbeschreiblich,“ sagte sie gequält.

„Das weiß ich; und ich weiß sogar noch mehr: Sie vergöttern ihn; Sie gehen vollständig auf und unter in ihm. Und von dieser Ihrer großen Liebe kommt Ihnen all Ihr Kummer und Gram — weil er sie nicht erwidert.“

Ruth antwortete nicht mehr; sie schluchzte auch nicht mehr. Aber eine Thräne nach der andern fiel in ihren Schoß.

„Seit wann ist denn das so?“ fragte Elisabeth nach langem Schweigen. Sie selbst war plötzlich tief bewegt.

„Ach — wie soll ich das sagen — wie kommt so etwas — außerdem mußte es kommen; was soll er — mit mir! Hätte ich doch nie seinen Weg gekreuzt — dann wäre er frei, und ich brauchte mich nicht totzugrämen —“

„Aber es war doch nicht von Anfang an so — er hat Sie doch einmal geliebt, nicht wahr?“

Ruth schlug die nassen Augen auf, und wie sie dem Vergangenen nachsann, trat ein rührendes Leuchten hinein.

„Ja, ich glaube es; denn er hat es mir oft gesagt, und er lügt nicht. Er irrt sich auch nicht in sich selber. Aber es ändert sich eben alles. Damals war ich fröhlich und hübsch, und wir hatten keine Veranlassung, über ernste und kluge Dinge zu reden. Aber dann — unsre erste Pfarre war schlecht besoldet, ich mußte viel arbeiten; ich hatte jedes Jahr ein Kind; ich kränkelte lange; ich wurde häßlich und elend, war bedrückt und unfroh. In dem Zustande konnte ich ihm natürlich nicht genügen. Da war es, wo seine Liebe zu mir erkaltete. — Und dann, als es besser

wurde, als ich weniger Arbeit hatte, und gesunder und frischer wurde — Kinder bekam ich auch nicht mehr — da war alles tot, und ich hatte nicht mehr die Macht, es wieder zu erwecken. Er ist gewachsen — ich habe abgenommen. Er weiß nichts mehr mit mir anzufangen, ich bin ihm im Wege. Und ich — ach Gott, Frau Baronin, ich möchte gern stillschweigend davongehen und ihn nie erfahren lassen, wo ich geblieben bin, wenn ich wüßte, daß ihm das lieber und besser wäre. Und ich hätte es auch schon ausgeführt — ich bin oft so verzweifelt, mir selbst im Wege, wo ich weiß, daß ich ihn hindere — aber da sind die Kinder, und dann — ich bin eben ein schwaches Weib, ich glaube, ich stürbe vor Sehnsucht schon nach drei Tagen, und ich habe nicht den Mut zu solchem Sterben."

„Das ist noch das einzig Gute, daß Sie diesen Mut nicht haben," fiel Elisabeth, die ernst zugehört hatte, hier lebhaft ein. „Wie können Sie so etwas überhaupt nur denken! Es wäre selbstsüchtig und feige und Ihrer gar nicht würdig —"

„Selbstsüchtig? Wenn es nur seinetwegen geschieht?"

„Ja, selbstsüchtig, denn im Grunde würden Sie es thun, um Ihrer Qual ein Ende zu machen."

„Nein," sagte Ruth sehr bestimmt. „Mich von ihm zu Tode quälen lassen, ist immer noch glücklicher und schöner für mich, als ganz ohne ihn zu sein. Und ich bin nur deshalb noch hier, weil ich nicht ins reine darüber kommen kann, welche Pflichten mir für den Augenblick die wichtigsten sein müssen: die gegen ihn, oder die gegen seine Kinder."

Elisabeth sah die Frau lange nachdenklich an. Aus ihrem Mitleid wurde Bewunderung.

„Wissen Sie, Ruth," sagte sie endlich, „ich bin überzeugt, Ihr Mann kennt Sie gar nicht."

Die Pastorin sah sehr verwundert aus.

„Sie sind zu schüchtern, und Sie vergöttern ihn zu sehr. Sie sagen zu allem ja, und Sie kommen nie mit Ihren eignen Ansichten und Meinungen heraus. Er weiß also gar nicht, was in Ihnen steckt —"

„Doch, er weiß es. Es ist ihm nur eben nicht genug —"

„Verzeihen Sie, Ruth — aber wenn das Ihrem Manne nicht genug ist, so wirft das ein sehr schlechtes Licht auf ihn. Wer eine so fromme, treue Frau besitzt, wie Sie eine sind, und — was den Männern gewöhnlich noch wichtiger ist — eine Frau, die so zu lieben versteht, wie Sie — der kann von Glück sagen und stolz sein."

„Ach," meinte Ruth, „Sie wollen mir Mut machen, aber —"

„Gewiß will ich das," rief Elisabeth eifrig. „Sie müssen Mut haben, das ist vielleicht das einzige, was Ihnen fehlt. Sie haben sich einschüchtern lassen. Das ist begreiflich, aber das ist ein Fehler. Sie wagen nicht, Ihrem Manne Ihre Liebe zu zeigen, weil er sie vielleicht in einem Anfall von Laune und Ungerechtigkeit zurückgestoßen hat, und Sie wagen nicht mehr, energisch aufzutreten, seit er sich in Zeiten von Schwäche und Kraftlosigkeit Ihrerseits gewöhnt hat, über Sie hinwegzugehen. Wagen Sie beides — und ich bin überzeugt, Sie werden gewinnen. Einem Manne, wie der Ihre ist, muß man widerstehen, um ihn zu gewinnen!"

Elisabeth hatte sich ganz warm gesprochen. Ruth sah sie still und traurig an.

„Sie haben ihn durch Widerstand gewonnen — ich würde ihn dadurch noch mehr verlieren. Ich bin seine Frau — das ist ein großer Unterschied. Ich kann nicht darauf ausgehen, ihn zu erobern, denn ich bin die Schwächere. Ich muß abwarten, ob er von selber zurückkommt. Und das ist nicht Mutlosigkeit von mir. Sie können mir glauben, Frau Baronin, zu solchem Warten gehört viel Mut — der Mut, immer von neuem zu dulden, sich zu demütigen und zu hoffen."

Das zarte, blasse Frauenantlitz hatte in diesem Augenblick etwas beinahe Selbstbewußtes. Elisabeth schüttelte in stummem Staunen leise den Kopf.

„Vielleicht haben Sie recht. Sie müssen es ja eigentlich auch besser wissen. Aber für mich wäre solch Warten nicht."

„Das glaube ich; Sie würden kämpfen und handeln. Sie passen auch dafür. Reinhard bewundert Sie deshalb. Aber es ist oft so, daß Männer gerade das, was sie an andern Frauen bewundern, an der eignen nicht ertragen können."

Je länger Elisabeth mit ihr sprach, je tiefer sie in das geheime Leben dieser Frauenseele Einblick gewann, um so mehr erschien ihr der Gedanke, daß sie dieser Frau hatte Trost und Hilfe bringen wollen, thöricht und vermessen. Diese Frau war ebenso fest und sicher in sich selbst, wie sie.

„Sie meinten vorhin," sagte sie endlich und lehnte sich dabei wie ermüdet oder entmutigt zurück, „ich hätte Trost nicht nötig. Mir scheint, Sie brauchen ihn auch nicht — von andern; Sie finden ihn in sich selbst —"

„Ich bin mir nur klar über die Verhältnisse," sagte Ruth bescheiden, „und über das, was ich zu thun und zu lassen habe. Um Trost ist mir darum doch oft sehr bange — denn wenn ich auch ganz gut weiß, was ich muß und was ich will, so bin ich doch oft rechtschaffen unglücklich und für ein teilnehmendes Wort unaussprechlich dankbar —"

Sie faltete die Hände um die schmalen Knie, und indem sie zur Zimmerdecke emporsah, wie um Elisabeths beobachtenden Augen auszuweichen, fuhr sie fort:

„Mein Unglück ist, daß ich nicht ohne Liebe leben kann. — Seien Sie froh, Frau Baronin, daß Sie es gelernt haben."

Elisabeth zuckte zusammen. Alles fiel ihr wieder ein, was sie in der letzten Zeit gepeinigt und geängstigt, und was sie über dieser Unterredung vergessen hatte. — Ihr Herz schlug schwer und schwül, und ihre Augen wurden dunkel.

„Wer sagt Ihnen, daß ich es gelernt habe! — Das Leben fragt nicht: kannst du? Willst du? Es sagt einfach: du mußt."

„Aber dieses ‚du mußt' ist oft eine Wohlthat," sagte Ruth. „Es hält uns zusammen, wo wir sonst aus den Fugen gehen würden."

Elisabeth starrte schweigend vor sich hin. Es war ihr unmöglich geworden, zu sagen, weshalb sie eigentlich hergekommen war.

„Wo ist Ihr Mann?" fragte sie plötzlich.

„In seinem Studierzimmer. Er arbeitet meist bis spät in die Nacht."

„Was kann er denn soviel zu thun haben?"

„Er liest viel. Er schreibt auch. Genaues weiß ich nicht. Er spricht fast nie mit mir darüber."

„Aber nun habe ich Sie vielleicht abgehalten, bei ihm zu sitzen?"

„O nein — ich arbeitete ja auch," sagte sie mit einem Blick auf das vergessene Weißzeug. „Ich sitze oft bei ihm, aus alter Gewohnheit; aber er merkt es kaum, wenn ich ausbleibe. — Wenn er aber wüßte," fuhr sie mit einem kleinen Schreck fort, „daß Sie seit über einer Stunde hier sind, würde er sehr böse sein, daß ich ihn nicht gerufen habe."

„Mein Besuch galt heute abend nur Ihnen —"

„Aber es ist doch sein Haus. Und er unterhält sich so gern mit Ihnen — ich freue mich darüber, weil er so selten eine anregende Unterhaltung hat und das so sehr vermißt. Es ist so schade, daß die Leseabende aufhören mußten, er freute sich darauf von einem Mal zum andern, und war ordentlich frisch und fröhlich in der Zeit — nun vergräbt er sich wieder allein in die Bücher, und das hat gar keinen guten Einfluß auf ihn."

Elisabeth schien zerstreut.

„Ich will es ihm doch lieber jetzt sagen," meinte Ruth, stand auf und ging hinaus. Elisabeth blieb schweigsam.

Wenige Augenblicke später trat Reinhard Bendemann ein. Er sah vergnügt und liebenswürdig aus — gar nicht wie der Mann, von dem die beiden Frauen unausgesetzt gesprochen hatten.

War es dieser letztere Umstand, der Elisabeth bei seinem Eintritt ein bedrückendes Gefühl verursachte, so daß sie kaum Worte fand, seine Begrüßung zu erwidern?

Sie blieb auch dann, als er sich zu ihnen setzte, zerstreut und wortkarg und erhob sich sehr bald, um nach Hause zu gehen.

„Ich werde mir erlauben, Sie zu begleiten," sagte der Pfarrer, und noch ehe Elisabeth widersprechen konnte, war er schon hinaus, um Stock und Hut zu holen.

„Ruth," sagte Elisabeth, als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, „ich glaube zwar nicht, daß ich Ihnen helfen kann — es gibt eben Nöte, da muß jeder allein durch — aber manchmal gewährt es doch Erleichterung, sich auszusprechen. Und wenn Sie das Bedürfnis einmal haben sollten, dann fassen Sie Vertrauen — kommen Sie zu mir! Ja?"

Ruth antwortete nicht und sah Elisabeth auch nicht an. Sie drückte ihr nur kurz und heftig die Hand.

Lange stand sie dann an der Gartenthür, an den Pfosten gelehnt, die Hände in das schwarze Schürzchen gewickelt, und sah den beiden nach mit seltsam müden Augen. Erst, als sie durch die schmale Pforte in den Schloßgarten eingetreten waren, ging sie ins Haus zurück. Sie ging mit schleppenden Schritten und hängendem Kopf wie eine Kranke den Flur entlang in des Pfarrers Studierzimmer. Da trat sie vor den Schreibtisch und betrachtete lange und wehmütig das verblaßte Bild, das sie als Braut darstellte.

Das Glück, das damals ihr eigen gewesen, war heute viel verblaßter.

Ruth Bendemann kniete nieder und küßte mit heißen, zuckenden Lippen den Bogen, der mit des Pfarrers kräftigen Schriftzügen bedeckt war.

Ihr Glück war verblaßt — aber ihre Liebe war um so intensiver geworden — und damit auch ihr Leid. — —

Schweigend schritten indes der Pfarrer und seine Patronin unter den Parkbäumen dahin.

Ein seltsam zitterndes Licht lag auf dem Wege. Die ganze Natur war voll lautloser Unruhe; man atmete, man fühlte allenthalben das sehnsüchtige Treiben der Knospen an allen Zweigen.

Elisabeth stieg trotz der nächtlichen Kühle das Blut zu Kopf. An ihren Ohren raunte und flüsterte es wie lauter neckische Frühlingsgeister und gefährliche Kobolde. Sie atmete tief auf, weil es ihr die Luft versetzte.

„Was wollten Sie eigentlich heute abend noch so spät bei meiner Frau?" fragte Reinhard Bendemann, endlich das unnatürliche Schweigen zwischen ihnen brechend.

„Tags über habe ich zu thun," erwiderte sie ausweichend. „Und zum Glück sind wir ja nicht an die offizielle Besuchsstunde gebunden."

Damit war die Unterhaltung wieder beendet.

Im Weiterschreiten aber fühlte Elisabeth plötzlich, daß der Pfarrer sie ansah. Sie ärgerte sich darüber und hob das Gesicht zu ihm empor, damit er wisse, daß sie es merke. Sie erschrak so sehr, daß sie beinahe stehen geblieben wäre. In dem Gesicht des Pfarrers schien alles versteinert; in Stein gebannt von einem eisernen Willen. Nur die Augen entzogen sich der Herrschaft dieses Willens; die lebten; lebten und glühten — —

Elisabeth wich einen Schritt zur Seite. Sie bekam Angst. Was ging denn plötzlich vor mit ihm, mit ihr — mit der ganzen Natur umher —

Leer und unendlich lag die geisterhelle Luft um sie her, wie ein großer Abgrund, bereit, sie zu verschlingen — wie ein großes Nichts, das sich vor ihr dehnte, voll Sehnsucht, ausgefüllt zu werden mit irgend etwas Großem, Heißem, sich durchbrausen zu lassen von irgend einem Sturm, durchleuchten zu lassen von irgend einer Glut.

Es war, als ob etwas an ihr vorüberschliche, mit heißem Atem, mit huschenden Schritten, und war doch keine Seele ringsum, außer ihr und ihm —

„Warum stehen Sie still, Frau Baronin?" fragte Reinhard Bendemann mit harter Stimme.

„Ich dachte — ich wollte —" Sie gab es auf, etwas zu sagen, schauderte zusammen und ging weiter.

Seine schweigende Begleitung wurde ihr immer unerträglicher; als ob sie gezwungen sei, jemand zu folgen, der sie geradewegs ins Verderben führte, so widerstrebte ihre Seele jedem Schritt, den sie that.

Jetzt näherten sie sich dem mondhellen Vorplatz.

Der Gedanke, von ihren Hausleuten in des Pfarrers Begleitung gesehen zu werden, war ihr plötzlich unbehaglich.

„Was habe ich nur — was ist mir denn?" dachte sie ärgerlich. Sie hob trotzig das Haupt und ging mit festen Schritten neben ihm her bis an die Hausthür.

Helles Lampenlicht fiel heraus. Der Diener stand und wartete.

„Gute Nacht, Herr Pfarrer," sagte Elisabeth mit lauter, klarer Stimme. „Vielen Dank für Ihre Begleitung."

Reinhard Bendemann nahm nur flüchtig die Hand, die sie ihm mit kalt herausfordernder Gebärde hinstreckte. Es war ein feindseliger Händedruck, und ein feindseliger Blick, mit dem sie sich dabei in die Augen sahen.

Elisabeth brauchte doppelt so viel Zeit zum Zubettgehen als sonst. Immer wieder sanken ihr die Hände kraftlos am Leibe herab, und sie starrte versonnen vor sich hin mit einem qualvoll fragenden Ausdruck.

„Was war ihm — was hatte ich —“

An Ruth dachte sie mit keinem Gedanken mehr.

XIV.

„Was war ihm — was hatte ich —“

Durch alle Arbeit und Geschäftigkeit der Tage zog sich dieser grübelnde Gedanke. Sie war zerstreut, und ihre gleichbleibend freundliche Laune blieb erschüttert.

„Kommen Sie zu mir — fassen Sie Vertrauen zu mir!“ hatte sie zu Ruth gesagt. Aber Tag um Tag verstrich, ohne daß Ruth dieser Aufforderung nachgekommen wäre.

Anfangs bemerkte Elisabeth es nicht. Dann, als es ihr einmal flüchtig auffiel, empfand sie es erleichternd. Es wäre ihr — sie wußte selbst nicht warum — unüberwindlich peinlich gewesen, noch einmal mit der Pastorin über deren Kummer zu sprechen. Sie bereute fast, es überhaupt gethan zu haben. Und Ruth schien auch zu bereuen, sich ihr anvertraut zu haben, und kam deshalb nicht. — Es war eine von beiden Seiten übereilte Vertraulichkeit gewesen, und solche Übereilung hat oft zur Folge, daß die beginnende Freundschaft scheu wieder auseinandergeht. Elisabeth bedauerte es, that aber nichts, es zu hindern.

Nur der Verkehr der Kinder wurde, durch das herrliche Frühlingswetter begünstigt, wieder lebhafter.

„Denke dir, Mütterchen,“ erzählte Eva eines Tages. „Paul und Fritz kommen zu Ostern in die Stadt, auf die Schule. Sie haben einen Onkel, der keine Kinder hat; nun will der sie zu seinen Kindern haben.“

Elisabeth ahnte nichts von solchem Plan und sah erstaunt auf.

„Seit wann wißt ihr denn das?“

„Die Jungens haben es uns heut erst erzählt; sie wissen es auch erst seit gestern.“

„Sie sind wütend darüber,“ berichtete Klaus; „denn da müssen sie jeden Tag viele Stunden lernen und stillsitzen; und der Onkel ist sehr streng, sagen sie.“

„Aber Frau Pastor wird sich freuen,“ meinte Eva.

„Warum glaubst du das, Kind?“

„Ach, Mütterchen, die Jungen sind so ungezogen; Frau Pastor sagte neulich noch, daß wir's hörten: Ihr macht mir von früh bis spät Kummer und Not; es

ist Zeit, daß ihr aus dem Hause kommt. — Und dann, weißt du, Mütterchen, weint sie auch so viel."

„Woher weißt du das?" fragte Elisabeth nervös.

„Sie sieht immer verweint aus," sagte Eva. „Und heut im Garten hat Herr Pastor sie deshalb gescholten, und . . ."

„Er sollte lieber Paul und Fritz schelten," sagte Lasko weise, „denn die sind schuld daran, daß ihre Mutter weint!"

Die Kinder plauderten fort in ihrer harmlos klugen Art. Elisabeth war ernst und nachdenklich geworden.

„Die Jungen sind schuld, wenn ihre Mutter weint — wirklich nur die Jungen?"

Elisabeth beschloß, heut nachmittag all ihrem Unbehagen zum Trotz, Ruth Bendemann zu besuchen.

Aber am Nachmittag kam Hans Weyern und hinderte sie an der Ausführung ihres Vorhabens. Sei es, daß dies sie verstimmte — war es ein Ausfluß ihrer reizbaren Laune überhaupt — sie war kurz angebunden und beinahe unfreundlich gegen den alten Freund.

„Was haben Sie heut, Elisabeth?" fragte er endlich, als seine Bemühungen, ihren Augen ein freundliches Licht zu entlocken, ganz vergeblich blieben. „Hat es einen Ärger gegeben?"

Sie stützte den Kopf in die Hand und schwieg.

„Sie sind verändert seit dem Winter. Im Herbst waren Sie ganz anders. Da dachte ich, Sie hätten sich durchgekämpft, sich mit Ihrem Schicksal auseinandergesetzt. Jetzt kommt es mir vor, als steckten Sie noch tief drin im Kampf —"

„Nun — es ist nicht zu verlangen, daß man sich so schnell mit seinem Schicksal abfindet — noch dazu in meinen Jahren —"

„Schnell? Es sind zwei Jahre her. Und Sie waren schon weiter. Rückfälle sind immer sehr bedenklich. — Was ist mit Ihnen geschehen im Winter, Elisabeth?"

Sie atmete schwer und erwiderte nichts.

„Die Veränderung fiel mir sofort auf, als ich Sie im März nach mehrmonatlicher Pause zum erstenmal wiedersah. Aber Sie mochten nicht davon sprechen, und so schwieg ich; schwieg bei all meinen weitern Besuchen seitdem und bemühte mich, möglichst sachlich zu bleiben —"

„Und warum machen Sie das heut nicht ebenso?" fragte sie ungnädig. Er schwieg eine Weile und sah ihr finsteres Gesicht unschlüssig an. Dann räusperte er sich, machte eine Miene, wie jemand, der allen Mut zusammenrafft, und sagte:

„Weil ich heute mehr Rücksicht auf meine Ruhe als auf Ihre Laune zu nehmen gewillt bin. Weil ich Sie fragen will, ob Sie immer noch nicht den Gedanken einer zweiten Heirat fassen können? Ob Ihnen dieser Gedanke nicht vielleicht näher gerückt würde, wenn ich Ihnen gleich den Freier zeigen könnte? Kurzum — ob Sie sich entschließen könnten, mich zu heiraten, Elisabeth!"

Sie sah ihn ganz verdutzt an. Darauf war sie wirklich nicht vorbereitet gewesen — wie man sich gewöhnlich nicht abgibt mit Gedanken und Vermutungen, deren Verwirklichung in uns keinerlei Reiz oder Sehnsucht zu erwecken im stande ist.

Ihr unverhülltes Staunen war sehr entmutigend für Hans Weyern. Aber er hatte viel Mut.

„Sie wissen ja, Elisabeth," begann er in seiner einfachen, schlichten Weise, „ich gehöre zu Ihren treuesten Verehrern, solange Sie in Buchwald sind. Sie haben mich bis jetzt vom Heiraten abgehalten, denn unwillkürlich, wenn diese Frage an mich herantrat, verglich ich mit Ihnen, und den Vergleich mit Ihnen hielt in meinen Augen eben keine aus. Ich sagte mir, daß ich immer vergleichen und immer unzufrieden sein würde. Das wäre traurig geworden für mich und meine Frau. So blieb ich lieber ledig. Rechtschaffen verliebt bin ich ohnehin in all den Jahren nicht gewesen. Das lag in gewissem Sinne auch an Ihnen. Nicht, daß ich in Sie verliebt gewesen wäre — Sie waren ja Heinrichs Frau — aber ich war verwöhnt durch Sie; ich fand an keiner andern mehr Gefallen. — Und nun, wo zwischen mir und Ihnen keine trennende Schranke mehr steht, sind ganz neue, ganz andre Wünsche und Empfindungen in mir erwacht. Wie die Hyacinthen und Narzissen vor Ihrem Hause unaufhaltsam und ungeduldig in Blatt und Blüte schießen, nachdem man die dicke Laubschicht entfernt hat, die sie von der Sonne trennte, ebenso ist mir die Liebe aus dem Herzen herausgewachsen, nun kein Hindernis mehr steht zwischen mir und Ihnen —"

Er verstummte; denn Elisabeth sah ihn so groß und erstaunt an — und so traurig und ruhig.

„Sagen Sie mir doch, Hans — ist das wirklich wahr —"

„Daß ich Sie lieb habe?"

„Nein, daß Sie erst angefangen haben mich zu lieben, mit dieser ganz besondern Liebe, als — als Sie mich lieben durften?"

„Ja, Elisabeth, das ist wahr. Ich habe Sie viel zu sehr bewundert und verehrt, um mich Ihnen mit verbotenen Gefühlen zu nähern."

„Verbotene Gefühle!" Elisabeth lachte kurz auf. „Sagen Sie mir doch, wie man das macht, Gefühle zu verbieten oder sich mit seinen Gefühlen nach bestimmten Gesetzen zu richten! Sagen Sie mir doch", fuhr sie leidenschaftlicher fort, „wie man das macht, das, was man an wilden und schädlichen Dingen im Herzen trägt und was sich nur in dem Gefühl bethätigt, das uns quälend umtreibt — sagen Sie mir doch, wie man es macht, sein unruhiges, verderbtes Herz so zu knechten, daß es nur noch da tönt, wo man es berührt, und keinen selbständigen Ton mehr laut werden läßt!"

Hans Weyern sah sie ganz verständnislos an.

„Aber, Elisabeth — ich begreife Sie nicht — davon ist ja gar nicht die Rede — sondern nur von sehr berechtigten, guten, glücklichen Gefühlen!"

„Bei Ihnen — ja; aber bei mir!" Und plötzlich brach sie in Thränen aus und weinte wild und heftig.

Hans Weyern war ratlos. Er hatte noch kaum je im Leben einer weinenden Frau gegenüber gestanden. Er wußte nicht, was er mit ihr anfangen sollte, und

fühlte sich jämmerlich hilflos. Er ging ein paarmal auf und ab, und endlich trat er hinter sie. Sie hatte die Arme auf die Tischplatte geworfen und das Gesicht darauf gepreßt.

„Elisabeth," sagte er zärtlich und berührte scheu ihre Schulter, „warum weinen Sie denn eigentlich?"

„Ach — fragen Sie mich nicht, Hans. Ich kann es Ihnen doch nicht sagen. Ich weiß es im Grunde selber nicht."

„Also Stimmungen —" sagte Hans nachdenklich. „Stimmungen sind gefährlich, namentlich wenn man ihnen allein überlassen bleibt. — Liebe Elisabeth, können Sie sich nicht entschließen, mich Ihren Lebensgefährten sein zu lassen? Ich mag nicht viel von Liebe reden — ich kann es nicht. Was man am tiefsten fühlt, spricht man am schwersten aus. Aber ich bin treu — und ich glaube zu wissen, was Sie bedürfen, um glücklich zu sein. Ich glaube sogar im stande zu sein, es Ihnen zu geben —"

Elisabeth hatte schon längst aufgehört zu schluchzen. Jetzt richtete sie sich auf und sah Hans Weyern aus trüben, heißen Augen an.

„Verschwenden Sie Ihre Worte nicht an mich, Hans. Wenn Sie mir ein treuer Freund bleiben können, so will ich Ihnen von ganzem Herzen dankbar dafür sein. Mehr dürfen Sie nicht verlangen — mehr kann ich nicht geben."

Er wurde blaß, und seine Augen hatten einen nassen Glanz.

„Warum nicht, Elisabeth?"

„Ich weiß nicht," sagte sie zögernd. „Vielleicht ist es zu früh. Vielleicht ist es damit für immer vorbei —"

„Aber Sie sind doch unglücklich, Elisabeth! Sie fühlen sich einsam, Sie sehnen sich nach Glück — nach Liebe — nach allem, was das Vorrecht der Jugend immer gewesen ist und immer bleiben wird!"

Elisabeth ließ den Kopf hängen. Ach ja — sie sehnte sich. Und wie sehnte sie sich. Es überlief sie heiß, das Herz sprengte ihr fast die Brust mit seinem schweren, sehnsüchtigen Schlag. Nur das, wonach sie sich sehnte, war so ganz etwas andres, als die rührende, ernste Treue, die dieser Mann ihr bot.

Und wieder fühlte sie es über sich hinziehen wie einen heißen Atem, an sich vorbeigleiten wie einen huschenden Gespensterschritt, und aus dem feuchten Dunst und dem zitternden bleichen Licht der Frühlingsnacht glühten zwei Augen sie in leidenschaftlicher Feindseligkeit an.

Sie raffte sich zusammen und schüttelte heftig den Kopf.

„Nein, nein, Hans. Sie mögen recht haben mit allem, was Sie sagen, und wenn ich jetzt einwilligte, Sie zu heiraten, so wäre das vielleicht das Vernünftigste, was ich thun könnte. Aber es wäre keine gute That. Ich würde Sie nicht glücklich machen —"

„Ach, Elisabeth," rief er hoffnungsvoll, „darum sorge dich nicht — wenn du nur mein bist — weiter ist nichts nötig, mich glücklich zu machen —"

„Ja, sehen Sie," sagte sie mit trauriger Ruhe, „das ist es ja eben. Ich würde nicht die Ihre sein —"

Von neuem verfärbte sich Hans Weyerns gesundes Gesicht.

„Ich thäte es ja gerne," fuhr sie fort, und in ihren grauen Augensternen entzündete sich ein irres Licht, „denn es wäre das beste für die Kinder — vielleicht auch für mich — wer kann's wissen — und ich bin jung und kann noch nicht abgeschlossen haben mit dem Glück — aber es geht nicht."

„Also lieben Sie einen andern!" Elisabeth erbleichte. „Einen Lebenden?" fuhr er fort. „Den Toten?"

„Ich liebe keinen andern," fuhr sie auf. „Jedenfalls werde ich nicht heiraten," setzte sie scheu hinzu.

„Also Sie können Heinrich noch nicht vergessen," sagte er ernst. „Schämen Sie sich dessen nicht. Es kann Sie nur noch mehr verklären vor mir. Und es erlaubt mir, weiter zu hoffen."

Sie ließ ihm diese Hoffnung, diesen versöhnenden Glauben. Sie ging bedrückt neben ihm her mit dem unklaren Bewußtsein, ihn feige belogen zu haben. —

Zwei Tage später war ihres Mannes Sterbetag.

Sie war mit den Kindern gegangen, sein Grab zu schmücken, aber sie hatte nicht wie sonst eine stille Feierstunde dabei finden können. Rastlos und friedlos war ihr zu Mut — an der Stätte des Friedens fast noch mehr wie inmitten ihrer Arbeit, weil der Gegensatz zu ihrem unruhigen Gemüt hier schärfer hervortrat.

Still und schweigsam sah sie zu, wie die ungeschickten Kinderhändchen die Blumen auf dem grünen Hügel ordneten, und trat schneller als sonst mit ihnen den Heimweg an.

Es war späte Vormittagsstunde; um so erstaunter war sie, auf dem Platz vor dem Hause Katharine Giese unthätig und allem Anschein nach wartend zu finden. Als das Mädchen sie erblickte, kam es langsam und zögernd näher.

Katharine hatte kaum noch blühender werden können, als sie vor Jahr und Tag gewesen war. Aber ein sanfter, guter Ausdruck hatte ihr Gesicht, das sonst eher trotzig und wild geblickt, noch um vieles verschönt. Ihr feindliches, immer in trotziger Gegenwehr begriffenes Wesen war weich und fröhlich geworden, wenn schon ihr noch immer der thatenfrohe Wille aus den Augen blitzte.

Sie trug einen derben, ordentlichen Arbeitsanzug, das wildrote Haar nach hinten gestrichen und sauber geflochten und aufgesteckt.

Elisabeth war ganz betroffen von dieser urwüchsigen Schönheit.

„Was willst du denn, Kathrine," fragte sie.

Des Mädchens schön gewölbte Brust hob sich unter einem tiefen Atemzuge, und ihre auffallend zart gebliebene Gesichtshaut färbte sich tiefer.

„Frau Baronin werden wissen," hob es an und schlug in plötzlicher Verwirrung die Augen nieder, „daß der Franz und ich uns gut sind. Ich möchte die Frau Baronin bitten, zu erlauben, daß wir uns heiraten."

Elisabeth hatte oft bei sich selbst gedacht, daß sie sich über ein solches Geständnis ihres Schützlings gefreut haben würde. Und nun bemerkte sie, daß sie sich nicht freute.

„Was habe ich dabei zu erlauben — das kommt doch ganz auf euch an. Wenn ihr euch heiraten wollt, kann ich es weder erlauben noch verbieten."

Kathrine sah betroffen auf.

„Ja, Frau Baronin, wir wollen aber nur heiraten, wenn wir auch als Eheleute hier im Dienst bleiben dürfen. Sonst warten wir lieber noch —“ das letzte kam etwas gezwungen heraus.

Elisabeth war eigentlich gerührt — aber sie ärgerte sich darüber.

„Zwei verheiratete Leute kann ich im Stall nicht haben; und dem Kutscher zu kündigen, liegt keine Veranlassung vor —“

„Friedrich“ (das war der Kutscher) „hat schon längst gesagt, daß er eine Stelle in der Stadt annehmen möchte. Und da dachten wir,“ fuhr sie zaghaft fort, „da die Frau Baronin doch mit dem Franz immer zufrieden waren, wir könnten vielleicht Friedrichs Stelle bekommen —“

Elisabeth überlegte. Sie gab nicht gern übereilte Versprechungen.

„Du möchtest wohl sehr gern heiraten?“ fragte sie freundlicher.

„Ja, gewiß,“ erwiderte Kathrine; ihre Augen leuchteten und ihre Backen begannen zu glühen. „Wir sind uns schon lange gut — und dann käme ich doch auch endlich zu meinem Recht.“

Elisabeth sah sie etwas verständnislos an.

„Ich bin nun siebenundzwanzig Jahre alt,“ fuhr Kathrine fort, „und hab' mich immer brav gehalten. Leicht ist's nicht immer gewesen, denn es hat mich eh keiner respektiert, und Mutters heißes Blut steckt mir doch auch in den Adern —.“

Elisabeth runzelte die Stirn.

„Ach so — ich verstehe. Nun, es ist gut, Kathrine. Ich werde mit Friedrich sprechen. Und wenn es mit der Kutscherstelle nichts ist, so werde ich etwas andres finden. Heiraten sollt ihr — und zwar bald, damit dir das heiße Blut nicht noch vorher überläuft. Sag' das deinem Franz, und daß ich mich freuen werde, ein glückliches Paar aus euch machen zu können.“

Kathrine haschte nach Elisabeths Hand, küßte sie heftig und sprang davon. Hinter den Büschen, die jetzt schon ein grüngoldiger Schleier überzog, wartete wahrscheinlich ihr Liebster der frohen Frühlingsbotschaft, die sie ihm bringen würde. Elisabeth hörte einen unterdrückten Jauchzer und einen kräftigen Kuß — —

Sie seufzte und ging einsam und schwerfällig weiter.

Am Nachmittag machte sie mit den Kindern einen langen Spaziergang.

Die drei jungen, frohen Geschöpfe sprangen scherzend und spielend um sie herum und vor ihr her, und vermißten es kaum, daß sie teilnahmlos blieb.

Es waren ja ihrer drei. Aber sie — sie war allein.

Es war so sonnig und heiter in Feld und Wald; die Luft so rein und frisch, voll süßer junger Düfte. Die Lärche trug schon ein grünliches Kleid, und auf den Birken brach die Fülle junger Blättchen ihre braunen Hüllen auf. Der Atem junger Waldblumen — Anemonen und gelber Primeln — schwebte im Sonnenschein umher, und ein erstes Vogellied zog wie ein großer Sehnsuchtsklang durch den Wald.

Der Frühling — der Frühling saß am Wege! — Mit Blumen im Haar, mit Himmelsblau in den Augen, ein helles Kinderlachen auf den Lippen, sprudelnden Übermut im Herzen, und die weichen, schmeichelnden Hände voll seliger Verheißungen —

O, das ist eine selige, schlimme Zeit, wenn der Frühling am Wege sitzt! — —

Elisabeth konnte es gar nicht mehr ertragen. Sie konnte sich gar nicht mehr retten vor der wilden, heißen Glückessehnsucht, die ihr durch Seele und Sinn tobte.

Gegen Abend trat sie noch einmal den Weg nach dem Kirchhof an.

Im Park gingen Franz und Kathrine auf heimlichen Pfaden auf und ab. Sie machten sich die Dämmerung zu nutz, hielten einander zärtlich umschlungen, kosten und schäkerten, und zwischendurch küßten sie sich —

Elisabeth sah fort und fing an, schneller zu laufen. Mein Gott, was für ein erbärmlicher Zustand das war!

Neben dem Grabe stand sie lange mit niedergestreckten Händen und gesenktem Kopf, wie versteinert. Dann machte sie ein paar wankende Schritte nach der Bank unter dem Kreuz, sank darauf nieder, umklammerte mit beiden Händen die schmale Rücklehne und drückte das Gesicht auf das harte Holz.

„Heinrich, Heinrich! Was liegst du da in deinem Grabe und träumst — träumst — wunschlos, schmerzlos, der Ewigkeit entgegen! Und läßt mich hier sitzen mit der ganzen Bürde an Erdenarbeit und Erdenunruh, und weinen — weinen! Denkst du nicht daran, wie glücklich wir waren! Lockt es dich nicht zurück aus dem Dunkel des Todes in die Wärme des Lebens! Spürst du nicht den Duft der Veilchen auf deinem Grabe! Hörst du nicht das Lied der Lerche in der blauen Lenzluft! Willst du alles verschlafen — Lenz und Liebe und alles! Spürst du nicht meinen haltlosen Jammer — reißt dich nicht meine Sehnsucht aus deiner seligen Ruhe! O Heinrich, Heinrich, komm wieder und schütze mich! Mein Arm streckt sich aus nach dir — du hast so gern darin geruht! Meine Lippen suchen dich — du hast sie so gern geküßt! Mein ganzes Verlangen, meine ganze Sehnsucht schreit nach dir — hörst du es nicht! Stille sie, nimm sie an dich, und mich dazu — laß sie nicht in alle Welt hinausgehen und zerflattern in allen Winden — laß sie mir nicht ruhelos im Blute kreisen und meine Thatkraft, meine Vernunft verbrennen mit ihren glühenden Wellen — —

„Aber du hörst nicht — du bist den Tönen dieser Welt entrückt, du vernimmst und verstehst sie nicht mehr. Der Epheu spinnt deine Ruhestatt ein, er wehrt alles ab, was störend dir nahen, in dein Friedensgehege sich eindrängen will — meine Klagen und meine Angst und meinen Sehnsuchtsschrei —

„O du heilige Erde, du Kreuz von Stein — du stiller Leichnam, der du ruhst unter beiden — du große Ruhe über Allem — o sprich auch meiner Not das Wort vom Frieden!“ — — — — —

Die Feierabendglocken huben an zu läuten, und Elisabeth verharrte regungslos und lauschte mit hungriger, wunder Seele. Sie wurde ruhiger dabei. —

Mit einem Male war ihr, als töne ein häßlicher Mißklang dazwischen. Sie setzte sich wie erschrocken auf und sah mit großen Augen umher.

Am Grabe ihres Mannes, nur wenige Schritte entfernt, stand Reinhard Bendemann.

Elisabeth wurde flammend rot, und ihre Augen leuchteten zornig.

„Wissen Sie, Herr Pfarrer,“ sagte sie erregt und stand plötzlich in ihrer ganzen Höhe vor ihm, „es ist sehr unzart von Ihnen, mich in einer solchen Stunde hier zu — belauschen!“

Aber wenn sie groß und stolz war, so war er noch größer und stolzer.

„Ich wußte nicht, daß Sie hier seien, Frau Baronin.“

„Sie sahen mich aber, als Sie näher kamen. Und da mußten Sie umkehren.“

„Warum? Wo Trost notwendig ist, soll der Seelsorger nicht gehen, sondern kommen, auch wenn er nicht immer gern empfangen wird.“ Seine fast hochmütige Überlegenheit reizte sie unbeschreiblich. Ihre Angst verwandelte sich in Zorn.

„Ich will Ihren Trost nicht. Sie sind überhaupt gar nicht mein Seelsorger,“ rief sie heftig.

Reinhard Bendemann heftete seine Augen mit einem so despotischen Blick auf sie, daß sie alle Mühe hatte, nicht in sich zusammenzusinken.

„Sie machen es mir jedenfalls sehr schwer, Ihr Seelsorger zu sein —“

„Ich bin überzeugt, Herr Pastor, daß Sie noch niemals über meine Seele nachgedacht haben; daß Sie überhaupt noch nie in mir ein Ihres geistlichen Zuspruchs bedürftiges Mitglied Ihrer Gemeinde sahen. Es ist Ihrer sonstigen furchtlosen Aufrichtigkeit nicht würdig, Ihr Eindringen in meinen geheimsten Schmerz mit seelsorgerischen Bestrebungen rechtfertigen zu wollen.“

Sie wußte selbst nicht, woher sie den Mut nahm, so zu sprechen. Aber es machte ihm Eindruck.

„Ich weiß nicht, warum Sie so unfreundlich sind,“ sagte er milder. „Ich versichre Sie nochmals, ich war nicht darauf gefaßt, Sie hier zu finden. Ich komme oft hierher. Als ich Sie dann aber sah, so sah, hatte ich in der That den Wunsch, Ihnen zu helfen; wäre ich irgend ein andrer gewesen, als der ich bin, so hätte ich vielleicht nicht den Mut dazu gefunden. Daß ich ihn fand, lag trotz alledem, was Sie dagegen sagen, an dem Umstand, daß ich, wenn auch vielleicht leider nicht Ihr Seelsorger bin, so doch im Beruf und Recht des Seelsorgers stehe. — Und wenn Sie den Seelsorger nicht haben wollen, so erlauben Sie vielleicht dem Menschen zu bleiben.“

Elisabeth wandte sich wortlos ab.

Der Pfarrer sah sie in Gedanken verloren an, und sein Gesicht bekam dabei einen freundlicheren Ausdruck.

Elisabeth trug seit einiger Zeit weiße Krausen in Hals und Ärmeln, was den düstern Eindruck ihrer schwarzen Tracht lieblich milderte. Heut hatte sie noch ein weiches weißes Tuch um die Schultern geschlagen. Es sah aus, als sei sie gewillt, sich dem Leben zurückzugeben. Um so weniger konnte Reinhard Bendemann den Schmerzensausbruch verstehen, dessen Zeuge er hier geworden war. Er hatte sie darüber hinaus geglaubt. Sie war den ganzen Winter hindurch so klar und still und freudig gewesen —

„Wozu wären wir denn Menschen,“ fuhr er mit seiner tiefen tönenden Stimme nach einer längern Pause leise zu sprechen fort, „zu dem gleichen Zweck und Ende in dieselbe Welt gestellt, wenn wir uns nicht untereinander helfen sollten! — Und wo der Niedrige zum Hohen, der Arme zum Reichen, der Unglückliche zum Glücklichen — der Feind zum Feinde den Weg nicht findet, da sollte man allemal den Mut haben, als Mensch zum Menschen zu kommen. Den Fremden, den Feind, den Vorgesetzten, dem irgendwie Unbefugten zeigen wir wohl ein erstauntes, abweisendes Gesicht, wenn er sich in unsre innern Angelegenheiten einmischt. Wenn aber jemand

nur als Mensch kommt, mit menschlichem Mitgefühl und menschlicher Hilfsbereitschaft — dann, Frau Baronin, wäre man wohl selber kein Mensch, wenn man ihm die Thüre wiese —"

Elisabeth lehnte sich an das steinerne Kreuz, wickelte sich fest in das weiße Tuch, blickte trübe zu Boden und schob dabei mit der Fußspitze die kleinen Kiesel zusammen, die da herumlagen.

„Ich brauche keinen Menschen," sagte sie schroff.

„Was brauchen Sie denn? Um etwas trauerten Sie doch, nach etwas sehnten Sie sich doch, als Sie da saßen und weinten!"

„Um was ich traure und wonach ich mich sehne, das liegt in dem Grabe, daran Sie stehen," sprach sie finster. Er sah sie prüfend an.

„Ich dachte, Frau Baronin, Sie hätten sich darein ergeben —"

„Ergeben — nun ja, gewiß, es bleibt mir ja nichts andres übrig —"

„Wenn man sich ergeben hat," fuhr Reinhard Bendemann fort, „dann trauert man nicht so, wie Sie eben trauerten; dann sieht man nicht so aus, wie Sie jetzt aussehen."

Sie senkte den Kopf tiefer. Sie hatte nicht mehr, wie vorhin, den Wunsch, daß er gehen möchte; sie wünschte im Gegenteil, daß er weiter sprechen möchte. Und er sprach.

„Denken Sie nicht, ich sei ein harter, unduldsamer Mensch, der dem irdischen Schmerz keine Berechtigung zuerkennen wolle. Ich habe — seit einiger Zeit wenigstens — ein volles Verständnis dafür, daß Sie mit dem, was Sie erleben und hergeben mußten, nicht so leicht abschließen können. Ich weiß wohl, daß man heiß und rücksichtslos wünschen kann, es möchte anders sein, auch wenn man weiß und einsieht, daß es nicht anders sein kann. Ich weiß, daß man die unüberwindlichen Mauern, die unserm Wollen und Wünschen ein Ziel setzen, dennoch immer wieder mit dem Verzweiflungsmut der Sehnsucht zu stürmen versucht —"

Elisabeth hatte während seiner Rede langsam den Kopf erhoben. Nun sah sie ihn mit glänzenden Augen an.

„So dachten Sie früher nicht, Herr Pastor!"

„Früher — nein; als ich nur den Willen kannte und nicht die Ohnmacht —"

Ihre Augen versenkten sich förmlich in sein Gesicht. Sie schien es gar nicht zu wissen, wie sie ihn ansah, und wie es ihn verwirrte. Endlich atmete sie tief auf.

„Ich will ehrlich sein. Sie haben ganz recht. Darein, daß mein Heinrich tot ist, ergab ich mich längst. Es war Gottes Wille so, ich kann nichts daran ändern. Ich werde ihn immer vermissen und immer lieb haben; aber ich versuche längst nicht mehr — wie Sie eben sagten — die Mauern zu stürmen. Die Verzweiflung und Verzagtheit, der ich eben erlag, hat ganz andern Ursprung —"

Sie trat einen Schritt näher. Sie zog die dunkeln Augenbrauen empor, was ihrem Gesicht einen schmerzlich gepeinigten Ausdruck gab, und sagte, mit ausgestreckter Hand auf das Grab zeigend:

„Der Heinrich, um den ich trauerte und den ich liebte, liegt nicht da unten. Der wandelt droben, wo die Lieder der Erlösten schallen. Sie selbst haben mich einst daran erinnert, und ich habe es gelernt, mich für ihn zu freuen, daß Gott ihm

die Bürde abgenommen hat, die ‚Leben‘ heißt. — In diesem Grabe liegt ganz ein Andres. In diesem Grabe liegt meine Jugend und mein Glück und meine Heiterkeit und — seit einiger Zeit — mein Friede. Und darum sitze ich hier und versuche vergebens, dem Grabe abzuringen, was es verschlungen hat. — Meinen Heinrich zurückrufen zu wollen, fällt mir nicht ein. Unmögliches will man nicht wollen. Aber das andre, das will ich mir wiedergewinnen. Das ist nicht nur möglich, sondern auch notwendig. Ich will es zwingen, zurückzukommen. Und wenn es nicht das Glück sein kann — das will ich gar nicht, denn daran glaube ich nicht mehr für mich — so soll es wenigstens der Friede sein!“

In düsterer Energie gingen ihre Augen an ihm vorbei in den fahlen Abendhimmel, der ihr Gesicht bleich und farblos erscheinen ließ. Reinhard Bendemann hatte ein Gefühl, als ob ihm das Herz langsam abstürbe, und empfand eine selbstquälerische Wollust dabei.

„Und wollen Sie das wirklich ganz allein unternehmen?“ fragte er. „Wollen Sie keinem Menschen erlauben, Ihnen dabei zu helfen?“

Ein schmerzliches Lächeln milderte die Starrheit ihrer Züge.

„Wenn ich einen Menschen dazu brauchte, so hätte ich ihn haben können,“ sagte sie mit halber Stimme. „Vorgestern hat Hans Weyern mich gefragt, ob ich mein Leben mit dem seinen teilen wolle. Und ich habe ‚nein‘ gesagt.“

Totenstill wurde es auf dem Friedhof. Nur ein kleiner Vogel sang in den knospenden Baumzweigen — süß und schläfrig.

„Nachdem Sie mir dies ungefragt erzählten,“ begann Reinhard Bendemann endlich mit heiserem Ton, „so können Sie mir vielleicht auf meine Frage hin auch erklären, warum Sie ‚nein‘ sagten.“

„Warum? — Ganz einfach: weil ich ihn nicht liebe.“

Reinhard Bendemann sah sie mit einem sonderbaren, spottenden Blick an.

„Man sollte meinen, Sie seien ein ganz junges Mädchen, daß Sie es so ohne weiteres für ausgeschlossen halten, ohne Liebe zu heiraten!“

„Ich habe als Mädchen so gedacht, und ich weiß nicht, warum ich heut anders denken sollte, nachdem ich an mir selbst erfahren habe, welch ein Glück es ist, wenn Ehe und Liebe untrennbare Begriffe bleiben. Und ich meine, Herr Pastor, daß Sie am wenigsten über diese Auffassung spotten sollten. Sie als Geistlicher, meine ich,“ setzte sie hastig hinzu, heiß erschreckend bei dem Gedanken, daß er ihre Worte auch noch anders deuten könne.

Er lächelte trübe und erwiderte nichts.

„Außerdem,“ fuhr Elisabeth fort, „habe ich heut ebensowenig wie vor Jahren Veranlassung, ohne Liebe zu heiraten.“

„Aber Herr von Weyern wird sehr unglücklich sein —“

„Er würde vielleicht noch unglücklicher werden, wenn ich ihn nur ihm zu Gefallen heiratete.“

„Ich weiß nicht — ich glaube, Sie haben genug Charakter, um auch ohne Liebe eine gute Ehe zu führen.“

„Vielleicht. Aber warum? Warum ohne irgend welche Notwendigkeit eine so gefährliche Probe eingehen?“

„Weil ich glaube — denke, daß Ihre Verzweiflung vorhin nur der Reue über den voreiligen Entschluß entsprang.“

Elisabeth hätte beinahe gelacht. Aber die Lust dazu verging ihr, als sie Reinhard Bendemanns hartes, freudloses Gesicht betrachtete.

„Nein, Herr Pastor,“ sagte sie ernst. „Der Entschluß war weder voreilig, noch bereue ich ihn. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen das alles erklären soll. Manchmal denke ich, daß ich zwar wieder heiraten, aber niemals wieder lieben könnte. Und dann wieder ist mir, als könnte ich wohl noch einmal lieben, aber nicht wieder heiraten. Es ist keine Harmonie mehr in diesen Dingen in meiner Seele. Ich rühre darum lieber gar nicht daran — es gibt nur Mißtöne. — Und nun,“ fuhr sie in leichterem Tone fort, „habe ich Ihnen eine Generalbeichte abgelegt, mit der Sie auch in Ihrer Eigenschaft als Seelsorger zufrieden sein könnten.“

„Ich danke Ihnen dafür,“ sagte der Pfarrer. „Ich bin nur traurig, daß ich Ihnen so wenig darauf sagen kann. Ich glaube wirklich — Sie brauchen keinen Menschen. Ich beneide Sie darum, Frau Baronin.“

Sie standen sich lange still und schweigend gegenüber. Keiner fand den Mut, den andern zu verlassen.

„Ich möchte Sie noch eins fragen,“ sagte Reinhard Bendemann endlich leise. „Warum kommen Sie gar nicht mehr zur Kirche?“

Sie zuckte merklich zusammen. Seit jenem Abend bei Ruth hatte sie es nicht mehr über sich vermocht. Sie blieb ihm die Antwort schuldig.

„In acht Tagen — am Gründonnerstag — wollte ich das Osterabendmahl ansetzen. Ist Ihnen das recht?“

Sie hörte seinen Atem aus- und eingehen. Der eigne stockte ihr.

„Ich — ich wollte zu Ostern zu Verwandten reisen,“ stotterte sie.

„Ich kann es verlegen, wenn Sie es wünschen —“

„Nein, ich wünsche es nicht,“ klang es hart zurück.

„Nun denn — gute Nacht. Ich habe Sie schon zu lange aufgehalten.“

Als sie aufsah, war er fort. Ohne ihr die Hand gegeben zu haben.

Elisabeth schloß die Augen, weil alles um sie her wie in feuriger Lohe verschwamm. Und mit den geschlossenen, der Wirklichkeit hartnäckig abgekehrten Augen sah sie Hans Weyern vor sich stehen.

„Elisabeth — wie ist es möglich!“ hörte sie ihn sagen.

Und da lachte sie auf. Laut und häßlich. Reinhard Bendemann hörte es ja nicht mehr.

XV.

Am ersten Tage der folgenden Woche reiste Elisabeth mit ihren Kindern ab und blieb einen vollen Monat fort.

Es schien ihr plötzlich ganz gleichgültig geworden, was in dieser wichtigen Arbeitszeit in der Wirtschaft vorging, und der alte Verwalter schüttelte sorgenvoll

den Kopf. Er konnte die Zügel ebensogut allein halten. Aber das Benehmen seiner Herrin war ihrem sonstigen Verhalten den wirtschaftlichen Pflichten gegenüber so zuwiderlaufend, daß dem irgend etwas Besonderes zu Grunde liegen mußte.

Elisabeth selbst bemühte sich in dieser Zeit, Buchwald und alles, was dazu gehörte, aus den Gedanken zu streichen, am meisten ihren eignen Anteil daran. Und weil sie ein energisches Gemüt besaß und eine lebhafte Empfänglichkeit für neue und fremde Eindrücke, gelang es ihr über Erwarten gut.

Als sie Ende Mai nach Hause kam, brannte die Sonne schon sommerlich heiß auf das leuchtende Grün der Saaten nieder, und im Garten öffneten die ersten Rosen ihre Kelche. Jauchzend sprangen die Kinder um das Haus herum, und alles freute sich ihrer belebenden Heimkehr.

Elisabeth hatte noch an demselben Abend eine lange wirtschaftliche Unterredung mit Delberg; der hatte seine helle Freude an dem munteren Interesse und an der thatkräftigen Frische seiner Herrin, die sich im Frühling so gar nicht hatte einstellen wollen, so daß er selbst sich schon ganz bedrückt und unlustig gefühlt hatte. Und die Freude machte ihn redselig, zumal er nur Gutes und Befriedigendes zu melden hatte.

„Herr von Weyern war jede Woche einmal hier," berichtete er im Laufe der Unterredung, „so daß ich mich über alles Vorkommende mit ihm bereden konnte. Es war mir sehr lieb, nicht die ganze Verantwortung allein zu tragen —"

„Als ob Sie dem nicht voll gewachsen wären!" sagte Elisabeth freundlich. Und bei sich dachte sie gerührt: „Der gute Hans!"

„Und was gibt es sonst noch?" fragte sie, als alles Wichtige besprochen schien.

„Der Friedrich hat zu Johanni eine Stelle in der Stadt, und wenn die Frau Baronin noch gewillt sind, könnte der Franz die Wohnung bekommen."

„Selbstverständlich," sagte sie eifrig. „Und vorher soll die Hochzeit sein — je eher je besser. Ich werde gleich morgen mit den Leuten reden. — Nun — und was sonst noch?"

Delberg räusperte sich mehrere Male; es wurde ihm sichtlich schwer, anzufangen.

„Die Leute sagen — das heißt, ich weiß gar nichts Genaues, Frau Baronin — aber es geht das Gerede, unser Pastor habe sich weggemeldet."

Elisabeth griff unwillkürlich mit der Hand hinter sich nach der Tischplatte. Die ganze neue Frische, die sie sich mitgebracht hatte, war wie von einem gewaltthätigen Glutenwind versengt und verwischt. Sie wurde ganz kalt, nur in ihren Wangen fing es an, zu brennen und zu pochen.

„Was heißt das? Das kann nicht wahr sein —"

„Ich kann, wie gesagt, nichts verbürgen, Frau Baronin. Ich hörte es nur gerüchtweise. Genaues weiß wohl noch niemand. Der Herr Pastor scheint sich nicht darüber zu äußern."

„Aber warum sollte er denn —"

Delberg zuckte die Achseln.

„Wenn er es vor Jahr und Tag gethan hätte, als die Gemeinde noch gegen ihn war — aber jetzt — es geht ja ein jeder Einzelne durchs Feuer für ihn! Ich auch, Frau Baronin, obgleich ich anfangs gar nicht gut auf ihn zu sprechen war,

weil er mir immer mit seiner kirchlichen Zucht bei der Wirtschaft im Wege war. Aber heut muß ich selber sagen: so einen Pfarrer bekommen wir so leicht nicht wieder. Jeder spürt seinen wohlthätigen Einfluß auf das ganze Gemeindeleben, und wenn er manchmal streng zufaßt, nun, so ist das eben nötig und imponiert den Leuten am meisten."

„Die Gemeinde müßte versuchen, ihn zu halten —"

„Das haben wir uns auch schon gedacht. Der Schulze und einige andre, die das erste Ansehen haben im Dorf, wollten zum Pfarrer gehen und geradezu fragen, was an dem allen wahr sei, und ihn bitten zu bleiben."

„Dann sollten sie es bald thun —"

„Wir wollten erst hören, was die Frau Baronin dazu meint —"

„Das ist Gemeindesache, und geht mich nichts an."

Delberg machte ein erstauntes Gesicht.

„Die Männer wollten aber wenigstens sicher sein, im Einverständnis mit der Frau Baronin zu handeln —"

„Was sollte ich gegen den Pfarrer einzuwenden haben?"

„Und sie wollten wissen, ob die Frau Baronin ihre Bitte beim Pfarrer unterstützen würde —"

„Wenn ihn die Wünsche der Gemeinde in seinen Entschlüssen nicht beeinflussen können, so werden meine Worte es auch nicht vermögen. Wenn der Gemeinde aber an ihrem Pfarrer so viel gelegen ist —" sie hielt inne, als ob etwas ihr plötzlich die Luft versetze — „so viel an mir ist, werde ich thun, ihn ihr zu erhalten. — Wissen Sie noch Weiteres?"

„Nein — für den Augenblick nichts, Frau Baronin."

„Gut, ich danke Ihnen. — Morgen früh um neun Uhr werde ich Sie bitten, mit mir durch die Wirtschaft zu kommen."

Er ging hinaus. Elisabeth blieb wie angenagelt stehen.

Der Pfarrer wollte fort — und die Gemeinde verlangte von ihr, daß sie ihn halte.

Von ihr! Ha — von ihr!

Ein helles Jauchzen schlug an ihr Ohr. Draußen vor dem Hause tobten ihre Kinder mit Lies und Käthe Bendemann. Schon am ersten Abend hatten sie sich die kleinen Freundinnen holen müssen —

Elisabeth trat vor die Thür und rief sie zu sich. Lies und Käthe knixten sehr wohlerzogen und sahen in ihren frischgewaschenen Leinenkleidern, mit den gesunden Farben und den sanften, frohen Augen allerliebst aus. Ganz so mochte Ruth als kleines Mädchen ausgesehen haben.

„Denke mal, Mutter," rief Klaus aufgeregt, „die Jungens sind fort —"

„Und nun spielen wir immer nur mit den Mädchen," ergänzte Lasko sichtlich befriedigt.

„Habt ihr nicht Sehnsucht nach den Brüdern?" fragte Elisabeth.

„Nein, gar nicht," gestand die blonde Lies sehr ehrlich. „Sie waren so wild. Wenn wir Schelte bekamen, hatten sie allemal Schuld. Jetzt ist es viel schöner."

„Aber die Mutter war gewiß traurig, als sie fort mußten?"

„Ja, sie hat geweint," erzählte Käthe. „Aber es ist viel besser für sie," setzte sie weise hinzu.

„Mutter ist nämlich krank," sagte Lies sehr ernst.

„Krank?" rief Elisabeth erschrocken.

„Ja; sie liegt nicht im Bett, aber sie sagt immer, es ginge ihr schlecht, alles thäte ihr weh. Sie kommt oft nicht zu Tisch und sitzt immer so herum —"

„Ich werde sie besuchen," sagte Elisabeth schnell entschlossen und alles andre vergessend. „Heute abend noch."

„Ach ja," rief Käthe, „sie hat so oft gesagt: wenn doch die Frau Baronin da wäre —"

Elisabeth wollte eigentlich bis nach dem Abendessen mit ihrem Besuch warten, aber sie hielt es nicht so lange aus vor qualvoller Unruhe. Sie nahm ihren schwarzen Strohhut und lief förmlich den Gartenweg entlang nach dem Pfarrhause.

Als sie durch das Mauerpförtchen trat, stand sie plötzlich der Pfarrerin gegenüber.

Beide blieben betroffen stehen, sahen sich an und schwiegen verlegen. Die Pastorin faßte sich zuerst.

„Ich war auf dem Wege zu Ihnen," sagte sie. „Ich wollte meine Kinder holen und fragen, wie Ihnen die Reise gethan hat —"

Ruth Bendemann war noch um einen Schein schmaler und zarter geworden und sah erbärmlich elend aus. Sie war um mehrere Jahre gealtert, und in ihren größer gewordenen Augen leuchtete der Gram.

„Um Gottes willen, Ruth, was haben Sie gemacht!" rief Elisabeth außer sich. „Was ist Ihnen geschehen?"

„Aber gar nichts!" sagte sie müde, beinahe gleichgültig, und blieb unbeholfen stehen, während ihre Augen ruhelos umhergingen.

„Ruth," sagte Elisabeth, und legte ihr die Hände auf die Schultern, „Ihre Kinder sagten, Sie hätten manchmal den Wunsch ausgesprochen, ich möchte wieder da sein. Nun bin ich da — nun freuen Sie sich aber auch ein wenig darüber und stehen Sie mir nicht gegenüber, wie einer Fremden!"

Ruth machte ein gequältes Gesicht.

„Ach — Frau Baronin —"

„Sagen Sie nicht Baronin zu mir! Nennen Sie mich Elisabeth! Ich nenne Sie ja auch Ruth und habe Sie nicht einmal um Erlaubnis gefragt! Ich konnte einfach nicht anders! Und wenn der Mensch zum Menschen spricht —" sie hielt inne, denn sie bemerkte erschreckend, daß sie des Pfarrers eigne Worte wiederholte. Sie hatte aber ein so lautes, heftiges Bedürfnis, diesem, gerade diesem Menschen wohlzuthun — als müsse sie diesem armen, vergrämten Weibe Ersatz schaffen für etwas, das sie ihm genommen. Nein doch — nein — sie hatte diesem armen Weibe nicht genommen, was es schon längst nicht mehr besessen hatte. —

Fort doch, fort mit diesen schrecklichen Gedanken.

„Also nennen Sie mich Elisabeth!" wiederholte sie bittend.

Ruth ließ traurig den Kopf hängen, wie eine verblühte Blume.

„Ach — wozu denn —" sagte sie unfroh.

Mit einer energischen Bewegung schlang Elisabeth ihren Arm um die Schultern der Pastorin und zog sie mit sich fort, den Gartenweg hinunter. Sie hatte im Pfarrhaus eine Thür klappen hören, und sie wollte auf alle Fälle jetzt mit Ruth allein bleiben.

„Haben Sie Vertrauen zu mir, Ruth?“ — Keine Antwort. Elisabeth bog sich zu ihr herab und sah ihr mit fordernder Angst in die Augen.

„Antworten Sie, Ruth! Vertrauen Sie mir?“

Ruth schlug die blauen Augen langsam auf und heftete sie auf Elisabeths erregtes Gesicht.

„Ja,“ sagte sie einfach. Elisabeths Arm umschlang sie fester.

„Haben Sie mich ein wenig lieb?“

„Ja, sehr lieb.“

„Nun, dann sagen Sie einmal: liebe Elisabeth.“

„Liebe Elisabeth,“ wiederholte Ruth mit zitternden Lippen.

„So,“ sagte diese, „nun ist hoffentlich der Bann gebrochen, nun erzählen Sie mir, warum Sie so elend und traurig aussehen!“

Ruth stieß einen unmutigen Seufzer aus.

„Es ist wirklich kläglich, wie wenig ich mich zusammennehmen kann, daß mir's gleich jeder ansieht, wenn mir das Herz schwer ist. Andre Frauen ertragen viel Schlimmeres als ich, und niemand merkt es ihnen an —“

„‚Jeder‘ merkt es ihnen vielleicht nicht an; aber ich bin doch nicht ‚jeder‘. Und einen Menschen muß man am Ende haben, dem man sich anvertraut —“

„Muß man das wirklich? — Es ist doch ein Zeichen von Schwäche, von Unselbständigkeit —“

„Sie haben nicht nur eine zarte Seele, sondern auch einen zarten Körper,“ unterbrach Elisabeth ernst. „Beide sind den Härten des Lebens allein nicht gewachsen. Sie gehören nicht zu den starken Naturen, die niemanden brauchen, als sich selbst, und Sie sollten sich das auch nicht leid sein lassen. Freundschaft ist etwas sehr Schönes und ein Glück, von dem jene andern nichts wissen —“

„Und was würde mir das nun nützen, wenn ich Ihre Freundschaft annähme?“ fragte Ruth. „Reinhard will ja fort —“

Elisabeths schon zum Antworten geöffneter Mund schloß sich wieder. Das hatte sie ganz vergessen —

„Ist das wirklich wahr?“ fragte sie gepreßt. „Die Leute erzählen es sich — aber ich wollte es nicht glauben.“

„Und ich sollte eigentlich nicht davon sprechen. Reinhard selbst spricht zu niemand darüber. Woher es die Leute haben, weiß ich nicht. Was man ihnen nicht sagt, das fühlen sie — aber sie wissen immer alles. Vielleicht haben auch unsre Mädchen hie und da ein unvorsichtiges Wort aufgefangen und weitergetragen — so wenig wir selbst davon sprechen.“

„Aber seit wann denn, Ruth —“

„Er hat mir seinen Entschluß vor etwa vierzehn Tagen mitgeteilt. Ich war völlig unvorbereitet.“

„Und der Grund?“

„Ich kenne ihn nicht. Wenigstens hat er mir keinen angegeben. Haben wird er wohl einen.“

Elisabeth beobachtete Ruth heimlich und scharf. Aber auf diesem stillen, sanften Gesicht war nichts zu lesen.

„Hat er etwas mit der Gemeinde gehabt?“

Ruth lächelte. „Sie wissen ja selbst, wie die Leute ihn lieben; ich habe nie geglaubt, daß sie ihn so verstehen lernen würden.“

„Fühlt er sich in seinem Wirken unbefriedigt?“

„Er hat ja alles erreicht, was er wollte, und sieht fast täglich neue Früchte seines unermüdlichen Wirkens —“

„Oder irgend welche äußeren, materiellen Umstände?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, das gewiß nicht. Er hat sich vom ersten Tage an hier wohl gefühlt und ist mit allem zufrieden gewesen.“

„Dann ist es vielleicht nur ein Weiterstreben —“

„Irgend etwas wird es ja wohl sein,“ seufzte Ruth. „Aber wenn er sich über eine Sache nicht aussprechen will, so ist es umsonst, ihn zu fragen. Wenigstens für mich. Er läßt mich ja schon lange an seinen Gedanken nicht mehr teilnehmen. — Vielleicht wird er sich Ihnen gegenüber äußern —“

„Soll ich ihn fragen?“ rief Elisabeth lebhaft. Ruth sah nachdenklich zu ihr auf.

„Ich weiß nicht — ich möchte nicht, daß er erführe, was ich Ihnen darüber gesagt habe.“

„Ich brauche Sie ja gar nicht zu erwähnen,“ sagte Elisabeth. „Ich erzähle ihm einfach, was mir Delberg darüber hinterbracht hat —“

„So — also der hat es Ihnen gesagt — nun, thun Sie, was Sie wollen.“

Elisabeth überlegte. Und dabei gingen sie den schmalen, mit Buchsbaum eingefaßten Weg immer auf und ab.

„Ist es denn schon unwiderruflich beschlossen?“

„Das wohl nicht. Aber Reinhard hat an das Konsistorium geschrieben und sich zur Verfügung gestellt.“

„Thut es Ihnen leid, Ruth?“

„Ach Gott —“ Die Thränen schossen ihr in die Augen. „Ich wäre so gern geblieben — das Herumziehen von einem Ort zum andern ist so schrecklich —“

„Sehen Sie darum so vergrämt aus?“

„Darum allein wohl nicht — es kommt nur so dazu — zu allem andern —“

„Warum sind Sie nie zu mir gekommen, Ruth! Ich hatte Sie doch so darum gebeten — an jenem Abend!“ Sie schüttelte traurig den Kopf.

„Ich wollte auch oft, aber ich ließ es allemal wieder. Ich kann nicht darüber sprechen, was mich quält. Und über andres harmlos plaudern kann ich erst recht nicht. Da bleibe ich lieber allein.“

„Ist es denn immer noch so schlimm, Ruth?“

Die Pfarrerin war zu vertieft in ihren eignen Gram. Sonst hätte sie die Angst fühlen und sehen müssen, die in Elisabeths Seele zitterte und aus ihren bangen Augen redete.

„Ja," sagte sie. „Es wird immer trauriger. Er ist nicht mehr heftig und nicht mehr launenhaft und unberechenbar. Er ist gleichgültig und sieht mich überhaupt nicht. Er geht herum, als trüge er ein finsteres Unglück in sich, und kommt nicht auf den Gedanken, daß ich mich tot danach sehne, es mit ihm zu teilen — ihn trösten und lieben zu dürfen —"

Sie weinte und hörte auch wieder auf. Elisabeth drang nicht weiter in sie. Sie war verstummt. Und als sie endlich wieder zu reden anfing, sprach sie von den Jungen und allerhand häuslichen und wirtschaftlichen Angelegenheiten.

Dann sah sie nach der Uhr und fand, es sei die höchste Zeit, zurückzukehren.

„Kommen Sie nicht erst noch einen Augenblick ins Haus? Mein Mann ist daheim —"

„Ein andermal," sagte sie leichthin. „Heut muß ich fort. Bedenken Sie, ich war vier Wochen fort — es liegt ein Berg von Korrespondenzen auf meinem Schreibtisch —"

Mehrere Tage vergingen, ohne daß Elisabeth ihren Pfarrer gesehen oder gesprochen hätte. Sie betrat das Pfarrhaus nicht und vermied es sogar, auf der Dorfstraße daran vorüberzugehen. Und da der Pfarrer auch nicht zu ihr kam, begegnete sie ihm nirgends.

Einmal verbrachte Ruth einen Nachmittag bei ihr. Sie sprachen von allen weiblichen Interessen, beschäftigten sich mit den Kindern, freuten sich an der Frühlingsüppigkeit des Parkes, und Elisabeth hatte die Freude, der blassen kleinen Frau Teilnahme für allerhand außerhalb ihres trübsinnigen Gedankenkreises liegende Dinge zu erwecken und ihr hier und da sogar ein Lächeln zu entlocken.

Von ihrem Kummer und von ihres Mannes Plänen sprachen sie kein Wort. Elisabeth vermied es geflissentlich, und Ruth war viel zu zartfühlend.

Am Sonntag ging Elisabeth zur Kirche. Es war mehr Eigensinn und Widerspruchsgeist, was sie dazu trieb, als gerade Andachtsbedürfnis.

Als Reinhard Bendemann vor den Altar trat, mußte er sie sehen. Er vermied es auch gar nicht. Während die Gemeinde die letzte Strophe des Anfangsliedes sang, ruhten seine Augen sehr streng, sehr traurig und sehr gedankenschwer auf ihrem jungen, frischen Gesicht. Als er dann die Bibel aufschlug, seufzte er; so tief und lange, daß Elisabeth es hörte.

Sie hatte hartnäckig in ihr Gesangbuch geblickt, obgleich sie seine Blicke deutlich fühlte. Nun sah sie auf; sie konnte es unbesorgt, denn sein Auge suchte sie während des ganzen Gottesdienstes nicht mehr.

Es lag ihnen Beiden sehr fern, an dieser Stelle ein leichtfertiges Spiel zu treiben. Sie wären zurückgebebt bei dem bloßen Gedanken.

Elisabeth war aber dennoch heut sehr unaufmerksam. Sie war mit innerem Widerstreben hergekommen und es war ihr nicht möglich, ihre Gedanken zu sammeln.

Immerwährend überlegte sie, wie sie in den Gang der Ereignisse hindernd und lenkend eingreifen könne; was sie zu thun habe, um der Gemeinde den Pfarrer zu erhalten, um Ruth den Gatten wiederzugeben.

Sie sah, wie voll die Kirche war. — Es schlief keiner der Zuhörer, wie das früher oft vorkam.

Wie wäre es auch möglich zu schlafen, wenn von der Kanzel solche Worte, solche Gedanken gleich Feuerflammen oder gleich himmlischen Sonnenstrahlen in die Herzen herniedersanken! Reinhard Bendemann verstand es, seine Gemeinde anzufassen, wie kein andrer. Er setzte nicht immer Verständnis und Empfänglichkeit voraus, aber er erzwang sich beides. Er suchte so lange, bis er die geheimen, oft verschütteten und vergrabenen Zugänge zu den Seelen fand, und dann erbrach er Schlösser und Riegel mit der Macht seiner Rede, mit der Macht seines Wissens — und seit einiger Zeit mit der Macht der Liebe.

Elisabeth fing unwillkürlich an, zuzuhören. Sie wurde immer aufmerksamer, immer erstaunter. Was für eine Wandlung hatte sich mit ihm vollzogen, auch in seinen Predigten!

Freilich — sie war ja auch seit Monaten nicht in seinen Gottesdiensten gewesen.

Oder war dies immer sein wahres Wesen gewesen, das nur unter den Schwierigkeiten, mit denen sein Feuergeist hier im Anfang zu kämpfen hatte, nicht zu seinem Recht und zur Entfaltung gekommen war?

Nein — das war sein wahres Wesen nicht immer gewesen. Das war ein neues Wesen.

Elisabeth begann, sich unbändig darüber zu freuen. Sie fühlte sich so glücklich, wie lange nicht. So stolz befriedigt, als sei sie die Veranlassung dieser Wandlung.

Und wie sie sich daran freute, durchfuhr sie von neuem der Gedanke an seine Absicht, diese Gemeinde, die an ihm hing, die gläubig zu ihm aufsah, die in ihrer jetzigen Form sein Werk war, zu verlassen.

Sie entäußerte sich ihres eignen Anteils an dieser Trennung, um ausschließlich in Gedanken an die Gemeinde aufrichtig betrübt darüber zu sein.

Hing sein Entschluß mit seiner Wandlung zusammen? Waren vielleicht beide demselben Grunde entsprungen?

Man lernt verstehen an andern, was man erfuhr an sich selbst. Man lernt verzeihen, wenn man selber fehlte. Man findet die erbarmende Milde für andre, wenn man sie für sich selbst verzweifelnd gesucht hat.

Aber wofür brauchte Reinhard Bendemann die erbarmende Milde? Worin hatte er gefehlt? Was hatte er an sich selbst erfahren?

Umsonst suchten ihre Augen in seinem Antlitz zu lesen; es schien hart und unbeweglich und war doch durchglüht von einem inwendigen Feuer.

Was sie zu wissen begehrte, sagte dieses Gesicht ihr nicht.

Sie war tief erregt, als sie nach Hause ging. Noch nie hatte der Pfarrer ihr so gefallen. Noch nie war sie mit allem, was er gesagt, so einverstanden gewesen. Noch nie war es ihr so klar geworden, welch ein Segen für eine Gemeinde ein Geistlicher war, der es gleich ihm verstand, das Wort zu säen und die Frucht zu pflücken.

Sie mußte ihn dieser Gemeinde unter allen Umständen zu erhalten suchen. Das war ihre Pflicht als Gutsherrin und Patronin.

Es spielten keine selbstsüchtigen Wünsche in diesem Gedankengang mit. Sie war in diesem Augenblicke entschlossen, das Hindernis, daran Reinhard Bendemann hier zu scheitern schien, aus dem Wege zu räumen, ohne Rücksicht auf sich selbst.

Wie um sie in ihrem Entschluß, der ihr das Herz schwoll und beschwerte, noch zu festigen, ließ sich nach der Kirche der Schulze bei ihr melden. Sie wußte, weshalb er kam, noch ehe er den Mund aufgethan hatte.

„Frau Baronin, es geht das Gerede, unser Herr Pastor wolle fort. Ich möchte die Frau Baronin bitten, für die Gemeinde ein gutes Wort einzulegen, daß er bleiben möchte. Wir haben gedacht, er könne jetzt zufrieden mit uns sein. Wir sind ihm dankbar für alles, was er an uns gethan hat. Wir wissen, daß er manches nicht hätte für uns thun können ohne die Frau Baronin; wir wissen aber auch, daß wir manches ohne ihn überhaupt nicht bekommen hätten. Und wir wissen auch, daß wir nie wieder einen Pastor bekommen werden, der so treu und eifrig ist und es so gut mit den Leuten versteht. Es ist ein ganz andrer Wind in die Gemeinde gefahren — das wissen wir im Kirchenrat am besten. — Also wir bitten alle recht sehr, die Frau Baronin möchte mit dem Herrn Pfarrer reden!"

Elisabeth hatte ihn sprechen lassen und ihn aus ihren grauen Augen gedankenvoll angesehen.

Ja, der Mann hatte recht. Tausendmal recht.

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht," sagte sie. „Aber wäre es nicht besser, die Kirchenältesten — Sie an der Spitze — gingen selbst zum Herrn Pfarrer, um ihm ihre Bitte vorzutragen?"

„Daran haben wir schon gedacht. Aber wir meinten, es würde dem Herrn Pastor mehr Eindruck machen, wenn die Frau Baronin selbst käme. Sie sind doch immer in allem zusammengegangen —"

„Das heißt, er hat mich zu allem gezwungen, was er erreichen wollte," dachte sie schmerzlich bei sich. „Wenigstens beinahe zu allem!" Und dann sagte sie:

„Ich habe eigentlich gar nicht das Recht, mit ihm darüber zu sprechen, denn er hat mir kein Wort darüber gesagt." Der Schulze sah sie betroffen an. Sie merkte es. „Nein, kein Wort und alles, was ich weiß, habe ich nur vom Hörensagen."

„Dann ist am Ende gar nichts Wahres daran? Denn Ihnen würde er es doch zuerst sagen —"

Elisabeth dachte an ihre Unterredung mit Ruth.

„Etwas Wahres ist gewöhnlich an jedem Gerücht," sagte sie. „Sie hätten es ja am einfachsten, den Herrn Pastor geradezu danach zu fragen."

Der Schulze hatte allerhand Bedenken und blieb dabei, es sei wünschenswerter, wenn die Frau Baronin das übernähme. Elisabeth seufzte schwer.

„Ich will es mir überlegen. Versprechen kann ich nichts. Jedenfalls möchte ich nicht, daß sich die Gemeinde in dieser Beziehung abhängig von mir mache."

Mehr war nicht von ihr zu erreichen.

Am Abend kam Kathrine Giese. Sie bat, daß ihre Hochzeit schon im nächsten Monat sein dürfe.

Elisabeth sah das schöne, blühende Mädchen ein wenig spöttisch an, und in ihrem Herzen regte sich der Neid.

„Habt ihr es gar so eilig? Der Franz kann die neue Stelle nicht vor Johanni antreten. Ich hatte mir gedacht, ihr solltet dann nachher heiraten. Ich hätte euch vorher geholfen, die Wohnung herrichten —"

Kathrine errötete vor Glück.

„Ach, Frau Baronin sind zu gütig! Es ist auch nicht, daß wir's nicht erwarten könnten. Wenn man ein Gewisses vor sich hat, geduldet man sich schon noch die paar Wochen. Es ist nur — wir haben gehört, daß der Herr Pastor fort will, und wir möchten uns gern noch von ihm trauen lassen.“

Elisabeth stieg eine unwillkürliche Röte ins Gesicht. Sie empfand ein heftiges Unbehagen.

„Also du weißt das auch schon! Nun, ich kann dich beruhigen. Wenn der Herr Pastor wirklich weggeht — so schnell, wie du denkst, geht's doch nicht.“

„Wir hatten uns gedacht,“ fuhr das Mädchen fort, „wir könnten dann unverändert weiter dienen, er im Stall und ich in der Küche, bis wir die Wohnung beziehen dürfen —“

„Unsinn, Kathrine,“ rief Elisabeth fast heftig. „Das denkst du dir so — das ist nachher ganz anders. Wenn du mir nicht glaubst, dann laßt euch meinetwegen schon nächsten Sonntag trauen. Aber in die Küche kommst du mir dann nicht mehr. Du kannst dann solange in den Stall ziehen.“

Kathrine sah ganz erschrocken aus. Es war das erste Mal, daß ihre Herrin sie unfreundlich anließ. Sie hatte Thränen in den Augen.

„Frau Baronin wollen verzeihen — ich wollte ja nicht unbescheiden sein. Aber wir lieben den Herrn Pastor, namentlich der Franz, und wir dachten, ehe daß er fortginge —“

„Früher war der Pfarrer nicht sonderlich dein Freund —“

„Früher nein. Aber damals war ich dumm, und der Herr Pfarrer war hart —“

„Und nun bist du weise, und er ist milde geworden!?“

„Er that wohl nur hart; er war wohl immer gut im Herzen. Die guten Augen, die er jetzt manchmal hat, können ihm nicht so angeflogen sein —“

„Und mit diesen guten Augen hat er dein Vertrauen gewonnen?“

„Ja, Frau Baronin. Und mein Franz, der zum Gesangverein gehört und zum Jünglingsverein, sagte noch heute nach der Predigt: solchen Pastor kriegen wir nicht wieder.“

„Nun — gib dich zufrieden. Ihr sollt schon noch von ihm getraut werden, auch wenn ihr bis nach Johanni wartet. — Willst du sonst noch etwas?“

Kathrine stand verlegen da und machte ein unschlüssiges Gesicht. Sie glaubte der Herrin wohl nicht recht.

„Nein — wenn es ganz gewiß ist, daß der Herr Pastor dann noch hier ist. — Wenn er doch überhaupt hier bliebe!“ fuhr sie plötzlich ganz mutig fort. „Der Franz und ich, wir haben gemeint, daß die Frau Baronin es ihm sagen müßten —“

„So — meint ihr! — Du scheinst recht vorwitzig zu werden, Kathrine!“

Das Mädchen wurde blutrot; und da Elisabeth nichts mehr sagte, sondern nur streng und finster an ihm vorbei sah, wandte es sich langsam um und ging hinaus.

Elisabeth blieb allein. Sie hatte sich geärgert und wußte nicht recht weshalb, und nun schämte sie sich, daß sie sich dem Mädchen gegenüber nicht hatte beherrschen können.

Warum verlangten sie auch alle von ihr, daß sie ihnen den Pfarrer erhalte! Warum gerade von ihr!

Natürlich — sie war ja die Patronin!

Und plötzlich wußte Elisabeth: Wenn sie nicht die Patronin wäre, sondern das ärmste und geringste Weib in der ganzen Gemeinde, so würde sie jetzt nach dem Pfarrhaus laufen und den Pfarrer fragen, ob es wahr sei, daß er fort wolle; und wenn er Ja sagte, ihn kniefällig und flehentlich bitten, zu bleiben; und wenn er auch dazu endlich Ja sagte — dann würde sie — ach, sie wüßte selber nicht, was sie dann vor Glückseligkeit machen würde!

Aber so — ging es nicht.

Und schließlich würde ihr wohl doch nichts anders übrig bleiben, als hinzugehen und ihn zu bitten, obgleich sie die Patronin war — oder weil sie es war.

Die Gedanken liefen ihr alle durcheinander im Kopf herum; unklare, ungeordnete, stürmende und flüchtende Gedanken.

Ja, sie waren zusammengegangen; trotz häufiger Meinungsverschiedenheiten hatten sie sich doch bald in segensreichem Wirken zusammengefunden. Er hatte sie eben gezwungen zu allem, was er wollte; mit seiner Energie, seiner geistigen Überlegenheit, die sie schließlich noch allemal anerkennen, seinem besseren Urteil, dem sie sich allemal, innerlich überwunden, beugen mußte.

Und manchmal auch, namentlich diesen Winter, mit seinen guten Augen.

Ja, sie waren zusammengegangen. Und nun war etwas zwischen sie getreten; leise, unsichtbar, so daß sie es nicht fassen und greifen und rechtzeitig vernichten konnten. Und als es sich zwischen sie geschoben und festen Fuß gefaßt und sie getrennt hatte, da warf es die unkenntlich machende Hülle ab und reckte sich und stand da, groß und fürchterlich. Und nächstens würde es einen Feuerbrand zwischen sie schleudern und lachen — furchtbar hohnlachen.

Eine warme, feuchtschwüle Maiennacht sank über die Erde. Elisabeth fand keine Ruhe und irrte einsam im dunkeln Park umher.

Es war eine Nacht voll schwerer, trunkener Düfte, voll weicher, sehnsüchtiger Luft, die betäubend über das feuchte Erdreich zog. Sie umwehte die fieberheiße Stirn der einsamen Frau und regte ihre Seele auf. Still war es, still wie zitternde Erwartung; die großen Bäume standen wie unter einem Bann und wagten sich nicht zu rühren.

Die Blumen dufteten voller — es war als entlocke die Nacht ihren Kelchen lauter zärtliche Geheimnisse, als entlocke sie ihnen die ganze weiche, zärtliche Seele und trüge sie auf schmeichelnden Armen davon.

Die Sterne zuckten und flimmerten, als sei ihr Schein getrübt von den Thränen all der heimlich weinenden Menschenaugen; bis hier herüber tönte durch die dunkle Stille das Schluchzen und Glucksen des Baches, der draußen durch die Auen zögernd eilte.

Ein Raunen und Flüstern — ein Traumlied, aus Lust und Leid ineinandergeschmolzen zu flutender Harmonie, niedergehalten mit seinem Jubel, seinem Weh von einer großen, seligen Bangigkeit, zog durch diese atemlose Stille, in deren Dunkel sich der Frühling dem Sommer ergab. Ein süßes, zitterndes Liebeslied —

Das sind die Nächte, die schwülen, warmen, duftenden, sommerlichen Frühlingsnächte, in denen die Sehnsucht ihre Arme breitet und die Sünde ihre Schleier spinnt — in denen die Blumen aus den Sümpfen steigen und über dem Moore die Irrlichtflämmchen glühen und tanzen — die Nächte, die ein einsames Herz voll ungestillter Lebenslust zur Verzweiflung oder zum Leichtsinn treiben mit ihrem Schmeicheln und Werben — bis es verdorben oder voll Reue und Thränen ist —

Mißtönend hallte der Unkenruf durch den wallenden Duft der lüstern schmeichelnden Mailuft. Fledermäuse glitten scheu und leis wie kleine Unglücksschatten durch die sternendurchfunkelte, nachtblaue Atmosphäre.

Elisabeth stand neben einem Jasminbusch — er war mit zahllosen, kühl und schwer duftenden weißen Blütensternen bedeckt — und sah mit immer starrer werdenden Augen in den nächtlichen Maienzauber hinein. Jeder flimmernde Stern wurde ihr zum heißen Wunsch — jede schimmernde Blume zum gaukelnden Traum; die ganze Luft umher war wie eine unendliche, sehnsüchtige Wonne.

Immer langsamer ging ihr Atem und immer schwerer, als drücke sich fester und fester eine furchtbare Last auf ihre Seele. Eine so gräßliche, schmerzende Leere gähnte ihr im Herzen, daß sie sich fürchtete.

Was stand sie da, als warte sie auf jemand! Sie ging ja keinen mehr etwas an.

Sie wartete freilich auf niemand; sie sah aber einem nach mit heißen, unglücklichen Augen — einem, das lange fort war und nimmer wiederkam — einem, das sie doch noch nicht entbehren konnte mit ihrer Jugend und mit ihrem vollen Herzen.

Horch — was war das? — Leises Rascheln, wie wenn Frauenkleider an den Büschen entlang streiften — Knirschen im Kies wie von menschlichen Tritten — und nun ein verliebtes Flüstern, ein ängstliches Kichern — und nun Stille — und dann ein Kuß — und noch einer — ein ganzer Regenschauer von erstickenden Küssen.

Ein heißes Zittern lief dem einsamen Weibe über den Leib. Dann regte sich ihm im Herzen ein gieriger Neid, und dann ein wilder Zorn.

Sie trat aus dem tiefen Dunkel der Büsche heraus mitten in den Weg. In dem unsichern Licht schimmerte ihr Antlitz marmorhell. Sie sah sich angestrengt um nach der Richtung hin, aus der das Küssen kam. Natürlich — sie war's.

„Kathrine!" rief Elisabeth hart und hell. Ein leiser Schreckensruf ertönte; das Liebespaar stand jenseits des Rasens still.

„Komm einmal her, Kathrine."

Langsam löste sich das Mädchen aus des Mannes Arm und kam mit sichtlichem Widerstreben quer über den Rasen dahergegangen. Ihr Liebster blieb drüben stehen. Elisabeth wartete geduldig, bis Kathrine ihr nah gegenüberstand.

„Was treibst du dich zu so später Stunde noch hier herum?" fragte sie streng. „Weißt du nicht, daß ihr um zehn Uhr alle im Hause sein sollt?"

Kathrine ließ den Kopf hängen und antwortete nicht.

„Du bist nach deiner eignen Aussage bis jetzt immer ein ordentliches Mädchen gewesen,“ fuhr Elisabeth grausam fort. „Willst du jetzt anfangen, liederlich zu werden?“

„Frau Baronin,“ rief Kathrine gekränkt und warf den Kopf zurück, „wir haben nichts Böses gethan.“

„Noch nicht vielleicht. Gleichviel — ich wünsche das nächtliche Herumtreiben nicht. Sag das deinem Schatz. Verstehst du?“

Kathrine sah die Herrin mit ihren pechschwarzen Augen erstaunt und vorwurfsvoll an. Elisabeth in ihrer gereizten Stimmung meinte einen herausfordernden Spott darin zu lesen. — „Du bist nur böse, weil du es nicht ebenso haben kannst, weil du es uns nicht gönnst.“ — Das eigne Gewissen sprach zu ihr aus diesen Augen. Sie waren ihr unbequem, beinahe unheimlich.

„Geh,“ sagte sie rauh.

Kathrine ging etwas schneller, wie sie gekommen war. Ohne sich wieder, wie vorhin, eng an ihren Liebsten zu schmiegen, ging sie mit ihm dem Hause zu. Elisabeth bemerkte die ‚Rücksicht‘, als welche es ihr erschien, mit bitteren Gefühlen und lauschte dem Ton ihrer gedämpft flüsternden Stimmen. Aber sie konnte kein Wort erfassen.

„Warum verbietet sie es uns?“ sagte der Franz etwas trotzig. „Sie thut es ja selber!“

„Was sich für die Frau Baronin paßt,“ verwies ihn Kathrine, „ist noch lange nicht für uns erlaubt. Außerdem — sie ist allein!“

„Nun ja — das ist es ja eben,“ kicherte Franz.

„Pfui, schäm dich!“ schalt sie. „Leicht ist’s freilich nicht für so eine junge, schöne Frau wie unsre Baronin, zuzusehen, wenn andre sich lieben, und selbst nichts zu haben —“

„Sie könnt’s ja alle Tage haben, wenn sie wollte.“

„So? Wie meinst du das?“

„Nun — es gibt schon welche, die sich die Füße ablaufen möchten, wenn sie damit die Frau Baronin erhaschen könnten — der Herr von Weyern zum Beispiel!“

„Ja, ja, du magst recht haben, und es wär’ am End’ das Beste für die gnäd’ge Frau. Aber von uns würd’ sich’s keiner wünschen, daß einer käme und sie uns wegholte —“

„An uns wird sie wohl nicht denken, wenn’s einmal so weit kommt!“ meinte Franz, gutmütig lachend.

Sie waren auf dem Küchenhof angelangt — es galt sich zu trennen.

„Wenn’s doch erst für uns so weit wäre, Kathrin!“ flüsterte Franz und drückte sie an sich.

„Ist ja nicht mehr lang hin —“ sagte sie, bestrebt, sich loszumachen.

„Willst du mich wirklich so lang warten lassen, Kathrin? Auf den Tag kommt’s am End’ doch nicht an —“

„Ja, grad auf den Tag kommt’s an,“ sprach sie ernst. „Ich bin es mir und der Frau Baronin schuldig —“

Elisabeth hörte die Hausthür dumpf zufallen. Ein einzelner Mannesschritt entfernte sich langsam in der Richtung nach den Stallgebäuden hin.

Sie atmete auf — und fühlte sich doch unbefriedigt. Sie war ungerecht gewesen; das Mädchen hatte es gefühlt — vielleicht gar den Grund erraten.

Elisabeth schämte sich zu Tode. Sie ging gleichfalls ins Haus und schloß heftig die Thür, als wolle sie die Nachtluft aussperren, die lüstern hinter ihr herschlich.

XVI.

Es folgten ein paar arbeitsreiche Tage. Delberg konnte zufrieden sein mit dem bis auf die kleinsten Nebensachen sich erstreckenden Interesse und Eifer seiner Herrin. Er war doppelt zufrieden, weil es in diesem Jahr überhaupt noch nicht so gewesen war, und weil er schon an ihrer Thatkraft und Ausdauer zu zweifeln begonnen hatte.

Nun schalt er sich darum.

„Unsereiner hat auch mal Zeiten von Schwäche und Unlust. Und unsrer gnädigen Frau vor allen ist es nicht zu verübeln, wenn ihr die Bürde mal zu schwer wird, und sie die nüchterne Pflicht vergißt über andern Dingen, die eigentlich viel besser für sie passen würden —"

Was für Dinge das seien, wußte er selber nicht recht.

Er freute sich über ihren Eifer. Soweit ging sein Blick nicht, zu erkennen, daß dieser Eifer etwas gewaltsam Erzwungenes war; daß sie von früh bis spät schaffte und arbeitete nicht aus Liebe zur Sache und aus befriedigendem Pflichtgefühl, sondern um ihre Gedanken abzulenken von dem einen, um das allein sie sich hartnäckig drehten Tag und Nacht — um die Vorgänge im Pfarrhause und um ihren eignen Anteil daran.

Sie sprach nicht mehr davon; sie ließ sich von niemand mehr davon erzählen. Sie schien die Absicht zu haben, sich in keiner Weise um die geheimen Pläne des Pfarrers und um die lauten Wünsche der Gemeinde zu kümmern.

Mochte die Gemeinde ihre Wünsche selbst vertreten, wenn es ihr ernst damit war!

Eines Nachmittags, als sie eben im Begriff war, samt den Kindern zum Heuen in die Wiesen zu gehen, fuhr Hans Weyern vor.

Sie hatte ihn seit jener Aussprache nicht wiedergesehen, und über ihrer Begrüßung schwebte eine leichte Verlegenheit. Sie schickte die Kinder allein hinaus.

„Geht einstweilen — vielleicht komme ich nachher nach."

„Ich möchte Sie aber nicht stören, Elisabeth!" sagte er.

„Sie stören nicht. Es ist gar nicht so notwendig, daß ich hingehe. Wir können ja dann zusammen — Sie sehen sich vielleicht auch gern einmal den ersten Schnitt meiner trocken gelegten Wiesen an. Erst setzen Sie sich aber ein Weilchen —"

Auf der Veranda an der schattigen Gartenseite, wo der eben verlassene Vespertisch noch unabgedeckt stand, nahm sie mit ihm Platz und schenkte ihm Kaffee ein.

„Es ist gut, daß ich endlich Gelegenheit finde, lieber Hans," sagte sie mit ruhiger Freundlichkeit, „Ihnen zu danken, daß Sie während meiner Abwesenheit öfter herübergesehen haben. Delberg ist sehr glücklich darüber — und ich bin ganz beschämt durch Ihre treue Freundschaft, für die ich Ihnen gar nichts bieten kann —"

„Es wäre nicht Freundschaft, wenn sie nicht uneigennützig wäre. Außerdem ist mir das Bewußtsein, Ihnen ein wenig nützen zu können, schon Lohn genug."

Sie sprachen dies und das von Elisabeths Reise und allem, was sich derweil Wichtiges und Unwichtiges zugetragen hatte. Sie fanden beide bald den alten, harmlos vertraulichen Ton wieder.

Hans beobachtete Elisabeth zwischendurch aufmerksam. Es schien ihm, daß sie blässer sei als gewöhnlich. Um ihre Lippen zuckte es manchmal nervös, und ihre Augen waren nicht so klar und hell wie sonst.

„Sie sehen aus, als hätten Sie Unannehmlichkeiten gehabt, Elisabeth," sagte er mitten in der Unterhaltung. „Irre ich mich?"

Sie errötete ein wenig, und ihr Blick bemühte sich, den seinen zu vermeiden, und irrte an ihm vorbei ins Grüne.

„Wenn man nach längerer Abwesenheit zurückkommt, wird man ja meist mit allerhand unliebsamen Neuigkeiten überschüttet," sagte sie leichthin. „Manche derselben habe ich noch nicht ganz verarbeitet —"

„Sie scheinen also nachdrücklicher Natur gewesen zu sein, diese Unliebsamkeiten?" Sie antwortete nicht.

„Wissen Sie, Elisabeth," meinte er ehrlich, „ich habe mich überhaupt gewundert und nicht recht begreifen können, weshalb Sie gerade in dieser für den Landwirt nächst der Ernte wichtigsten Zeit des Jahres fortreisen konnten."

„Ich mußte einmal heraus aus dem ewigen Einerlei; ist das so verwunderlich?"

„Aber das konnten Sie doch im Winter haben!"

„Im Winter —" wiederholte sie beinahe träumerisch — „im Winter bin ich auf den Gedanken gar nicht gekommen. Da war es so still und behaglich, die Zeit verging auch so schnell —"

„So — hm. Also da langweilten Sie sich nicht. Und nun im Frühjahr, mit der Arbeit, mit dem Erwachen, da kam die Langeweile?"

„Langeweile — nein doch. Was mich forttrieb, war etwas ganz anderes —"

„Also was denn?"

„Ich wollte Ruhe haben," sagte sie tief atmend.

„Ruhe? Aber ich denke, davon hätten Sie im Winter genug haben können. Sie saßen ja unbeweglich in Ihren vier Wänden — ein wahrer Winterschlaf!"

„Ach, Hans, was sind Sie schwerfällig! Oder wollen Sie nicht verstehen? Es sind doch nicht allemal nur äußere Unruhen, denen man entgehen möchte!"

Hans Weyern machte ein betroffenes Gesicht.

„Elisabeth — ich will doch nicht hoffen, daß Sie — meinetwegen —"

„Nein, nein, guter Hans —“ erwiderte sie; es klang zerstreut und sehnsüchtig; sie stellte die Ellenbogen auf den Tisch, lehnte die Wange gegen die aneinandergelegten Hände und sah mit einem wunderlich verträumten Ausdruck an ihm vorbei — als sei er gar nicht da. Ihre Augen hatten einen weichen, feuchten Glanz, und ein wehmütiges Lächeln machte ihr Antlitz jung und lieblich erscheinen. Hans meinte, sie noch nie so hübsch, so ganz und gar weiblich gesehen zu haben; sein Herz schlug ihm voll und schwer vor Liebe und Traurigkeit.

Aber er hatte es immerhin noch gut. Er durfte bei ihr sein, ihren Anblick genießen, er genoß ihr Vertrauen und ihre Freundschaft — und wenn er sich nicht auch dieses kargen Glückes berauben wollte, mußte er sich hüten, mehr zu verlangen.

Mitten in diese resignierten Gedanken hinein sagte Elisabeth, sich energisch aufraffend:

„Da Sie nun einmal hier sind, Hans, so möchte ich Ihnen etwas erzählen und Sie um Ihren Rat bitten. — Denken Sie, Bendemann will fort, und die Leute kommen zu mir und verlangen, daß ich ihn bitte zu bleiben. Da ich aber von der ganzen Geschichte kein Wort officiell, sondern alles nur unter der Hand erfahren habe, weiß ich nicht, ob ich mich hineinmischen soll.“

Sie hatte sehr schnell gesprochen und hatte es nicht verhindern können, daß ein tiefes Rot ihr langsam ins Gesicht stieg, das um so tiefer wurde, je mehr sie sich darüber ärgerte. — Hans Weyern sah sie unausgesetzt an.

„Aha!“ stand auf seinem undiplomatischen Gesicht zu lesen.

„Ist das die unliebsame Neuigkeit, die Sie noch nicht verwunden haben?“ fragte er.

„Ja,“ gestand sie sichtbar widerwillig.

„Und der Pfarrer hat noch nicht zu Ihnen davon gesprochen?“

„Ich habe ihn seit meiner Rückkehr überhaupt noch nicht gesprochen. Er scheint aber zu niemand darüber zu sprechen,“ fuhr sie, sein Erstaunen fühlend, hastig fort. „Niemand hat es von ihm selber gehört. Er scheint uns mit der fertigen Thatsache überraschen zu wollen, und deshalb eben weiß ich nicht, ob ich mich einmengen soll.“

„Ich will Ihnen gestehen, Elisabeth, daß dies Gerücht auch schon zu mir gedrungen ist. Es kommt mir etwas unwahrscheinlich vor — wie oft ist dergleichen lediglich aus der Luft gegriffen. Aber ich würde mich an Ihrer Stelle nicht dabei beruhigen, es nicht auf eine derartige Überraschung ankommen lassen. Denn dann läßt sich nichts mehr dagegen thun. Und — wenn Sie meine Meinung hören wollen — Sie müssen ganz bestimmt thun, was Sie können, um Bendemann zu halten. Ich würde an Ihrer Stelle noch heut zu ihm gehen und ihn fragen, was an dem Gerede wahr ist.“

Elisabeth sah nachdenklich auf ihre gefalteten Hände nieder und schwieg.

„Sie wissen,“ fuhr Hans Weyern fort, „ich habe im Anfang nicht gerade zu seinen Verehrern gehört; er war mir zu schroff, zu gewaltthätig und zu selbstbewußt. Ich habe ihn im Lauf der Zeit schätzen gelernt. Ein Teil Selbstbewußtsein ist schließlich in jedem Manne, der selbständig etwas leistet. Bendemann leistet und fördert viel. Und nun er mit seinem Willen in seiner Gemeinde durchgedrungen ist,

scheint er — nach allem, was man hört — auch milder und zugänglicher geworden zu sein. Wo ich in Buchwald von ihm sprechen höre, da geschieht es mit Liebe und Vertrauen. Es wäre geradezu ein Schaden für die Gemeinde, wenn er den Platz, den er so siegreich erkämpft und behauptet hat, jetzt verlassen wollte."

Elisabeth sagte noch immer nichts.

„Was hat er denn für Gründe?" fragte Hans weiter.

„Wie ich sagte — ich sprach ihn noch nicht. Und in der Gemeinde weiß es keiner."

Er sah nachdenklich vor sich hin. „Ich kann es mir auch gar nicht denken — gerade jetzt müßte ihm sein Wirken hier doch Freude machen! Und gut besoldet ist die Pfarre auch. Oder sollte es sein Familienleben sein?"

„Aber das nimmt er doch überall mit hin —" sagte sie und fühlte dabei das Herz bis in den Hals hinauf schlagen.

„Natürlich — ja; daran dachte ich nicht." Und nach einer Pause fuhr er fort: „Nun, Sie können ihn ja auch danach fragen. Sie müssen sogar. Denn Gründe, die man nicht kennt, kann man nicht beseitigen. Und so viel in Ihrer Macht liegt, müssen Sie die Gründe, die ihn forttreiben, aus dem Wege zu räumen suchen. — Das ist mein Rat, Elisabeth. Sie haben ihn hören wollen. — Ihr Kaffee hat übrigens herrlich geschmeckt!" Damit verfiel er plötzlich in ein ganz andres Gebiet und in einen ganz andern Ton. „Und nun möchte ich vorschlagen, daß wir nach den Wiesen gehen, die Kinder waren ohnehin enttäuscht über den gestörten Spaziergang, und ich interessiere mich lebhaft für Ihre Verbesserungen — wie für alles, was Sie betrifft," setzte er mit komischem Trotz, unter dem sich Rührung verbarg, hinzu.

Elisabeth kam seiner Aufforderung mechanisch nach. Seine Bemühungen, ihre schweren Gedanken abzulenken und zu erheitern, wollten ihm nicht glücken. Sie blieb sehnsüchtig und zerstreut, und ihre Augen hatten einen sonderbaren, heißen Glanz, der ihn erschreckte.

Stumm und steif stand sie dabei, während er sich von Delberg die Schwierigkeiten der jüngst vollendeten Melioration und den vorteilhaften Unterschied der diesjährigen ersten Grasmaht von der sonstigen erklären ließ — als ginge sie das alles gar nichts an. Und noch im Herbst war sie immer ganz lebhaft geworden, gerade wenn es sich um diese Wiesenarbeiten handelte.

„Das hat man nun von der uneigennützigen Freundschaft," dachte er ingrimmig. „Sie hält es nicht einmal für nötig, sich in meiner Gegenwart zusammenzunehmen. Und sie könnte mir's doch wahrlich ersparen, zu sehen, woran sie denkt und was ihr am Herzen frißt —"

Aber sie kam gar nicht erst darauf, zu denken, daß er etwas sehen könne.

Hans Weyern war in der That ein sehr uneigennütziger Mensch — aber doch eben auch nur ein Mensch. Und Elisabeths heutiges Wesen mutete ihm mehr zu, als er sich zu leisten getraute. — Als sein Wagen vorgefahren war, und er im kühlen Wohnzimmer von ihr Abschied nahm, sagte er mit rauher Stimme:

„Es wird wohl gut sein, wenn ich mich einstweilen hier nicht wieder sehen lasse —"

Sie sah erschrocken, beinahe ängstlich zu ihm auf.

„Warum nicht — wie meinen Sie das?“

„Nun, Elisabeth — sind Sie noch nie darauf gekommen, was es für mich sein muß, so neben Ihnen herzuleben, nach dem, was Sie von mir wissen? Sind Sie mit Ihren Gedanken so völlig wo anders? — Ich dachte, es müßte gehen. Der heutige Versuch hat mir gezeigt, daß ich meine — Selbstlosigkeit überschätzt habe. Leben Sie wohl —“

Sie aber hielt die Hand fest, die er ihr flüchtig gegeben hatte und nun schnell wieder zurückziehen wollte.

„Hans —“ sagte sie mit erstickter Stimme, und in ihre Augen traten Thränen, „verlassen Sie mich nicht — ich habe niemand hier herum —“

„Sie haben ja Ihren Pfarrer!“ wollte er sagen. Aber er brachte es doch nicht fertig; es wäre unedel und grausam gewesen. So räusperte er sich nur.

„Versuchen Sie, bei mir auszuhalten — mir zuliebe —“ setzte sie unüberlegt hinzu.

„Ihnen zuliebe — ja, es gibt freilich wohl nichts, was ich Ihnen zuliebe nicht zu stande brächte. Na — also, nochmals Lebewohl — auf Wiedersehen, Elisabeth.“

Sie sah ihn aus ihren schwimmenden Augen stumm und dankbar an, und er lief zum Zimmer hinaus, als wäre er auf der Flucht.

Bis spät in die Nacht hinein saß Elisabeth am Schreibtisch. Aber die Gedanken, die sie mit atemloser Arbeit abwehren wollte, rächten sich dafür nachher, als sie endlich, vor Müdigkeit keines Federstriches mehr fähig, zur Ruhe ging, und ließen sie nicht schlafen.

Sonderbarerweise erschien ihr plötzlich das, was sie bislang von sich gewiesen als ein Unding, das einzig Richtige und Notwendige: sie würde zum Pfarrer gehen, als Patronin, und mit ihm sprechen und zwar noch an demselben Tage, dessen fahler Schein ihre müde gewachten und geweinten Augen schmerzend traf; aber zu ihrer Beruhigung trugen diese Einsicht und dieser Entschluß nicht eben bei.

Schon der Wunsch, dieser qualvollen Unruhe möglichst bald ein Ende zu machen, veranlaßte, daß sie sich noch in früher Vormittagsstunde auf den Weg machte.

Sie ging durch den Garten. Ihr Schritt war langsam und schleppend; ihre Haltung müde und gebeugt — als trüge sie eine schwere Last einem unglückseligen Ende zu.

Als sie das Mauerpförtchen öffnete, das die Gärten trennte, bot sich ihr ein freundlicher Anblick dar. Auf einem frisch gegrabenen und gepflanzten Beet standen Lies und Käthe in großen blauen Ärmelschürzen und pflanzten Kohl unter Anleitung der Mutter, die den Korb voll grüner fleischiger Pflänzchen in der Hand hielt und mit einer Hacke anzeichnete, wie sie verteilt werden sollten. Mitten auf dem Steig, der neben dem Beet hinlief, saß die kleine Hanna, spielte mit Kieselsteinen und bunten Böhnchen und krähte dabei stillvergnügt vor sich hin.

Wie friedlich war das Bild — und wie wenig entsprach es der Wirklichkeit.

Alle vier waren so in ihre Beschäftigung vertieft, daß sie Elisabeth erst bemerkten, als sie schon ziemlich nahe herangekommen war. Hannchen hielt im Spielen

inne und sah die Ankommende mit offnem Munde an. Lies und Käthe richteten sich aus ihren gebückten Stellungen auf und hielten ihr zum Beweis ihrer ernsthaften Thätigkeit die erdigen Händchen mit gespreizten Fingern entgegen. Ihre rotwangigen Gesichter strahlten dazu vor stolzem Vergnügen.

Die Pastorin stellte den Korb hin und ging Elisabeth entgegen.

„So frühe Gäste sind wir nicht gewöhnt!“ sagte sie mit einem rührenden Versuch, zu scherzen. „Ich wollte den Garten so gern vor Pfingsten in Ordnung haben; ich bin ohnehin so im Rückstande — wegen meiner oft versagenden Leistungsfähigkeit —“

„Pfingsten —“ sprach Elisabeth versonnen vor sich hin. „Ich habe noch gar nicht an Pfingsten gedacht dies Jahr —“

„Morgen in acht Tagen,“ sagte Ruth. „Heut in acht Tagen kommen die Jungens —“

„Da wird es große Freude geben,“ meinte Elisabeth.

„Bei meinem Mann, ja. Er vermißt sie. Ich — es ist recht unrecht von mir, ich kann mich nicht so freuen. Ich liebe sie ja, gewiß, aber ich fürchte mich vor dem Lärm —“

Ruth sah in der That beängstigend zart und durchsichtig aus — als ob ein Hauch sie knicken könne. Elisabeth wandte seufzend die Augen ab.

„Ist Ihr Mann zu sprechen?“ fragte sie und fühlte dabei, wie ihr die Fingerspitzen kalt wurden. „Ich komme nämlich heut hauptsächlich zu Ihrem Mann. Ich will mit ihm reden —“

„Wegen der Versetzung?“ fiel Ruth in scheuem Flüstertone ein, mit warnendem Blick auf die Kinder. Aber die hatten sich mit neuem Eifer ihrer Arbeit zugewendet und achteten nicht auf das Gespräch der Großen.

„Ja,“ sagte Elisabeth kurz. Ruth starrte ins Weite und sagte dann mit einer gewissen Trostlosigkeit:

„Es ist noch keine Antwort vom Konsistorium gekommen. Es ist aufreibend, darauf zu warten. Manchmal ist es mir ganz gleichgültig — dann ist alles so tot in mir — wenn es noch so wäre, wie es war als wir uns heirateten, wäre es mir ja ganz egal, wo wir lebten — meinetwegen am Ende der Welt oder alle Tage wo anders, ohne Heimat — was fragt man nach Heimat und Bequemlichkeit, wenn man zusammen ist und hat sich lieb — aber so wünsch' ich oft, ehe es soweit kommt, daß Reinhard hier fortgeht, möcht er mich vorher begraben —“

„Ruth!“ rief Elisabeth so laut, daß die drei kleinen Mädchen erschrocken hersahen.

„Und dann wieder,“ fuhr Ruth unbehindert fort, „wenn ich hier so pflanze und säe, und weiß nicht, für wen die Ernte sein wird — ach, Frau Baronin — Elisabeth — ich bin eine langweilige Frau geworden und eine schwache Christin — ich drehe mich immer nur um meine eigne Achse und alle meine Gedanken kommen immer wieder auf das Eine zurück —“

„Still — still —“ sagte Elisabeth leise. „Ich will versuchen, Ihnen Ruhe zu verschaffen. Wollen Sie es mir erlauben?“

Ruth sah auf mit einem langen, tiefen Blick. Eine Welt von Angst und Flehen lag darin.

„Thun Sie, was Sie wollen. Ich erlaube Ihnen alles.“

Elisabeth bückte sich und küßte Ruth. Sie war erschüttert bis zum Weinen und wollte schnell weitereilen, um nicht vollends die Fassung zu verlieren. Da hielt Ruth sie noch einmal zurück. Ihre Augen klammerten sich förmlich an Elisabeth an.

„Bringen Sie mir Bescheid, wenn Sie fertig sind! Ich werde hier auf Sie warten!“

Sie hatte nicht den Mut, Nein zu sagen, nickte und ging weiter. Ruth kam nicht auf den Gedanken, sie zu begleiten.

Reinhard Bendemann saß am Schreibtisch — aber er arbeitete nicht. Die Sonne schien zum Fenster herein, lag in breitem Streifen über den Büchern und Papieren und sengte mit heißem Finger die Maiblumen, die in einem hohen Glase mitten zwischen dem Gelehrten- und Arbeitskram dufteten. Er merkte es nicht.

Er hatte mehrere Wege in der Gemeinde zu machen, allerhand kleine Angelegenheiten warteten seiner Besprechung, seines Rates, seines Urteils, seiner Entscheidung; er hatte zu nichts Kraft und Mut. Eine brütende Unlust war über ihn gekommen.

Er sehnte sich nach einem Ende dieses Daseins wie nach einer Erlösung. Er wußte, daß sein ganzer Mensch mit all seiner Energie brach lag an dem Einen — Mit der größten Anstrengung nur brachte er seine Predigten zu stande. Und wenn es ihm dabei einmal gelang, sich über sich selbst hinwegzusetzen und die alte Begeisterung, die alte Gedankenfülle wiederzufinden, dann drückte es ihn um so tiefer zu Boden, daß er Gott nicht mehr dienen konnte wie ehemals, als er noch nicht in den Banden eines Menschen lag —

Je fester Reinhard Bendemann sich selbst vertraut hatte, um so grausamer litt er darunter, daß er sich selbst im Stich gelassen hatte.

Und die Macht, der er erlegen, das Schreckliche, das über ihn hereingebrochen, nahm alle seine Kräfte, seine Aufmerksamkeit im Kampf gegen sich selbst so sehr in Anspruch, daß für die Dinge der übrigen Welt nichts mehr übrig blieb; nichts für seinen Beruf, nichts für sein Weib, nichts für die Lebensfreude — nichts — nichts —

Wenn er nur erst von hier fort wäre, ohne daß man ihm Schwierigkeiten in den Weg gelegt hatte!“

Darum fing er es so heimlich an, damit niemand ihn hindern, ihn bei der Pflicht, bei der Liebe fassen könne, die er in so reichem Maße für seine Gemeinde empfand; damit niemand sich eine schwache Stunde nützen, ihn weich und schwankend machen könne — entschlüpfen wollte er ihnen, heimlich, unvorbereitet, ohne Aufsehen. Alles Fragen und Inihndringen wollte er vermeiden. Am liebsten würde er eines Tages abfahren — um zu verreisen scheinbar — und niemals wiederkommen. Er konnte schon ein paar Monate, allenfalls auch ein Jahr, ohne Anstellung leben. Seine Familie würde er dann nachkommen lassen. Mochte dann die Gemeinde von ihm denken, was sie wollte; nichts würde so schrecklich sein, als die Wahrheit war; die Wahrheit, daß er, der Geweihte des Herrn, der Verkünder göttlichen Gebotes und christlicher Sitte auf Erden, in wilder, quälender Leidenschaft —

Er fuhr zusammen, daß sein Stuhl knackte. Es klopfte.

„Herein,“ rief er und seufzte unmutig.

Hatte er sich geirrt? Es kam niemand. Doch — draußen rauschte ein Kleid. Eine Hand tastete am Drücker.

„Herein!“ rief er nochmals ärgerlich. Er konnte Unschlüssigkeit nicht ertragen.

Der Drücker senkte sich. Die Thür ging auf. Elisabeth Rodenburg stand auf der Schwelle.

Reinhard Bendemann wurde bleich wie der Tod. Er stand auf und stützte sich auf den Schreibtisch, denn seine Knie wankten.

„Was wollen Sie bei mir, Frau Baronin!“

Elisabeth schloß die Thür hinter sich und kam näher. Sie sah ebenfalls leichenblaß aus, und sehr traurig. Aber eine heilige Ruhe thronte auf ihrer Stirn. Den Hut hatte sie draußen gelassen. Sie trug ein einfaches, dunkelblaues Kleid mit weißem Leinenstreifen besetzt.

„Herr Pfarrer,“ sagte sie mit gewaltsam beherrschter, etwas eintöniger Stimme, „ich komme, um Sie zu fragen, ob es wahr ist, was man mir in der Gemeinde erzählt, und was jeder zu glauben scheint — außer mir: daß Sie sich unter der Hand um eine Versetzung bemühen?“

Am liebsten hätte Reinhard Bendemann mit einem zornigen Schlage diese ganze Stube mit allem, was sie barg, in Grund und Boden geschmettert. Und wenn Blicke es zu thun imstande wären, so würde es geschehen sein. Denn sein Augen sprühten Blitze.

Nun war es da, wovor er sich am meisten gefürchtet hatte. Wohlan — es sollte ihn gewappnet finden.

„Wollen Sie sich nicht setzen, Frau Baronin —“, sagte er kalt und förmlich und zog einen Stuhl für sie heran. Sie schüttelte den Kopf.

„Was ich zu sagen habe, wird bald gesagt sein und kann stehend gesagt werden. Und ich bitte Sie, Herr Pastor, antworten Sie mir ehrlich und ohne Umschweife: ist das Gerede wahr?“

Reinhard Bendemann gewann allmählich die Besinnung wieder.

„Ja,“ sagte er entschlossen. „Es ist wahr.“

Sie machte eine kleine, schwankende Bewegung und schloß einen Augenblick die Augen.

„Und warum wollen Sie fort?“ fragte sie langsam.

„Ich bitte Sie, mich nicht nach Gründen zu fragen,“ erwiderte er mit ablehnender Hoheit.

„Gut — ich will nicht danach fragen. Wenn man erst seine Gründe genannt hat, fällt es einem oft schwerer, seinen Vorsatz zu ändern. Und ich hoffe dringend, daß Sie das noch thun werden, Herr Pastor. Ich bin gekommen, sie herzlich und inständig darum zu bitten!“

Sie war hinter den Stuhl getreten, den er ihr zugeschoben hatte; aber nur, um sich auf die hohe Rücklehne zu stützen. Sie sah ihn mit tiefbewegten Augen an; das beste, was ihre Seele zu geben hatte, spiegelte sich in dieser Minute auf ihrem ausdrucksvollen Gesicht.

Vergebens versuchte Reinhard Bendemann, sie mit seinen scharfen kalten Blicken aus der Fassung zu bringen — sie blieben wirkungslos; denn sie faßte in diesem Augenblick nicht ihn, sondern nur den Zweck ins Auge, zu dem sie hierher gekommen

war. Er gab es auch bald auf, sie irgendwie zu beeinflussen, und beschloß, rein menschlich mit ihr zu reden. Er hatte es ja schon einmal gekonnt. Warum sollte es heut nicht gehen!

„Ihre Bitten werden an meinem Entschluß nichts mehr ändern können. Er ist aus innerer Notwendigkeit geboren und unwiderruflich erhärtet."

„Ich bitte nicht aus mir und für mich. Ich bitte für Ihre Gemeinde, gegen die Sie Pflichten haben."

„Pflichten! Meinen Sie, ich hätte das nicht bedacht? Aber gerade eben die Pflicht ist es, die mich gehen heißt!"

Sie sah ihn verständnislos an, und er fuhr unbewegt fort:

„Es steht geschrieben, daß wir kein Ärgernis geben sollen. Nun wohl — ich will meiner Gemeinde nicht das Ärgernis eines Geistlichen geben, der mit dem göttlichen Wort gegen die Schwächen andrer zu Felde zieht — und an den eignen Schwächen erliegt."

„Sie haben ja keine Schwächen," entgegnete sie, und unwillkürlich leuchteten ihre Augen auf dabei, „wenigstens keine, an denen Sie erliegen könnten. Nein, das sind Winkelzüge, Herr Pastor. Das glaube ich Ihnen nicht. Sie wollen fort, weil es Ihnen aus irgend einem Grunde unerträglich geworden ist, zu bleiben. Sie denken nur an sich dabei, und nicht an die Gemeinde."

Reinhard Bendemann war so erstaunt über die kühne Offenheit, in der sie zu ihm sprach, daß er nicht gleich eine Antwort fand.

„Sie haben es vielleicht absichtlich vermieden, an die Gemeinde zu denken," fuhr Elisabeth sanft, beinahe zaghaft fort, „weil Sie fürchteten, dadurch in Ihrem Entschluß wankend gemacht zu werden. Das ist aber ein Beweis, daß Sie nur an sich dachten, als Sie ihn faßten —"

„Frau Baronin," sagte er nachdrücklich, „meine Pflichten gegen mich selbst, gegen meine eigne Seele, sind in diesem Falle identisch mit meinen Pflichten gegen die Gemeinde. Was soll sie mit einem Pastor, dessen Seele an seinem Hierbleiben Schaden nimmt!"

Elisabeth stützte sich schwerer auf den Stuhl und neigte das Gesicht tief über ihre Hände.

„Ließe sich denn das — was Ihrem Hierbleiben im Wege ist — nicht ändern — forträumen —"

„Nein," sagte er schnell und hart.

Darauf trat eine bedrückende, unheilvolle Stille ein.

Endlich richtete Elisabeth sich auf und strich sich die Haare aus der heiß gewordenen Stirn. Sie sah den Mann, der regungslos und unerbittlich wie ein Steinbild mitten im Zimmer stand, mit einem scheuen, zuckenden Blick an.

„Ich sehe schon, ich werde nichts ausrichten. Aber ich will doch wenigstens alles sagen, was ich mir vorgenommen hatte. — Ihre Gemeinde liebt Sie, Herr Pastor. Sie haben sie sich erzogen, Sie haben sie sich gewonnen. Sie haben Strenge und Liebe gesäet — nun reifen Ihnen die Früchte entgegen. Und nun wollen Sie fort! Nun wollen Sie die Ernte einem andern überlassen; einem, der es vielleicht nicht gleich versteht, in Ihrem Sinne weiterzuwirken, an den sich die Leute

jedenfalls nur langsam gewöhnen werden; um so widerstrebender, je lebhafter sie nach Ihnen zurückverlangen. Und die Früchte fallen dann vielleicht halbreif und welk vom Baum —"

In diesem Sinne sprach sie noch eine ganze Weile fort. In seinem Gesicht, in seinen Augen regte sich nichts. Dennoch ließ sie sich nicht entmutigen. Aber ihre Hände brannten wie Feuer und zitterten vor Erregung. Und endlich sagte sie mit leiser, halb gebrochener Stimme:

„Und Sie haben eine Frau, eine zarte, müde Frau, der es unsagbar schwer fällt, den Fuß wieder weiterzusetzen; die Sie bei der Fassung Ihrer Entschlüsse nicht übergehen dürfen —"

Da flammten Reinhard Bendemanns Augen auf in zorniger Erregung. Sie starrte ängstlich hinein und schwieg erschreckt.

„Sie haben gesprochen, Frau Baronin — nun will ich auch sprechen. Ich erkenne Ihre guten Absichten, aber sie sind unausführbar. Sie möchten eins übergehen und umgehen, was sich nicht übergehen und umgehen läßt, denn es ist die Hauptsache. — Was Sie mir da mit Rücksicht auf die Gemeinde sagen, ist sehr wahr und sehr schön, und wohl angethan, das Herz und Gewissen eines Geistlichen zu rühren. Aber mir ist dabei nur noch klarer geworden, daß ich fort muß, denn was ich der Gemeinde bis jetzt vielleicht gewesen bin, kann ich ihr fürderhin nicht mehr sein. Ich könnte es, wenn ich weiter mit Ihnen zusammengehen und zusammenwirken dürfte. Damit ist es vorbei. Ich glaube, daß Sie selbst das wissen. Ich könnte es auch, wenn ich allein wäre. Aber mit Ihnen ist es unmöglich. Und wenn es sich also darum handeln muß, daß einer dem andern aus dem Wege geht, so bin natürlich ich derjenige, welcher weichen muß — und wird. — Und was Sie da von meiner Frau sagen — eine Frau hat sich in Berufsangelegenheiten allemal dem Manne zu fügen und sich da anzupassen, wo seine Pflichten und Fähigkeiten ihn hinstellen. Denn der Beruf muß dem Manne wichtiger sein, als das Weib. Und Ruth wird sich fügen und — wird vielleicht mit der Zeit selbst inne werden, daß es auch für sie, gerade für sie besser ist, wenn wir gehen."

Sie mochte ihn etwas zweifelhaft ansehen. Sie war auch vielleicht überrascht durch den weichen, fast wehmütigen Ausdruck, den sein Gesicht plötzlich trug.

„Halten Sie mich nicht für schlecht, Frau Baronin," sagte er trübe. „Ich bin nur unbefriedigt und unglücklich — sehr unglücklich. Es ist nicht leicht, sich zufrieden zu geben mit dem, was bleibt, wenn man die Irrtümer und Enttäuschungen der Jugend durchwandert und durchlitten hat; auch nicht für einen Geistlichen. Denn wir Geistlichen sind auch Menschen, von denen noch dazu in vieler Hinsicht besonders viel verlangt wird. Und ich — bin ein Mensch mit einem sehr raschen Temperament und sehr starken Impulsen, die meinem Willen oft hart zusetzen. Ich darf es nicht auf die Spitze treiben; den Bogen nicht so straff spannen, daß er springt."

Sie fand nicht mehr den Mut, noch etwas zu sagen, und stand unschlüssig da.

Der Pfarrer ging an den Schreibtisch, nahm verschiedene Gegenstände, einen nach dem andern, zerstreut zur Hand, und legte sie wieder hin. Er sah überreizt und kummervoll aus.

„Herr Pastor —" klang es scheu und bedrückt.

„Was wünschen Sie noch —“

„Ist denn schon etwas entschieden wegen Ihres Abganges?“

„Nein. Ich habe mich direkt an das Konsistorium gewendet, aber sie haben vor der Hand dort nichts. — Ich möchte nicht wieder aufs Land. Ich möchte vorwärts — nicht weil ich ehrsüchtig bin, sondern weil ich Arbeit brauche, je mehr je besser.“

„Sie müssen auch eigentlich vorwärts,“ sagte sie, immer in dem leisen, bedrückten Tone. „Eine Landgemeinde ist nicht genug für ihre Begabung —“

Da reckte er sich hoch auf und sah sie hell an.

„Sagen Sie das nicht. Glauben Sie das nicht. Ich werde nirgends und nie wieder so gern, mit so viel Liebe, Freude und Befriedigung wirken, wie ich es hier in Buchwald gethan habe. Und darum eben wird es mir so über die Maßen schwer, zu thun, was ich thun muß. Darum kann und will ich zu niemand davon sprechen, weil ich jeden Einspruch fürchte — weil meine Liebe für dieses Stück Erde meine größte Schwäche ist —“

„Zu mir haben Sie nun aber doch gesprochen!“ rief Elisabeth lebhafter. „Und daraufhin müssen Sie mir nun noch eins versprechen: daß Sie mich wissen lassen, sowie eine Entscheidung gefallen ist!“

„Wenn Sie es wünschen — gewiß.“

Elisabeth verließ das Pfarrhaus nicht so entmutigt, wie man nach der gänzlichen Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen hätte annehmen müssen.

Auf Ruths bange Frage antwortete sie beinahe heiter:

„Ich habe nichts erreicht — aber ich habe auch nichts aufgegeben.“

Ihr Gang war frischer, ihre Haltung elastischer, als auf dem Herweg. Sie war getragen und gehoben von einem großen, erlösenden Gedanken.

Sie hatte nichts erreicht — nein. Aber sie hatte einen Ausweg gefunden.

XVII.

Der Verwalter Delberg schüttelte still für sich den Kopf. Seine Herrin, deren Stimmung früher immer gleichbleibend, der Ausdruck eines klaren Willens und eines gesunden Empfindens gewesen war — seine Herrin war launisch geworden. Krampfhafte Thätigkeit und hartnäckige Gleichgültigkeit gegen ihre Pflichten hatten in den letzten Monaten einander abgelöst, und in der wichtigsten Arbeitszeit war sie auf- und davongegangen. Wenn es bei seiner Herrin etwa auch zutraf, was man im allgemeinen von den Weibern sagt: daß man die Ursache plötzlicher Stimmungen und Unbegreiflichkeiten im Herzen suchen müsse — so dauerte dieser Zustand nun nachgerade lange genug, und es wäre wünschenswert, wenn der Herrenhöfer dem ein Ende machte.

Denn in wem anders wäre der Schuldige zu suchen!

Seine Verehrung und Liebe für seine Herrin ging so weit, daß er sie lieber als glückliche und zufriedene Frau nach Herrenhof abgeben wollte, statt sie als einsame und glücklose Witwe hier in Buchwald zu behalten.

Eigentlich hatte er sich getäuscht in ihr. Er hatte gedacht, sie würde sich an die Einsamkeit gewöhnen und in ihrer Selbständigkeit, in ihrem schönen Wirkungskreise, unter ihren heranwachsenden Kindern dauernd Befriedigung finden. Er war auch nicht ganz damit einverstanden, daß sein toter Herr vergessen — in dem Herzen seiner Witwe durch einen andern ersetzt werden könnte — aber es war wohl so der Lauf der Welt, und seine Herrin schließlich noch zu jung, um keinerlei Sehnsucht nach Glück mehr zu empfinden — geschweige denn, es von sich zu weisen, wenn es ihr so bequem zugetragen wurde!

Aber dann sollten sich die beiden nur bald entscheiden, denn er fing auch schon an, nervös zu werden.

In der That kümmerte sich Elisabeth seit ihrer Unterredung mit dem Pfarrer, von der freilich Delberg nichts wußte, wieder um gar nichts mehr. Wenn er kam, um ihr Bericht zu erstatten, hörte sie zwar geduldig zu, aber er war überzeugt, daß sie nachher von allem, was er ihr vorgetragen hatte, kein Sterbenswörtchen mehr wußte. Wenn er sie um etwas befragte, seufzte sie wohl und erwiderte:

„Machen Sie das nur nach eignem Gutdünken — Sie verstehen das besser als ich —“

Sonst hatte sie sich immer und überall das letzte Wort, die eigne Entscheidung vorbehalten. Aber vielleicht wollte sie ihn schon an seine demnächstige Selbständigkeit gewöhnen.

Sie war dabei keineswegs gereizt und unfreundlich, wie so oft damals vor ihrer Reise. Sie ging herum mit einem wehmütigen, blassen Gesicht, dessen Anblick ihm ins Herz schnitt. Ihre Stimme hatte so etwas Trauriges, Müdes, wie die Stimme einer Kranken. Und am schlimmsten war es, wenn sie sich bemühte, zu lächeln und zu scherzen, und man ihr ganz deutlich ansah, was für seelische Anstrengung ihr das kostete!

In seiner oder andrer Gegenwart nahm sie sich zusammen. Aber sie war froh, wenn sie allein und sich selbst überlassen blieb. Sie brauchte Einsamkeit, damit ihr großer Entschluß ausreifen könne. Sie brauchte die Möglichkeit, sich ihren Gedanken ganz und zwanglos hinzugeben, damit ein jeder derselben zu seinem Rechte käme, von ihr gehört und bedacht zu werden.

Sie wanderte unermüdlich, mit einer gewissen verträumten Langsamkeit durch Haus und Hof und Feld und Garten, wie ein geräuschloser Schatten, ohne zu sprechen, scheinbar ohne teilzunehmen an dem, was sie sah; man merkte sie kaum, und doch war sie überall. Sie vermied es, jemand zu begegnen, und ging nie dahin, wo sie Leute beschäftigt wußte. Und wenn ihr doch jemand in den Weg lief und sie gar ansprach, mußte sie sich Gewalt anthun, um nicht davonzulaufen — als ob ihrer Seele jede Berührung weh thue. Still und traurig wanderten ihre Blicke umher in der sommerlichen Üppigkeit, die mit Wärme, Glanz und Duft berauschend und verklärend über der Erde lag, als nähme sie mit solchen Blicken Abschied von allem, was sie jahrelang geliebt und besessen und was ihr durch Jahre hindurch ins

Herz gewachsen war, so daß sie es nicht herausreißen konnte, ohne an dem Riß zu verbluten — und dann wieder brach ein zärtlicher Glanz aus der grauen Tiefe ihrer ernsten Augen, als liebkosten sie, was sie sahen —

Und zuletzt wohl, wenn sie sich ganz ungestört wußte, weinte sie.

Nur die Kinder hatte sie um sich; mehr und lieber denn je. Aber auch dabei blieb sie still und lauschte nur sehnsüchtig und gedankenschwer auf ihr frohes Lachen und Lärmen.

„Kinder,“ sagte sie einmal, als sie mit ihnen in den Wald gegangen war und rastend auf einem gefällten Buchenstamme saß, „Kinder, habt ihr eure Heimat sehr lieb?“

„Was ist Heimat?“ fragte Lasko.

„Aber du Dummer —“ riefen die andern.

„Heimat —“ erklärte Elisabeth ernst, „ist für euch dieser Wald und die Felder ringsum, und das Dorf und das Haus und der Garten — und der Kirchhof mit euers Vaters Grab. Habt ihr das alles sehr lieb?“

„Ja! Ja! Ja!“ tönte es in jauchzendem Dreiklang.

„Würdet ihr sehr traurig sein, wenn wir das alles verlassen müßten?“

„Aber Mutter — das müssen wir doch nicht!“

„Es könnte doch sein, daß wir fort müßten —“

Die drei machten bestürzte, etwas betretene Gesichter.

„Aber wir kommen doch wieder, nicht wahr, Mutterchen?“ fragte Eva.

„Ja — zu Besuch. Und später, wenn der Klaus alt genug ist, dann kommt er wieder ganz her und lebt und wirtschaftet hier, wie der Vater es gethan hat und zuletzt die Mutter —“

„Dann komm ich mit und werde sein Verwalter — oder lieber noch sein Förster!“ rief Lasko schnell begeistert.

„Und ich führe ihm die Wirtschaft!“ ergänzte Eva.

„Und eure Mutter wollt ihr allein lassen?“ fragte Elisabeth und lächelte trübe. Sie sahen einander betroffen an.

„Ja — Mutter, wo bist du denn dann?“ fragte Eva.

Elisabeth senkte den Kopf und schwieg. Plötzlich schlangen sich zwei weiche Ärmchen um ihren Hals; Eva sah ihr von unten herauf ins Gesicht und fragte schmeichelnd:

„Gelt, Mutterchen — du machst doch nur Spaß?“ Aber da fuhr sie erschrocken zurück — „Mutter weint!“ flüsterte sie scheu und wurde ganz blaß.

Wirklich fielen „Mutters“ Thränen groß und schnell und schwer auf den Waldblumenstrauß, den sie gesammelt hatte.

„Mutter weint jetzt öfter,“ sagte Lasko weise. „Beinahe so oft, wie Frau Pastor.“

Der Begriff von Thränen war ihnen unzertrennlich geworden von dem Bilde der Pfarrfrau.

Elisabeth aber gewann bei Nennung dieses Namens die Fassung wieder. Wie schwächlich, sich so gehen zu lassen!

Ruth hatte es viel schlimmer wie sie, weil sie einen gebrechlichen Leib und eine allzu zarte Seele hatte — und Elisabeth war gesund und kräftig an beiden.

Es fiel ihr auch ein, daß sie sich eigentlich mehr um Ruth kümmern müßte. Aber sollte sie ihr ihre Freundschaft immer wieder von neuem anbieten? Daß Ruth nie von selber kam, war doch wohl ein Zeichen, daß sie Elisabeths Freundschaft nicht wollte oder brauchte. Und am Ende war es ganz natürlich und die Folge eines unbewußten Instinkts, daß es zwischen ihnen zu einer harmlosen Freundschaft nicht kam.

„Laßt nur gut sein, Kinder," sagte sie aufstehend. „Wir wollen jetzt nach Hause gehen. Und dann läuft Klaus noch schnell ins Pfarrhaus und fragt, ob Frau Pastor nicht zum Abend zu uns kommen möchte. Herr Pastor hat sicher schon mit seiner Pfingstpredigt zu thun, und dann sitzt sie doch allein —"

Aber Ruth ließ sagen, sie fühle sich nicht wohl genug. Wie um für ihre Absage um Entschuldigung zu bitten, schickte sie ihr in einem Schüsselchen die ersten Erdbeeren — die erste Ernte ihrer selbstgezogenen Pflanzen; wahre Prachtexemplare.

Elisabeth bedauerte ihre Unpäßlichkeit, nahm gerührt die duftende Gabe in Empfang und war froh, daß sie allein bleiben konnte.

Beinahe täglich und manchmal mehrere Male an einem Tage schickte Elisabeth sich an, an Hans Weyern zu schreiben. Sie setzte sich an den Schreibtisch — und stand wieder auf. Sie nahm die Feder zur Hand und legte sie wieder fort, nachdem sie eine Viertelstunde lang vergeblich einen Anfang gesucht hatte. Sie fing auch wohl an zu schreiben und zerriß den Bogen nach den ersten Zeilen in hundert kleine Fetzen.

Nein — es war doch unmöglich. Sie konnte ihn doch nicht geradezu rufen! Sie mußte abwarten, bis er von selber kam. Gelegentlich würde er sich schon zeigen.

„Mutter, kommst du mit, die Kirche zu schmücken?" fragten die Kinder am Sonnabend nachmittag.

Sie war jedes Jahr dabei gewesen. Diesmal konnte sie sich nicht dazu entschließen. Vielleicht würde Reinhard Bendemann da sein — im vergangenen Jahr hatte er mitgeholfen, den Altar mit Maien zu umstellen.

„Geht nur allein — ich habe keine Zeit," sagte sie bedrückt.

Sie waren erst enttäuscht — ohne die Mutter war eben jede Freude unvollkommen — dann zogen sie ganz vergnügt in Begleitung der Erzieherin von dannen.

Reinhard Bendemann war diesmal nicht da, sondern nur seine Frau.

„Wo ist denn eure Mutter?" fragte sie die drei, die sie fröhlich begrüßten.

„Mutter hat keine Zeit," erklärte Lasko wichtig.

Merkwürdig — dachte Ruth — sie hat jetzt nie mehr Zeit, wie es scheint, wenigstens nicht für die Kirche.

„Ich fürchte, die Baronin ist nicht ganz wohl," meinte die Erzieherin, der es sichtlich angenehm war, sich darüber auszusprechen. „Sie ist seit etwa acht Tagen ganz verändert und spricht den ganzen Tag über kaum ein Wort."

„Es wird ihr etwas im Kopf herumgehen," meinte Ruth, die eben damit beschäftigt war, den Taufstein mit weißem Flieder zu bekränzen.

„Dann muß es etwas ganz Besonderes sein. Sonst hat sie sich immer zu mir ausgesprochen — ich bin ja schon seit vier Jahren im Hause —"

Wie um Ruths Gedanken zu entkräften, erschien am ersten Pfingsttag Elisabeth in ihrem Kirchenstuhl, begleitet von ihren drei Kindern in hellen sommerlichen Anzügen. Sie selbst war zwar farbig, aber schlicht und dunkel angezogen, und trug einen großen, runden Hut, der ihr beharrlich gesenktes Gesicht ganz verbarg.

Nur ein einziges Mal — während der Pfarrer das Vaterunser sprach, wobei er immer auf seine gefalteten Hände blickte, sah sie auf. Da aber gerade die ganze Gemeinde mit andächtig gebeugtem Haupte saß, konnte niemand bemerken, wie bleich dies Gesicht war und wie verzehrend die stillen, ernsten Augen heute darin brannten.

Schleichend krochen ihr die stillen Festtage hin. Sie war zu verschiedenen Nachbarn eingeladen gewesen, hatte sich aber nicht entschließen können, eine Einladung anzunehmen. Sie hatte sich überhaupt den Nachbarn noch kaum gezeigt; noch in keiner Weise zu verstehen gegeben, daß sie gesonnen sei, den früher recht lebhaft gepflegten Verkehr wieder aufzunehmen. Im vorigen Herbst und Winter, als solche Fragen an sie herantraten, fehlte ihr das Bedürfnis; jetzt fehlte ihr der Mut.

Einmal gingen sie und Ruth mit allen Kindern in den Wald. Die „Pastorjungens“ waren schon etwas wohlerzogener geworden, und die freie Natur machte ihre ungestüme Wildheit weniger auffallend und überwältigend. Die beiden Frauen beteiligten sich an den Spielen der Jugend und suchten eine die andre glauben zu machen, daß sie mit ganzer Lust dabei wären und darüber vergaßen, was einer jeden das Herz bedrückte und wovon zu sprechen sie auf alle Fälle vermeiden wollten — Ruth, weil sie fürchtete, Elisabeth mit ihren Klagen lästig zu fallen und klein zu erscheinen; Elisabeth, weil es eben ganz unmöglich war, zu irgend einem von dem zu sprechen, was in ihr vorging.

„Was macht Ihr Mann heute?“ fragte sie auf dem Heimwege.

„Er ist zu einem Amtsbruder gegangen. Ich war froh, daß er sich dazu entschloß. Seit Wochen hat er niemand mehr besucht. Und die Leute sind so schnell bei der Hand mit den schlimmsten Vermutungen —“

„Dann kommt er gewiß spät nach Hause,“ unterbrach Elisabeth. „Bleiben Sie doch den Abend bei mir — es ist Ihnen besser, als das viele Alleinsitzen —“

Ruth machte noch einige Einwendungen — endlich gab sie zu, daß sie ganz gut abkommen könne, wenn sie zuvor die Kinder zu Bett gebracht habe und versprach, nach dem Abendessen wiederzukommen.

Am dritten Festtag nachmittag endlich fuhr ein Wagen auf den Hof. Elisabeth erkannte schon von weitem das Herrenhofer Gefährt.

Obgleich sie tagelang mit qualvoller Ungeduld auf diesen Augenblick gewartet hatte, erschrak sie nun doch heftig, und ein kaltes Zittern überlief ihren Körper. Mit starren Augen, hinter dem Vorhang verborgen, sah sie den leichten Wagen näher und näher kommen — das unabwendbare, selbstgerufene Schicksal — und ihre kalten Finger schlangen sich bang ineinander.

Sie ging ihm nicht vor der Hausthür entgegen, wie sie sonst zu thun pflegte, sondern erwartete ihn im Zimmer, aus dem sie die Kinder entfernt hatte.

Hans Weyern war ein wenig erstaunt über die ungewohnte Förmlichkeit seines Empfanges und über das fremdartige Zögern, mit dem Elisabeth ihm — eigentlich nicht entgegenging, sondern ihn herankommen ließ.

„Ich störe Sie doch nicht, Elisabeth?“ fragte er infolgedessen.

„Nein, gar nicht,“ sagte sie mit weicher, dunkler Stimme. „Ich habe mich recht danach gesehnt, daß Sie kommen möchten —“

Ein freudiges Aufleuchten verschönte sein männliches Gesicht.

„Aber da hätten Sie mich doch rufen lassen sollen! Brauchten Sie mich? Ist etwas vorgefallen?“

„Nein — nein —“ erwiderte sie lächelnd und tastete mit ihren Händen zerstreut an den Stühlen herum. „Setzen Sie sich nur erst. Oder wollen wir in den Garten gehen?“

„Alles, was Sie wünschen. Nur — wissen Sie — es ist eine sengende Sonne draußen —“

„Gut — bleiben wir hier. Ich will Ihnen eine kleine Erfrischung bestellen — ein Glas Wein — und Ruth Bendemann hat wieder so herrliche Erdbeeren geschickt —“

Sie wollte an ihm vorbei — aber er hielt sie in freundschaftlicher Ungeniertheit am Handgelenk fest.

Wie schmal und fein das war — und doch wie von Stahl, so fest —

„Lassen Sie das nur bis nachher, das hat keine Eile. Erzählen Sie mir lieber erst, weshalb Sie sich nach mir gesehnt haben.“

Sie stand aufseufzend still, gab nach und setzte sich ihm gegenüber in einen Stuhl, der so tief war, daß sie ganz zusammengesunken aussah.

Aber sie machte nicht Miene zu sprechen, sondern wartete anscheinend, daß er sie ausfrage.

„War es wegen Ihrer Pfarr-Angelegenheit?“ fragte er. „Hat sich da etwas entschieden?“

„Nein. Ich habe mit — ihm gesprochen, aber es war nutzlos. Die Sache schwebt noch.“

Es fiel ihm, während sie sprach, auf, wie bewegt und betrübt sie aussah, und er konnte das nicht recht in Einklang bringen mit dem Zuge von Entschlossenheit um die Lippen. Er konnte ihr ganzes, in letzter Zeit so wechselvolles und unbegreifliches Wesen nicht in Einklang bringen mit der einfachen Klarheit ihres Charakters, die sie bisher in allen Lebenslagen bewiesen hatte.

„Elisabeth,“ sagte er warm und herzlich, „wenn Sie doch einmal Vertrauen zu mir haben und mir Ihr Herz ausschütten möchten! Sie haben etwas darin, was sie quält und was nicht mit unserm Heinrich zusammenhängt. Es würde Ihnen gewiß gut thun, sich einmal frei zu sprechen — meinethalben auch zu klagen. Ich will mir die größte Mühe geben, Ihnen ein zuverlässiger Freund zu sein. Sie haben, glaube ich, weit und breit keinen, der so uneigennützigen und aufrichtigen Anteil an allem nimmt, was Sie betrifft!“ — Oder —“ fuhr er zögernder fort, als sie beharrlich schwieg — „ist es etwas, was Sie mir nicht sagen können, weil man es überhaupt nicht einem Manne sagen kann?“

„Nein —“ erwiderte sie ohne aufzusehen. „Ich wollte es ja gerade Ihnen sagen —“

„Nun — dann machen Sie ein Ende. Sagen Sie's!“

Er beugte sich vor und sah sie erwartungsvoll an. Sie blickte auf, mit einem ängstlichen, unsteten Blick, öffnete die Lippen und schloß sie wieder, während ihr blasses Gesicht heiß erglühte.

„Ich kann es nicht sagen,“ stöhnte sie und barg das Antlitz in den zuckenden Händen.

Hans Weyern betrachtete sie eine Zeitlang schweigend, und dabei stieg auch ihm die Röte in die braunen Wangen.

Sie hatte sich nach ihm gesehnt, weil sie ihm etwas sagen wollte. Und nun er da war, konnte sie es nicht sagen. So geht es einem doch nur, wenn man sich vor dem andern fürchtet, oder wenn man —

Hans Weyern wurde es heiß. Er sprang auf und lief auf dem Teppich hin und her, immer an ihr vorüber.

„Soll ich Ihnen helfen, Elisabeth?“ fragte er endlich, vor ihr stehen bleibend. Sie sah ihn fragend an — mit so großen, traurigen, unschuldigen Augen.

Mein Gott, nein, es war Unsinn, es war vermessen, an so etwas zu denken!

„Ich meine,“ erklärte er unsicherer, „soll ich Ihnen helfen, es zu sagen?“

„Ja — wissen Sie denn, was ich sagen will?“ klang es hörbar erleichtert.

„Ich kann es mir ungefähr zusammenreimen. Aber Sie dürfen nicht böse sein — mich nicht auslachen — wenn es falsch ist —“ Er räusperte sich, und während sie ihn atemlos, mit halb geöffneten Lippen ansah, sprach er weiter, halb abgewendet vor ihr stehen bleibend.

„Sie wollten mir vielleicht sagen, daß Sie sich damals, im März, übereilt hätten. Daß es doch nicht ganz ausgeschlossen für Sie ist, wieder zu heiraten. Daß es doch möglich wäre, daß ein andrer — ich will nicht sagen: an Heinrichs Stelle träte, aber doch Heinrichs Nachfolger würde. Habe ich recht?“ Sie ließ den Kopf tief sinken.

„Ja, Hans,“ flüsterte sie. Sie konnte nicht lauter sprechen. Ihr Herz hämmerte erstickend.

„Und wollten Sie mir weiter sagen, daß — daß ich — derjenige dennoch sein soll —“

Nun konnte auch er nicht weiter sprechen, sondern sah sie nur ganz bleich vor Aufregung mit weit aufgerissenen Augen an. Sekundenlang war es totenstill.

„Ja, Hans!“ rief endlich Elisabeth wieder; es klang wie ein Notschrei — nicht wie ein Glücksruf. Sie sprang auf und stand ihm hoch und dicht gegenüber.

Aber keiner von beiden breitete nach dem andern die Arme aus. Sie maßen einander stumm, mit angstgeschärften Blicken.

„Sie sagten damals —“ begann Hans mit stockender, schwerer Stimme, „Sie könnten die Meine nicht sein, auch wenn Sie mich heirateten. Könnten Sie das denn jetzt?“

Sie schwankte vor übermäßiger Erregung.

„Ich würde nicht andern Sinnes geworden sein, wenn ich nicht wüßte, daß ich ausführen kann, was ich mir vornehme.“

Es wäre ihm lieber gewesen, sie hätte einfach gesagt: „Ich bin dein, denn ich liebe dich!“ oder einfach wie vorhin: „Ja, Hans.“ Aber er sagte sich, daß er zu

viel verlange. Von einer Witwe kann man nicht dasselbe verlangen, wie von einem jungen Mädchen.

Und in demselben Augenblick fühlte sie, daß sie zu wenig gab. Da nahm sie sich zusammen.

Ganz oder gar nicht. Halbheit wäre eine Sünde in diesem Falle, diesem Manne gegenüber.

„Hans,“ sagte sie, schloß die Augen halb und bemühte sich, ruhig und tief zu atmen, „ich weiß nicht, ob Sie es sich recht überlegt haben, was es heißt, eine Witwe zu heiraten. Andre können vielleicht noch einmal wieder jungfräulich und jugendfrisch empfinden — ich kann es nicht. Ich kann Ihnen weder den stürmischen Liebesjubel noch die anbetungsvolle Unterordnung eines jungen Mädchens, das zum erstenmale liebt, entgegenbringen. Sie sind am Ende noch nicht alt genug, um ohne Reue auf das alles zu verzichten —“

„Ich bin vierzig Jahre alt,“ unterbrach er unwirsch, „und wer mich heiratet, muß auch von allerlei jugendlichen Annehmlichkeiten und Liebenswürdigkeiten Abstand nehmen. — Erzählen Sie mir nicht nur, was Sie mir nicht geben wollen, sondern was Sie mir geben wollen!“

„Mich selbst — nach Abzug alles dessen, was ich einst zu geben hatte, und was das Leben mir inzwischen nahm —“ Ihre Stimme bebte, und an ihren Wimpern taute es. Ihr Anblick rührte und erregte ihn unbeschreiblich. Sie kam ihm plötzlich vor wie eine, die bei ihm Schutz zu suchen kommt in irgend einer großen Not, und er überlegte nicht länger, ihr alles zu gewähren, Schutz und Liebe und alles —

Ganz langsam kam er näher und legte ihr die Hände auf die Schultern — da fühlte er, wie sie zitterte; das war nun wieder ganz wie ein junges Mädchen, dem zum erstenmal ein fremder Mann vertraulich sich naht —

„Heinrich!“ sagte er mit erstickter Stimme und hob den Blick zum blauen Sommerhimmel empor, der durch das hohe Fenster hereinlachte, „ich will dein Erbe heilig halten und lieb haben —“

Er beugte sich nieder und küßte sie auf die Stirn — scheu und leise und noch einmal, heiß und zärtlich —

„Lieb haben — lieben,“ murmelte er dabei.

Da fiel sie ihm kraftlos in die Arme. Nicht wie eine, die sich aus Liebe ergibt, sondern wie eine von gewaltiger Not Gezwungene.

Er merkte den Unterschied nicht. Er merkte nur, daß er sie im Arm hielt, daß sie die Seine war. Das große Glück durchbebte ihn; das Glück, nach vieljahrelangem männlichen Stillesein und treuem Ausharren endlich die Sehnsucht seines Lebens gekrönt zu sehen mit Gewinn und Erfolg.

„Elisabeth,“ sagte er, „weißt du auch, was du thust?“

Sie standen am Fenster; er hatte den Arm um sie gelegt und drückte sie fest an sich; sie lehnte sich schwer hinein und sah in den blühenden Garten hinaus.

Das Herz war ihr erstorben — würde es je wieder blühen?

Würde sie wirklich ausführen können, was sie unternommen hatte, ohne daß er zum Opfer fiel?

Hatte sie gewußt, was sie that?

„Ich meine, hast du dir überlegt, was es für äußere Folgen hat, wenn du mich heiratest? — Die Frau muß dem Manne folgen. Ich kann mich natürlich nicht dauernd von Herrenhof trennen!“

Sie nickte eifrig. Zum erstenmal flog ein freudiger Schimmer über ihre Züge.

„Selbstverständlich habe ich mir das überlegt. Und selbstverständlich gehe ich mit — dir nach Herrenhof. Es ist ja so nah — wir können immer herübersehen, wenn es nötig ist.“

Voll heißen Dankes küßte er ihr kastanienfarbnes Haar.

„Die Verwaltung behältst du natürlich in Händen —“

„Nein, Hans,“ widersprach sie schnell, „das mußt du mir versprechen, daß du mir die abnimmst — wenn du die Mühe nicht scheust, heißt das. Aber die Mühe ist gar nicht so groß, wie du weißt. Delberg macht alles gut und wird sich auch in eine selbständigere Stellung schnell finden?“

„Aber ich sehe nicht ein — wenn du doch selbst sagst, die Mühe sei nicht groß — du hast doch alles so gut regiert, ich war doch nur zum Schein da, Elisabeth; nur deinetwegen und nicht des Gutes wegen!“

„Mag sein — aber siehst du, es ist doch eigentlich nicht Frauensache — ich werde andres genug zu thun finden — und dann,“ fuhr sie fort und ließ den Kopf an seine Schulter sinken wie ein müder Vogel und errötete dabei wie ein junges Mädchen, „es wird mir leichter werden, mich ganz in Herrenhof einzuleben, wenn ich dann fürs erste gar nichts mehr mit Buchwald zu thun habe —“

„Also so genau hast du dir das alles schon überlegt —“

Sie errötete noch heißer. Ihn machte es glücklich — ihre Worte und ihr Erröten und sie da in seinem Arm zu halten — das Glück, dem er sich erst nur zögernd hingegeben, vergewaltigte ihn nun.

Er erstickte sie fast mit seinen Zärtlichkeiten und fragte nicht, ob sie erwidert wurden.

Elisabeth hielt ganz still. Sie war wie gelähmt.

Nun war es da, wonach sie sich so verzweifelt gesehnt, als nach dem Recht ihrer Jugend, ihrer Lebenskraft, um was sie ihre Magd beneidet bis zum Zorn — und wie so anders war es nun!

Und wenn es nun so wäre, wie sie sich's gedacht hatte, wie sie es von früher her kannte, und wie es eigentlich sein muß — wenn sie den Mann, von dem sie sich küssen ließ, auch liebte —

Herr, du mein Gott, steh mir bei!

Sie richtete sich aus seinen Armen auf mit nassen Augen.

„Ich will die Kinder holen,“ sagte sie.

Er wäre lieber noch mit ihr allein geblieben, aber er begriff, daß sie diesen Wunsch haben mußte, und er ließ sie gewähren.

Er sah ihr nach, wie sie langsam zum Zimmer hinausging, mit leuchtenden Augen, und als sie hinaus war, falteten sich unwillkürlich seine Hände zu einem Dankgebet für den strahlenden Glückesglanz, der über sein stilles, starkes Herz ausgegossen worden war.

XVIII.

Im Pfarrhause hatte man ein sehr schweigsames Mittagsmahl eingenommen. Reinhard Bendemann war in einer Stimmung, die auf das ganze Haus drückte. Nur Paul und Fritz blieben unberührt davon, und betrugen sich bei Tisch um so unerzogener, je weniger Ruth wagte, durch Schelten und Ermahnen des Hausherrn Laune noch mehr zu reizen. Er selbst schien nichts davon zu merken. Nur einmal, als Paul laut aufschrie, weil Fritz ihn unterm Tisch mit der Gabel angriff, schleuderte er seinen wilden Buben einen Blick zu, vor dem sie so erschraken, daß sie sich fünf Minuten lang nicht zu rühren wagten.

Heute früh war der Schulze in Begleitung noch eines andern Kirchenältesten zum Pfarrer gekommen, um zu fragen, ob das Gerücht von seinem Fortgehen auf Wahrheit beruhe, und ob er seine Absicht nicht noch ändern könne.

Das erstere hatte der Pfarrer bejaht; das andre ebenso einfach verneint. Alle Bitten und Vorstellungen der Männer — der Ausdruck einer dankbaren Anhänglichkeit, die ihm als schöner Lohn seiner Mühen in der Gemeinde erwachsen war — prallten eindruckslos an ihm ab. Scheinbar wenigstens. Keiner von beiden, als sie enttäuscht und erkältet wieder fortgingen, ahnte, wie tief sie ihres Pfarrers Seele erregt und bewegt hatten.

Seine ganze Mannesstärke hatte es ihn gekostet, um nicht wieder wankend zu werden in dem mit verzweifelter Energie gefaßten Entschluß. Alles, was er von sich gewiesen hatte als nebensächlich und nicht berechtigt, diesen Entschluß zu beeinflussen — seine Liebe, seine Freude und Befriedigung auf diesem Platze; das angefangene Werk, das nun ein andrer vollenden — vielleicht auch zerstören würde; endlich die große, einstimmige Bitte, die ihn aus dieser ganzen Gemeinde anrief und ihm nachging wie ein fragendes, vorwurfsvolles Auge — das alles war in seiner Seele wieder wachgerüttelt und quälte und beunruhigte ihn und sträubte sich gegen die Fesseln, die er ihm anzulegen sich mühte.

Ruth hatte die Männer kommen und gehen sehen und wußte ganz genau, was in ihm vorging. So verschlossen und unzugänglich er ihr mit seinem Innenleben gegenüberstand, so kannte sie ihn doch ganz genau. Und so wußte sie auch, daß sie nicht rühren durfte an das, was er in sich verschloß.

Er schlang sein Essen gedankenlos hinunter — wie immer, wenn irgend etwas ihn besonders erregte und stand auf, noch ehe die andern fertig waren.

Kaum war er hinaus, so wurde es lauter und lebhafter am Tische. Nur Lies saß vor ihrem vollen Teller und aß nicht.

„Was ist dir, Kind? Warum ißt du nicht?“ fragte Ruth und drängte tapfer die Thränen zurück, die ihr die dunkel umränderten Augen trübten. Das Mädchen war ihr schon seit etlichen Tagen aufgefallen durch sein blasses Aussehen, sein teilnahmloses Wesen und seinen mangelnden Appetit.

„Ich mag nicht, Mutter —“

Und als Ruth ihr zureden wollte, brach sie in Thränen aus.

„Bist du müde, Kind?“ Lies nickte.

„Komm, ich werde dich zu Bett legen, schlaf dich ordentlich aus, dann ist morgen alles wieder gut. Und ihr," wandte sie sich an die Knaben, „könnt jetzt in den Garten gehen; aber bleibt in der Nähe, daß ich euch rufen kann — ich will nachher eure Sachen packen, und da müßt ihr dabei sein."

Sie mußten heut abend wieder fort, und Reinhard Bendemann wollte sie zur Station bringen.

Da Ruth nicht genau wußte, zu wieviel Uhr der Wagen bestellt sei, ging sie, nachdem Lies zu Bett gebracht und eingeschlafen war, hinunter in ihres Mannes Zimmer.

Er stand am Fenster und wandte sich bei ihrem Eintritt nicht um.

„Verzeih, wenn ich störe," sagte Ruth schüchtern. „Ich möchte dich nur fragen, wann du mit den Kindern fort mußt."

Er antwortete nicht. Eine furchtbare Not beengte ihm die Brust und den Atem. Und nun kam sie, die von alledem nichts verstand, weil sie nichts ahnen und wissen durfte, und quälte ihn noch mehr durch ihre bloße Gegenwart!

Er wollte etwas sagen — ihr den gewünschten Bescheid geben — er brachte kein Wort heraus, und blieb in peinvollster Unbeholfenheit, halb zurückgewendet, am Fenster stehen. Der Ausdruck seines Gesichtes war völlig trostlos.

Und nun stand diese Frau da mitten im Zimmer und starrte ihn an mit so bangen, traurigen Augen.

Und nun kam sie näher, scheu und leise, und legte ihm die Hände von hinten auf die Schulter und fragte mit einer Stimme, in der eine erbarmenswerte Zaghaftigkeit zitterte:

„Reinhard — was ist dir?"

Seine Schultern zuckten, als ob die armen blassen Hände sie verwundeten — und die Hände sanken mutlos herab.

„Wann ich fort muß?" fragte er mit müder Stimme. „Um vier Uhr etwa."

Er hoffte vergebens, daß sie nun gehen würde.

„Nun — was willst du sonst noch?"

„Reinhard — willst du mich nicht teilnehmen lassen an deinem Kummer?" fragte sie. Er sah ihre bittenden Augen nicht, aber er fühlte sie.

„Ich habe keinen Kummer," sagte er schroff.

„Doch," erwiderte sie sehr sanft, „ich weiß es. Ich kenne dich, denn ich liebe dich. Und dein Leid ist mein Leid!"

Er schwieg; halb gerührt und halb geärgert.

„Ich bin nicht so vermessen, zu denken, daß ich dir irgendwie raten und helfen kann," fuhr Ruth mit der bewundernswerten Sanftmut selbstlosester Liebe fort. „Aber du könntest mich doch wenigstens teilnehmen lassen! Glaubst du nicht, daß es dir ein ganz klein wenig Linderung verschaffen könnte, wenn du dich zu mir aussprächest? — — Ich bin nicht so klug und nicht so stark wie du — aber du könntest es doch trotzdem wieder einmal mit mir versuchen! Ich bin nicht mehr so kindisch wie damals, als wir junge Eheleute waren; ich glaube, ich bin ein wenig gewachsen seitdem — ich habe viel gedacht und manches erlebt — auch manches gelitten — und das reift. Ich glaube, ich könnte dich ganz gut verstehen, wenn du es nur

einmal der Mühe wert finden möchtest — — Und siehst du, Reinhard, es ist doch so sehr traurig für mich, immer seitab zu stehen, dich immer allein deine Wege wandeln lassen zu müssen, als hätte ich kein Verständnis für dich und keine Liebe zu dir —"

Sie hatte tapfer gegen die Thränen gekämpft — nun kamen sie doch und brachten ihn vollends außer sich.

„Weine nicht!" herrschte er sie an. Und dann, als reue ihn seine Härte angesichts ihres jammervollen Gesichtes, fügte er etwas weniger rauh hinzu: „Warum willst du mich immer zur Mitteilsamkeit zwingen! Man kann über manches nicht sprechen. Es ist auch oft viel besser, es nicht zu thun."

„Ich kann aber diesen Zustand — diese Qual nicht mehr ertragen!" flüsterte sie verzweifelt.

„Also weil du ihn nicht ertragen kannst, soll ich ihn ändern?"

„Wenn du dabei glücklich wärest, so würde ich ihn mit Freuden ertragen. Aber du bist nicht glücklich dabei, und darum leide ich doppelt darunter!"

„Und du willst dich anheischig machen, diesen Zustand zu ändern, indem du mir deine Teilnahme aufdrängst? Du, die du die größte Qual meines Lebens bist —"

In einem Übermaß leidenschaftlicher Erregtheit entfuhren ihm die Worte. Kaum gesagt, bereute er sie auch schon. Aber er hatte nichts, sie wieder gut zu machen. Kein versöhnliches, liebevolles Wort. Keinen Beweis irgend eines warmen Gefühls für sie, um das ihre ganze Seele bettelte, mit dem er ganze Jahre heimlichen Grams hätte auslöschen können.

Kein weiteres Wort verwischte den Klang dieser grausamen Rede.

Ruth sprach auch kein einziges Wort mehr. Die groß geöffneten Augen mit einem Ausdruck, halb Jammer und halb Entsetzen auf ihn gerichtet, der soeben gegen ihre letzte, mühsam genährte Hoffnung den Todesstreich geführt hatte, wich sie von ihm zurück, langsam, Schritt um Schritt. Und er hielt sie nicht. Er rief sie nicht zurück. Er sah ihr nach mit gleichgültiger Neugier, bis sie hinaus war.

Dann griff er sich an die Stirn, als fiele ihm etwas ein.

„Was habe ich eigentlich gesagt — war ich von Sinnen? Sie wird es vergessen — gewiß, sie wird es vergessen. Wenn sie mich wirklich so genau kennt, wie sie sagt, muß sie wissen, daß mir das nur so entfuhr. — Eigentlich war es ja nicht von ungefähr gesagt. Es war ein Ausfluß des Furchtbaren, das ich fühle, der Sünde, unter der ich seufze, und den ich nicht hatte hindern können — aber das weiß sie ja nicht. Sie wird es für Laune halten und verzeihen. Sie hat schon Schlimmeres ertragen und verziehen — armes Weib. — Aber ich bin ja tausendmal elender dran, als sie — sie leidet um Liebe und ich —"

Er setzte sich an den Schreibtisch und fing an zu arbeiten. Seine Predigten wurden ihm seit geraumer Zeit so schwer, daß er sich schon in den ersten Tagen der Woche darauf vorzubereiten anfing.

Ja, er hatte ihr schon vieles zu ertragen, zu verzeihen zugemutet. Aber einmal kommt der Augenblick, wo es zu viel wird.

Ruth packte die Sachen ihrer Kinder und stand pünktlich um vier Uhr mit ihnen vor dem Hause, des Wagens und des Vaters wartend.

Der Pfarrer nahm schweigend zwischen seinen Knaben Platz, nachdem er seine mit dem Gepäck beschäftigte Frau mit einem etwas scheuen Blick gestreift hatte. Es war nichts Auffallendes an ihr zu bemerken — nur daß sie verweint aussah. Aber das kam oft vor, geschah oft ohne alle Veranlassung und war jetzt wohl durch die Trennung von den Kindern begründet. Er beruhigte sich.

Ruth sah dem davonrollenden Wagen lange, lange nach. Dann ging sie schwerfällig ins Haus zurück. Im Schlafzimmer schloß sie sich ein. Nach einer halben Stunde etwa kam sie heraus, eine Reisetasche in der Hand. Sie stellte sie im Flur hin und ging hinauf zu Lies. Das Kind schlief noch.

Um so besser, dachte Ruth. Desto später wird sie nach mir verlangen.

Im Garten spielte Käthe mit der Kleinen.

„Seid recht vernünftig und folgsam," sagte Ruth. „Ich gehe fort —" und da sie nachmittags öfter ausging, ins Dorf, zu Kranken, war Käthe nicht verwundert darüber.

Dann ging Ruth in die Küche.

„Paß auf die Kinder auf, Trine. Laß die Lies schlafen, so lange sie mag. Wenn der Herr Pastor kommt und ich bin noch nicht wieder da, so nimm die Kinder an dich, daß sie ihm nicht lästig fallen —"

Damit machte sie die Küchenthür wieder zu, setzte ihren kleinen Hut auf, ergriff die Tasche und ging auf Nebenwegen, um von niemand gesehen zu werden, durch die Gärten nach dem Schloß.

Als sie über den Vorplatz, den sie nicht vermeiden konnte, schritt, sah sie auf dem Hof Hans Weyerns Wagen stehen. — Also Elisabeth hatte Besuch — das traf sich schlecht.

Nach kurzem Zögern kehrte sie wieder um, und setzte sich weiter hinten im Park auf eine verborgene und wenig benutzte Bank, von der aus sie die Vorgänge vor dem Hause beobachten konnte, ohne selbst allzuleicht gesehen zu werden.

Hier saß sie und wartete in stumpfsinniger Geduld zwei Stunden lang, bis Hans Weyerns Wagen mit ihm davon gerollt war. Dann erhob sie sich, nahm ihre Tasche wieder zur Hand und setzte den unterbrochenen Weg fort.

Die Hausthür stand auf, und niemand war zu sehen. Ruth trat ein, setzte die Tasche hin, legte den Hut ab und klopfte an der ihr wohlbekannten Thür des Wohnzimmers an. Als niemand antwortete, trat sie ein. Das Zimmer war leer; auch das nach hinten daranstoßenden Gartenzimmer. Aber daneben, in ihrem kleinen, seit des Gatten Tode wenig benutzten Boudoir saß Elisabeth ganz planlos, allein und unthätig auf einem mitten ins Zimmer gestoßenen Sessel.

Ruth hatte einen so leichten Schritt, daß Elisabeth ihn erst hörte, als er sie schon fast erreicht hatte. Sie wandte sich hastig um, und die beiden Frauen sahen einander gleichmäßig erstaunt an.

Ruth war betroffen durch die glühenden Wangen und die erregt leuchtenden Augen der Baronin. Sie kannte diesen ruhelos suchenden Ausdruck an ihr nicht.

Elisabeth erschrak zunächst über Ruths unerwartetes Erscheinen und dann noch nachhaltiger über ihr geradezu krankes, verzweifeltes Aussehen.

„Um alles in der Welt — Ruth — Sie sehen ja aus wie ein Unglücksbote — was ist Ihnen widerfahren?“

„Mir?“ entgegnete sie mit einem trostlosen Lächeln. Dann seufzte sie schwer auf.

„Ich wollte Sie bitten, Elisabeth, mich über Nacht hier zu behalten und mir dann weiter zu helfen!“

„Was — was soll das heißen?“

„Daß ich fort will. Daß ich meinen Mann von der ‚größten Qual seines Lebens‘ befreien will —“

Elisabeth wurde blaß und klammerte sich unwillkürlich an die Lehne des Stuhles, von dem sie noch nicht aufgestanden war. Und ehe sie etwas sagen konnte, stürzte Ruth vor ihr nieder, vergrub den Kopf in ihrem Schoß und schluchzte wie ein Kind.

Und Elisabeth blieb sitzen und streichelte und liebkoste und tröstete sie, wie man mit einem Kinde thut.

Und endlich hatte Ruth sich soweit beruhigt, daß sie erzählen konnte.

„Sie haben mir so oft gesagt, ich müßte mutiger sein — nun wollte ich es versuchen — und nun kam es so!“

Elisabeth war außer stande, zu sprechen.

„Und nun kann ich es nicht mehr ertragen,“ fuhr Ruth fort und wurde immer gefaßter dabei. „Ich mache ihn unglücklich. Er wird nicht Ruhe und Frieden finden, solange er mich als Bleigewicht an seinen Flügeln herumträgt. Er selbst würde nie die Veranlassung zu unsrer Trennung geben; er glaubt, mir Treue schuldig zu sein und quält sich damit — nutzlos. Und so will ich die Veranlassung geben. Ich reise morgen fort — wohin, wird mir wohl über Nacht einfallen. Wenn er mich nicht sieht, wird es ihm leichter werden, seinen Widerspruch, den er aus Pflichtgefühl erheben wird, aufzugeben. Einmal getrennt von mir, wird er bald einsehen, daß es besser für ihn ist, wenn wir nie wieder zusammenkommen. Es soll dann alles nach seinem Willen gehen. Er soll auch die Kinder behalten, oder nach Gutdünken teilen. Ich will all seine Wünsche erfüllen wie heilige Vermächtnisse, und will alle Tage beten, daß mein Schritt ihm zum Segen gereichen möge —“

Sie hatte den Kopf erhoben, und ihr blasses, verweintes Gesicht erschien verklärt von opfermutiger Liebe.

Elisabeth war tief erschüttert.

„Ruth! Einzige, liebe Ruth! Das dürfen Sie nicht! Sie dürfen nicht von ihm gehen! Sie gedenken ihm Gutes zu thun — aber wie kann ihm Gutes daraus erwachsen, wenn er — worauf es doch schließlich herauskommt — sein Weib verstößt!“

„Nein, so ist es nicht!“ eiferte sie. „Ich sagte ja schon: er würde sich nie von mir trennen — darum trenne ich mich von ihm —“

„Sie haben ihm Treue geschworen — Sie brechen Ihren Eid — Sie freveln gegen das sechste Gebot!“ rief Elisabeth ängstlich. Aber Ruth fand nur ein wehmütiges Lächeln.

„Ach — Elisabeth — der tiefste Sinn und die heiligste Pflicht der Ehe ist doch, einander Gutes zu thun und zu helfen. Und wenn ich Reinhard nur schade

und hindre und quäle, solange ich um ihn bin, so ist es viel richtiger, daß ich gehe. Ich bin gewiß, daß Gott meine Absicht kennt —"

„Ihre Absicht ist reiner und treuer als alles — aber glauben Sie wirklich, daß Ihrem Gatten Gutes erwachsen kann aus der furchtbaren Schuld, die er sich aufladet, indem er Sie ins Unglück stürzt —"

„Es ist nicht mein Unglück, wenn ich ihm auf diese Weise nützen kann, sondern es wird das größte Glück sein, daß ich durch ihn gefunden habe. Denn ich kann mir kein größeres Glück denken, als das: sich opfern zu können für einen Menschen, den man so über alle Maßen liebt —"

„Man darf niemand so sehr lieben, daß man seinetwegen sündigt," sagte Elisabeth düster.

„Was aus Liebe geschieht, kann nicht als Sünde gelten vor ihm, der der Gott der Liebe ist," sprach Ruth feierlich.

„Und um dem einen zu nützen, wollen Sie die andern schädigen? Ihre Kinder verlassen? Ruth, denken Sie denn gar nicht an die Kinder?"

„Ach — Elisabeth," lächelte sie, „was sind sie alle — gegen den einen!"

Elisabeth, deren Nerven durch die letzten Tage und namentlich durch die letzten Stunden arg mitgenommen worden, war diesem Anprall an ihre Seelenstärke kaum noch gewachsen. Ihre Stimme klang trocken und heiser, als sie mit Aufgebot all ihrer Fassung der unglücklichen Frau zuredete, auszuharren.

„Übereilen Sie es nicht, Ruth! Warten Sie noch eine Weile! Sehen Sie — Ihr Mann macht vielleicht nur einen innern Aufruhr durch — auch der Stärkste hat einmal Anfechtungen und Stürme zu bestehen. Und wenn er sich jetzt auch von Ihnen wendet in Härte und Gleichgültigkeit — er wird wiederkommen. Wenn er auch jetzt von Ihnen abgefallen ist — harren Sie aus in Treue und Geduld, er kommt zurück! Es ist ja gar nicht anders möglich, als daß Ihre Liebe, solche Liebe ihn zurückzieht. Wenn er nicht ganz schlecht und verdorben ist —"

„O — Elisabeth —"

„Nun ja, eben weil ich weiß, daß er es nicht ist, weil ich weiß, welch ein Gold sich unter all seinen Härten verbirgt, darum flehe ich Sie an, Ruth, um seinet- und um Ihretwillen: harren Sie aus!"

Aufstöhnend ließ sie den Kopf sinken.

„Ich habe keine Kraft mehr," sagte sie mutlos. „Wenn ich heiter und fröhlich und gesund wäre — aber ich bin krank an Leib und Seele — ich kann nicht mehr —"

„Arme Ruth — was hat er aus Ihnen gemacht —"

„Machen Sie ihm keinen Vorwurf," sagte sie sanft. „Ich mache ihm auch keinen — ich mache nur mir Vorwürfe, nur mir. Ich habe es im Anfang nicht verstanden. Ich habe zu viel an mich gedacht, mich zu sehr durch meine eignen kleinen weiblichen Nöte hinnehmen lassen. Ich hatte nicht genug Zeit, nicht genug Verständnis für ihn. Statt mich von seiner eignen Größe und Stärke tragen und fortreißen zu lassen, hängte ich mich lähmend an sie mit meiner Schwäche und Kleinheit — und so bin ich allmählich geworden, woran er nun zu Grunde geht: die Qual seines Lebens —"

Sie kam über diesen unglückseligen Ausdruck nicht fort.

„Es ist rührend, zu hören, wie Sie sich anklagen, Ruth — es ist mir nur unbegreiflich, wie ein Mann zehn Jahre lang mit Ihnen leben konnte, ohne Sie zu kennen — es wäre ein Unrecht, wenn Sie von ihm gingen, nachdem Sie ihm so lange Ihre besten Schätze vorenthalten haben —"

Sie drehte es so, um sie besser fassen zu können. Aber es glitt alles ab an ihrer Seele, die das Vertrauen in sich selber verloren hatte.

„Ich habe sie ihm nicht vorenthalten — es ist eben zu wenig für ihn —"

Elisabeth sah endlich, nachdem sie ihren ganzen Vorrat an Gründen, Ermahnungen, Bitten und Zureden vergeblich erschöpft hatte, ein, daß einstweilen nichts zu machen sei. Sie versprach Ruth, sie über Nacht hier zu behalten und morgen — nun, über das Morgen wollte Elisabeth durchaus heut noch nicht gesprochen haben.

„Und wenn Ihr Mann kommt, Sie zu holen? Er wird doch jedenfalls nach Ihnen fragen! Was soll ich ihm antworten?"

„Was Sie wollen — meinetwegen die Wahrheit. Sie werden schon das Rechte finden. Aber eins müssen Sie mir versprechen," rief sie angstvoll, „bei Ihrer Freundschaft, hören Sie, Elisabeth! Sie dürfen ihn nicht zu mir hereinlassen!"

Elisabeth sah die erregte Frau lange an. Es wurde ihr sonderbar schwer und schwül zu Sinn.

„Wissen Sie, Ruth — es ist eine furchtbare Aufgabe, die Sie mir damit stellen!"

„Womit?" fragte sie ein wenig heftig. „Damit, daß Sie ihn von mir fern halten — ihm das alles sagen sollen? O, Elisabeth — Sie sind ihm gewachsen!"

Elisabeth ging hinaus, um für ihre Pfarrfrau ein Zimmer zurechtmachen zu lassen. Sie vermied die erstaunten Blicke der Dienstboten und hielt es nicht für nötig, ihnen irgend welche Erklärungen zu geben.

Dann ordnete sie an, daß die Kinder ohne sie zu Abend essen möchten, und ließ den Thee für sich und Ruth ins Wohnzimmer bringen.

Wie stürmisch war der Abend geworden, den sie gehofft hatte, ganz still, nur in der beruhigenden und erheiternden Gesellschaft ihrer Kinder zu verleben! — Und ein dunkles Gefühl sagte ihr, daß der stärkste Sturm ihr noch bevorstand.

Hans Weyern war, rücksichtsvoll wie immer, nicht zum Abend geblieben. Er fühlte, daß Elisabeth der Ruhe bedurfte, und wenn er auch nicht begriff, daß sie dieselbe wo anders als bei ihm suchen müsse, so trug er doch selbst ihrem unverstandenen Bedürfnis Rechnung. Er nahm die Erlaubnis mit sich, morgen zu Mittag wiederkommen zu dürfen. Dann sollten die Leute und die Kinder es erfahren — es ihnen heut schon mitzuteilen, hatten sie sich nicht entschließen können; Hans nicht, weil er einen besondern Reiz in der völligen Heimlichkeit seines Glückes fand, und Elisabeth nicht, weil es ihr an Mut fehlte — und dann wollte man auch an die Verwandten schreiben.

Als Elisabeth ihrem blassen, traurigen Gast gegenüber saß, wünschte sie, es möchte erst morgen sein. Und je mehr die Zeit vorrückte, je mehr begann sie sogar zu wünschen, Hans Weyern möchte bei ihr sein. Seine ruhige, vertrauenerweckende

Gegenwart wäre ihr eine große Hilfe — ein starker Schutz gewesen bei allem, was ihr wahrscheinlich heut noch bevorstand.

„Wollen Sie nicht bald zu Bett gehen, Ruth?“ fragte sie liebevoll, da sie sah, daß das Gesicht der Pfarrerin immer erschöpfter wurde. Und dann geleitete sie sie hinauf und sah nach, ob sie auch alles bequem und gut habe.

„Ach, Sie sind so gut, so gut, Elisabeth,“ sagte Ruth und ergriff ihre beiden Hände, „und es ist so still und friedlich und schön bei Ihnen — wie werde ich mich danach zurücksehnen —“

Und dann war Elisabeth allein in ihrem Zimmer, beim einsamen Schein einer Lampe, der den großen Raum nur teilweise erleuchtete, und wanderte rastlos auf und ab — auf und ab.

Welch ein Wirrsal lag da vor ihr — um sie herum — oben die Frau, die sich um ihren Mann grämte, und dieser Mann, der nun bald kommen würde, sich diese Frau zurückzufordern von ihr, von ihr! Und jenseits der Grenze der andre, an den sie sich heut gebunden hatte für Lebenszeit — gebunden, um der Gemeinde ihren Pfarrer, dem weinenden Weibe den Gatten zurückzugeben. Und das letzte war ihr das Wichtigste von allem und das Ungewisseste.

So ungewiß und unklar aber auch das Treiben war, in dessen Mitte sie stand — eins war ihr klar: der Zweck, zu dem sie das alles unternommen und die Art, in der sie das alles hinausführen würde.

Die Zeit verging. Ein Licht nach dem andern verlosch. Im Hause wurde es still. Und immer noch wanderte Elisabeth auf und ab. Sie konnte nicht anders Herr der verzehrenden Unruhe werden, die ihr Herz in unregelmäßigen Schlägen pochen machte.

Ab und an stand sie still und lauschte. Er mußte ja kommen. Es war ja nicht anders denkbar. Er konnte sein Weib doch nicht so ohne weiteres aufgeben.

Oder war er zu stolz, ihr nachzugehen?

Einmal öffnete sie das Fenster. Eine warme, dunstige, duftschwere Luft schlug ihr entgegen. Es war ganz dunkel, der Himmel bezogen, kein Stern zu sehen. Kaum, daß man die nächststehenden Bäume erkannte. Um so betäubender wirkte der warme Atem, der ihr aus dem Dunkel entgegenquoll.

Eine Sehnsucht lauerte in dieser Luft — o, eine Sehnsucht!

Und so still war es draußen; die ganze Welt in Schlaf gesunken. Nur die traurigen Herzen wachen —

Elisabeth schloß das Fenster und ging leise die Treppe hinauf an Ruths Thür, hinter der sie lauschend stehen blieb. Es war still drinnen. Aber durch einen feinen Riß im Holz schimmerte noch das Licht.

Elisabeth hielt es nach einigem Überlegen für besser, Ruth nicht mehr zu stören und stieg leise die Treppe wieder hinunter. Als sie langsam durch den Vorflur ging, hörte sie draußen ein Geräusch, wie von unsicher im Dunkel tastenden Schritten. Sie blieb stehen und drückte die Hände aufs Herz. Im nächsten Augenblick klinkte eine energische Faust den schweren Drücker nieder. Die Thür war laut strenger Hausregel bereits von innen abgeschlossen.

Elisabeth stürzte auf die Thür zu und drehte den Schlüssel zurück, in plötzlicher Angst, der Draußenstehende möchte an der Klingel ziehen — es würde durch das ganze, schlafende Haus gellen.

Schwerfällig ging der eichene Thürflügel auf.

Die Hofuhr schlug die elfte Nachtstunde.

XIX.

Als Reinhard Bendemann gegen sieben Uhr nach Hause kam, hatte er noch einen kurzen Spaziergang gemacht, und fand sich zur gewohnten Essensstunde wieder ein, in der Annahme, daß ein Wiedersehen im Familienkreise es ihm und seiner Frau am meisten erleichtern würde, mit harmloser Unterhaltung den kleinen Vorfall von vorhin endgültig zu übergehen.

Sein Haus kam ihm merkwürdig still vor, als er es betrat. Vielleicht lag es daran, daß die wilden Buben fehlten, die es während der letzten Tage belebt hatten; vielleicht auch daran, daß er doch mit einer gewissen nervösen Spannung auf irgend einen Stimmung machenden Ton lauschte.

In seinem Arbeitszimmer war eine dumpfe, verbrauchte Luft. Er riß die Fenster auf und ging wieder hinaus.

Ruths Zimmer war leer. Im Eßzimmer war für ihn allein gedeckt. — Vielleicht hatte sie sich zeitig niedergelegt — das kam letzthin öfter vor. Er ging hinauf — aber das Schlafzimmer war leer.

In der Kammer nebenan lag die Lies, ganz allein. Sie hatte fest geschlossene, tief eingesunkene Augen und fieberrote Backen. Ihr Atem ging schnell und schwach. Ihre Hände waren brennend heiß und zuckten unruhig.

Reinhard Bendemann sah sie tief erschrocken an. Das Kind war entschieden krank und zwar recht ernstlich.

Und keine Menschenseele in der Nähe — es war gar nicht zu begreifen.

Da — auf der Treppe ein leiser Schritt. Käthe kam herauf, die kleine Hanna an der Hand.

„Wo steckt ihr denn?“ fragte der Pfarrer ungeduldig.

„Wir haben in der Küche Abendbrot gegessen —“

„In der Küche? Warum in der Küche?“

„Mutter ist ausgegangen.“

Der Pfarrer sah seine Kinder kopfschüttelnd an.

„Trine!“ rief er die Treppe hinunter. Das Mädchen steckte den Kopf zur Küchenthür heraus.

„Wo ist meine Frau hingegangen?“

„Ich weiß nicht. Sie hat nichts gesagt und meinte nur, wenn sie nicht beizeiten wiederkäme, sollt' ich die Kinder an mich nehmen mit dem Essen.“

„Lies ist krank!“ sagte der Pfarrer fast vorwurfsvoll.

„Ja, Herr Pastor, das fürcht' ich auch. Sie liegt seit heut nachmittag und schlief auch erst ganz ruhig und gesund. Aber seit einer Stunde hat sie Hitze und kurzen Atem."

„Bring die beiden," sagte er, auf Käthe und Hanna zeigend, „irgendwo anders unter — oder besser noch, setze das Bett der Lies in das Schlafzimmer, daß wir sie bei uns haben. Ich komme in kurzem hinauf."

Als er eine Stunde später an des Kindes Bett trat, war das Fieber sichtlich gestiegen. Lies warf sich unruhig herum, stieß wirre, unverständliche Worte aus und öffnete dabei nicht die Augen.

„Was fällt Ruth nur ein — warum kommt sie nicht — wo kann sie sein —"

Mit der Uhr in der Hand saß er am Bett seiner kleinen Tochter und fühlte ihren Puls. Dann schickte er Trine ins Dorf, ein Fuhrwerk zum Arzt zu bestellen.

„Soll ich nicht zur Frau Baronin laufen? Da kommen wir doch am schnellsten weg," schlug Trine vor.

„Nein. Geh zum Gastwirt oder zum Schulzen. Jetzt, nach dem Fest, haben sie alle ausgeruhte Pferde."

Aber nun wußte er plötzlich, wo Ruth war. Unbegreiflich, das kranke Kind — denn sicher wußte sie, daß es krank war — im Stich zu lassen, um mit der Frau Baronin zu schwatzen, sich zu ihr über ihn zu beklagen wahrscheinlich —

Und eigentlich hatte sie ja allen Grund, sich über ihn zu beklagen. Er liebte sie nicht so, wie ein Mann sein Weib lieben muß; er hatte keinerlei innere Gemeinschaft mit ihr. Eine Frau, wie Ruth, fühlt das und leidet darunter. Wie sie litt, ahnte er freilich nicht. — Früher hatte er sich wenigstens noch bemüht, den Mangel an innerer Zusammengehörigkeit durch um so rücksichtsvollere äußere Freundlichkeit gleichsam zu bemänteln. Es gewährte ihm auch eine gewisse Genugthuung, ihr je mehr äußerlich zu geben, je weniger er innerlich mit ihr Fühlung behielt. So hätte er es hingehalten, bis sie sich endlich vielleicht doch wieder gefunden hätten; nicht in der alten Liebe, aber in ruhiger Freundschaft, zu einer auf sittlicher Kraft und christlichem Ernst gegründeten guten Ehe.

Aber da war er hierher gekommen. Da war es über ihn hereingebrochen, und hatte all seine guten Vorsätze und seine gläubige Hoffnung vernichtet. Da war die arme Frau, die sich mit ihrer heißen, stummen Liebe an ihn klammerte, ihm unerträglich geworden; ein fortwährender Vorwurf, ein Spiegel, in dem er alle Tage sein marterndes Gewissen erblickte; da war sie ihm geworden, was er ihr heute gesagt: die Qual seines Lebens. Nicht, weil sie ihm hinderlich und verhaßt war, sondern weil er sich vor ihr fürchtete und schämte. Ihre traurigen Augen schnitten ihm ins Herz, ihr vergrämtes Gesicht peinigte seine Seele; sie war um ihn herum mit ihrer scheu suchenden Liebe, ihrem still heimlichen Leid wie das Gespenst seiner Schuld, vor dem er hätte fliehen mögen bis in die Einsamkeit der Wüste — bis in die Nacht des Grabes.

Und wenn es ihn manchmal in weichen Stunden drängte, dies blasse Gesicht zu streicheln, die verweinten Augen zu küssen, das arme Herz zu trösten — es hätte nur eines Geringen dazu bedurft — er wagte es nicht; er fühlte sich nicht berechtigt dazu; es widerstand ihm auch wohl, weil sein überzartes Gewissen es Heuchelei

nannte. Und — welchem Manne würde es nicht schwer, durch Wort oder That zu bekennen: ich fühle mich schuldig! Zumal einem Manne wie Reinhard Bendemann!

Zum Teil in seinem Studierzimmer bei der angefangenen Predigt, zum Teil oben bei seinem kranken Kinde verlebte er eine qualvolle Stunde.

Wo nur Ruth blieb! Warum kam sie nicht! Wußte sie denn gar nicht, daß Lies ihrer Pflege bedurfte?

„Soll ich nicht laufen und die Frau Pastor rufen?“ fragte Trine einmal, als er selber mit ungeübten Händen dem Kinde ein nasses Tuch auf die glühende Stirn legte. „Sie ist doch jedenfalls bei der Frau Baronin und weiß von nichts —“

„Nein, laß,“ sagte er kurz. „Sie wird schon von selber kommen. Wir wollen sie nicht erschrecken,“ fügte er milder hinzu.

Aber sie kam nicht.

Dafür kam um die zehnte Stunde der Arzt. Nach eingehender Untersuchung und nach dem, was Trine über die Unpäßlichkeit des Kindes in den letzten Tagen zu sagen wußte, äußerte er sich dahin, daß er eine im Ausbruch begriffene Gehirnentzündung vermute, und gab alle dahin zielenden Anordnungen.

„Ich kann es noch nicht genau feststellen,“ sagte er. „Aber wenn Erbrechen eintritt, so ist kein Zweifel mehr. Ich werde morgen früh wiederkommen. Aber rufen Sie Ihre Frau, Herr Pastor,“ fügte er eindringlich hinzu. „Es ist nötig, und Sie sind es ihr schuldig.“

In schweren, tiefernsten Gedanken stand Reinhard Bendemann lange am Lager seines Kindes. Lies war wieder in den bleiernen, unruhigen Schlaf versunken, der ihre Bewegungen und ihr wirres Stammeln doppelt beängstigend machte.

„Soll ich nun nicht nach dem Schloß laufen!“ flüsterte hinter ihm Trine, beinahe vorwurfsvoll.

Er wandte sich langsam um und stöhnte tief auf.

„Ich will selber gehen,“ sagte er. „Setze dich hierher und rühre dich nicht aus dem Zimmer; mach alles genau, wie es der Arzt angeordnet hat — bis ich wiederkomme.“

Damit ging er. Trine hörte seinen Schritt auf der Treppe, im Flur und endlich auf dem Gartenweg; er klang schwer und zögernd und nicht so rüstig wie sonst.

Er brauchte auch doppelt soviel Zeit, als nötig war, um nach dem Schloß zu gelangen. Er hatte Centnerlasten an den Füßen. — Nicht allein die Sorge, wie er Ruth finden, was die Ursache ihres unnatürlich langen Ausbleibens sein möchte, sondern daß er sich sein Weib zurückholen mußte von ihr! Und Ruth hatte sich jedenfalls bei ihr ausgeweint, ihr alles erzählt. Und nun sollte er vor sie hintreten und ihr sagen: das Weib, das ich kränke und dem ich wehe thue, weil du bist, und das bei dir Trost und Schutz suchen kommt — gib es mir wieder, ich brauche es, denn mein Kind ist krank!

Das Haus lag dunkel in der warmen, dunkeln Nacht. Nur in Elisabeths Zimmer war noch Licht, und in einem der obern Fenster, von dem er nicht wußte, was dahinter war.

Wie er noch überlegte, auf welche Weise er, ohne das Aufsehen der Dienstboten zu erregen, in das verschlossene Haus gelangen solle, kam Elisabeth selbst und öffnete ihm.

Der Vorflur war nur schwach erleuchtet durch den Lichtschein, der aus der offenen Thür des Wohnzimmers fiel.

„Ich störe Sie zu ungewohnter Stunde,“ sprach Reinhard Bendemann, wie immer, wenn er erregt war, mit eisiger Stimme. „Aber ich vermute meine Frau bei Ihnen.“

„Wollen Sie nicht erst näher treten,“ sagte Elisabeth freundlich und ging ihm voran ins Zimmer. Sie sah, wie sein Blick suchend umherging, als er hinter ihr eintrat, und verwundert zu ihr zurückkehrte.

„Sie haben recht,“ fuhr Elisabeth fort und stellte sich neben den Tisch in das helle Licht der großen Lampe. „Ihre Frau ist bei mir. Aber sie war sehr angegriffen und ist zu Bett gegangen.“

Der Pfarrer wurde einen Schein bleicher und starrte sie an.

„Zu Bett gegangen? Hier? Bei Ihnen? — Wie soll ich das verstehen?“

„Ihre Frau hat beschlossen, überhaupt nicht wieder zu Ihnen zu kommen,“ sagte Elisabeth mit einem ruhigen, betrübten Ausdruck in Blick und Ton.

Der Pfarrer wurde noch blasser. Ein blitzender Blick traf seine Patronin, die darunter leicht zusammenzuckte.

„Und dazu leihen Sie Ihre Hand!“ rief er bebend vor Entrüstung. „Sie nehmen mein flüchtiges Weib auf — vor mir flüchtig! Sie — Sie — o — Elisabeth —“

Er griff sich mit beiden Händen an die Stirn, und so blieb er stehen, als sei er erstarrt in übermäßiger Erregung.

Ein qualvolles Schweigen brütete über beiden.

„Es ist alles so furchtbar traurig, Herr Pastor, und ich möchte Ihnen so gern helfen — Ihnen so gern alles aus dem Wege räumen —“

Durch den tiefbewegten Herzenston, in dem sie sprach, wohlthätig berührt, sah er auf. Ihre schönen Augen leuchteten in trauriger Erregung, und die Thränen rannen ihr über das blasse Gesicht.

„Was wollten Sie dabei thun,“ sagte er trübe. „Kein andrer kann uns den Halt geben, den wir nicht in uns selber finden. Und ich sollte ihn finden, eher denn irgend ein andrer, ich als Pastor, als Geistlicher — wie will ich andre leiten, wenn ich mich selbst nicht halten kann —“

„Sie sind nicht haltlos, Herr Pastor. Sie bilden sich das nur ein, in einem Augenblick, wie dieser —“

Das erinnerte ihn wieder an Ruth.

„Wo ist meine Frau — ich muß zu ihr —“

„Ich habe Ruth versprechen müssen, Sie nicht bei ihr einzulassen.“

Er wollte aufbrausen — aber er bezwang sich.

„Was denkt sich meine Frau denn eigentlich? Denkt sie, ich werde mich einfach fortschicken lassen und sie ohne Widerrede gehen lassen?“

„Ihre Frau,“ sagte Elisabeth angestrengt, „ist der Ansicht, das Einzige und Beste, was sie für Sie noch thun könne, sei, Sie von ihrer hindernden und lästigen Gegenwart, als von der größten Qual Ihres Lebens, zu befreien. Da sie überzeugt ist, daß Sie eine Trennung nie herbeiführen würden, hat sie selbst die Initiative

ergriffen und ist fest entschlossen, ihre Absicht durchzuführen. — Ich habe gethan, was ich konnte, sie davon abzubringen — es war bis jetzt umsonst."

In des Pfarrers Seele ging etwas Merkwürdiges vor; als werde ihm ein neues Auge aufgethan, und als suche er mit diesem Auge etwas, davon er bisher keine Ahnung gehabt, obwohl es immer dagewesen: die Seele seines Weibes. — Aber noch sträubte er sich, zu sehen.

„Sie liebt mich nicht, wenn sie mich so ohne weiteres verläßt. Und dann freilich — wären wir quitt."

Elisabeth sah ihn mit heißen, traurigen Augen an.

„Halten Sie es wirklich für unmöglich, Herr Pastor, daß man einen Menschen verläßt, gerade weil man ihn liebt, und weil man ihm seine Freiheit, seine Ruhe wiedergeben möchte?"

Er sah düster vor sich hin.

„Mag sein, daß es möglich ist. Ich bezweifelte nur, daß es bei Ruth möglich sei. — Und ich muß dennoch zu ihr," unterbrach er sich heftig, „und Sie dürfen mich nicht hindern! Lies ist krank — und sie muß es wissen."

„Krank? So plötzlich? Ruth sagte mir nichts davon —"

Der Pfarrer erzählte schnell das Nötige.

„Und nun lassen Sie mich zu ihr — hindern Sie mich nicht —" schloß er fast flehend.

„Ich will Sie nicht hindern. Ich will es gern verantworten, mein Versprechen nicht gehalten zu haben. — Aber vorher — möchte ich Ihnen noch etwas sagen —"

Er machte ein erwartungsvolles, etwas ungeduldiges Gesicht. Und Elisabeth fuhr mit gesenkten Lidern stockend fort:

„Heute nachmittag habe ich mich mit Hans Weyern verlobt."

Kam denn heut alles auf einmal!

Und wächst die Kraft mit der Last?

Reinhard Bendemann fühlte sich im ersten Augenblick getroffen wie von einem tödlichen Streich, und das Bild der Frau, die er heilig gehalten in seinem Herzen, sank vor ihm zusammen in Schutt und Trümmer wie wertloser Plunder.

Dann ward alles, was er vernichtend empfand, verschlungen von der einen, großen, todesbangen Frage: „Warum hat sie das gethan?"

„Ehe ich Ihnen Glück wünsche," begann er ziemlich gefaßt, „möchte ich doch gern wissen, wie Sie so schnell und so ganz andern Sinnes geworden sind. Vor vier Wochen noch sagten Sie mir, daß Sie diesen Mann nicht heiraten würden, weil Sie ihn nicht liebten, und daß Sie keine Veranlassung hätten, ohne Liebe zu heiraten!"

„Das war auch damals alles wahr. Aber seitdem hat sich manches ereignet und manches geändert —"

„Haben Sie ihn lieb gewonnen?" — Elisabeth schwieg.

„Antworten Sie mir — sagen Sie mir, daß Sie ihn lieb gewonnen haben — ich will ihn segnen und Gott danken dafür!"

Elisabeth schwieg noch immer.

„Sie sind zu ehrlich, um Ja, und zu gut, um Nein zu sagen," sprach Reinhard Bendemann mit zuckenden Lippen. „Nun denn — warum heiraten Sie ihn?"

Da atmete Elisabeth tief und langsam, hob stolz den Kopf und sah den Pfarrer mit ernsten, mutigen Augen an.

„Herr Pastor," begann sie feierlich, „was ich Ihnen jetzt sagen werde, bleibt ein lebenslanges Geheimnis zwischen mir und Ihnen — zwischen dem Geistlichen und seiner Patronin, und wehe dem, der es leichtsinnig preisgibt. — Ich heirate Hans von Weyern, weil ich meiner Gemeinde ihren Pfarrer erhalten, und weil ich meinen Pfarrer seinem Weibe wiedergeben will. — Und ich heirate Hans von Weyern ferner, weil ich einen Halt und einen Schutz brauche und einen Menschen, der mich liebt. — Und ich heirate Hans von Weyern endlich, weil, wenn doch einer von uns weichen muß, ich derjenige sein will."

Reinhard Bendemann beobachtete sie unausgesetzt, während sie sprach. Sein eisenfestes Gesicht wurde immer weicher; es sah beinahe aus, als kämpfe er mit dem Weinen.

„Und wissen Sie auch, was es heißt, eine Ehe ohne Liebe führen? Muten Sie sich nicht mehr zu, als Sie leisten können? Wissen Sie, welche Sünde Sie an dem Manne begehen, wenn er jemals erfährt, weshalb Sie sich ihm ergeben?"

„Er wird es nie erfahren. Ich habe reiflich überlegt und würde nicht so gehandelt haben, wenn ich nicht die Kraft in mir fühlte. Denn ich bin nicht der Ansicht, daß dem einen Segen erwachsen kann aus der Sünde, die man an einem andern thut. — Er hat mich treu und aufrichtig lieb, und ich achte ihn und vertraue ihm. Warum sollt' es mir da so schwer fallen, ihn glücklich zu machen? Auf ein jugendliches Liebesglück hat man keinen unbedingten Anspruch mehr, wenn man Witwe ist."

Sie sagte das Letzte leichthin — um ihn zu beruhigen, um ihn über ihr trauriges Herz zu täuschen. Und er that so, als ob er sich täuschen ließe.

Er hätte auch nichts zu entgegnen gewußt. Alles, was er einzig in diesem Augenblicke hätte thun und sagen mögen und können, war verboten zwischen ihnen.

„In solchen Fällen muß jeder für sich selbst entscheiden," sagte er endlich. „Ich habe am wenigsten das Recht, Ihnen Vorhaltungen zu machen. Ich habe nur Veranlassung, Ihnen dankbar zu sein — unaussprechlich dankbar —"

Aber diese Dankbarkeit lief seiner ganzen starken, schwer niederzuhaltenden Natur zuwider.

„Ich habe Ihnen diese Mitteilung noch machen wollen," schloß Elisabeth erschöpft, „weil ich nicht wollte, daß Sie diese Nachricht zuerst von andern erfuhren. Und ich dachte, es wäre gut, Sie wüßten das alles, wenn Sie jetzt zu Ruth gehen. Ich denke, es wird ihr helfen, sich leiblich und seelisch zu kräftigen. Sie hat viel gelitten — und doch noch lange nicht alles gewußt. Und nicht wahr, Herr Pastor," fuhr sie lebhafter fort, „nun bleiben Sie doch in Buchwald, das versprechen Sie mir!"

„Ja, Frau Patronin," erwiderte er ohne Besinnen fest und klar, „das verspreche und — danke ich Ihnen."

Sie hielt ihm die Hand hin und er umschloß sie mit warmem, festem Druck, und sie sahen einander lange in die Augen, traurig zwar, aber klar und fest, wie zwei Menschen, die aus der schwersten Stunde des Lebens als Sieger hervorgehen.

„Und nun zu Ruth —“

Sie war endlich eingeschlafen. Der Kopf war ihr zu müde und schwer geworden vom Denken und vom Weinen.

Aber sie schlief nur unruhig und war sofort wach, als ihre Thür geöffnet wurde. In der Meinung, Elisabeth komme, nach ihr zu sehen, kehrte sie das Gesicht der Thüre zu. Da aber stand statt der Erwarteten — ein andrer.

Sie fuhr hoch empor in den Kissen und starrte ihn an voll Schreck und Angst. Dann ließ sie sich zurückfallen.

„O — Elisabeth — ist das deine Freundschaft!“

Aber Elisabeth hörte diesen Ruf nicht mehr. Sie hatte ihn nur eintreten lassen und dann schnell die Thür hinter ihm geschlossen.

Reinhard Bendemann kniete neben dem Bett seines Weibes nieder und bemächtigte sich der widerstrebenden Hände. Und als er sie einmal erfaßt hatte, blieben sie willig in den seinen liegen und wehrten sich nicht mehr.

„Darf ich mit dir reden, Ruth?“

Sie antwortete nicht, sondern schloß nur die Augen wie in hilfloser Qual.

„Sie hat mir alles gesagt,“ fuhr er leise fort, „weshalb du hier bist und was du thun wolltest und warum — Ruth, mein armes, liebes Weib, wie habe ich dich verkannt — wie habe ich mich an dir versündigt! Wirst du den Mut haben, es noch einmal mit mir zu versuchen?“

Da öffnete sie die Augen und sah ihn ängstlich an.

„Nein — nein — zwinge mich nicht, weil du meinst, es sei deine Pflicht, mich zu behalten. Ich entbinde dich von dieser Pflicht. Es ist am besten für dich, wenn ich gehe!“

„Nein, es ist nicht am besten für mich, wenn du gehst. Du gibst mich dem Elend und dem Unglück preis —“

„Bist du nicht jetzt schon elend und unglücklich — durch mich? Hast du mir nicht selbst gesagt, ich sei die Qual deines Lebens?“

„Ich habe es nicht so gemeint; nicht so, wie du es aufgefaßt hast. Nicht, weil du mir im Wege bist und weil ich dich los sein möchte, sondern weil dein Anblick mir täglich meine große Schuld vor Augen hielt, weil du der lebende — nein, der sterbende Beweis meiner Untreue warst. Ich fürchtete mich vor dir — so sehr, daß sich meine Sehnsucht nach dir — ja, ich sehnte mich oft nach deiner sanften, geduldigen Liebe — in Schroffheit verwandelte. Und diese Qual wird aufhören, Ruth, heute noch; nicht wenn du mich verläßt — dann wird die Schuld, die du mich nicht sühnen läßt, mich ewig quälen — sondern wenn du mir verzeihst!“

„Ich will beides thun,“ sprach sie hastig und schloß die Augen wieder, „obgleich das eine — das Verzeihen nicht nötig ist. Ich brauche dir nicht zu verzeihen, denn ich habe dir nie gezürnt. Ich verstand dich und weiß, warum du an mir nicht genug haben konntest. Alles verstehen heißt: alles verzeihen. — So, nun weißt du das, und nun laß mich gehen.“

Aber er ließ ihre Hände nicht los, sondern preßte sie nur heißer in den seinen.

„Bleibe bei mir, Ruth!“

Es überlief sie heiß. Im Herzen entzündete sich ihr eine wilde Sehnsucht, sich ihm in die Arme zu werfen und sich ihm zu ergeben zum zweitenmal, zu endloser Wonne und endlosem Weh — aber sie schüttelte den Kopf.

„Nein — du sollst mich nicht behalten, nur um deine Schuld zu sühnen. Das kannst du nicht von mir verlangen. Ja — wenn du mich lieb haben könntest —“

„Ich habe dich lieb, Ruth!“

Sie rückte ein ganz klein wenig näher zu ihm hin und in ihren Augen flimmerte es sonderbar.

„Du hast mich lieb — ja, vielleicht aus Pflicht, aus Mitleid, aus christlicher Nächstenliebe. Aber nicht aus — Liebe! Nicht, wie du mich liebtest in jener ersten, seligen Zeit. O Reinhard — warum hast du aufgehört, mich zu lieben!“

Ihre Augen bohrten sich förmlich in die seinen. Er senkte beschämt und traurig den Kopf.

„Vielleicht — mit der Zeit —“

„O, nein — versprich nichts! Versprich nichts — ich will ja warten, geduldig warten, so lange du willst —“

Sie versteckte ihr Gesicht an seinem Ärmel, der daneben auf der Bettdecke lag, und fing leise und jammervoll zu weinen an.

Und Reinhard Bendemann nahm den zarten, zitternden Körper ganz und gar in seine Arme und weinte mit.

„Ruth — ich muß dir noch etwas sagen. Lies ist krank.“

„Ach, das ist ja ganz gleichgültig!“ hauchte sie und klammerte sich fester an ihn an.

„Ja — aber sie ist sehr krank!“ mußte der arme Mann versichern.

Nun empfand sie doch Teilnahme.

„Was fehlt ihr denn?“ fragte sie und richtete sich ein wenig auf. „Als ich fortging, war sie nicht krank —“

Er erzählte es ihr und hielt sie dabei immer umschlungen.

„Aber das ist ja schrecklich —“ rief sie außer sich, machte sich los und schüttelte die locker geflochtenen Haare zurück. „Und ich liege hier und denke nur an mich —“ und indem sie in rührender Verlegenheit, wie ein eigensinniges Kind, das wieder gut sein will, an ihm vorbei sah, setzte sie hinzu: „Wenn du einen Augenblick warten möchtest — in fünf Minuten bin ich angezogen.“

„Willst du mitkommen?“ fragte er mit hoffnungsvoll leuchtenden Augen.

„Aber natürlich — wenn du mich mitnehmen willst —“

Das Kind war es, das ihre Vorsätze wanken machte. Gleichviel — es war ihm fast lieber so, als wenn sie nur seinetwegen ihre Absichten geändert hätte.

„Willst du nicht einstweilen hinunter gehen?“ meinte sie.

„Nein — ich möchte lieber hier auf dich warten.“

Er setzte sich in eine Ecke, indes sie hinter dem Schirm in ihre Kleider schlüpfte. Es war ihm eine Wohlthat, für Augenblicke schweigen und die Augen schließen zu dürfen.

Elisabeth horchte gespannt auf, als sie Schritte auf der Stiege hörte. Sie erkannte sofort neben dem energischen des Pfarrers die leichten Tritte seines Weibes.

Sie atmete auf und von ihrer Seele fiel eine große Angst. Sie trat heraus auf den Vorflur.

Ruth fiel ihr um den Hals und barg das Haupt an ihrer Schulter.

„Ich danke Ihnen," flüsterte sie leidenschaftlich. Elisabeth drückte sie herzlich an sich und reichte dem Pfarrer die Hand mit einem warmen Blick.

„Gott schütze Ihr kleines Töchterchen. Morgen werde ich mir Bescheid holen."

Sie öffnete ihnen die Hausthür. Dabei flüsterte sie Ruth zu:

„Ich komme nicht selbst zu Ihnen — Sie müssen jetzt allein bleiben miteinander. Nur, wenn Sie mich brauchen —"

Dann schloß sie selbst hinter ihnen das Haus ab.

XX.

Lies war sehr krank und wurde täglich kränker.

Elisabeth Rodenburg schickte jeden Morgen und jeden Abend eins ihrer Mädchen ins Pfarrhaus, um zu fragen, wie es gehe, ob man irgend etwas brauche, und um das etwa Erbetene abzugeben. Sie selbst kam nie hin und kümmerte sich auch nicht weiter um die Angelegenheiten der Pfarrersleute.

Hans Weyern war, wie verabredet, am nächsten Tage zum Mittagessen gekommen, und die Kinder und Hausleute hatten das große Ereignis erfahren. Auch Delberg war gerufen, und die voraussichtliche Gestaltung der nächsten Zukunft mit ihm besprochen worden.

Vom Juli ab sollte er die Bewirtschaftung des Gutes selbständig übernehmen. Elisabeth wollte schon dann ihren Hausstand auflösen und bis zu dem noch nicht verabredeten Termin ihrer Hochzeit mit den Kindern zu Verwandten gehen.

Von nun an kam Hans Weyern jeden Nachmittag herüber. Abgesehen von seiner Sehnsucht nach der tief und treu geliebten Frau, gab es so sehr viel zu besprechen, zu berechnen und zu ordnen, wobei sein Rat und seine Teilnahme notwendig waren, daß die Gemütlichkeit fast darüber zu kurz kam. Elisabeth war das gerade recht; es enthob sie der Pflicht, seine Liebe und seine Zärtlichkeit entgegenzunehmen. Sie konnte sie einstweilen nur dulden und nicht erwidern, und das wäre ihm am Ende aufgefallen, wenn sie zu viel Zeit darauf zu verwenden gehabt hätten.

Ihm aber wurde es endlich der Arbeit zu viel.

„Wir kommen eigentlich nur zusammen, um zu rechnen und zu wägen. Könnten wir nicht einen Tag oder eine Stunde bestimmen, zu welcher diese Dinge keinen Anspruch an uns erheben können?"

Sie lächelte gerührt zu ihm auf.

„Es wird sich schwer machen lassen — es kommt alles zuhauf, weil die Zeit so kurz ist. Nachher, wenn du mich bei den Verwandten besuchst, dann habe

ich ja gar nichts mehr zu thun — dann gehört all meine Zeit dir —" Das Herz kehrte sich ihr um, wenn sie daran dachte. Aber sie wußte, daß es ihm Freude machte, wenn sie davon sprach.

„Ja, wenn du nur erst hier heraus wärst," sagte er halb kläglich, halb ärgerlich. Sie legte ihm die Hand, an welcher der doppelte Trauring matt leuchtete, auf den Arm und sah ihn bittend an.

„Sei gut, Hans — siehst du, ich sagte dir ja, es ist ganz anders, eine Witwe zu heiraten — die Prosa hat schon einen zu großen Anteil am Dasein errungen, und die harte Hand des Lebens hat der Seele schon zu viel vorweggenommen —"

„O du — dir hat sie nur noch mehr dazu gegeben zu allem, was du schon besaßest —"

Durch das ganze Dorf war die Nachricht von der Wiederverheiratung der Herrin gelaufen wie ein eiliges Windeswehen.

Als Reinhard Bendemann erfuhr, daß man auf der Straße davon sprach, ging er hinein und erzählte die Neuigkeit seinem Weibe.

Sie war im Krankenzimmer, aus dem sie jetzt wenig herauskam und nahm die Nachricht sehr ruhig auf. Ihre Augen schweiften ins Weite, als dächte sie mancherlei.

Ihr Schweigen beunruhigte ihn.

„Was meinst du dazu, Ruth — wußtest du schon darum?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein. Aber es ist gewiß sehr gut so — für sie. Sie ist ja noch zu jung, um einsam zu bleiben. Und er wird sie schon glücklich machen. Er ist so gut —"

Das andre — daß ihr Pfarrer ihnen erhalten bleiben würde — erfuhren die Leute einstweilen noch nicht. Er selbst trug Sorge, daß sie diese Nachricht nicht mit der andern zugleich erfuhren. Auch zu Ruth sprach er noch nicht davon.

Bei ihr war auch begreiflicherweise jedes andre Interesse zurückgedrängt worden durch die Sorge um das Kind.

Lies war eine sehr geduldige, rührende Kranke. Sie klagte nie und ließ alles mit sich machen, ohne sich zu sträuben. Gleich in der ersten Nacht hatte sich heftiges Erbrechen eingestellt, das sich trotz mangelhafter Nahrungsaufnahme häufig wiederholte. Die Kräfte nahmen zusehends ab. Die kräftigen Glieder wurden immer dünner und schlaffer, die Augen immer größer, und wie verschleiert von Todesdämmerung.

Der Arzt machte ein bedenkliches Gesicht. Am Abend des vierten Tages sagte er dem Vater, daß er keine Hoffnung mehr habe.

Reinhard Bendemann konnte sich nicht entschließen, es seinem Weibe mitzuteilen.

Bei Einbruch der Nacht stand er am Bette seines Kindes und betrachtete mit kummervollem Blick das abgezehrte, leidende Gesichtchen.

Dann glitt sein Blick zu Ruth hinüber, die, kaum minder abgezehrt und schattenhaft, auf der andern Seite des schmalen Lagers saß und die zuckenden Kinderhändchen in den ihren hielt.

Reinhard Bendemann hatte in diesen Tagen der Sorge sein Weib von einer ganz neuen Seite kennen gelernt. Ruth bewahrte eine wunderbare Fassung. Wenn die Angst, die Sorge ihr auch aus den Augen klagten — sie blieb immer standhaft, ja beinahe heiter, voll frommer Ergebung in Gottes Willen. Von ihrer Absicht, ihn

zu verlassen, von allem, was sie um ihn gelitten, war nicht mehr die Rede. Sie war dem Pfarrer gegenüber sanft und rücksichtsvoll wie immer. Manchmal hingen ihre Augen in banger Frage an seinem Gesicht — er that, als sähe er es nicht, denn er wußte noch keine Antwort. Und manchmal, wenn er selbst traurig und bekümmert aussah, drückte sie ihm nur verstohlen, aber warm und innig die Hand. Und das that seinem wunden Gemüt unaussprechlich wohl.

Er begann zu ahnen, daß er an dem Herzen dieser Frau, die nichts verlangte und immer zu geben bereit war, Heilung finden könne für seine Wunden.

„Willst du dich nicht hinlegen, Ruth!" bat er leise. „Du bist zwei Nächte nicht aus den Kleidern gekommen — es ist zu viel für dich — du hast nicht zu viel Kraft übrig —"

„Laß mich nur, ich finde doch keine Ruhe. — Die Kraft hält so lange aus wie die Liebe."

Und nach einer Pause fragte sie scheu: „Reinhard — hoffst du noch?"

„Nein," erwiderte er dumpf. „Der Doktor hat auch keine Hoffnung mehr."

Sie sah ihn tödlich erschrocken an. Dann neigte sie das Gesicht auf die gefalteten Hände und weinte leise. — Anfangs ließ er sie gewähren. Dann kam er herum, beugte sich über sie, legte den Arm um ihren Hals und sagte:

„Ruth — mein armes, armes Kind — wenn ich dir doch diesen Schmerz abnehmen könnte -— aber ich fürchte, ich selbst habe ihn dir bereiten helfen —"

Sie hörte auf zu weinen und sah ihn fragend an.

„Eigentlich müßte sie nur mir sterben," sagte er. „Denn womit hättest du es verdient —"

Sie stieß einen leisen Klageruf aus, sprang auf und hing an seinem Halse.

„Sage das nicht — sage das nicht — nicht du, sondern ich —"

Die ganze Nacht saßen sie beisammen, oft eng aneinandergeschmiegt, lauschten den immer schwächer werdenden Atemzügen des Kindes und sahen zu, wie diese zarte Blüte am großen Baum des Lebens immer welker wurde.

Als draußen über dem Sommer die Sonne aufging, drückte Reinhard Bendemann seinem Kinde die Augen zu.

Dann faltete er die Hände.

Und wie draußen, vom goldgesäumten Hügel die Sonne ihren Fittich hob und heiter lächelnd in die ewigen Höhen stieg, so hing sich seiner Seele Sehnen an ihr leuchtendes Gewand, sich von ihr emportragen zu lassen, aus Kampf und Not und Thränen in die Ruhe der großen Freiheit.

„Reinhard," sagte Ruth, als der erste Schmerzensausbruch vorüber war und sie sich in ihres Mannes Armen wiederfand, „Reinhard, ich muß dir etwas abbitten."

Seine kummervollen Augen trennten sich zögernd von den friedlichen Zügen der kleinen Verklärten und hefteten sich mit abwesendem Ausdruck auf das Weib in seinem Arm.

„Ich habe in diesen Tagen gedacht und denke es in diesem Augenblick mehr denn je," fuhr Ruth mit von häufigem Aufschluchzen unterbrochener Stimme fort, „diese Zeit und dieses Leid schickt uns der liebe Gott, um uns zu zeigen, daß wir zu einander gehören, daß wir uns brauchen und daß wir einander doch auch vielleicht

etwas sein können. Und da möchte ich doch auch alles aus dem Wege räumen, was uns hindern könnte, den Weg zu einander wiederzufinden. Also auch das, was mir in diesem Frühling das Herz so schwer, so hoffnungslos gemacht hat — was ich dir in dieser heiligen Stunde abbitten will. Ich habe geglaubt, Reinhard — ich — bildete mir ein — du liebtest Elisabeth Rodenburg. — Nun weiß ich, daß es nicht wahr ist; denn sonst würde sie Hans Weyern nicht heiraten — sie könnte das nicht, sie ist zu ehrlich dazu; und sonst hättest du in diesen Tagen nicht so zu mir sein können — so — so — wie ein Mann, der seine Frau trotz all ihrer Mängel dennoch lieb hat —"

Sie kroch ganz in sich zusammen und barg ihr Gesicht an seinem Herzen.

Reinhard Bendemann war so beschämt und erschüttert, daß er sie kaum anzurühren wagte. Am liebsten hätte er ihr alles gesagt. Aber wozu — es hätte alles vernichten können. Es sollte ja fortan begraben sein. Und er hatte Elisabeth versprochen, zu schweigen.

„Das hast du geglaubt, Ruth," fragte er mit tiefbewegter Stimme, „und dann gingst du zu ihr um Hilfe?"

„Ich weiß, daß es sehr rücksichtslos von mir war. Denn wenn ihr euch wirklich liebtet, wie hätte sie das ertragen können! Aber ich wußte keinen andern; ich hatte auch zu niemand so viel Vertrauen. Ich liebte sie, weil du sie liebtest — wie ich mir einbildete. — Und nicht wahr, du verzeihst mir diesen Argwohn, Reinhard? Ich war schon so außer mir, daß ich Gespenster sah —"

Er stöhnte leise auf, wie ein vielgequälter Mann.

„Ich habe dir nichts zu verzeihen, Ruth. Ich will dir nur von ganzem Herzen danken, daß du so treu bei mir ausgehalten hast und mich nun wieder mit der alten Liebe aufnimmst."

„O nein — nicht mit der alten — sie ist viel, viel größer geworden."

— —

Es war ein Sonntag. Kathrine, welche zu früher Stunde von Elisabeth ins Pfarrhaus geschickt worden war, kam zurück mit der Nachricht, Lies sei um Sonnenaufgang sanft und friedlich eingeschlafen — zum ewigen Schlaf.

Lange saß Elisabeth in ihrem Zimmer eingeriegelt, regungslos und thränenlos. Was in dieser Stunde in ihrer Seele vorging, hat, außer Gott, nie jemand erfahren.

So heiß ihre Sehnsucht sie ins Pfarrhaus zog — sie ging nicht hin. Ruth würde nicht Zeit haben, es unnatürlich zu finden. — Aber sie ging zur Kirche.

Reinhard Bendemann predigte über den Text Hosea 2, 14: „Ich will dich in eine Wüste führen und freundlich mit dir reden."

Ja, Gott führt in die Wüste — und segnet den Verdurstenden mit Wasser aus seinen ewigen Quellen. Er führt in die Hölle — und führt wieder hinaus. Eine Zeitlang verbirgt er sich vor uns, um uns dann die Sonne seiner Gnade um so heller und wärmer scheinen zu lassen. Er verwundet unsre Seele — aber aus den blutigen Schmerzenstropfen läßt er uns die schönsten Blumen göttlicher Erkenntnis segenslicht entgegenwachsen. Eine Zeitlang schweigt seine Stimme vor uns — und wenn wir sie verzweifelnd suchten, erwächst uns aus der Not ein ganz neues, erlösendes Verständnis seiner ewigen Worte.

Er schickt uns Leiden, um uns zu läutern. Zu seiner Ehre sollen wir heranwachsen, zu Verkündern seiner Wunder, seines Ruhmes auf Erden. Nicht den eignen kleinen Zwecken und Zielen soll unser Leben geweiht und gerichtet sein — hinausgehen muß es, über die Zeit, ausströmen in den großen Endzweck alles Zeitlichen — alles zur Ehre Gottes."

Er sprach nicht von Lies — aber sie sprach aus ihm. Er sprach nicht von seinen eignen Kämpfen und Nöten, aber sie waren es, die ihn so sprechen lehrten. Ein heiliges Leid, ein großer Wille und eine felsenfeste Zuversicht auf die endliche Erlösung von aller Schwäche loderte aus seinen Worten. Sie kamen aus seinem Munde wie Feuerflammen, die Herzen seiner Hörer zu entzünden; wie Opferrauch, die Seelen seiner Gemeinde emporzutragen zum ewigen Feiertag.

Kein Auge blieb trocken. Nie hatte die Gemeinde ihren Pfarrer so geliebt und bewundert, wie heut, wo er von der Leiche seines Kindes kam, um mit leuchtenden Augen Gottes Ruhm zu verkünden.

Aber keiner liebte und verstand ihn so, wie die blasse, ernste Frau, die in ihrem hohen Kirchenstuhle saß, die Augen starr auf eine Stelle geheftet, als sei kein Leben in ihr — als sei die Seele von ihr gewichen, um zu knien vor dem, der solche Worte zu ihr sprach.

Denn wenn er sich auch nicht an sie wendete, so sagte er ihr doch mehr, als er ihr je im Leben gesagt hatte. Sein ganzer innerer Mensch entblößte sich vor ihr mit seinen heißen Tiefen und seinen klaren Höhen — sichtbarer, als er es je gethan. Und er zeigte ihr den Weg, auf dem auch sie einst zu diesen klaren Höhen gelangen würde.

Was er im letzten Jahre schweigend erlebt und erlitten, hatte seinen hohen Glaubensflug nicht lähmen können, sondern ihn noch mehr gestärkt, daß er aufflog mit Flügeln wie Adler und dem ewigen Licht entgegenjauchzte. — Das war noch derselbe Reinhard Bendemann, der an Heinrich Rodenburgs Grabe von dem Triumphieren im Leide sprach — nur daß er nun den Kampf und die Not kennen und würdigen gelernt hatte, die solchem Triumphieren vorangeht.

Ernst und langsam verließ Elisabeth das Gotteshaus. Und als sie vor ihres Hauses Thüre stand, hielt sie inne, kehrte wieder um und ging durch den Garten zur Pfarre. Ein schwarzes Kleid hatte sie schon für die Kirche angezogen — die bunten widerstanden ihr heute.

Da sie die Stimme der Kleinen im Wohnzimmer hörte, ging sie da hinein. Der Pfarrer saß am Fenster, hatte Hanna auf dem Schoß und Käthe neben seinen Knieen, und erzählte ihnen die Geschichte von Jairi Töchterlein. Bei Elisabeths Eintritt erhob er sich und ging ihr entgegen. Sein Gesicht verlor seinen stillgefaßten Ausdruck nicht. Um so schwerer wurde es ihr, die Fassung zu wahren.

„Ich kann nichts sagen —" stammelte sie, unwillkürlich mit ihren beiden Händen seine Rechte umklammernd und festhaltend — „gar nichts —"

„Es ist auch nicht nötig, Frau Baronin," erwiderte er ernst. „Ich weiß alles."

„Ruth ist oben —" sagte er dann unsicher.

„So will ich zu ihr gehen — allein, bitte!" Er öffnete ihr die Thür und blieb ohne Widerrede zurück.

Ruth hatte ihren toten Liebling gewaschen und ihm ein reines Hemdchen angezogen. Sie hatte ihn mit sauberem Linnen zugedeckt und ihm ein paar weiße Lilien in die gefalteten Hände gesteckt. Auch auf den Kissen, zu Häupten und zu Füßen lagen die großen, frommen Blumen, die gerade jetzt in ernster Schönheit blühten. Nun kniete sie am Kopfende und blickte traurig, aber still in ihres Kindes schlafendes Gesicht.

Da trat Elisabeth ein. Ruth stand auf und ließ sie herankommen. Elisabeth konnte auch ihr nichts sagen. Sie umschlang sie stumm und innig, und dann standen sie Arm in Arm, und ihre Blicke gingen in derselben Richtung — lange. Dann sagte Elisabeth:

„Ich bin so traurig, Ruth — es ist mir fast, als wäre es mein eignes —“

Ein schluchzendes Aufstoßen kam aus Ruths Kehle; sie lehnte ihr Haupt an Elisabeths Schulter und sagte:

„Gott schickt kein Leid, ohne den Segen dazu. Mein Kind hat er mir genommen — aber meinen Mann hat er mir zurückgegeben.“

„Und das ist ihr das Wichtigste,“ dachte Elisabeth. „Und sie hat recht. Aber sie ist seiner würdig, sie ist seiner Kraft ebenbürtig — an Liebe.“ — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Was ist geschehen?“ fragte Hans Weyern erschrocken, als er an diesem Nachmittag nach Buchwald kam, und Elisabeth in Trauerkleidern, blaß und sichtlich bewegt im Garten, wohin er gegangen war, sie zu suchen, begegnete. Sie gab ihm die Hand, aber sie lächelte ihn nicht freundlich an wie sonst.

„Lies Bendemann ist tot,“ sagte sie ernst.

Er hatte gewußt, daß die Kleine krank war, aber sie hatten nie viel davon gesprochen.

„Und deshalb trauerst du?“ fragte Hans Weyern mit einem Blick auf ihren Anzug und mit einer kleinen Unmutswolke auf der Stirn.

„Ich habe ihnen einen Trauerbesuch gemacht, und ich habe mich nicht umgezogen danach,“ entschuldigte sie sich.

„Wenn du dir aus Rücksicht auf Bendemanns schwarze Kleider anzogst, so konntest du sie dir wohl aus Rücksicht auf mich wieder ausziehen,“ grollte er.

„Kommt es denn so sehr auf die Kleider an?“ fragte sie weich und legte ihm die Hände auf die Schultern. Er sah ihr streng in die Augen.

„Nein — aber auf die Gesinnung,“ sagte er.

„Zweifelst du an der?“ Er nahm ihre Hände, drückte sie gewaltsam und sagte erregt:

„Ich will dir's nur gestehen, Elisabeth, ich bin manchmal eifersüchtig auf diesen Pastor gewesen, weil er ein geistvoller Mann ist und weil du soviel auf sein Urteil gabst — und ein Rest davon zitterte noch nach, als ich dich seinetwegen trauern sah.“

Sie antwortete nichts; sie hielt lange die Augen auf ihn geheftet mit einem nachdenklichen, gerührten, thränenschweren Blick. Er wußte nicht recht, was er daraus machen sollte, nahm ihren Arm und fing von andern Dingen zu reden an.

Nach einer Weile, als sie auf der Veranda saßen und die Kinder um sie waren, ging Elisabeth unauffällig ins Haus. Als sie wieder herauskam, trug sie ein helles Sommerkleid, das sie sich für die Reise hatte machen lassen und noch

nie getragen hatte. Sie trat dicht neben ihn und that gar nicht, als ob sich etwas verändert habe.

Hans Weyern machte erst ein bestürztes, dann ein glückseliges, dann ein verlegenes Gesicht. Dann küßte er Elisabeths herabhängende Hand.

„Du Einzige — wie ich mich schäme!"

Dann zog er sie neben sich auf die Bank.

„Erzähle mir von der armen, kleinen Lies!" bat er. Und sie brachte auch das fertig.

Nach dem Abendessen — Hans Weyern blieb heut länger als sonst, weil Sonntag war — saßen sie wieder unter den blühenden Glycinien, die mit ihren blauen, schwer duftenden Blütentrauben am Verandadach entlang kletterten. Der junge Mond stand über den Parkbäumen, leuchtete aber nicht; der Tag war noch zu wach. Die Heimchen zirpten im Grase, die Nachtigallen schlugen noch hie und da ihre verliebten, sehnsüchtigen Weisen in den abgeblühten Fliederbüschen. Weit her von den Wiesen scholl der sommerliche Lärm der Frösche.

Kein menschlicher Laut war hier vernehmbar. Große, feierliche Abendstille, in der nur die Düfte brauten und wogten, die den vollblühenden Rosenkelchen entströmten, und die von den Wiesen, wo das Heu ausdünstete, herübergetragen wurden.

Etwas abseits stand eine blühende Linde. Zahllose Bienen summten schläfrig darin herum — bethört und betrunken von dem flüssigen Duft, den sie in sich tranken.

Hans Weyern saß neben seiner Braut. Er hatte den Arm um sie gelegt, mit jener keuschen, rücksichtsvollen Zärtlichkeit, wie sie beim Manne so unendlich rührend ist. Er empfand die duftgesättigte Stille ringsum bedrückend und atmete schwer.

Elisabeth saß schon lange ohne zu sprechen, ohne sich zu rühren. Sie dachte an die kleine Leiche, an die große Trauer im Pfarrhause — an alles, was sein schlichtes Dach ihr barg; sie dachte an das, was vor ihr lag und eine seltsame Unruhe ergriff auch sie.

„Hans," sagte sie beklommen, „ich möchte von etwas mit dir reden —"

„Wovon, Geliebte?" fragte er, froh, daß sie den Bann brach.

„Von unsrer Hochzeit."

Das Blut lief ihm rascher durch die Adern. Aber er wagte nicht, sie inniger an sich zu ziehen.

„Und was? Meinst du, daß wir schon jetzt einen Tag festsetzen könnten?"

„Ich weiß nicht — ich wollte dir nur sagen, daß ich nicht gern hier in Buchwald getraut werden möchte."

Das konnte er verstehen; an dem Ort, wo sie ihr erstes Glück genossen und begraben, wo sie zehn Jahre lang Heinrichs Frau gewesen — und vor den neugierigen Augen des ganzen Dorfes und Hofes — nein, sie kam damit seinen innersten Neigungen nur entgegen. Sie schien wie von einer großen Angst befreit, als sie ihn sofort einverstanden fand.

„Aber wo dann? Bei einem deiner Verwandten?" Sie schüttelte den Kopf.

„Ich habe mir gedacht, wenn wir in irgend eine schöne Gegend gingen, weit von hier, nach der Schweiz oder Italien, und da, ganz in der Stille — es fände

sich gewiß einer und der andre aus unsern beiderseitigen Familien, die als Trauzeugen mitkämen —"

„Und die Kinder?"

„Die lasse ich bei den Geschwistern," sagte sie und empfand es dankbar, daß er in diesem Augenblick an ihre Kinder dachte. „Wir bleiben dann noch ein Weilchen draußen, und auf dem Heimweg holen wir sie ab."

Er war mit all ihren Wünschen einverstanden, und der Rest des Abends verging ihnen mit Besprechen aller Einzelheiten.

„Da wir eben von Hochzeiten sprechen," sagte Elisabeth beiher, „da ist die Katharine Giese — sie ist mit dem zweiten Kutscher versprochen; zu Johanni sollte er in die erste Stelle rücken und dann wollten sie heiraten. — Wenn Buchwald leer steht, so ist ein Kutscher nicht mehr nötig. Was machen wir mit den beiden? Ich möchte ihnen halten, was ich ihnen versprach!"

Hans Weyern interessierte sich für alles, was Elisabeth am Herzen lag. So wendete er auch dieser Angelegenheit seine Aufmerksamkeit zu. Nach kurzem Überlegen beschlossen sie, ihn dem Namen nach als Kutscher zu belassen — ein paar bessere Pferde mußten ja doch für alle Fälle bereit stehen — und ihn im übrigen dem Verwalter für wirtschaftliche Zwecke zur Verfügung zu stellen.

„Der Lohn bleibt derselbe und die versprochene Wohnung können sie auch bekommen. Und dann mögen sie baldmöglichst heiraten — es lag Kathrine ohnehin sehr am Herzen, noch von Bendemann getraut zu werden —"

„Ist er denn immer noch entschlossen, fortzugehen?"

„Vielleicht bewirken diese Tage eine Sinnesänderung bei ihm," erwiderte sie nach einigem Zögern. Er konnte nicht recht einsehen, inwiefern, aber die Sache war ihm nicht genug von Wichtigkeit, um näher darauf einzugehen. In diesem Augenblick wenigstens nicht.

Wichtig war ihm nur die Frau, die er im Arme hielt, und das Glück, das in seinem Herzen eingezogen war.

Es pochte da drinnen — pochte und pochte gar so laut und unbändig in der großen Sommerabendstille. Elisabeth fühlte es, wie er sich an sie lehnte und bebte davor zurück mit schmerzhaftem Schreck.

„Wenn wir heut abend zwei Glückliche machen wollen," sagte sie etwas hastig und wurde ein wenig steifer in seinem Arm, „dann lassen wir den Franz und die Kathrine kommen und verkünden ihnen ihr Urteil!"

„Heute abend noch?" fragte er, gar nicht erfreut.

„Ja freilich! Gleich! Es ist noch nicht spät!"

„Aber — Elisabeth —"

„Ach bitte, Hans, erlaube es! Du mußt mit dabei sein, das ist sehr viel richtiger und hübscher!"

„Es kann ja auch morgen geschehen!"

Aber sie blieb dabei, daß es heut und gleich geschehen müsse und stand auf, um nach dem Diener zu klingeln. Hans Weyern seufzte. Mit der Gemütlichkeit war es nun wieder vorbei.

Ob Witwen für die Liebespoesie keinen Sinn mehr haben?

O doch — es mußte, es würde ihm gelingen, ihn in ihr zu wecken. Wenn er sie nur erst hier heraus hätte! Es war ja furchtbar schwer für sie, zu gleicher Zeit Herrin, Herrscherin, Witwe und Braut zu sein.

Das junge Paar erschien und vernahm mit strahlenden Augen, weshalb man es gerufen hatte.

„Und wenn das Begräbnis vorbei ist, dann meldet euch nur gleich beim Herrn Pastor wegen des Aufgebots, damit ihr möglichst bald heiraten könnt. Ich werde dann nicht mehr da sein, aber ich werde euch die Wohnung herrichten lassen, daß ihr nur einzuziehen braucht, und wenn dann noch etwas not thut, so laßt euch vom Herrn Verwalter den Lohn vorausgeben. — Du brauchst ja nun nicht mehr bange sein," schloß sie, zu Kathrine gewendet, in freundlichem Scherz, „daß der Herr Pastor euch nicht mehr würde trauen können."

„Ach — unser armer Herr Pastor —" Kathrine seufzte, und ihr vor Freude erglühtes Gesicht wurde ernst.

„Ja," meinte Hans Weyern resigniert, „da werde ich nun wohl auch meinen Wagen bestellen müssen. Willst du es ausrichten, Franz!"

Und als die beiden gegangen waren, wandte er sich in komischem Trotz an Elisabeth:

„Nun sei aber so gut, und verschone mich mit weitern Störungen! Sei einmal, ein einziges Mal, nur eine Viertelstunde lang, mein, ganz mein, nur mein."

— —

Vierzehn Tage später nahm Elisabeth Abschied von Buchwald.

Die Koffer waren gepackt, die Leute entlassen und zum Teil schon fort. Die Zimmer verhängt und verschlossen; einige Möbel, von deren täglichem Gebrauch sie sich nicht trennen mochte, schon nach Herrenhof hinübergeschickt. Alle Bücher und Kassen waren feierlich in des Verwalters Hände niedergelegt worden.

Den ganzen Morgen schon machte Elisabeth Abschiedsbesuche im Dorf, wie sie eine ganze Woche lang schon Abschied genommen hatte von jedem Baum im Walde, von jedem Pferd im Stall, als käme sie niemals wieder. Und es war auch so. Die Elisabeth all der vergangenen Jahre, die Elisabeth von heute kam auch niemals wieder. Die dann kam, würde eine ganz andre sein — Hans Weyerns Frau.

Zuletzt ging sie auf den Kirchhof. Die Stätte, wo ihr Heinrich lag, schien sich für sie geschmückt zu haben. Die Rosen blühten in üppiger Fülle, der Sonnenschein lag in verschwenderischem Glanz auf dem saftigen Epheugrün und funkelte in den goldenen Buchstaben auf dem marmornen Grabstein. Es schien, als solle ihr der Abschied von dieser Stelle mit einem Glückwunsch gegeben werden. Als lächelten aus der üppigen, strahlenden Sommerherrlichkeit der Tote und die Vergangenheit sie an: — geh hin und werde noch einmal glücklich, wir hindern dich nicht, wir freuen uns mit dir!

Ob ihr Heinrich sich freuen würde, wenn er wüßte?

Gleichviel — es war überflüssig, sich mit diesen Fragen jetzt zu quälen. Sie hatte entschieden und beschlossen und sah der Zukunft mit willensstarker Sicherheit entgegen. Sie empfand auch eine heimliche Zuversicht zum Gelingen. Nur, daß es trotz alledem so traurig war —

Und dann stand sie lange mit gefalteten Händen am Grabe der kleinen Lies. Es war schon schön gewölbt zu einem schmalen Hügel, und mit Sommerblumen und zarten Ranken von Immergrün bepflanzt.

Arme kleine Lies! Und doch — selige kleine Lies!

Zu allerletzt ging sie ins Pfarrhaus.

Sie hatte Ruth seit dem Begräbnis kaum gesehen und war auch jetzt entschlossen, es kurz zu machen. Sie traf sie allein an; da setzte sie sich doch ein Weilchen zu ihr, erzählte auf Befragen von ihren nächsten Plänen und wie sich alles gestaltet hatte.

„Wie schade, daß Reinhard Sie nicht trauen wird — ich hätte Sie so gern gesehen, gekrönt mit Glück!" sagte sie arglos. „Und daß wir Sie nun verlieren müssen, Elisabeth, ist ein harter Verlust für uns alle —"

„Ich bleibe ja in der Nähe —"

„Das ist doch nicht dasselbe. Ich kann nicht mehr in jeder Not zu Ihnen gelaufen kommen —"

Elisabeth sah auf — Ruth sah gesunder aus, trotz der schwarzen Kleider und der Herzenstrauer; ihre Haltung war frischer und sicherer, über ihrem ganzen Wesen lag ein gewisses schüchternes Selbstgefühl — das Selbstgefühl des Glücks.

„Sie werden hoffentlich keine solchen Nöte mehr haben, Ruth," sagte Elisabeth wehmütig. „Wie geht es Ihnen — wir haben uns ‚seitdem' nicht mehr gesprochen."

Über das blasse Gesicht ergoß sich eine zarte Röte und die sanften Augen begannen wunderbar zu leuchten.

„Sie brauchen nie mehr danach zu fragen. Es geht mir gut — trotz meiner lieben kleinen Lies. Denn er hat mich lieb. Er läßt mich wieder teilnehmen an seinem Leben. Ich brauche ihn nicht mehr zu suchen — er kommt von selbst zu mir!"

Es klang ganz stolz, fast selbstbewußt und sehr selig.

„Gott erhalte es Ihnen!" sagte Elisabeth aus tiefstem Herzen. Aber dieses Herz zuckte dabei vor Qual.

Es war ihr lieb, daß Ruth wenig mehr nach ihr und ihrem „Glücke" fragte. Es wäre vielleicht mehr geworden, als sie hätte beantworten können. Ruth war zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Es war etwas über sie gekommen, das man ihr gönnen mußte, als notwendige Erholung nach der schmerzhaften Seelenanspannung der letzten Jahre — der Egoismus des Glückes.

„Jetzt will ich aber doch Reinhard rufen," sagte sie endlich, als Elisabeth sich anschickte, zu gehen. „Er kann Sie doch ohne Lebewohl nicht ziehen lassen —"

Reinhard hatte Elisabeth kommen hören und dachte sich auch, weshalb sie kam.

Denn er wußte, daß sie heut nachmittag abreisen wollte. Aber er hatte sich nicht entschließen können, hinüberzugehen.

Nun ging sie, um nicht wiederzukommen. Fort von ihrem Heim, ihrem Besitz, ihrer Arbeit, ihren Pflichten. Fort, um ihm Raum zu schaffen, wo sie beide nebeneinander nicht Raum hatten.

Eigentlich war es doch nicht zu begreifen. Und ob es ihm Segen bringen würde?

Ruth erschien, ihn zu rufen, und er mußte kommen. Elisabeth stand, schon zum Gehen bereit, im Flur. Durch die offne Gartenthür lachte der ganze Sommer herein in goldner Helle.

Sie gaben einander die Hand, und keiner fand ein Wort. Ruth stand bewegt dabei.

„Heut gehen Sie —“ sagte sie plötzlich — „und wer weiß, wann wir folgen werden!“ Sie hatte ganz vergessen, daß sie nicht davon sprechen sollte; die ganze Versetzungsangelegenheit war bei ihr in Vergessenheit geraten über der Trauer und über dem Glück.

Da ergriff Elisabeth schnell die Gelegenheit, nach der sie sich so sehr gesehnt hatte — noch einmal davon zu sprechen, und es zugleich dem Pfarrer zu erleichtern, seine Sinnesänderung vor seinem Weibe zu rechtfertigen.

„Nein, Herr Pastor,“ sagte sie, „daran dürfen Sie nun nicht mehr denken. Ihre Fortzugsgedanken müssen Sie nun unter allen Umständen aufgeben. Uns beide kann Buchwald nicht entbehren. Sie haben keinen Grund, zu gehen. Und zu all den Gründen, die Ihr Bleiben fordern, ist nun noch ein neuer hinzugekommen — das Grab Ihres Kindes!“

„Ich bleibe,“ sagte Reinhard Bendemann ernst.

„Reinhard!“ schrie Ruth auf, halb schluchzend, halb jauchzend. Und im Begriff, ihrem Manne um den Hals zu fallen, hielt sie inne, und umarmte statt seiner Elisabeth.

„Gott segne Ihnen dies Abschiedsgeschenk!“

Von beiden geleitet, trat Elisabeth vor die Thür. In Sonnenschein gebadet, mit blühenden Bäumen geschmückt, von seligen Vogelstimmen durchklungen, lagen die Gärten vor ihr, und zwischen den Baumkronen hindurch in langer Reihe die friedlichen Dächer des Dorfes, aus deren Schornsteinen in dünnen Säulen der bläuliche Mittagsrauch in die stille Luft emporstieg; die Welt, die so lange die ihre gewesen, in der sie gelebt und geliebt und geschafft und gelitten, und die sie nun verließ und abgab an einen andern. Sekundenlang packte ein wildes Gefühl, wie Neid und Reue, ihr die mutige Seele an. Sie mußte ein Ende machen, und sie that es.

Als Reinhard Bendemann ihr zum letztenmal die Hand gab, hatte er Thränen in den Augen, und sein Gesicht war scharf und blaß. Dabei hing ihm sein Weib am Arm, und er drückte es fest an sich.

Wunderbares — unbegreifliches Menschenherz!

Elisabeth ging, und niemand begleitete sie. Sie ging, ohne sich umzusehen, schnell und hastig, als sei sie auf der Flucht — wie eine Geächtete, eine Ausgestoßene.

Nein doch, das waren erbärmliche, kleine Gedanken. Keine Geächtete war sie und kein Flüchtling. Freiwillig ging sie, nach eignem Gutachten und Besserdünken, und was sie zurückließ, war ein großes Vermächtnis und eine schöne That.

Ihr Schritt wurde langsamer; sie hob das Haupt, und ihr Blick schweifte mit großem Leuchten über die blühende Welt. Als sie sich an der Mauerpforte noch einmal umwandte und zurückgrüßte zu den beiden, die immer noch in ihres Hauses Thüre standen, Arm in Arm, wie eine Bürgschaft für den Segen jener großen That — da sah sie aus wie eine Königin, die, ob sie auch ihr Reich verläßt, dennoch seine Königin bleibt.

XXI.

Es war im Monat August. Über den Tiroler Bergen lag die tiefe Farbenpracht des Spätsommers, der dem Herbst entgegenreift.

Der Schnee war bis auf einen dünnen Heiligenschein um die höhern Spitzen geschmolzen. Nur ganz von weitem ragten einige ewigweiße Häupter über die sommerlich begrünten Etschberge in das fruchtbare Thal herüber. — Die Blühezeit war vorbei. Auf den Almen reifte das Gras der Sense entgegen, auf den schmalen, den Bergen abgerungenen Getreidestreifen stand das gelbe Korn in Mandeln. In den Gärten reiften Äpfel und Birnen im grünglänzenden Laube. Der Duft später Rosen mischte sich mit dem herb-würzigen Heugeruch. Der Himmel war fast indigoblau und unendlich hoch in seiner wolkenlosen Wölbung. In der zitternden Luft taumelten sonnetrunkene Schmetterlinge und schillernde Insekten umher.

M . . . war fast menschenleer um diese Zeit. Den Fremden war es zu heiß, und die Einwohner selbst flüchteten, soweit sie konnten, vor der Hitze und dem Staub in die höher und freier gelegenen Orte.

Trotzdem oder vielleicht gerade darum hatten Hans Weyern und Elisabeth Rodenburg diesen Ort zur Vollziehung ihrer Trauung erwählt. Verschiedene praktische Gründe hatten bei der Wahl mitgesprochen. Sie wollten sich auch weiter nicht aufhalten, sondern gleich am folgenden Morgen weiter gehen, über das Stilfser Joch nach dem Engadin.

Elisabeths ältester Bruder, der mit seiner Familie ganz in der Nähe eine Sommerfrische bezogen hatte, übernahm alle nötigen Vorbereitungen. Elisabeth selbst kam einige Zeit vor dem festgesetzten Tage zu ihm. Hans erschien erst am Hochzeitsmorgen. So hatte sie es gewünscht.

Elisabeths Stimmung war still und gesammelt. Sie machte viel einsame Spaziergänge, war überhaupt wenig gesprächig und schien namentlich nicht gern von ihrer nächsten Zukunft zu reden. Man ließ sie rücksichtsvoll gewähren.

Für alle ihren Hochzeitstag betreffenden Einrichtungen hatte sie ein lebhaftes Interesse und traf die gleichgültigsten Entscheidungen selbst.

Die Ihrigen hatten ihren Entschluß, wieder zu heiraten, freudig begrüßt und waren mit ihrer Wahl vollkommen einverstanden. Aber sie sahen nicht klar über Elisabeths Stellung dazu. Bald waren sie überzeugt, Elisabeth mache nur eine Vernunftheirat — bald wieder schien es ihnen fraglos, daß Elisabeth ihren Verlobten liebe; mit der natürlicherweise ruhigen, ernsten und leidenschaftslosen Liebe der verwitweten Frau.

Elisabeth sprach zu niemand über ihre Gefühle.

Als Hans Weyern um die Mittagsstunde des Hochzeitstages eintraf, empfing sie ihn allein. Er hatte sie seit mehreren Wochen nicht gesehen und sich mit einer ihn fast erschreckenden Heftigkeit nach ihr gesehnt. Als er sie sah, in ihrer hoheitsvollen, schlichten Weiblichkeit, im hellen Sommerkleide, mit dem etwas blassen, ernsten Gesicht, dem wehmütigen Strahl in ihren klaren Augen und dem Sonnenschein um ihre rotbraune Haarpracht war er sehr bewegt und erregt. Aber er enthielt sich bei

der Begrüßung aller rücksichtslosen Zärtlichkeiten, weil er wußte, daß sie das nicht liebte und hoffte auf später.

„Die Kinder lassen dich grüßen, Elisabeth," sagte er. „Ich habe sie auf dem Herwege besucht — es war ja nur ein kleiner Umweg." Sie sah ihn gerührt an.

„Du bist so gut, Hans!"

„Das ist weiter kein Verdienst. Das ist nur Liebe. Meine große, große Liebe zu dir."

Nachmittags um fünf Uhr, als die größte Hitze vorüber war und die Sonne sich gegen den Marlinger Berg neigte, fuhren sie in zwei Wagen zur Trauung in die protestantische Kirche. Sie war ungelüftet; Elisabeth fröstelte in ihrem dünnen weißen Kleide. Auch die Leere des großen, in seiner innern Einrichtung dunkel gehaltenen Gotteshauses, in dem sich nur einige Neugierige als Zuschauer eingefunden hatten, berührte sie erkältend. Es war alles so geschäftlich, so unfeierlich.

Der Geistliche, den sie in den letzten Tagen flüchtig kennen gelernt hatte, hielt eine recht nüchterne Ansprache, bei der es nicht schwer fiel, ungerührt zu bleiben. Elisabeth konnte nicht hindern, daß sie auch jetzt wieder dachte, was sie in den letzten Tagen immer wieder hatte denken müssen: wie schön es gewesen wäre, wenn in dieser ernsten Stunde ein andrer ihr hätte Worte des Rats, des Trostes und des Segens auf ihren schweren, verantwortungsreichen Weg geben können. Diese Worte wären voll Kraft und Leben und unvergeßlich gewesen, hätten sich in ihre Seele gesenkt wie eine fruchtbringende Saat und hätten auf ihrem Wege geklungen wie Glocken, die den Frieden einläuten nach heißen Kämpfen.

Nein! Es wäre eine Grausamkeit und ein Frevel gewesen. Es hätte ihr in Wirklichkeit diese Stunde nicht erleichtert, sondern erschwert.

Nach vollzogener Feier fuhren sie in eins der Gasthäuser, das den Sommer über offen geblieben war. Hans und Elisabeth voran, die drei andern einzigen Hochzeitsgäste hinterher.

Hans hielt seines Weibes Hand. Der Gedanke, daß sie nun wirklich sein Weib war, in Ehren gewonnen zu lebenslangem Glück, überwältigte ihn. Er konnte nichts sagen, sondern sah sie nur in stummer Rührung an. Und sie saß steif neben ihm, das blasse Gesicht gesenkt, mit einem ganz merkwürdigen Ausdruck — es kam ihm fast vor wie der Ausdruck einer unterdrückten, furchtbaren Qual.

Hätte sie es lieber nicht thun sollen? Wäre es besser gewesen, wenn sie allein geblieben wäre?

„Elisabeth — glaubst du, daß ich im stande sein werde, dich glücklich zu machen?"

Sie fühlte eine tiefe Beschämung seiner selbstlosen Liebe gegenüber, von der sie sich so gern erwärmen lassen wollte und doch nicht konnte.

„O Hans," sagte sie mit thränennassen Augen, „daran denke ich nicht. — Ich denke nur daran, wie ich dich glücklich machen werde, wie ich dir deine Liebe danken soll —"

„Liebe fragt nicht nach Dank, nur nach Liebe!" sagte er nachdrücklich. Sie wich seinem Blick aus und verstummte.

Das festlich hergerichtete kleine Mahl verlief in stiller Harmonie. Laute Fröhlichkeit war nicht am Platz und die gehaltene Stimmung viel angemessener und festlicher. Hans empfand sie sympathisch und Elisabeth wohlthuend. Allen war es, als säße der Verstorbene mit zu Gaste, und gäbe seinen Segensspruch zu dem neuen Glücke seines Weibes, das er so früh verlassen mußte; und die fühlbare Anwesenheit solchen Gastes gibt der Stimmung eine stille Weihe.

Für Elisabeth aber feierten zwei unsichtbar mit. Und war sie mit Gott im Reinen und hatte sie ihren großen Entschluß im Einverständnis mit ihm und in der Zuversicht auf seine Hilfe gefaßt, so war sie doch der Billigung jener beiden nicht gewiß, und das gab ihrem armen Herzen eine traurige Unruhe.

„Ich muß ihnen erst beweisen, daß ich nicht leichtsinnig handelte, und meine Kraft nicht überschätzte und nicht selbstsüchtig denke."

Und sollte sie heut, nach geschehener That, an sich selbst zu zweifeln anfangen?

Durch die Fenster des Zimmers, in dem sie saßen, leuchtete das Abendrot; als lohe hinter dem Berge eine ungeheure Feuersbrunst; als gehe dahinten eine Welt in Flammen auf. Träumerisch sah Elisabeth hinein in die Glut, die hoch an dem blauen Himmel hinaufleckte. Ihre weiße Gestalt war in rosiges, bräutliches Licht getaucht, die weißen Orangeblütenknospen schimmerten rötlich wie Rosenknospen; in ihrem Haar tanzten goldne Fünkchen. Ihre Wangen waren vom Wein lebhafter gerötet; vor ihren Augen lag ein geheimnisvoller Schleier. Alle sahen nach ihr hin, weil sie so schön aussah. Gar nicht wie eine Blüte, die der Herbst gezeitigt, sondern wie eine im Mai des Lebens erschlossene, zu allem Glück des Daseins berechtigte Rose.

Auch Hans Weyern sah sie an. Auch vor seine Augen legte sich ein Schleier. Aber er wandte das Gesicht ab und unterdrückte einen Seufzer.

Um neun Uhr reiste der Freund wieder ab, der Hans Weyern auf seiner Brautfahrt begleitet hatte. So lange blieb man beisammen. Dann ging alles still auseinander, und die Festlichter verlöschten.

Hans Weyern fuhr mit seiner jungen Frau nach dem Hause, darin sie den nächsten Morgen erwarten sollten. Es lag etwas abseits von dem Villengewirr des Fremdenviertels, allein in einem großen Garten, dessen südliche Gesträuche mit den breiten, blanken Blättern im hellen Mondschein wie verzaubert in seliger Erwartung in der unbewegten Luft die dunkeln Arme streckten.

Sie waren die einzigen Gäste; ihre Fenster die einzigen erleuchteten. Es wäre Elisabeth fast lieber gewesen, sich in viel Lärm und viel Licht gleichsam unsichtbar machen zu können.

Ihr Zimmer hatte einen Balkon, und die Thür dahinaus stand weit offen. Der breite Mondstrahl lag weiß auf der Diele und stritt um die Herrschaft mit dem gelben Lampenlicht.

Elisabeth warf den leichten Mantel ab und trat hinaus. Hans Weyern folgte ihr.

Wie still und feierlich war die Welt! Am Himmel die Sterne, und im Thal die kleinen Lichter — in den Tiefen die schwarzen Schatten, und auf allen erhöhten

Punkten, auf den Wipfeln der Bäume, auf den Dächern der Häuser, auf den Höhen der schweigenden Berge das gleißende, flimmernde Mondlicht, das alles in Licht und Dunkel hüllte und das Wesen der Dinge nur ahnen ließ. Der goldne Knauf auf dem Turm der protestantischen Kirche warf das Licht in einem langen, matten Strahl zurück.

Und in dieser sommernächtigen Welt kaum noch ein Laut des Lebens; nur eine unendlich weiche, schmeichelnde, von narkotischen Düften getränkte Luft, die dem Herzen eine ziellose Sehnsucht nach seligen Dingen erweckte.

Hans trat leise, beinahe zögernd, neben sein Weib, das so stumm und weiß in dem Mondlicht stand wie eine übersinnliche Erscheinung. Sie wandte sich nicht zu ihm um und sprach nicht zu ihm. Und als er endlich seinen Arm um sie legte, zitterte sie so heftig, daß er es fühlte.

Etwas wie Erbarmen mit ihr zog durch sein großes, gutes Herz, das so zart und bescheiden zu lieben verstand.

„Elisabeth," sagte er leise mit möglichst ruhiger Stimme, „willst du mir nicht sagen, was dich bewegt?"

Sie wollte antworten — da stieg ihr ein Schluchzen aus der Kehle und raubte ihr die Stimme.

„Aber Elisabeth —" er war ganz erschrocken und wollte sie unwillkürlich fester an sich ziehen, wie um sie zu schützen und zu stützen. Sie wich zurück. — Er unterdrückte wieder einen Seufzer, wie heut bei Tisch; nur klang der Anfang etwas ungeduldiger. Und als er sich wieder in der Gewalt hatte, sagte er mit sanfter Stimme:

„Es kann doch nicht immer so bleiben zwischen dir und mir, Elisabeth!"

Sie wußte nicht, was er meinte und sah ihn unsicher an.

„Sieh," fuhr er freundlich fort, ohne sich ihr zu nähern, ja ohne sie nur anzusehen, „du warst drei Monate hindurch meine Braut und bist nun meine Frau; du warst immer gut und freundlich gegen mich — ich mache dir keine Vorwürfe; einem Menschen, den man so liebt, wie ich dich, dem macht man keine Vorwürfe; dem gegenüber denkt man: er wird für sein Thun auch seine Gründe haben, und wenn ich sie auch nicht kenne, so ehre ich sie doch. Und darum habe ich mich auch schweigend darein gefügt, daß du zurückhaltender warst, wie man als Braut zu sein pflegt und nicht versucht, die Grenzen zu durchbrechen, die du mir stecktest. Ich habe an das gedacht, was du mir sagtest: daß eine Witwe nicht so lieben kann, wie ein junges Mädchen. Und ich habe weiter gedacht: warte geduldig, denn so etwas läßt sich nicht erzwingen. Aber —" und hier begann seine Stimme unruhiger zu werden — „wie lange soll ich warten? — Wenn du mir Vertrauen und ein wenig Liebe entgegenbringst, so laß mich das auch fühlen, indem du die Schranken vor dir fallen läßt und mir erlaubst, mich zu geben, wie mir ums Herz ist. Ein wenig Zärtlichkeit gehört ja doch auch mit zur Liebe — und Vertraulichkeit — denn das mußt du dir doch klar machen, Elisabeth: wenn dauernd zwischen dir und mir der Geist eines andern stehen soll, so — thatest du ein großes Unrecht, indem du wieder heiratetest."

Er sah sie jetzt an, als erwarte, als fordere er eine Antwort. Elisabeth wußte, daß er tief erregt war. Sie kannte ihn zu genau. Sie wußte auch, daß sie ihn

sofort beruhigen und beglücken könne, wenn sie ihm statt aller Antwort um den Hals fiele und ihn küßte, wie man nur einen küßt. Aber das konnte sie nicht, und Trauer und Angst füllten ihre Seele, weil sie es nicht konnte.

„Ja, Hans," stammelte sie verwirrt, „du hast ganz recht — du verlangst nur dein Recht —" und plötzlich nahm sie seine Hände, sah demütig zu ihm auf, und das Mondlicht leuchtete auf ihrem weißen Gesicht und in ihren schimmernden Augen: „Erfülle mir noch eine Bitte, Hans, laß mich noch einen Augenblick allein hier draußen!"

Er that ihr auch noch diesen Gefallen. Aber sein Gesicht ward traurig. War es denn gar so viel und so schwer, was sie zu überwinden hatte?

Sie sah ihm nach, wie er in das helle Zimmer ging; wie er die Thür schloß und wie der Vorhang hinter ihm zufiel. Und dann hörte sie, wie er drinnen langsam umherging, mit schweren Schritten.

Wie mußte ihm zu Mut sein! Wie mußte er sich enttäuscht und einsam fühlen! Und wie groß und gut war er, immer wieder Rücksicht zu nehmen auf ihr feiges Zögern! — Sie schalt sich selbst, daß sie nicht zärtlicher und bräutlicher war — und doch war es ihr nie so schwer, so unmöglich gefallen als heut, wo es am nötigsten gewesen wäre.

Sie sah in das mondbeschienene Thal hinunter und weit hinauf zu den magisch umlichteten Bergen — Friede lag über der Welt, Ruhe und Stille. Und aus der großen Stille ringsum tönten wie Geflüster der Nachtluft in den großblättrigen Gesträuchen die Worte:

„Ich will dich in eine Wüste führen und freundlich mit dir reden!"

Elisabeth kniete auf die Steine nieder und legte die Stirn auf die eiserne Brüstung.

Woher kamen jetzt diese Worte? — Was da vor ihr lag, war keine Wüste, sondern ein von Gottes Sonne gesegnetes, von seinem Frieden verklärtes Land. — Und so war auch das Leben, das vor ihr lag und über dessen Schwelle sie mit dem heutigen Tage getreten war, keine Wüste, sondern ein neues, reiches Arbeitsfeld zu allem übrigen. An ihr lag es, diesem Felde und seiner Saat Gottes Segen zu erobern; und mit der Zeit würde dann auch der Friede kommen.

Die Wüste war es nicht — nein. In der Wüste war sie im Frühjahr gewesen; und sie wollte heut nicht anfangen, daran zu zweifeln, daß es Gottes Stimme gewesen, die ihr den Ausweg aus dieser Wüste gezeigt hatte.

Sie griff in die Tasche, zog einen Brief hervor, den sie heut morgen bekommen hatte, und las ihn nochmals im Schein des Mondes, soweit sie ihn nicht schon auswendig wußte. Er war von Ruth und voller zärtlicher und treuer Segenswünsche; voller Sehnsucht nach der so lange und schmerzlich Entbehrten; voller Wiedersehensfreude; denn es schien ihr selbstverständlich, daß Elisabeth, sobald sie in Herrenhof nur einigermaßen heimisch sei, auch nach Buchwald kommen würde, denn das sei doch ihre eigentliche Heimat.

Und zuletzt erzählte der eng beschriebene Bogen weiter:

„Für mich ist ein neues Leben angebrochen. Lies ist tot, aber aus den Schmerzens- sind Dankesthränen geworden. Ich bin unaussprechlich glücklich; ich

muß mich jeden Morgen von neuem an mein Glück gewöhnen. Was für ein Glück das ist, werden Sie wissen — denn Sie halfen es gewinnen. Ich werde wieder jung und gesund dabei und mir ist, als feierte ich zum zweitenmale Hochzeit. — Und daß nicht mehr von Fortgehen die Rede ist, trägt auch viel zum Glücke bei. Ich wäre zwar überall zufrieden, nun ich die Hauptsache wieder habe; aber für Reinhard ist es, als sei eine Last von ihm genommen, und es ist eine Lust, ihn leben und arbeiten zu sehen und seine Zufriedenheit aus seinen Augen leuchten zu fühlen. Nur, daß Sie uns verlassen haben, Elisabeth, bedrückt mich zuweilen, und Reinhard bedauert es auch. Wenn wir an ihrem Hause vorbeikommen, das mit den verhangenen Fenstern so traurig dreinschaut, sieht er es allemal lange an, und dann verliert sein Gesicht den heitern Ausdruck —“

Elisabeth steckte den Brief wieder ein.

Sie würde noch oft so ein Stück Wüste durchwandern müssen; die Brust würde ihr eng und die Kehle trocken werden vor heißem Glutenhauch, die Lippen würden ihr verdorren vor Durst, und der scharfe, feine Wüstensand würde ihr in den Augen brennen — aber er hat verheißen: „Ich will allda freundlich mit dir reden,“ und was er zusagt, das hält er gewiß.

Leise wurde von drinnen die Thür geöffnet.

„Kommst du nicht herein, Elisabeth? Es wird kühl, wenn die Nacht von den Bergen sinkt!“

„Ja — gleich —“ und geduldig wurde die Thür wieder geschlossen.

Da drin war einer, der auf sie wartete mit einem ganzen Schatz reiner, reicher, durch lange Jahre treuen Ausharrens geläuterter und gefesteter Liebe. Und sie lag hier auf den Knieen und fürchtete sich vor dem sichern Hafen, darein ein freundliches Schicksal sie mühelos geleitet hatte, und klammerte sich verzweifelt an den Schmerz, der sie auf wilden Wogen umgetrieben hatte.

Und daheim saßen sie im Pfarrhaus um den runden Tisch im Studierzimmer, oder, wenn das Wetter so schön war wie hier, im Garten in der Fliederlaube. — Ruth schmiegte sich an ihres Mannes Herz, und er hatte den Arm um sie gelegt, und sein heller Blick suchte die Sterne mit einem siegesgewissen Ausdruck — dieselben Sterne, die auch ihr leuchteten — ihr und ihrer Not, um die keiner mehr wußte, die keinen mehr etwas anging —

Da sprang sie energisch auf. Nein, sie wollte sich nicht niederdrücken lassen vom Leben, jetzt, wo sie im Begriff gewesen, es zu zwingen. Sie war noch jung und stark an Leib und Seele. Sie wollte nicht weinen und trauern. Sie wollte glücklich sein, sie wollte arbeiten und gewinnen und —

Sie öffnete die Thür. Eine ganze Flut von Mondschein kam mit ihr herein. War sie vorhin, wie das Abendgold sie in rosige Wellen tauchte, schön gewesen, so war sie es jetzt, in der geisterhaften Beleuchtung, in der alles durchsichtig erschien, noch mehr.

Hans Weyern blieb mitten im Zimmer stehen und sah erwartungsvoll, ein wenig bang und traurig aus. Sein Trauern verwandelte sich in Staunen. Sie sah ihn an, wie sie ihn noch nie angesehen hatte, mit heißen, leuchtenden Augen,

von denen er nicht recht wußte, ob sie aus Leid oder Wonne so leuchtend waren —

Und nun breitete sie plötzlich die Arme aus —

„Hier — Hans — da hast du mich — ein für allemal — liebe mich — wie du willst — nur liebe mich!“ sagte sie mit erstickter Stimme.

Hans Weyern hatte Mühe, einen Freudenschrei zu unterdrücken. Endlich — endlich hatte sie aufgehört, Witwe zu sein und war wieder zum Weibe geworden.

Jubelnd nahm er sie in seine Arme, wild und rücksichtslos küßte er sie. Sie wehrte sich nicht mehr.

Und von dem Augenblicke an, wo sie sich zum erstenmale fest an seine Brust drückte, wußte er, wußten sie beide: Es stand fortan kein andrer mehr zwischen ihnen — kein Lebender und kein Toter.



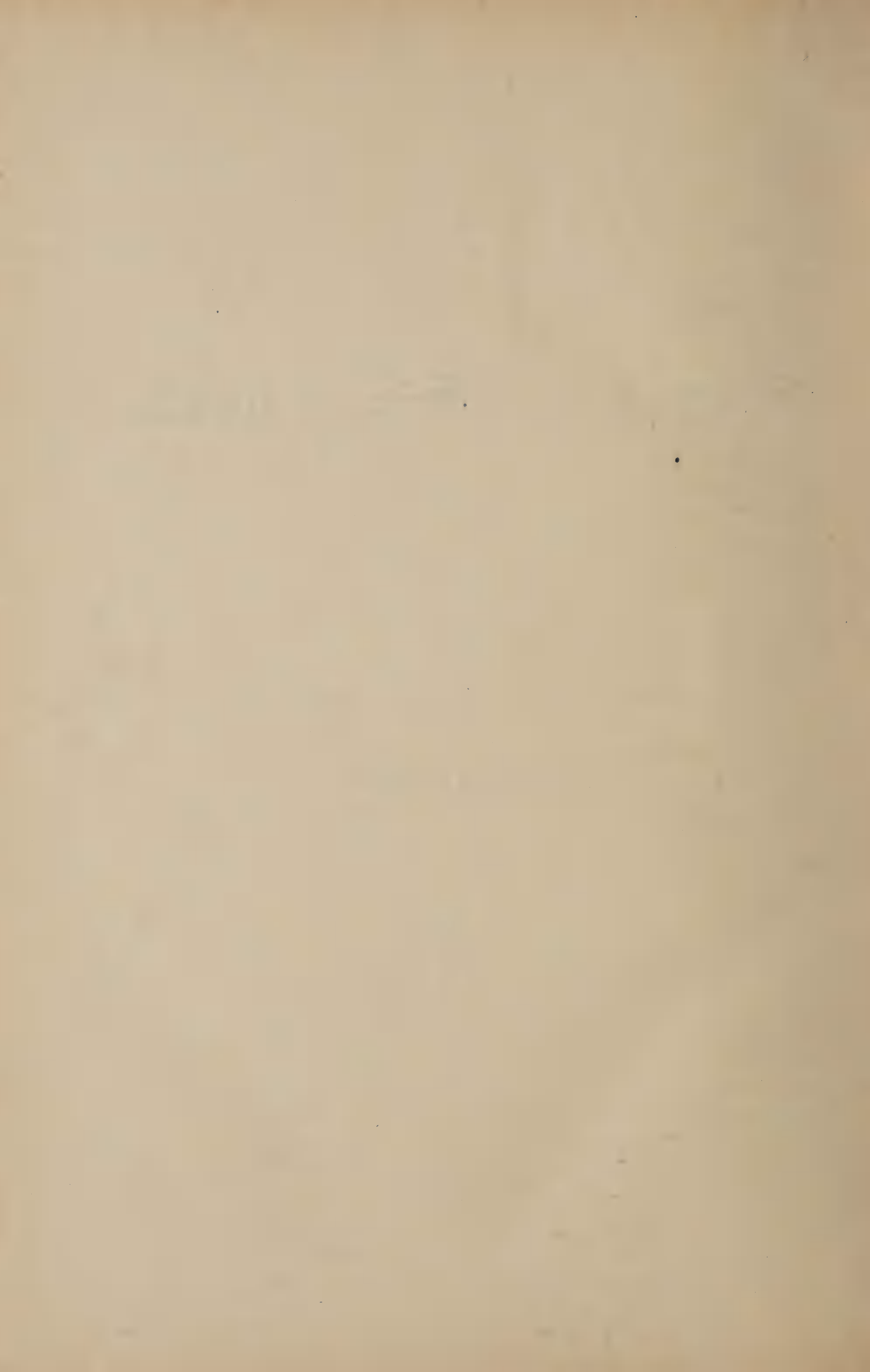


Friedrich und Fritz Schlürsen.

Erzählung

von

Adelheid Weber.





Als dem Geheimen Regierungsrat Friedrich Schlürsen nach bereits zehnjähriger, mit drei Töchtern gesegneter Ehe endlich ein Söhnlein geboren wurde, konnte er nicht ahnen, daß gerade dieses Ereignis eine Quelle unendlicher Ärgernisse für ihn werden sollte; er sah vielmehr auf das kräftig schreiende Knäblein mit dem ruhigen Triumphe eines Mannes nieder, dem sein lange vorenthaltenes Recht endlich geworden ist. Denn der Wirkliche Geheimrat Schlürsen war der unerschütterlichen Meinung, daß der untadelige Lebenswandel, mit dem er einer langen Reihe gelehrter, wohlangesehener, in jedem Sinne vorbildlicher Vorfahren immer Ehre eingelegt hatte, auch seinen gerechten Lohn in der Erfüllung seiner billigen Erwartungen finden müsse. Und dieses Vertrauen in die Gerechtigkeit des Weltlaufs schien nicht enttäuscht werden zu sollen. Wenigstens hatte Herr Friedrich Schlürsen, obgleich er weder eine hochfliegende Begabung, noch eine in die Augen fallende Rücksichtslosigkeit besaß, ruhig, korrekt und klug eine Sprosse der socialen Stufenleiter nach der andern erklommen und war schon auf der Höhe des Mannesalters zu einer Stellung gelangt, die minder glücklichen Beamten als das Endziel ihrer ganzen Laufbahn vorzuschweben pflegt.

Vielleicht trug zu Friedrich Schlürsens rascher Carriere der Umstand bei, daß er schon als Assessor die Hand der Tochter seines Regierungspräsidenten zu erringen gewußt hatte; aber auch dieses Glück verdankte er seinen Verdiensten, denn Marianne von Winter hatte ihre erste Jugend verfließen lassen, ohne einen der sie umwerbenden jungen Beamten ihres Vaters zu erhören und wählte mit fünfundzwanzig Jahren nicht im Sturm der Leidenschaft, sondern mit klar wägendem Verstande und der aufrichtigen Sympathie der Gleichgearteten den hübschen, feinerzogenen, ruhig und zielbewußt in die Höhe strebenden Assessor, an dessen Seite sie ein dauerhaftes Glück zu finden hoffte.

Und es wurde auch eine äußerst korrekte, höfliche, in jedem Betracht vorbildliche Ehe, die Friedrich und Marianne Schlürsen miteinander führten, eine Ehe, deren regelrechter Verlauf nur die eine Hemmung hatte, die eben jenes Söhnlein hineintrug. Zuerst durch die regelwidrig lange Zeit, die es sich mit seinem Erscheinen in der Familie Schlürsen nahm. Als dem Assessor nach zweijähriger Ehe das erste

Töchterchen geboren wurde, da hatte er seiner Marianne dankbarlichst die Hand geküßt und zu den Gratulanten mit freudigem Selbstbewußtsein gesagt: „So war es von jeher in meiner Familie; das Erstgeborene war stets weiblichen Geschlechts." Und er hatte das Kind nach seiner eignen, ältesten Schwester „Marie Agnes" genannt und es in Gedanken zu dem weiblichen Genius bestimmt, den die älteste Schwester seit Generationen in der Familie Schlürsen darzustellen hatte und dessen Lebenszweck es war, dem nachgeborenen Bruder Knöpfe anzunähen, Butterbrote zu streichen und ihn in den Regeln feiner Sitte durch Lehre und Beispiel zu unterweisen. Und da es ebenfalls die Bestimmung dieser Schlürsenschen Geniusse war, unvermählt zu bleiben, so hatte der Assessor seine Marie Agnes zu ihrem ersten Geburtstag mit einem Dokumente beschenkt, welches ihr von ihrem vierzigsten Lebensjahre an die Zugehörigkeit zu einem vornehmen Fräuleinstift gewährleistete. Soweit war alles korrekt nach der bestimmten Erwartung des Hausherrn zugegangen. Als dann nach wiederum zwei Jahren das zweite Töchterchen erschien, da wunderte sich der Vater ein wenig, konnte jedoch aus den Annalen seiner Familie einen freilich vereinzelten Fall citieren, in dem zwei Töchter dem Stammhalter vorausgegangen waren. Aber auf die Kunde, daß auch der dritte Ankömmling ein Mädchen sei, antwortete der Vater nur mit einem so tiefen Schweigen, daß in der eingetretenen Stille die weise Frau ihr Herz schreckhaft klopfen hörte und selbst der unerschrockene Hausarzt eine Minute brauchte, ehe er den ersten der Späße herausbrachte, die er für solche Gelegenheiten bereit hielt. Und als Friedrich Schlürsen sich über das Bett seiner Gattin zu dem obligatorischen Handkusse niederbeugte, da schloß Frau Marianne vor seinem Blicke erbleichend die Augen, und über ihr sonst so ruhiges Herz kam ein großes Frieren; so sehr fühlte sie sich in diesem leidvollen Augenblicke ihrem Manne fremd, so ganz als der fremde Faktor in der regelrechten Familie Schlürsen, der seine vorher bestimmte Schuldigkeit nicht gethan hatte. Fortan war jener feine Knick und Riß in dieser korrekten Ehe, den ein Fremder fast nie sieht und von dem manchmal die Beteiligten selbst nichts wissen, bis ein Stoß, dem sie als ein unteilbar Zusammengehöriges widerstanden hätten, sie auseinandersprengt in jene zwei Teile, die der feine Knick zwischen ihnen längst vorgezeichnet hatte. Nach abermals zwei Jahren erschien kein neuer Sprößling Schlürsenschen Familienglücks; dafür avancierte der Assessor zum Regierungsrat und gewann ein noch stärkeres Übergewicht in seiner Familie, an deren Ruhm er jetzt allein weiter zu bauen schien.

Aber nach weitern zwei Jahren wurde wirklich der kaum mehr erwartete Stammhalter geboren.

Frau Marianne, die in der letzten Zeit wie unter einer unsichtbaren Bürde dahingeschritten war, hob den Kopf und nahm ihre Stellung als vollberechtigtes Glied in der Familie Schlürsen wieder ein; der Regierungsrat aber antwortete auf die Scherze und Glückwünsche seiner Freunde ruhig: „In meiner Familie hat es immer einen Sohn gegeben, der ist nun eben gekommen." Und er stand mit so ruhigem Selbstbewußtsein an der Wiege des Knäbleins, die hagere Gestalt strack aufgerichtet, nur den schon ergrauenden Kopf mit dem bartlosen, fein- und strenggeschnittenen Gesicht ein wenig zu dem Kinde niedergebeugt, so daß das zweigeteilte Kinn den blendenden Hemdenkragen berührte, — er war so ganz die Verkörperung ruhigen

Selbstbewußtseins, als habe das Schicksal nur seine Pflicht endlich an ihm gethan. Vielleicht das einzige Zeichen, daß eine stärkere Genugthuung und Freude in ihm lebte, als er zeigen mochte, war der Umstand, daß der Regierungsrat seinem Söhnlein zu dem Schlürsenschen Erbnamen „Friedrich" noch den stolz bedeutsamen „Viktor" hinzufügte, gleichsam als Ausdruck der Zuversicht, daß sein Sohn auch im weitern Verlaufe seines Daseins als Sieger über alle Hindernisse und Ungunst des Schicksals hervorgehen solle und werde.

Und Fritz Viktor schien schon in seiner äußern Erscheinung das Zeug zu solchem Thun zu haben. In den Straßen seiner schlesischen Vaterstadt wandten sich die Blicke der eiligsten Passanten zu dem Knaben hin, angezogen schon von dem Kontraste der Farben in dem feinen Kindergesicht, in dem unter dunkelm Kraushaar die blauesten Augen wie zwei Kornblumen blühten, und das Rot von Mund und Bäckchen mit der blütenweißen Stirn und dem Schwarz der kühngezogenen Brauen wundersam zusammenwirkten. Und über all den leuchtenden Farben lag ein zarter Schmelz, wie über einem schönen Pfirsich, so daß man sich zugleich versucht fühlte, soviel zarte Schönheit sorgsam zu hüten und in soviel lachende Frische hineinzubeißen. Wer aber den Knaben länger anschaute, der gewahrte, daß es nicht allein der Glanz der Farben war, was die Blicke an ihn bannte, sondern daß ihm von Mund und Augen ein so sieghaftes Lachen ausging, daß es die Herzen der Menschen ihm zuzwang, weil es sie mit einem Stückchen von seinem eignen Glanze füllte. ‚Er ist wie ein Sonnenstrahl,' sagten die einen, indem ihr Mund unwillkürlich sein Lächeln nachahmte, ‚wie ein elektrischer Funke,' sagten die andern, von einer wonnigen Sehnsucht geprickelt, als gaukelte in Greifnähe etwas Schönes an ihnen vorüber, das sie selbst einmal besessen und dann verloren hatten. Aber für jeden war etwas Außergewöhnliches in dem Kinde, das doch zugleich wunderlich bekannt war, gerade wie ein echtes Dichterwort, von dem jeder meint, es spreche nur aus, was er selbst schon lange gedacht und empfunden, nur daß er es noch nie in einen Satz gefaßt habe.

So ging Fritz Viktor in ahnungsloser Sieghaftigkeit durch die Jahre der Kindheit, im stillen vergöttert von seiner gehaltenen Mutter, verzogen von den drei Schwestern, umschmeichelt von allen Bekannten und der Stolz seines würdevollen Vaters, der in ihm die Krone und den wohlverdienten Lohn seines Lebens und Strebens sah. Freilich ließ der Geheimrat seinen Sohn diesen Stolz nur in einer wunderlichen Form merken. Brachte das Bürschchen aus der Schule das Zeugnis einer außergewöhnlichen Leistung nach Hause, so hörte er von seinem Vater statt jedes Lobes ein gelassenes: „Das habe ich erwartet; du bist eben höher begabt als andre, folglich mußt du auch mehr leisten als sie." Zankte er sich aber einmal mit Schwestern oder Kameraden, oder ließ er im Lernen nicht alle andern weit hinter sich, so hieß es: „Du hast unrecht, Fritz Viktor, denn da du so viel klüger bist als andre Kinder, so hast du dich auch um soviel klüger zu beweisen." Und es schien dem Geheimrat nie einzufallen, daß eine außergewöhnliche Begabung vor Schwächen des Herzens oder des Willens nicht schütze, ja, nicht einmal ein Wall gegen Irrtümer und Thorheiten des Kopfes sei. Die Folge dieser Erziehung war, daß Fritz Viktor eine sehr große Meinung von seinen Gaben bekam, ohne indes eitel auf sie zu sein, da sie ihm ja viel weniger Annehmlichkeiten als Unbequemlichkeiten einbrachten; und

er hätte vielleicht finster und hochmütig werden können, wäre nicht in ihm ein Quell von Frohsinn gewesen, der so frisch sprudelte, daß er der Stärkung durch befriedigte Eitelkeit nicht bedurfte.

Nur ein fast fatalistisches Selbstbewußtsein entwickelte sich in dem Knaben, ein Gefühl, wie es die Heroen der Alten in sich getragen haben müssen, die ihre Kraft auch natürlich und freudig als ein Geschenk der Götter hinnahmen, zu dem sie nichts zuzuthun und von dem sie nichts fortzunehmen brauchten.

Als ein Geschenk der Götter, bei dem er sich nichts Besonderes dachte, sah Fritz Viktor auch seine früh sich entwickelnde Fähigkeit an, das Bildhafte in seiner Umgebung zu sehen und nachzubilden, als eine höhere Art des Spielens, auf dessen mehr oder weniger gewandte Ausübung weder das Gymnasium noch die Umgebung des Knaben Wert legte. Als Fritz Viktor aber älter wurde, verlor er die Lust am Lernen rein um des Lernens willen, diesen Wissensdurst der Kindheit, der nur eine Form der Neugier und des Frohgefühls der Kraftbethätigung ist; er begann den geregelten Unterricht langweilig zu finden, sich mit Feuereifer Lieblingsfächern zuzuwenden und die andern zu vernachlässigen. Nahm ihn dann ein Lehrer, den er gern mochte, ernstlich ins Gebet, oder sprach ihm die Mutter in ihrer ernsten, verständigen Weise ins Gewissen, so setzte sich Fritz Viktor acht Tage lang hinter die Bücher und holte in dieser Frist so ziemlich alles seit Monaten Versäumte wieder ein. Immerhin wurden seine Leistungen dadurch sprunghafter und darum unzuverlässiger; aber seine Begabung verdeckte den Unfleiß vor den Augen Fernstehender, zu denen auch Fritz Viktors eigner Vater gehörte, der bei allem Stolz auf seinen Sohn im Grunde nicht den geringsten Einblick in sein Wesen hatte.

Darum traf denn auch den Geheimrat die erste Enttäuschung in dieser Richtung mit der Wucht eines ganz unerwarteten Schlages.

Fritz Viktor hatte sich glücklich bis zur Prima „heraufgeschwindelt“, wie der Lehrer des Griechischen sagte, dessen pedantischen Ordnungssinn die sprunghafte Art des Jünglings am meisten verdroß; hier aber, so dicht vor der Krönung der ganzen Schulzeit, stürzte sich Fritz Viktor „definitiv dem Laster in die Arme“. Er versäumte die Präparationen, er schwänzte die Schulstunden oder saß teilnahmslos vor sich hinbrütend auf der Schulbank. Dagegen schaffte er sich ein Schnurrbärtchen an, entwickelte eine bedeutende Fertigkeit im Biertrinken, Eislaufen, Dichten, im Arrangieren von Landpartien und dergleichen brotlosen Künsten. Natürlich steckte hinter dem allen das ewig Weibliche, und es war die siebzehnjährige Tochter des Direktors selbst, die den achtzehnjährigen Primaner „hinanzog“. Es war keine schlechte Wahl, die Fritz Viktors Herz getroffen hatte. Nicht daß Helene Denkhart das schönste der jungen Mädchen gewesen wäre. Sie war hoch und schlank gewachsen, aber ein wenig mager; ihr regelmäßiges, feines Gesicht hatte über der feinen, langen Nase ein paar Sommersprossen; die Art ihres Auftretens war frisch und klug, aber ein wenig zu gesetzt für ihre jungen Jahre. Aber was das beste war: sie erwiderte Fritz Viktors Leidenschaft nicht, und es ist bekanntlich ein Glück, ja fast eine Lebensbedingung für eine erste Liebe, daß sie unglücklich sei und so ewig zwischen Himmel und Hölle schweben bleibe, da ja doch auf Erden kein Platz ist für dies feine Gespinst aus Phantasie, dunkel

sich regender Jugendkraft und dem Bedürfnis des jungen Herzens, alle seine Ideale in ein Bild zusammenzutragen.

Und wenn Helene Denkhart so die erste und notwendigste Pflicht eines Ideals erfüllte, unerreichbar für den Strebenden zu sein, so verhielt sie sich andrerseits so lieb und gut gegen ihren jungen Anbeter, daß er sich einmal als der beneidenswerteste und gleich darauf als der unseligste der Sterblichen erschien und so alle Wonne und Qualen einer ersten Liebe so recht auszukosten bekam. Nun war Helene eine sehr geschickte Zeichnerin, und ihre Freude an Fritz Viktors bildnerischen Versuchen bewirkte natürlich, daß er sich mit seinem ganzen Eifer auf das Malen und Bilden warf; denn er war ebenso geschickt, in Farben wie in Thon die Natur nachzuahmen. Und so geschah es, daß er mit souveräner Unbekümmertheit um seine Schularbeiten Stunde auf Stunde neben dem geliebten Mädchen saß, um ihr holdes Profil abzukonterfeien, und da nebenbei Tanzkränzchen, Eisbahn und Landpartien dazu helfen mußten, den Liebenden abwechselnd in den Himmel zu heben und in die Höllen flammendster Eifersucht zu stürzen, so war es nur zu erklärlich, daß Fritz Viktors Lehrer eine um so schlechtere Meinung von ihm bekamen, je größere Erwartungen sie auf ihn gesetzt hatten. Aber was bedeutete Fritz Viktor die gute oder schlechte Meinung sehr irdischer Lehrer gegen einen Blick aus den „himmlischen" Augen der blonden Helene? Zumal er ja felsenfest davon überzeugt war, daß er doch durchsetzte und erreichte, was er wollte.

So kam das Abiturium heran, und es erging seitens der Lehrerschaft das Gebot an die Examinanden, während der Zeit von den schriftlichen Klausurarbeiten an bis nach dem mündlichen Examen keine „Vergnügungen" mitzumachen, und der Professor des Griechischen fügte mit einem Seitenblick auf Fritz Viktor hinzu, daß auch etwa vorhandene Don Juanbärtchen dem Ernst der Zeit zum Opfer fallen müßten. Darauf lachte Fritz Viktor den Gestrengen mit seinen blauesten Schelmenaugen an und zwirbelte sein Schnurrbärtchen so keck in die Höhe, als es die Kürze desselben irgend gestattete.

Nun war als letzte der schriftlichen Arbeiten der deutsche Aufsatz gefertigt, und die jungen Männer traten abgespannt und erregt aus ihrer Klausur heraus und standen auf dem Treppenflur plaudernd beisammen, da kam Fräulein Helene mit ihrem anmutig behenden Schritt die Treppe der Direktorwohnung herab, und indem sie lächelnd die Grüße der jungen Männer erwiderte, sagte sie: „Wie schade, daß Sie diese herrlichen Frühlingstage im Zimmer versitzen müssen! Ich werde morgen ordentlich mit Gewissensbissen an Sie denken. Wir haben nämlich eine Spritzfahrt nach Kauen vor; es wird wunderschön werden — erst die Fahrt auf dem Leiterwagen — nur junges Volk — und dann dort das Tanzen und Reiten und Bootfahren!"

Und zu Fritz Viktor gewandt, fügte sie hinzu: „Und auch einen leibhaften Maler werden wir in Kauen treffen. Wie schade, daß Sie dem nicht Ihre Zeichnungen zeigen können!"

Fritz Viktor erwiderte ihren schelmisch bedauernden Blick mit einem Aufsprühen des seinigen, und als am nächsten Morgen in aller Frühe der bekränzte Leiterwagen vor der Apotheke hielt, um als letzte Fracht das Apothekertöchterlein mitzunehmen,

da kam Fritz Viktor um die Ecke gegangen und bat mit dem abgezogenen Mützchen in der Hand und mit schalkhaft demütigem Gesicht um ein Stückchen Platz auf dem Wagen. Natürlich rückten alle jungen Mädchen zusammen; Fritz Viktor aber kletterte auf den Vordersitz neben Fräulein Helene und schaute ihr ehrerbietig grüßend mit schelmisch bittendem Blicke in die Augen. Sie rückte auch zur Seite, um ihm Platz zu machen; aber sie war ganz blaß geworden und sah ernst, fast bekümmert darein. Da hob Fritz Viktor trotzig den Krauskopf und machte ihr zum Tort in zehn Minuten die Eroberung sämtlicher jungen Damen der beiden Vordersitze, und ihr Lachen und Plaudern machte die Insassen des ganzen übrigen Wagens neidisch. Das Gefährt hatte jetzt seine Ladung an Jugend und Frohsinn eingenommen und bog um das Eckhaus des großen Marktes, wo der Professor des Griechischen wohnte, da fuhr der Kutscher gegen den Prellstein, krachend brach die Achse des Wagens, und die Vordersitze neigten sich zur Erde. Natürlich schrieen die Bedrohten auf; an den Fenstern der Thüren und Häuser erschienen die aus dem Schlaf gestörten Bürger, Gassenjungen sammelten sich blitzschnell um den Wagen, und plötzlich stand in Schlafrock und Pantoffeln Professor Nack mitten unter den Zuschauern und sagte, Fritz Viktor von oben bis unten musternd, langsam: „Ah, Sie sind auch von der Partie, Schlürsen!“ Zu gleicher Zeit antwortete darauf die gescheite Helene: „Herr Schlürsen will nur bis zum Chausseehause mitfahren,“ und der trotzige Fritz Viktor: „Wie Sie sehen, Herr Professor.“ Der Professor blickte mit grimmigem Lächeln von der sanft errötenden Helene zu dem purpurroten Fritz und sagte: „Hm, hm,“ und nach einer ganzen Weile: „Ich möchte Ihnen raten, Schlürsen, den rettenden Einfall des Fräuleins zu benutzen,“ und wandte sich dann seinem Hause zu. Fritz und Helene standen einen Augenblick schweigend, sie in Ärger und Verlegenheit, er in Ärger, Trotz und Dankbarkeit. Dann sagte Helene: „Ich bitte Sie, Fritz, seien Sie vernünftig — gehen Sie nach Hause.“ Er aber, da er aller Augen auf sich gerichtet fühlte, warf den Kopf in den Nacken und erwiderte: „Meine Arbeiten sind fertig, warum sollte ich mich nicht amüsieren?“

Und da nun Helene in stummer Mißbilligung von ihm forttrat, machte sich Fritz Viktor mit großem Eifer an der zerbrochenen Achse zu schaffen und bestieg, als der Schaden repariert war, mit den andern den Wagen, setzte sich jedoch nicht wieder neben Helene, sondern auf den Sitz ihr gegenüber, wo er sich lauter, lustiger und galanter denn je gebärdete.

So blieb er auch während des ganzen Tages der Mittelpunkt des lustigen, jungen Kreises; aber viel Freude hatte er nicht an seinen Triumphen, denn Helene schien sich nicht nur nicht um ihn zu bekümmern, sondern steckte immerfort mit dem jungen Maler zusammen, und statt der Freude, daß dieser jungen Autorität seine Zeichnungen gefielen, hatte Fritz Viktor den Ärger, daß ihm seine Liebe allzusehr gefiel.

Während dessen ging in Viktors Elternhause das Verhängnis seinen Gang. Die Familie Schlürsen hatte sich eben zum Mittagsmahle gesetzt, und die Frau Geheimrat hatte auf die Frage ihres Gatten nach dem Sohne soeben erwidert, Fritz Viktor sei ein wenig über Land gegangen, um sich von den Strapazen der Klausurarbeiten zu erholen, — und sie hatte diese Erklärung mit vollkommen ruhiger Miene wortgetreu so gegeben, wie Fritz Viktor sie ihr selbst vorgetragen hatte, war aber

dabei errötet, wie sie oft in letzter Zeit errötete oder erblaßte, wenn von ihrem Sohn die Rede war. Da ließ Professor Nack sich bei dem Geheimrat melden, und dieser ließ ihn in sein Arbeitszimmer bitten, und zog sich selbst dahin zurück, nicht ohne einen forschenden Blick auf seine Gattin gerichtet zu haben, der der Suppenlöffel klirrend an die Wand der Terrine anschlug. Erst nach einer halben Stunde trat der Geheimrat wieder ins Zimmer, setzte sich schweigend zu Tisch und tauchte den Löffel in die Suppe. Er sprach kein Wort während der ganzen Mahlzeit, und keiner der Seinen brachte einen Laut hervor, so daß Löffel, Messer und Gabeln schier unheimlich auf den Tellern klapperten, während die Familie Schlürsen that, als ob sie ihr Mahl einnähme. Erst nachdem man fertig war, sprach der Geheimrat sein erstes Wort: „Ich habe dir etwas mitzuteilen, Marianne.“ Die Rätin erhob sich mit zitternden Knieen und schritt ihrem Gatten voran in sein Arbeitszimmer, wo er alle hochnotpeinlichen Angelegenheiten zu erledigen pflegte — und deren waren viele gewesen seit dem ersten Steinwurf Fritz Viktors in ein fremdes Fenster hinein bis zu dem der Mutter noch unbekanntem Verbrechen von heute. Aber noch nie hatte das Gesicht des Geheimrats so ausgesehen wie jetzt, als er seiner Gattin höflich einen Stuhl zurechtrückte und dann vor sie hintrat und langsam sagte: „Herr Professor Nack hat mir soeben mitgeteilt, daß unser Sohn, Fritz Viktor Schlürsen, gegen das ausdrückliche Verbot an die Abiturienten, sich zerstreuenden Vergnügungen hinzugeben, ferner gegen die ausdrückliche, heute morgen seitens des Professors an Fritz Viktor gerichtete Warnung vor den Folgen etwaigen Ungehorsams — sich einer Vergnügungspartie nach Kauen angeschlossen und seinen Ungehorsam durch die auffällige Art, wie er ihn seinem Lehrer angesichts der ganzen Stadt gleichsam ins Gesicht geworfen, noch verbrecherischer gestaltet hat.“

Der Geheimrat schwieg einen Moment, und seine Gattin schloß die Augen, damit er den Freudenstrahl nicht gewahre, der darin aufglimmen wollte; denn sie hatte nach dem ganzen Auftreten ihres Gatten weit Ungeheuerlicheres erwartet. Ja, in dem Aufatmen ihres Gemüts dünkte ihr die ganze Sache nebst dem Lärm, der sich darum erhob, ein wenig kindisch zu sein. Ob nun der Geheimrat ihre Gedanken ahnte oder nicht, er fuhr mit noch schärfrem Tone, noch langsamer fort:

„Auf die Meldung des Professors an den Direktor haben die beiden Herren beschlossen, morgen eine Konferenz der Lehrerschaft zusammenzuberufen und bei dieser zu beantragen, daß Fritz Viktor von dem Examen auszuschließen sei.“

Jetzt freilich that Frau Marianne einen erstickten Schrei, und wenn es eine Genugthuung ist, auch den andern unter der Wucht des Schlages wanken zu sehen, der uns selbst getroffen, so hatte der Geheimrat jetzt diese Genugthuung. Er verriet aber durch keine Miene, was in ihm vorging, und so wenig er dem Zorn und der grimmen Enttäuschung, die vielleicht in ihm kochten, Ausdruck gab, so wenig that er einen Schritt, sich an die Seite der Gefährtin seines Lebens zu stellen, die das gleiche Leid traf, das er selber fühlte. Und auch Frau Marianne machte keine Bewegung zu ihrem Gatten hin, sprach kein Wort, wechselte keinen Blick mit ihm. Es war, als ob der feine Knick dieser Ehe in der Totenstille, die zwischen den Gatten lebte, zu knistern und zu knacken beginne. Nach einer Weile sprach der Geheimrat noch einmal:

„Wenn Fritz Viktor wirklich von dem Examen zurückgewiesen wird, so wird dieser verlorene Sohn die Schwelle meines Hauses nicht wieder betreten." Da erhob sich Frau Marianne. Sie reckte ihre Gestalt zu ihrer vollen Höhe auf; groß und schlank stand sie vor dem großen, schlanken Manne, bleich wie er, mit demselben in sich verschlossenen, starren Ausdrucke der feinen Züge, demselben festen Blicke der hellen Augen, Geist von seinem Geiste, und ihm doch so fremd, wie am ersten Tag ihrer korrekten Ehe.

„Und mit welchem Rechte würdest du einen Knabenstreich auf so furchtbare Weise strafen?" sagte sie mit bebenden Lippen, aber so scharfem, hartem Tone, wie sie ihn noch nie ihrem Gatten entgegen gestellt hatte. Er empfand ihn denn auch als Zeichen ihrer Auflehnung, als Ansage, daß sie sich zu ihrem Sohne gegen ihn stelle. Und zum erstenmale flammte Haß in ihm auf, nicht gegen die Frau, sondern gegen den Knaben, der ihm die Frau nahm. Doch zeigte er nichts von dem Gefühl, das ihn erschütterte, sondern erwiderte in noch kühlerm Tone:

„Dieser Knabenstreich — abgesehen davon, daß er nicht vereinzelt dasteht, wie mir Professor Nack — leider erst heute — eröffnet hat, zeugt, in dem Augenblicke verübt, da die Zukunft und die Ehre des jungen Menschen auf dem Spiele steht — jawohl, Zukunft und Ehre! —" wiederholte der Geheimrat einem Achselzucken seiner Gattin gegenüber mit steigender Kälte des Zornes; aber Frau Marianne ließ sich davon nicht einschüchtern, sondern sagte sehr bestimmt: „Fritz würde im äußersten Falle das Examen ein halbes Jahr später machen."

„Das würde er nicht," erwiderte der Geheimrat. „Abgesehen davon, daß ihm unter solchen Umständen auch das zweite Examen seitens der Examinatoren sehr erschwert werden würde, würde der junge Mensch in dieser verlorenen Zeit selbst verloren gehen unter dem dreifachen Einfluß der ihm gewordenen Demütigung, der Arbeitslosigkeit und seines ungeheuren Leichtsinns — jawohl, seines ungeheuren Leichtsinns, von dem dieser Streich nur ein vereinzeltes Zeugnis ist und der sich von seiner Kindheit an schon gezeigt hat, nur daß wir bis jetzt leider blind gegen seine Äußerungen gewesen sind."

„So würdest du also unsre Schuld an dem Knaben rächen," sagte Frau Marianne, und der Geheimrat erkannte wohl, daß sie absichtlich den Ausdruck ‚rächen' statt ‚strafen' brauchte.

Als die Gatten auseinander gingen, wußte Frau Marianne, daß ihr Gatte unerbittlich gegen ihren Sohn verfahren werde, und der Geheimrat wußte, daß seine Frau für immer von ihm fort zu Fritz Viktor getreten war. Und ihm war zu Mut, wie dem alten König David zu Mut gewesen sein mag, als sein junger Sohn Absalom sich vor das Thor seiner Königsstadt setzte und dem alten Vater mit seinen jungen, goldenen Haaren und seinem jungen, goldenen Lachen die Herzen seiner Unterthanen stahl. Nur daß der Geheimrat Schlürsen ein weit strengerer Autokrat war, als weiland König David, und daß er dank seinem tadellosen Wandel viel stärker von seinem unfehlbaren und alleinigen Rechte überzeugt war, als jener Liebling Gottes und der Menschen, dem die Erinnerung an seine mannigfachen Irrtümer bis in sein Alter hinein das Herz weich und das Urteil mild erhalten hatte.

Als jung Absalom spät in der Nacht dieses verhängnisvollen Tages den Schlüssel ganz leise in die Korridorthür seiner elterlichen Wohnung stieß, öffnete ihm

zu seinem Schrecken die Mutter, und er sah ihrem überwachten und verängstigten Gesicht an, daß etwas Schlimmes passiert sei.

Frau Marianne zog ihren Sohn wortlos und leise in den Salon, der am weitesten von allen Räumen des Hauses von dem Schlafzimmer ihres Gatten entfernt war. Noch nach Jahren erinnerte sich Fritz Viktor des Eindrucks dieser Stunde. Die feierliche Pracht des selten geöffneten Raumes, dessen Einzelheiten im spärlichen Licht der halbverdeckten Arbeitslampe, die die Mutter trug, auftauchten und wieder im Dunkel verschwanden, das tiefe Schweigen der Nacht, die Erregung und Übermüdung seiner Nerven, die Blässe seiner Mutter und bei alledem ihre ruhige, zurückhaltende Würde und die verständige Klarheit ihrer Rede, die ihm so erschreckende Dinge enthüllte, das alles wirkte sehr stark auf ihn. Zum erstenmal in seinem Leben empfand sein leichtsinniges junges Herz etwas von dem Ernste und den verhängnisvollen Konsequenzen alles menschlichen Thuns, und in das aufdämmernde Gefühl der Verantwortlichkeit mischte sich eine starke, zugleich mitleidige und ehrerbietige Liebe zu der blassen, ruhigen Mutter. Er schwieg erst eine ganze Weile, und auch in der Stille, die jetzt zwischen Mutter und Sohn lag, webte ein Etwas, das sich nicht aussprechen ließ, das die beiden aber tief empfanden, und das sie für ihr Leben miteinander verband. Dann schluckte Fritz Viktor ein-, zweimal energisch etwas herunter, und dann hob er die Blauaugen klar und strahlend zur Mutter auf und sagte: „Es war Unrecht, Mutter; aber gräm dich drum nicht; das Examen mache ich doch!“

Und der klare Ton seiner Stimme und das goldene Lachen der Augen stahl sich in Frau Mariannens Herz und füllte es mit seiner Siegeszuversicht. — Ja, diese Augen! Sie bewirkten noch ganz andre Dinge, als ein Mutterherz zu bethören.

Noch Jahre später pflegte der Direktor, wenn die Rede auf den „Fall Schlürsen“ kam, zu sagen: „Wenn der Bengel, der Fritz Schlürsen, nicht diese Augen gehabt hätte, so wäre ganz gewiß aus seinem Examen nichts geworden. Denn ich war sehr entrüstet über ihn, und die halbe Stunde, die er am Morgen nach der famosen Landpartie bei mir verlebte, wird er nicht rot in seinem Kalender angestrichen haben. Aber wie er so vor mir stand und mich mit seinen Kornblumenaugen anblickte — weiß Gott, sie sahen wirklich aus, als hätte er sie eben frisch gepflückt und in seinen Kopf hineingesetzt, und es lag noch ordentlich Tau und Sonne darauf — und vor allem solche unangetastete Glückszuversicht — und als sie dann unter meinen Worten allmählich ihren Glanz verloren und wie in ein Unbegreifliches hineinstarrten und sich zuletzt mit Thränen füllten — ja, meine Herren, es war vielleicht schwachmütig von mir, und gewiß, Professor Nack wäre fest geblieben — aber ich konnte es je länger desto weniger übers Herz bringen, diesem jungen Menschen die Welt einzureißen, die er sich in seinem Kopfe aufgebaut hatte — sie schien mir alles in allem besser und sogar vernünftiger zu sein, als die unsrige. Und als er dann so kindlich sagte — wissen Sie, mit jener sozusagen höhern Vernunft, mit der Kinder und Weiber manchmal einen verwickelten Fall ganz einfach entwirren: ‚Es war ein dummer Streich, Herr Direktor; wollen Sie den wirklich so hart strafen?‘ Da schien es mir in der That, daß meine Helene

recht hätte, wenn sie mir den ganzen Morgen vorgepredigt hatte, wir wären im Begriff, mit Kanonen nach Spatzen zu schießen — na, und ich hielt dem Kindskopf von Schlürsen noch eine ernste Pauke und ließ ihn dann laufen.

„Und laufen — das that er wirklich. Kaum daß er sich Zeit nahm, mir zu danken; aber den Sonnenschein, in dem sein ganzes Gesicht leuchtete, kann ich gar nicht vergessen. Ich muß seitdem immer suchen, ob ich ihn noch einmal im Leben bei einem andern Menschen entdecke. Und dann stürzte der junge Mann mit ein paar Sätzen die Treppen hinunter über die Straße, nahm sich gar nicht die Mühe sein Glück zu verbergen — und das eben war der Zauber, mit dem er uns andern ansteckte."

So hatte denn sein letztes Abenteuer Fritz Viktor nur noch in dem Glauben an sein Glück bestärkt, und es fiel ihm unter diesen Umständen auch gar nicht ein, seinen reglementswidrigen Stolz, das Schnurrbärtchen, fortrasieren zu lassen. Nun sank ihm freilich doch das Herz, als er beim Eintritt ins Examenzimmer nicht nur den Blick des Professors Nack, sondern auch den der Schulräte sich starr an dieses Bärtchen heften sah, aber eben als er zu fürchten anfangen wollte, er möchte dieses Mal aus dem heraufziehenden Gewitter am Ende doch nicht mit heiler Haut herauskommen, trat der Direktor mit einem Papier in der Hand vor und las davon ab, daß Fritz Viktor Schlürsen wegen der Vortrefflichkeit seiner schriftlichen Arbeiten vom mündlichen Examen dispensiert sei. Weiter hörte der Glückspilz nichts mehr, die Freude rauschte ihm gar zu laut in den Ohren.

Und nun stand er mit seinem übervollen Herzen vor den Eltern und sagte: „Ich bin vom Mündlichen dispensiert, Vater," — und dachte gar nicht anders, als daß der Vater sich ebenso freuen werde wie er, und daß die letzten, bösen Tage, an denen sie beide kein Wort miteinander gewechselt hatten, von der Freude ganz und für immer aus beider Gedächtnis fortgespült worden seien, und die Liebe, die in diesem Augenblicke heilig und stark von ihm zu den Eltern wallte, von ihnen in gleicher Stärke zu ihm herüberfluten müsse.

Aber der Geheimrat stand und blickte in die strahlenden Augen seines Sohnes, und sah einen Schimmer ihres sieghaften Lachens sich auch über das Antlitz seines Weibes breiten. Und ein ungeheurer, demütigender Neid stieg in ihm auf gegen den leichtsinnigen Jungen, dem alles zuflog, wonach er selbst Zeit seines Lebens mit Schweiß und Selbstverleugnung gerungen hatte. Er erwiderte mit eiskaltem Tone:

„Da hast du wirklich mehr Glück gehabt als Verstand — und Pflichttreue."

Da wich das Lachen aus Fritz Viktors Augen, und jenes fassungslose Entsetzen trat hinein, mit dem sie stets auf die Trümmer eines goldenen Traumes, auf die Entdeckung einer ungeahnten Härte im Leben der Menschen starrten und das weiche Herzen so stark ergreift.

Im nächsten Augenblick hatte die Mutter ihren Sohn an die Brust gezogen, und ihre Thränen benetzten seine Wangen. Beide fühlten, diese Thränen flossen nicht seinem heutigen Glück, sondern dem großen Unglück, das ihm eben geschehen war, dem Offenbarwerden des Risses zwischen Vater und Sohn, der sich nie mehr schließen konnte. Nie mehr; denn nie konnte Fritz Viktor jene höchste Bitterkeit vergessen, in die sich Freude wandelt, wenn sie statt mitgenießender Liebe neidischen Haß trifft, und wenn Fritz Viktor auch später jenen Haß aus der Individualität seines Vaters

heraus verstehen und verzeihen lernte, schließen konnte sich der Riß nie mehr, den er zwischen ihnen beiden gerissen hatte.

* * *

So war es für alle Teile eine Erleichterung, daß bald darauf Fritz Viktor zur Universität abging, und der Vater war vollkommen damit einverstanden, daß Viktor die Münchener Hochschule wählte, von der er wegen der Knappheit der ihm ausgesetzten Geldmittel nur selten das Elternhaus aufsuchen konnte. Auch der Geheimrat verwand nie jene zwei Tage: den, an welchem der in seinen Augen verdammenswerte Leichtsinn seines Sohnes sich ihm plötzlich enthüllt und die Sicherheit aller auf Viktor gebauten Hoffnungen für immer vernichtet hatte; und jenen zweiten, an dem dieser Leichtsinn über die sittliche Gerechtigkeit triumphiert hatte. Sein Glaube war zwiefach erschüttert worden, und während vor seinen Augen das blinde Glück des leichtsinnigen Sohnes triumphierte, gewann der Vater doch keinen rechten Glauben an dieses Glück, sondern war der Überzeugung, daß es einmal schmählich umschlagen und Fritz Viktor früher oder später Leid und Schmach über sein Vaterhaus bringen werde.

Schon ein Jahr nach Viktors Abgange nach München bestätigte sich dem Vater seine trübe Ahnung, und das Wort „verlorener Sohn“ tönte zum zweitenmale mit schneidendem Klange durch das Schlürsensche Haus. Denn Fritz Viktor war in München bald in „schlechte Gesellschaft“ geraten, d. h. er hatte sich einer Schar junger Künstler angeschlossen und schrieb nun seinem Vater, daß er erst jetzt seine wahre Begabung und Bestimmung entdeckt habe und daß ihn diese zur bildenden Kunst hinzöge. So habe er denn für alle Zeit seine juristischen Studien, die ihn immer weniger befriedigt hätten, an den Nagel gehängt und sei schon eifrig dabei, seinem Talente die solide Grundlage korrekten Zeichnens zu geben.

Alle diese schrecklichen Neuigkeiten, die den ganzen Lebensplan, den der Vater seit seiner Geburt für ihn fest umrissen hatte, umwarfen und ihm statt des soliden und korrekten Fundamentes Träume und Schäume als Grundlage unterschoben, allen diesen sündhaften Leichtsinn schrieb Fritz Viktor mit einer solchen unbekümmerten Selbstverständlichkeit hin, daß in dem Vater wieder jener Grimm und Haß aufstieg, in dem er selbst nicht mehr wußte, ob ihn das Gelingen, ob die Zertrümmerung der Lebenspläne seines Sohnes mehr kränken und grämen würde. Jedenfalls that der Geheimrat an seinem Teile alles, was dazu führen konnte, den ‚verlorenen Sohn‘ wirklich ins Verderben zu stürzen. Er schrieb ihm, daß sein frevelhafter Leichtsinn jedes Band zwischen ihm und dem Vaterhause zerrissen und er jetzt seinen eigenen Weg suchen müsse, selbstverständlich ohne die Geldmittel, durch die ihm der Vater den Weg zu einem geregelten, verdienstlichen, vielleicht ruhmvollen Leben habe bereiten wollen. Kein einziges Wort vom Vater zum Sohne, kein Zeichen der Liebe, der Trauer, nicht einmal des Zorns war in dem eisigen Briefe, der nur wie ein gerichtliches Urteil Ursache und Folge, Vergehen und Rache in die knappsten und schärfsten Worte faßte. Erst als er diesen Brief beendet und mit seinem vollen Namen und Titel unterzeichnet hatte, ließ der Geheimrat seine Frau zu sich bitten.

Wieder standen die beiden Gatten einander gegenüber, die hohen, schlanken, mit steifer Würde getragenen Gestalten, die scharf und fein geschnittenen Gesichter, wieder trafen sich seine dunkeln und ihre hellblauen Augen mit demselben Ausdruck unbeugsamen Willens.

„Ich habe dich herbitten lassen, um dir einen Brief Fritz Viktors und meine Antwort darauf mitzuteilen," sagte endlich der Geheimrat. Frau Marianne strich langsam mit der Hand über den glatten, blonden Scheitel — eine Bewegung, welche das einzige Zeichen großer Erregung an ihr war — und nahm dann mit einem würdevollen Kopfneigen den Brief, den ihr Gatte ihr reichte; aber noch während des Lesens erblaßte sie bis in die Lippen und griff, die Augen schließend, nach der Lehne ihres Sessels, als habe sie einen Schlag aufs Herz empfangen. Als sie nach einer Sekunde die Augen wieder hob, sah sie in die ihres Mannes und fand darin einen andern Ausdruck als vorher, fand statt feindseligen Hasses erschreckte Teilnahme. Er war einen Schritt auf sie zugetreten, und ein Wort schwebte auf seinen Lippen, das vielleicht bestimmt war, den Riß zwischen ihnen zu kitten. Sie aber dachte des Tages, da sie den Haß auf den verlorenen Sohn im Auge des Vaters hatte aufblitzen sehen, und ihr war, als würde sie an der Bahre eines geliebten Toten seinem Todfeinde die Hand reichen, wenn sie die berührte, welche ihr Gatte jetzt gegen sie ausstreckte.

Sie trat von ihm zurück. „Deinen Brief brauche ich nicht zu lesen," sagte sie. „Du weisest Fritz Viktor von unsrer Schwelle und entziehst ihm die Existenzmittel."

Ihr Gatte blickte sie durchdringend an. „Und du billigst mein Verfahren?" fragte er langsam.

„Ich finde es gerecht von deinem Standpunkt aus," erwiderte die Frau. „Du erlaubst mir, auch den meinigen zu wählen."

„Und der ist?" fragte er.

Frau Marianne schwieg einen Moment, dann trat der trotzig entschlossene Blick wieder in ihre hellen Augen.

„Ich werde Fritz Viktor sofort sein kleines Muttererbe senden," erwiderte sie.

„Und du findest es gerecht, den jungen Menschen in seinem frevelhaften Leichtsinn zu unterstützen?" fragte der Geheimrat mit bebenden Lippen.

Frau Marianne richtete sich höher auf.

„Der junge Mensch ist mein Sohn. Ich lasse ihn nicht mit kaltem Blute untergehen."

Damit verließ sie das Zimmer. Hinter ihr her starrte ihr Gatte mit einem Blicke fast des Hasses und sank dann mit erlöschenden Augen zusammen.

— —

Während so trübe Nebel sich über sein Elternhaus senkten, schritt Fritz Viktor durch die hellste Sonne. Die eisige Absage seines Vaters hatte er mit blassen Lippen und zusammengebissenen Zähnen hinuntergeschluckt; er hatte aber nichts anders erwartet, und in der Sorglosigkeit seines Briefes war ein gut Teil Stolz und Trotz versteckt gewesen. Die Trauer seiner Mutter rührte stark an alle feinen Saiten seines Gemüts; aber er war sicher, sie bald in Freude zu verwandeln. Und da ihm ihre Fürsorge die äußere Existenz für einige Jahre gesichert hatte, so konnte er sich ohne

Sorge dem einen hingeben, das ihn jetzt ganz und gar erfüllte, und mit Feuereifer stürzte er sich in seine neue Arbeit hinein. Zwar zeigte es sich auch hier sehr bald, daß er nicht gemacht war zum ruhigen, stetigen Vorwärtsgehen, daß er nur fliegen oder springen konnte, und flog er in die Höhe, so blieb in der unfertigen Technik gar zu viel ‚Erdenrest‘, als daß er ihm nicht selber ‚zu tragen peinlich‘ gewesen wäre, und sprang er, so blieben unausgefüllte Lücken zwischen den einzelnen Sätzen, und er mußte wieder zurückspringen. Das alles verdarb ihm oft die Zeit und manchmal auch die gute Laune; aber den Mut verdarb und lähmte es ihm nie; zu sicher fühlte er in sich, daß er doch in die Höhe kommen werde.

In seine eigne Höhe; denn sehr bald zeigte es sich, daß auch sein Talent anders geartet war, als das der Mehrzahl. Es ging nicht auf der bequemen Mittelstraße, wo es immer sicher ist, den Erfolg einzuholen; seine Phantasie wandte sich nie der zierlich hübschen oder sinnlich reizenden, oder hausbacken rührenden, aber auch nicht der kraß naturalistischen Malweise zu; sie flog durch alle Himmel und alle Höllen, schwelgte in einer Farbenglut, die alle seine Kameraden belachten und beneideten und bildete stets über- oder untermenschliche Formen. Es kam in seinen Werken nie der Sonnenstrahl, fast immer der elektrische Funke zur Geltung, den man schon im Kinde gefühlt hatte. Aber der Sonnenstrahl durchleuchtete um so mehr seine ganze Person, und es gab keinen unter den Künstlern, der so bewundert, geliebt, verhätschelt wurde, wie Fritz Viktor, und zwar ebensosehr von den Kameraden wie von der Gesellschaft der „Philister“ und besonders der Frauen. Lange ehe sich der Erfolg an seine Werke heftete, war Fritz Viktor „das große, junge Talent“, der Apoll und auch ein wenig der Don Juan der Gesellschaft; aber er war das alles so ohne Pose und Absicht, so ganz nur als Ausstrahlung seines eigensten Wesens, daß ihn kein Griesgram darum schelten konnte.

Keine durchschwärmte Nacht durfte ihm einen Arbeitstag kosten; mit eisernen Nerven und ebensolchem Fleiß stand er an seiner Staffelei und lernte — lernte — vorwärts und rückwärts springend, in jauchzendem Siegesgefühl und in zorniger Verzweiflung, in Hast und in Zögern, aber immer unermüdlich und trotz aller Verzweiflung im Grunde des Herzens nicht einen Augenblick entmutigt. Auch als die Jahre vergingen und der große Erfolg ausblieb, auf den alle, die ihn kannten, gerechnet hatten. Minderwertige Talente, Künstler, die ihn selbst hoch über sich gestellt hatten, wurden Mode und blickten von der Höhe ihrer ephemeren Berühmtheit mit plötzlich sehend gewordenen Augen auf dies „große, aber unharmonische Talent“, das „nie was machen würde“, herab. Und diejenigen, welche unverändert in ihrer Bewunderung dieses Talents blieben, schüttelten bedauernd oder grimmig den Kopf über den Unverstand des Schicksals und die Barbarei des Publikums. Nur Fritz Viktor selbst schüttelte nie den Kopf und klagte nie; er ging mit seinem sonnigen Lächeln und seiner siegesgewissen Selbstgewißheit seinen eignen Weg. Nur ein einziger Schatten fiel darauf: was alle Welt von ihm dachte, das hatte nicht das Gewicht eines Strohhalms für ihn; daß er aber für die Seinen „der verlorene Sohn“ war und blieb, das war wie ein Wurm, der an seinem Frohsinn nagte. Er war in den zehn Jahren seiner Malerschaft nicht mehr daheim gewesen und hatte kein Wort mit seinem Vater gewechselt, aber durch Bekannte hörte er, daß der Geheimrat immer

unbeugsamer werde und eine düstere Atmosphäre zwischen den stark alternden Eltern und den verblühenden Schwestern wehe — und das gab ihm doch manchen Stich in das Herz und rüttelte oft genug an seiner ruhigen Selbstgewißheit. Und dann kam das schon nicht mehr Erwartete: Fritz Viktor malte ein Bild „Judas Ischarioth dem Hohen Rat die dreißig Silberlinge vor die Füße werfend" und stellte es aus. Und in diesem Bilde war eine solche geniale Kraft der Phantasie, des Gemüts und des Könnens, eine so überwältigende Verzweiflung in dem Sünder, ein dämonisches Hohnlachen in dem schattenhaften Teufel, der die gespenstische Schlangengeißel über Ischarioths Haupt schwang, eine gleichgültige, überlegene, hassenswerte Korrektheit in den geistlichen Richtern, eine milde, vorwurfslose, hoffnungslose, hoheitsvolle Ergebenheit in dem gefesselten, gegeißelten Jesus, über dem sich der Himmel in lichter Glorie geöffnet hatte, dessen Augen aber nicht nach der Herrlichkeit der himmlischen Heerscharen schauten, sondern mild und traurig auf dem verzweifelnden Sünder ruhten: das alles rührte so mächtig an alle Seiten des Gemüts und der Phantasie, daß selbst die kunstfeindliche Menge davon getroffen und gefesselt wurde. Der Judas Ischarioth war das Ereignis der Saison, die große Anziehung der Kunstausstellung.

Zum erstenmale sprang der elektrische Funke von Fritz Viktor hinein ins große Publikum. In den nächsten Tagen wurde der so lange mitleidig protegierte Künstler schon „unser Schlürsen", und die allerentferntesten Bekannten machten am häufigsten Gebrauch von der beliebten Art, mit dem Ruhme eines Freundes die eigne unbekränzte Stirn zu kränzen.

Fritz Viktor ging durch diesen Tageslärm mit seinem alten, unbekümmerten, sonnigen Lachen; aber wenn auch der Ruhm ihn nicht übermütig machen konnte, weil Fritz Viktor ja immer seiner selbst gewiß gewesen war, so war er doch der feurige Mantel, der ihn hob und trug, so daß er im heimlichen Herzen meinte, auf Wolken zu gehen und die Erde nicht mehr mit der Spitze des Fußes zu berühren.

In diesem ängstlich wonnigen Schweben, in dem die Seele weit aufgethan, ja aufgespannt war für jede Wonne und jeder neue Eindruck entweder ungewahrt an ihr vorüberflog oder gleich bis in ihre innerste Tiefe hineinfiel, wurde Fritz Viktor von einem Erlebnis überrascht, das wahrscheinlich in keiner andern Stimmung so bedeutungsvoll für ihn geworden wäre, wie in der, in der er sich jetzt befand.

Er war in der Ausstellung und stand unweit seines Bildes, als er sich leise beim Namen anrufen hörte. Als er sich umwandte, stand neben einer andern, jüngern Dame Helene, seine Jugendliebe, vor ihm. Er erkannte sie gleich, und es gab ihm einen elektrischen Schlag, als er ihre Hand, die sie ihm entgegenstreckte, in die seine nahm. Dann dauerte es nur wenig Augenblicke, bis die zehn Jahre der Trennung, die zwischen ihnen lagen, ins Nichts hinabsanken und das altvertraute Gefühl wieder von ihr zu ihm hinüberwallte. Sie war auch so wenig verändert, äußerlich und innerlich, nur noch anziehender schien sie ihm zu sein. Ihrer hübschen, klugen Gelassenheit stand die Reife besser als die erste Jugend, und ihre schlanke Gestalt, ihr feines Gesicht, dem selbst die Sommersprossen eine neue Art stillen Reizes zu geben schienen, ihr liebes Lächeln und die sichere Ruhe ihres Behabens wirkten auf Fritz Viktor beruhigend und reinigend wie ehedem. Dann umwob sie die Atmosphäre der Heimat, seiner Jugend; tausend schöne und tausend wehmütige

Erinnerungen strömten von ihrer Gestalt, aus jedem ihrer Worte, aus ihrem Schweigen, ihrem Blick — ihrem Lächeln auf Viktor ein.

Er war so ganz von diesen Empfindungen eingenommen, daß die Erscheinung der jungen Dame, die ihm Helene als ihre Cousine, Tochter des verstorbenen Regierungspräsidenten Eibenschütz, vorstellte, nur wie ein schattenhaftes Bild neben Helene für ihn herging, und daß er wie aus einem Traume erwachte, als die junge Dame sich resolut in das Gespräch mischte, das sich um Viktors Bild drehte, und in scherzendem Tone sagte:

„Helenens Meinung ist, wie Sie wohl noch gar nicht wissen, die eines Fachgenossen von Ihnen, Herr Schlürsen."

Jetzt erst blickte Fritz Viktor die Sprecherin genauer an und bemerkte, daß sie sehr reizend aussah. Seine Gedanken jedoch kehrten gleich wieder zu Helene zurück.

„Sie haben Ihr Talent zur Malerei ausgebildet?" fragte er sie.

„Ich habe immer fleißig gemalt," erwiderte sie mit ihrem gelassenen Lächeln; „aber seit Papa vor zwei Jahren als Schulrat nach Berlin versetzt worden ist, arbeite ich bei Skarbina und lerne etwas Ordentliches."

„Denn Helene ist der Meinung, daß die Frau ihrem Manne womöglich in seinem eignen Fache ebenbürtig sein müsse," warf Fräulein Traute schelmisch ein.

Fritz Viktor blickte erstaunt von der Sprecherin zu Helenen, die mit einer sichtlichen Befangenheit rang, sich aber sofort faßte. „Da Traute nun doch schon so viel angedeutet hat, so kann ich wohl mit einem Jugendfreunde wie Sie von meiner Verlobung sprechen," sagte sie.

Durch Fritz Viktors Adern rann Hitze und Kälte in jähem Wechsel, und obschon er sich sehr vernünftig beim Kopfe nahm und zu sich sagte: „Unsinn! Du hast seit Jahren sehr wenig an dieses Mädchen gedacht, du hast dich augenblicklich nur in eine Erinnerung verrannt," kostete es ihn doch viel, Helenen die Hand hinzustrecken und in ruhigem Tone zu sagen: „Ich wünsche von Herzen Glück. Kenne ich Ihren Verlobten?"

„Ich weiß nicht," erwiderte sie, noch immer in ungewöhnlicher Befangenheit. „Fritz Weirich lebt in Berlin, war aber vor zehn Jahren einmal mehrere Wochen lang in Liegnitz; seit daher datiert schon unsre heimliche Verlobung."

„Seit zehn Jahren!" wiederholte Fritz Viktor und wurde dunkelrot. Das war die Zeit seiner Anbetung für Helene gewesen. Und nun erinnerte er sich auch des jungen Malers, der damals in Kauen seine Eifersucht erregt hatte, und sein Schmachten zu Füßen einer Dame, die heimlich mit einem andern verlobt war, kam ihm jetzt sehr eselhaft vor.

Dieser junge Maler, Fritz Weirich, war übrigens ähnlich wie Fritz Viktor vor einigen Jahren auch ganz plötzlich durch ein einziges Bild, eine kraß realistisch und pathalogisch aber mit großem Talent gemalte Armeleutescene, berühmt geworden, hatte aber seitdem nichts gemalt, was diesem Erstlingswurf gleichgekommen wäre. Als ihm nun Helene erzählte, daß Fritz Weirich seit drei Jahren krank — in hohem Grade nervenleidend und unfähig zu konzentrierter Arbeit sei, ein Unglück, das auch die Veröffentlichung ihrer Verlobung auf unbestimmte Zeit hinausschiebe, da empfand Fritz Viktor ein sehr starkes Mitleid mit dem lieben Mädchen, das ein aussichts-

loses Schicksal mit soviel heiterer Standhaftigkeit trug, und in dieser Stimmung sagte er seinen Besuch bei Fräulein Trautes Mutter, deren Gast Helene war, schon für die nächsten Tage zu. Doch als er nicht mehr unter dem Banne von Helenens Gegenwart stand, machte ihn die alte Geschichte unruhig und unsicher in seinem Gefühle gegen sie, und er ging endlich nur zu ihr, um sein Versprechen einzulösen. Darum erleichterte es ihn, als nicht Helene, sondern Traute ihn empfing. Sie kam ihm mit ausgestreckter Hand und lustigem Lächeln entgegen, und da er ihre Persönlichkeit gar nicht in seiner Erinnerung aufbewahrt hatte, war er von neuem erstaunt, wie hübsch sie war mit ihren vollen, roten Lippen, ihren kleinen, spitzen Zähnen, ihren lustigen, grauen Augen und der weichen Üppigkeit ihrer Gestalt. Hübsch heißt das in der Bewegung, im Lachen und Plaudern; sobald sie einen Moment der Ruhe hatte, war etwas Niedriges in ihrem Reiz, das Fritz Viktor zum Widerspruch reizte und gerade deshalb wunderlich beunruhigte. Ähnlich erging es ihm mit allem, was sie sagte und wie sie es sagte; denn es war eine lächelnde Überlegenheit darin, die gerade aus ihrem Mangel an Verständnis für alles höher Geartete hervorging. Das war namentlich so Helenen gegenüber, und wunderlich genug empfand Fritz Viktor neben einem dumpfen Schmerz doch wieder ein geheimes Wohlgefühl darin, sich dieses Heiligenbild seiner Jugend, vor dem er vergebens gekniet hatte, von einer kleinen Katze spielerisch zerkratzen und beflecken zu lassen.

Allmählich kam eine gänzliche Veränderung in sein Verhältnis zu Helenen. Sie verloren beide die Sicherheit, in der sie bisher miteinander verkehrt hatten. Ihr Gespräch floß nur noch, wenn ein andrer daran teilnahm, und in solchen Momenten fühlten sie lebhaft, wie vieles sie doch miteinander verband; aber es war Wehmut in dieser Wahrnehmung, wie zwischen zwei lieben Freunden, die da wissen, daß sie im Begriff sind, für immer voneinander zu gehen. Waren sie aber beide allein, so gab es ein seltsames Zögern, ein Stocken, eine Scheu und wieder ein hastiges Ergreifen gleichgültiger und fern abliegender Gesprächsstoffe. Allmählich wurde Helene immer bleicher und stiller, und in Fritz Viktor entwickelte sich eine steigende Gereiztheit. Er empörte sich gegen die stille, traurige Frage in ihren Augen, er warf ihr innerlich vor, daß sie, die Verlobte eines andern, die ihm nie Liebe für Liebe gegeben habe, — kein Recht habe, die Verzauberung zu stören, die ihn jetzt mehr und mehr umfing. Und er schalt sich selbst darum, daß er sich vor diesen stillen Augen seiner Verzauberung schäme.

Allmählich, je mehr Trautens Reiz sein Verlangen steigerte, wurde ihm Helenens Gegenwart immer störender, fast verhaßt. Und als sie das fühlte und ihm auswich, ärgerte er sich doch darüber, denn er hätte gern von ihr verlangt, daß sie seine Leidenschaft begreifen, ja billigen solle.

In diese gereizte, erregte, von Widersprüchen hin- und hergezerrte Stimmung hinein trat ein Ereignis, das Fritz Viktors Innere mehr aufwühlte, als alle andern zusammen. Er hatte längst merken müssen, wie sehr sein Ansehen bei den Menschen gestiegen war, und daß wohl kein Schritt ein so großer ist, so unglaubliche Veränderungen hervorbringt, als der, den ein bisher unbeachteter Künstler in plötzlichen Ruhm hineinthut. Es war, als wäre er aus der Dämmerung mit einem Satze in den blendendsten Sonnenschein hineingesprungen. Alles und alle kamen ihm entgegen;

die Kritiker fanden nicht Lobpreisungen genug für seine Eigenart; die Kunsthändler kauften seine Bilder bis hinab zu den verstaubtesten Studien für Preise, bei denen den nicht Verwöhnten schwindelte; die Gesellschaft umschmeichelte ihn, und die schönen Frauen wollten sich alle von ihm malen lassen. Fritz Viktor lachte darüber mit seinem sorglosen, goldenen Lachen und ließ sich von den Folgen seines jungen Ruhmes nicht ernstlich anfechten.

Aber er lachte nicht mehr, er erblaßte und zitterte, als er eines Morgens einen Brief seines Vaters in der Hand hielt — den ersten nach zehn Jahren kalten Schweigens. Jetzt gratulierte ihm sein Vater zu seinem Erfolg in zwar gemessenen und gewissermaßen befangenen Worten, aber durch diese Worte klang doch ein wärmerer Ton, als ihn Fritz Viktor je an ihm gewohnt gewesen war. Und am Schlusse des Briefes stand, daß der Geheimrat mit seiner ganzen Familie auf einige Tage nach München kommen wolle, um das Bild zu sehen, in dem sich das Talent seines Sohnes zum erstenmale klar offenbart hätte.

Fritz Viktor stand und hielt den Brief in der Hand, und ihm war eigen zu Mut. Er sah klar, das Urteil der Welt hatte dem verlorenen Sohne zu Gnaden verholfen bei seinem Vater. Ein schmerzlich bitterer Spott kräuselte seine Lippen, und er fühlte sich weiter entfernt vom Vater, als je in seinem Leben. Und doch lag eine bittere Süßigkeit, eine schmerzliche Genugthuung für ihn in dieser freiwilligen Wiederannäherung der Menschen, die ihm doch einmal die Nächsten waren. Das Gefühl, denen verzeihen zu können, für die eine nicht zu tötende Liebe im hintersten Winkel seines Herzens saß, und die trotz aller verständigen Erkenntnis ebensowenig zu tötende Hoffnung, die Seinen am Ende doch zu sich herüberziehen zu können — ihnen sein innerstes Wesen und Leben begreiflich machen zu können, so daß sie es hinfort gelten lassen, ja sich an ihm freuen müßten: die Süßigkeit dieser Hoffnung drängte die Bitterkeit der Erinnerung an die lange Zeit der Entfremdung in ihm zurück und umschleierte sein klares Denken. Aber als ihm die Seinen endlich gegenüber standen, sah er, daß sie ihm ganz fremd geworden waren.

Und doch: dieser verknöcherte, steife, nörgelnde Herr war sein Vater, der ihm einst die höchste Autorität der Welt dargestellt hatte; diese vertrocknete alte Dame war seine Mutter, die ihn als Knaben sehr geliebt hatte und jetzt in dem ihr fremd gewordenen Manne die altvertrauten Züge ihres Lieblingskindes mit ängstlichem Forschen suchte. Diese engbrüstigen alten Jüngferchen mit dem kindisch beschränkten Gesichtskreis und dem lächerlich wohlerzogenen Gebahren waren seine Schwestern, mit denen er halb vergessene Kinderspiele gespielt und unvergeßliche Kindheitsängste geteilt hatte.

In ihnen allen, wie sie sich verlegen und fremd gegenüber standen, regte sich — und flatterte ängstlich ein halb gelähmtes Sehnen nach der alten Zugehörigkeit, der alten, trauten, sicheren Liebe. Und dieses Sehnen, welches in sich selbst fühlte, daß ihm die Erfüllung immer fehlen würde, wurde zum Schmerz, zum Druck, zur Qual. Aus der versunkenen Stadt der Vergangenheit tönten dumpf die Glocken herauf und machten die lauschende Seele erbeben.

In dieser befangenen und schwermütigen Lage war allen Gliedern der Familie Schlürsen alles erwünscht, was zwischen ihr Alleinsein miteinander trat, und so

nahmen sie auch die Einladung der Präsidentin von Eibenschütz mit um so größerer Bereitwilligkeit an, als sie in dem Bannkreise von Fritz Viktors Kunst und seinen künstlerischen Bekannten sich fremd und unzugehörig empfanden, wie eine Hühnerfamilie, denen ein Entlein zumutet, sich mit ihm im Teiche zu vergnügen.

Zugleich erhaben über das in ihren Augen trübe Element, in dem Fritz Viktor und seine Freunde herumplätscherten, und doch lächerlich ungeschickt, wenn sie sich selbst dazu herablassen mußten, es mit ihnen zu teilen, sehnten sie sich in ihr eignes Element zurück und atmeten auf, als sie es bei der Familie Eibenschütz wiederfanden. Auch Fritz Viktor wuchs in ihren Augen, als sie sahen, wie wohl angesehen er in diesem aristokratischen Kreise war, ja, wie sich Mutter und Tochter Eibenschütz ganz auffällig um ihn bemühten. Und auch Fritz Viktor fühlte sich, solange er mit den Seinen zusammen war, in diesem geheimrätlichen Kreise eigentlich wohler, als in dem seiner Kunstgenossen, deren freiere Ansichten und minder tadellose Manieren ihm den unbequemen Zwang auferlegten, sie gegen die Seinen fortwährend verteidigen zu müssen, während er wiederum sah, wie lächerlich beschränkt das ganze Thun und Denken der Provinzialen seinen Kameraden erscheinen mußte. Auch Helene gegenüber, so freundlich sie sich gab, hatte er eine ähnliche Empfindung; er trat in seinem Herzen gleichsam für seine Familie gegen sie ein, wenn er ihren klaren Augen begegnete und immer öfter einen besorgt fragenden Blick darin traf, der ihn innerlich erregte und beunruhigte.

Trautens Heiterkeit dagegen trug einen so hellen, fröhlichen Ton in die dumpfe Beklemmung hinein, die alle beengte, daß ihre Anwesenheit geradezu erlösend wirkte. Und nie war Fritz Viktor das junge Mädchen so lieblich erschienen wie jetzt, da sie inmitten seiner früh gealterten, verbitterten Familie in der ganzen Pracht ihrer lustigen Jugend, mit ihrem fröhlichen Lachen und schlagfertigem Witze, überlegen und zugleich liebenswürdig zutraulich und respektvoll sich bewegte und die andern so behaglich und aufgeschlossen machte, als es nur möglich war; sie kam ihnen sehr rasch viel näher als er selbst, und wurde beinahe das Bindeglied zwischen ihm und den Seinen. So ward sie ihm unvermerkt lieblich vertraut.

In hellen Gedanken schritt er so an einem prangenden Maitage durch den Englischen Garten nach der Eibenschützschen Wohnung. Seine Familie war bei Präsidents zum Kaffee gebeten; er selbst hatte sich noch für ein Stündchen frei gemacht, denn das stete Zusammensein mit all den ihm innerlich fremden Elementen legte sich ihm beklemmend um die Seele. Hier im Freien fühlte er sich selbst befreit und sog mit tiefen Zügen den Atem des Frühlings in sich hinein. Um ihn her drängten sich Blätter und Blüten, als wären sie in der Eile, das goldene Licht zu schauen, übereinander gepurzelt. Alles war grün und gold und blau und purpur, alles leuchtete und lachte, sang und klang um ihn her; weiße Blütenblätter und goldener Blütenstaub fielen ihm auf Haupt und Hände, und die Luft schwang und klang von den Liebesliedern der Vögel, vom Surren und Schwirren der Insekten.

Und durch alle die Pracht und Lust zog ein Ton, ein Klang von Sehnsucht, als stünde hinter der Wonne noch eine höhere, leuchtendere Seligkeit. Und mit dieser lachenden Wonne und dieser harrenden Sehnsucht in der weit geöffneten Seele betrat Fritz Viktor das Eibenschützsche Haus. Schon im Entree drang ihm das

Surren und Schwirren vieler Menschenstimmen entgegen und erschien ihm nach den lieblichen Naturlauten, die er noch in Ohr und Seele trug, mißtönig; er freute sich, daß das Vorzimmer, welches er nun betrat, leer war, und stand ein Weilchen beobachtend in der Nähe des halb zurückgeschlagenen Vorhanges, der das Zimmer von dem größern Besuchsraum schied, um sich erst zu akklimatisieren, ehe er sich in die Gesellschaft begab. Da kamen, als wollten sie ins Vorzimmer gehen, Fritz Viktors Vater und Traute im eifrigen Gespräch daher, blieben aber dicht vor der Gardine an einem Tischchen stehen, das Albums und Bücher trug, und Traute kramte wie in Verlegenheit zwischen den Büchern umher, als der Geheimrat, als ende er damit ein vorheriges Gespräch, mit einer altväterlich ritterlichen Bewegung ihre Hand in die seine nahm und sie an seine Lippen führte.

„Ich wollte, Sie wären meine Tochter," hörte Viktor ihn mit ungewohnt warmem Tone sagen. „Sie brächten mir wirklich den Frühling in mein altes Herz und Haus."

Was Traute erwiderte, hörte Fritz Viktor nicht mehr, denn das ungleiche Paar schritt weiter, aber als das schöne Mädchen neben der Greisengestalt in seinem lichtgrünen Kleide, mit den Rosen im Gürtel, mit der quellenden Pracht seiner Formen, dem runden Rosengesichtchen, wie Frühling und Maitag daherging, da wurde die dunkle Sehnsucht nach der Wonne des Frühlings und der Seligkeit, die noch dahinter stand, sehr mächtig in Fritz Viktor.

Da fühlte er leise seine Schulter berührt. Helene stand hinter ihm. In aller Erregung fiel es ihm auf, daß ihre Augen seltsam glänzten, wie in Angst oder Fieber. In der sonderbaren Befangenheit, die ihn jetzt ihr gegenüber so oft befiel, wußte er nichts zu sagen als: „Wie schnell sich Fräulein Traute mit meinen Eltern befreundet hat."

„Ja," erwiderte Helene und setzte leise mit einem Schwingen in ihrer Stimme hinzu:

„Sie paßt auch besser zu ihnen, als —" sie stockte und fuhr dann schnell und leise fort, „als zum Beispiel in Künstlerkreise. Sie hat kein Verständnis für geistige Interessen."

Fritz Viktor erhob erstaunt und ärgerlich den Kopf. Sollte das etwa eine Warnung für ihn sein? Er war doch dem Gängelbande entwachsen, an dem sie ihn in jenen Jahren geführt hatte, wo — sie einen andern liebte. Der andre, dem sie noch heute gehörte. Was wollte sie also von ihm? Ihn weiter gängeln, ohne ihn zu lieben?

Er lachte ärgerlich auf.

„Liebste Freundin," sagte er, „sind Sie noch so romantisch zu glauben, ein Mann suche bei seiner Frau Verständnis für seine Ideen? Du lieber Gott! Nein, Helene. Der Mann vollendet sich in sich selber, ohne Frau oder mit ihr."

„Aber auch trotz ihrer?" fragte Helene leise.

„Auch trotz ihrer," erwiderte er. „Höchstens, daß ihm dann die Freude im Leben fehlt —"

Helenens Lippen zitterten. „So wäre die Frau eine wertlose Null im Leben des Mannes?" sagte sie.

Er unterbrach sie lachend: „Aber wer behauptet denn das, liebe Freundin! — Ich sage mit Herrn Walther: ‚Frauen kommen her von Freuen, weil sich freuen kann kein Mann ohn' ein Weib, das stets von neuem Seel und Leib erneuen kann.' Und für unsereins sprießt ja erst aus der Freude der rechte Schaffenstrieb und Lebensmut. Darum soll der Mann die Frau freien, mit der er sich am besten freuen kann —"

„Herrgott, das ist ja wirklich die echte, rechte Wahrheit, die ich da soeben entdeckt habe," rief er mit seiner ganzen, strahlenden Heiterkeit aus, „und natürlich haben Sie mir dazu verholfen, Helene; Ihre klaren Augen helfen mir doch immer zu den besten Gedanken!"

Aber Helene antwortete ihm nicht, sondern wurde blaß, hob den Vorhang auf, an dem sie beide standen, und ging ins Nebenzimmer. Als sich Fritz Viktor umwandte, stand er Traute gegenüber, die durch den Korridor eingetreten sein mußte. Sie war augenscheinlich verwirrt, so als ob sie die Scene zwischen Fritz und Helene mit angehört hatte, und ihre Befangenheit goß den Zauber der Mädchenhaftigkeit über sie, der ihr sonst mangelte. Fritz Viktor stand vor ihr und blickte sie an. Dann neigte er sich und ergriff ihre beiden Hände, und als er sie in den seinen kalt werden und zittern fühlte, mischte sich in ihm der Triumph des eignen Machtgefühls mit einer Art zärtlichen Mitleids mit der Schwäche des Weibes zu jenem größten Genuß, den das höchst gesteigerte Selbstgefühl verschafft, und das der Mann — Liebe nennt.

Er hob Trautens Hände mit den seinen empor und küßte sie langsam und huldigend, dann als sie den Blick zu ihm aufhob, tauchte er seine Augen in die ihren, und dann umschlang er sie mit einem klingenden Jubellaut. Sie schmiegte sich mit geschlossenen Augen an ihn. Im nächsten Augenblick hatte sie schon alle ihre schalkhafte Munterkeit wiedergewonnen. Sie leckte mit dem spitzen Zünglein die roten Lippen, neigte das kätzchenhafte Gesicht ein wenig auf die Seite, blinzelte von unten herauf Fritz Viktor an und sagte mit schelmischer Würde:

„Heißt das nun, daß Sie eben um meine Hand angehalten haben, Herr Schlürsen?"

Fritz Viktor mußte lachen. — Dann wollte er sie wieder in seine Arme nehmen, aber sie entzog sich ihm:

„Lassen wir etwas für das nächste Mal." —

Als Fritz Viktor nach eingeholter Einwilligung der Präsidentin seinem Vater seine Verlobung kundthat, brach der erste Strahl eines wärmern Gefühls, den Fritz Viktor je an ihm gesehen, aus seines Vaters Auge, und der Geheimrat sagte mit einem Händedruck: „Jetzt bin ich über deine Zukunft beruhigt, Fritz."

Und den Glücksrausch, in dem sich Fritz Viktor befand, trübte keine böse Ahnung, daß das Lob, das sein Vater einer von ihm getroffenen Wahl zollte, vielleicht ein Zeichen dafür sein könnte, daß diese Wahl für ihn selbst eine falsche sei. Nur als Helene, die schon nächsten Tages abgereist war, ihm als Antwort auf seine Anzeige nur eine konventionelle Karte sandte, war's ihm wie ein Pfahl im Fleische. Aber er hatte jetzt an andres zu denken, als an Helenens Mißbilligung seines Thuns; er hatte die kleine Frau, die er schon nach wenigen Wochen des Brautstandes heimführte, die kleine Frau, die sich ihm so willig hingab und doch stets ein Stückchen

eignes, unschmelzbares Selbst blieb, mit seiner Liebe aufzutauen und mit seinem männlichen Despotismus zu seinem Eigentum zu machen. Das hatte er sich kinderleicht gedacht; denn er war seinem Weibchen ja an Können, Einsicht und Lebenserfahrung weit überlegen.

Nur eins hatte sie vor ihm voraus: sie war kühl und er heiß; sie liebte nicht und er liebte, und der kühle Hauch, der von ihr ausging, fachte seine Liebe zu immer stärkerer Flamme an.

So gab er auch willig allen Ansprüchen nach, die sie an ihn machte; von ihm selbst, von seiner Person und seinem Innenleben wollte die junge Frau im Grunde wenig; nun sie ihn einmal hatte und besaß, ließ er sie gleichgültiger, als sie selbst gedacht hatte.

Aber weil doch auch sie unbewußt von der Ehe etwas andres, Merkwürdigeres, Entzückenderes erwartet hatte, als sie nun darin fand, und sie die Leere, die sie in sich trug, nicht in sich selber suchte, so strebte sie um so eifriger nach der Erfüllung ihrer äußern Glücksträume. Dazu gehörte zuerst ein Leben auf großem Fuße, Luxus, alle Bequemlichkeiten eines reichen Hauses; dann die Befriedigung der nimmersatten Eitelkeit eines leeren Gemüts durch eine große Geselligkeit, deren Mittelpunkt sie war. Das alles gestand Viktor seinem jungen Weibe im ersten Liebesrausche um so leichter zu, als er keinen Begriff von der Leichtigkeit oder Schwierigkeit hatte, ein großes Hauswesen nicht nur einzurichten, sondern auch zu erhalten, eine Schwierigkeit, die sich dadurch steigerte, daß Traute weder gewillt noch befähigt war, seine Leitung auch nur im großen Ganzen zu führen, sondern stets der Gast ihres Hauses blieb, dessen Wohlstand unter diesen Umständen schon von Beginn an untergraben war, zumal er von vornherein von größern Mitteln abhing, als Fritz Viktors Einkommen sie gewähren konnte.

Er selbst freilich brauchte für sich im Grunde sehr wenig, Traute pflegte halb schmollend, halb scherzend zu sagen, er lebe nur von Farbe und Leinwand. Schon in den Flitterwochen stand er, solange das Tageslicht vorhielt, an der Staffelei und malte an einem neuen, großen Bilde — einer phantastischen Gebirgslandschaft in Gewitterstimmung — in den hier düstern, dort grellbeleuchtenden Wolken kämpfende Geistergestalten.

Als dann aber dieses Bild ausgestellt wurde, hatte es das Schicksal fast jeden zweiten Werkes, das auf ein erstes, überraschend berühmt gewordenes folgt: es gefiel nicht. Forderte nun das Publikum, daß das zweite Werk es ebenso überrasche wie das erste, was freilich, nun man die Eigenart des Künstlers schon kannte, nicht so leicht möglich war; hatte im strikten Gegensatz dazu der erste Erfolg seinem Schaffen eine Marke aufgedrückt und erwartete man nun, daß das zweite Werk einen ähnlichen Stoff in ähnlicher Weise behandele; oder erkannte man jetzt leichter die Mängel des Künstlers, die Klippen seines Talentes; mischte sich vielleicht auch Neid und Schadenfreude weniger Begünstigter in das Urteil: kurz, man ging nicht mehr unbefangen an die Betrachtung dieses zweiten Werkes einer so jungen Berühmtheit und schob die Enttäuschung seiner subjektiven Erwartungen dem Künstler in die Schuhe.

Das Bild wurde abfällig besprochen und infolgedessen langsam und ungünstig verkauft.

Dieser Mißerfolg hätte nun wahrscheinlich auf Fritz Viktor sehr wenig Eindruck gemacht, wenn er ihn allein getroffen hätte. Er hätte den Kopf nur um so höher getragen und um so fester an sich und sein Recht geglaubt. Freilich that er das auch jetzt; aber so fröhlich und herzlich über einen Fehlschlag lachen, wie früher, das konnte er jetzt nicht mehr. Es war überhaupt merkwürdig, daß gerade seit seinem Eheglück Fritz Viktors Lachen minder siegreich geworden war und über dem Strahlen seiner Augen gleichsam ein leichter Schleier lag. Aber noch war diese Veränderung seines eigensten Wesens so unmerklich, daß niemand sie gewahrte, am wenigsten seine junge Frau. Ja, Trauten war die Selbstherrlichkeit ihres Mannes zuzeiten schon unbequem geworden, sie hatte ihre Eitelkeit gekränkt und sie heimlich aufgereizt, ihr ganz leise kleine Dämpfer aufzusetzen. Jetzt aber empörte sie sie geradezu. Sie hatte ganz sicher auf einen noch größern Erfolg gerechnet, als es der erste gewesen war, und schämte sich nun so, den Bekannten zu begegnen, als hätte ihr Gatte ein Verbrechen oder eine Lächerlichkeit begangen. Sie meinte in jedem Worte, in jedem Gesicht mühsam verhaltenen Spott oder demütigendes Mitleid zu gewahren — und was viel schlimmer war, ihr eigner Glaube an Viktor, der ja nur auf dem Beifall der andern geruht hatte, war erschüttert und mit ihm ihr Vertrauen in die Zukunft. Nun sah sie auch die materielle Lage schlimmer an, als sie war, und es erschien ihr als unglaubliche Leichtfertigkeit, daß Fritz Viktor heiter blieb, während sie sich in Sorgen verzehrte. Sie begann nun, teils aus wirklicher Ängstlichkeit, teils aus einer Art von Rachebedürfnis gegen ihn, augenfällig zu geizen, und zwar namentlich an Fritz Viktors Bedürfnissen. Fritz Viktor war so unbefangen, daß er lange nichts von den Strafanstalten seines Weibchens merkte, ganz allmählich erst verstand er, noch nicht sie, auch noch nicht ganz ihre Stimmung gegen ihn, aber doch ihre Auffassung der Sachlage. Auch da lachte er sie anfänglich herzhaft aus, daß sie sich so unwichtige Dinge, wie den augenblicklichen Erfolg oder Mißerfolg eines einzelnen Kunstwerkes, so zu Herzen nahm. Erst ihre Thränen und dann deutlichere Anspielungen, endlich offene Vorwürfe machten ihn aufmerken. Da, als seine Unbefangenheit erst gestört war, ging ihm die Erkenntnis ihrer wahren Natur auf, ihrer Oberflächlichkeit, Liebe- und Gemütlosigkeit, ihrer äußerlichen und niedrigen Gesinnung.

Und er sah den unüberbrückbaren Abgrund zwischen ihnen. Im ersten Schreck darüber flackerte das seit lange hinsiechende Flämmchen seiner Liebe zu ihr noch ein paarmal hell auf, aber Trautens Kälte und Unvernunft, die die große Flamme einst angefacht hatten, verlöschten die kleine. Als er dann merkte, daß sein Gefühl für sein Weib leise fortgeschlichen war, that es ihm weh, wie jedes Fortgleiten eines schönen Traumes, und er hatte fast ein Gefühl der Schuld gegen Traute, als habe er ihr etwas versprochen, das er nun nicht halten könne. Nun wollte er ihr um so mehr äußerlich geben, da er innerlich nichts mehr zu geben hatte.

So ging das glänzende Leben im Schlürsenschen Hause weiter, als die Mittel, es zu erhalten, längst fehlten, und Traute plätscherte jetzt lustig in ihrem Elemente von Festlichkeiten und Koketterien und wurde dann wieder durch allerlei wirtschaftliche Widerwärtigkeiten aus dieser heitern Welt in die der Sorge und Demütigung gerissen, und ließ diesen Wechsel ihrer Stimmungen immer unbeherrschter an ihrem

Gatten aus, je mehr er durch rücksichtsvolle Duldung ihrer Unarten ihren Respekt einbüßte.

Er aber, der dem fördernden Einfluß des Weibes so wenig Wert beigelegt hatte, empfand den hemmenden, beunruhigenden viel schärfer, als er es je gedacht hätte. Und „um des lieben Friedens willen“ gab er nach, immer wieder und weiter nach.

Damals drängten sich trotz des Mißerfolges seines zweiten Bildes Anfragen und Angebote von Kunsthändlern und Privaten ihm zu, und wenn er sich's auch nicht eingestand, so gewährte ihm doch dieser Zudrang Trauten gegenüber eine gewisse Genugthuung. Wäre er sich dessen bewußt geworden, er hätte sich gewiß darüber verwundert, daß das Urteil einer ganzen Welt ihm stets gleichgültig gewesen war und nun der nörgelnde Zweifel seiner kleinen, ungebildeten Frau ihn doch peinigte; wobei freilich zuzugeben ist, daß es leichter ist, im großen Ganzen, in Bausch und Bogen aus der Entfernung sich scharf getadelt zu wissen, als Stunde für Stunde kleine Mißbilligungen mit eignen Ohren anzuhören. Und so, eigentlich um seiner Frau zu zeigen, daß es ihm ein Leichtes sei, der Welt zu gefallen, wenn er es nur wollte, malte Fritz Viktor ein Bild, das wirklich aller Welt gefiel, obgleich es im Grunde nur einige ganz kleine Konzessionen an ihren Geschmack machte. Einmal auf dieser Bahn, ging es rasch mit Fritz Viktor — aufwärts, wie Traute sagte und auch dadurch bestätigt wurde, daß nun erst die rechte, echte Berühmtheit über Viktor kam, jene Berühmtheit eines Künstlers, dessen Name in jedermanns Munde ist, dessen Bilder jedermann kennt und kauft, dessen Erlebnisse jedes große Journal und jedes kleine Winkelblättchen erzählt, und die ihm Geld und Huldigungen haufenweis ins Haus trägt.

Und es gab noch ein anderes Haus, das diese Berühmtheit in Sonne tauchte. Von dem Glanze, der seines Sohnes Haupt umwob, fiel ein heller Schein auf seines Vaters Haus, ja auf seine Vaterstadt zurück. Natürlich hatte hier nie jemand etwas gegen ihn gehabt, nie jemand an ihm gezweifelt. Die ganze Stadt war einig darin, Fritz Viktors Genie von Anfang an erkannt zu haben, und seine ältesten Streiche gingen von Mund zu Mund.

Fritz Viktors Schwestern blühten auf in dem farbigen Nachsommer, der in ihr düsteres Haus hineinstrahlte, und es war gar kein Wunder, daß ein wohlhabender Mann, der selbst eifrig in der Malkunst dilettierte, an der jüngsten, noch immer recht hübschen Schwester „seines berühmten Kollegen“ ein so großes Gefallen fand, daß er ihre Hand erbat und erhielt. Marie Agnes, die älteste Schwester, schrieb von ihrem Stift aus zufriedene Briefe, und die haushälterische Eleonore fühlte sich als eigentliche wirtschaftliche Seele des Vaterhauses ganz in ihrem Element, da sie nun wieder für Gäste zu sorgen hatte.

Am höchsten aber hob der Geheimrat den Kopf. Eine zweite Jugend war über ihn gekommen; strammer Haltung und aufrechten Ganges schritt er durch sein Städtchen, in dem er seit seiner Pensionierung zu einer zweiten Größe hinabgesunken war, und in dem er nun wieder eine allererste Rolle spielte. Sein Sohn war eine Berühmtheit geworden, deren Ruf selbst den Kleinstädtern Respekt einflößte; zum erstenmal seit Fritz Viktors Knabenjahren, in denen jeder Mund beredt den Reiz

des Kindes gepriesen hatte, konnte der Vater wieder stolz auf ihn sein. Der Glanz, den die Meinung der andern über ihn breitete, durchbrach siegreich den Nebel der Erinnerung an die Jahre der Entfremdung; die Enttäuschung, die ihm der Sohn bereitet, der Zorn, den der Vater gegen ihn gehegt, zogen sich vor diesem Glanze in den dunkelsten Winkel von Friedrich Schlürsens Herzen zurück, niedergehalten von dem Triumphe, den der Geheimrat so oft Frau, Kindern und Freunden vorhielt, daß er zuletzt selbst an ihn glaubte: Es steckte eben doch Schlürsensches Blut in dem Jungen, und das, und gewiß nicht zum mindesten der nagende Wurm des Bewußtseins, daß der Beifall des Vaters ihm auf dem unrechten Wege habe fehlen müssen, hatte den Sohn schließlich doch auf den rechten Weg zurückgeführt. Und auf dem werde seine junge, vornehme, in Schlürsenschen Ansichten erzogene Frau ihn nun für alle Zeit festhalten; Friedrich Schlürsen deutete mit Befriedigung darauf hin, daß seine Anwesenheit vielleicht auf das Sichfinden der beiden Gatten nicht ohne Einfluß gewesen sei, und wenn er in einem der liebenswürdigen Briefe seiner Schwiegertochter von Erfolgen seines Sohnes las, stieg wirklich etwas wie ein warmes Gefühl in dem alten Herzen auf. —

Nur Frau Marianne war sehr still geworden, seit sie von einem Besuche in Viktors Hause zurückgekehrt war. Zwar waren alle ihre Erwartungen übertroffen worden von dem Wohlstand, ja der Pracht, mit der das Leben ihres Sohnes geschmückt war. Die Villa, die er sich im Gartenteile Münchens gebaut hatte, war ein Kleinod in der Schönheit der edeln Formen ihrer Architektur und dem raffinierten Luxus, mit dem Kunstwerke und Schmuck aus aller Herren Ländern in ihr zusammengetragen waren. Und in diesen prachtvollen Räumen bewegte sich eine glänzende Gesellschaft um die muntere Hausfrau, lächelte über die gewagtesten Sprünge ihres Witzes und ihrer Laune, und umgab den Hausherrn mit den ausgesuchtesten Huldigungen.

Doch Frau Mariannens Herz sank immer mehr, je länger sie ihren gefeierten, verwöhnten Sohn beobachtete. Zwar daß er unermüdlich, ja fieberhaft arbeitete, mochte hingehen; versicherte er ja doch, daß er nur lebe, wenn er schaffe. Und es war ja wohl nur natürlich, daß solche unablässige Arbeit die Nerven ihres Sohnes überreizt hatte, daß er oft teilnahmlos inmitten der Lust um ihn her dasaß, mit hängendem Kopf, in dessen dunkles Haar sich schon verfrühte Silberfäden stahlen, mit einer tiefen Falte zwischen den Brauen und um den Mund; und daß er dann wieder bei geringfügigem Anlasse auffuhr, in gereizter oder überlustiger Art in die Unterhaltung eingriff, mit einem Geiste, der noch immer überlegen, aber selten mehr gutmütig war.

Das alles war betrübend für seine Mutter, aber es war nicht das, was sie heimlich quälte, lange bevor sie ihrer Unruhe einen Namen zu geben wußte. Dann als sie ihn einmal laut lachen hörte, da wußte sie es — sie erblaßte und schloß die Augen: wo war Fritz Viktors altes Lachen geblieben, jenes herzliche, gute, fröhliche, selbstgewisse — jenes sieghafte Lachen? Und sie hob die Augen auf und schaute in die ihres Sohnes: wo waren die Sonnenstrahlen, die darin getanzt hatten, wo das Licht, das von dem schönen Gesicht ausgegangen war und alle Menschen froh gemacht und alle Herzen ihm zugezwungen hatte? Wo war Fritz Viktors

Sieghaftigkeit geblieben? Der da vor ihr saß, war ein schöner, ein kluger, ein reifer, ein viel fordernder und viel gebender Mann, aber ihr Sonnenjunge, ihr Herzbezwinger, ihr Fritz Viktor war er nicht mehr. Was immer ihm das Schicksal gebracht hatte, eins hatte es ihm genommen, und mit diesem einen den Genuß von allem: das sieghafte Lachen.

Der Mutter fiel ein Bibelspruch ein: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ und obgleich sie nicht sah und gewiß auch nicht begriffen hätte, wodurch ihr Sohn Schaden an seiner Seele genommen haben könnte, so ging ihr dieser Spruch nicht mehr aus dem Kopfe und machte ihn schwer und das alte Herz traurig.

Und als Frau Marianne heimgekehrt war, da zitterte ihre Stimme oft, wenn sie von dem Glanze und der Pracht erzählen mußte, die ihren berühmten Sohn umgaben, und die Furchen in ihrem kleinen, alten Gesicht gruben sich tiefer.

Aber ringsum erscholl alles Land von dem Ruhme Fritz Viktors, und seine Vaterstadt dachte schon daran, ihn zu ihrem Ehrenbürger zu machen und durch eine feierliche Deputation ihrer angesehensten Bürger ihm die Anerkennung seines musterhaften Wandels Schwarz auf Weiß zu überreichen, und an der Spitze dieser Deputation sollte der glückliche Vater stehen. Da geschah das Unerhörte, das Ruhm und gute Meinung wie ein Wind umblies.

Auch in München erwies man Fritz Viktor eine wohlverdiente Ehre; bei der nächsten Ausstellung im Glaspalast räumte man dem Gefeierten einen ganzen Saal zu einer Sonderausstellung seiner sämtlichen Bilder ein; Privatbesitzer und Galerien gaben die in ihrem Besitze befindlichen Schlürsenschen Bilder dafür zeitweilig her, und Fritz Viktor hatte eine stattliche Anzahl von Skizzen, Studien, Zeichnungen und Gemälden beigefügt, die von seinen ersten Anfängen bis in die Gegenwart hineinreichten. Es war also in einem Saale seine ganze Entwicklung übersehbar zusammengestellt.

Alle Welt versicherte, daß dieser Schlürsensaal die great attraction der Ausstellung und eine lebendige Ruhmeshalle für den Künstler bedeuten werde. Daß einige neidische Kollegen und einige rigorose Kunstkritiker die Köpfe wiegten und munkelten, es könne vielleicht aus dem erwarteten Triumphe eine eklatante Niederlage eines Künstlers werden, dessen ursprünglich große Begabung sich unglaublich schnell verflacht und verwässert habe, bedeutete wenig gegenüber der allgemeinen Stimmung und Erwartung.

Einige Tage vor der offiziellen Eröffnung dieser Ausstellung ging Fritz Viktor zum Glaspalaste, um seinen fertig gestellten Saal im ganzen zu überblicken. Auf der Wanderung durch die Säle, die er dazu durchschreiten mußte, fiel seinem geübten Blicke ein Bild auf, das ziemlich seitab hing. Ein anspruchsloser Vorwurf: in einer Mansarde, vom Schneelicht der benachbarten Dächer beleuchtet, ein junges, ärmlich gekleidetes Weib, das den blonden Kopf über das Nähzeug gebeugt hatte. Aber das war mit einer künstlerischen Gewissenhaftigkeit in der Technik, mit einer Innigkeit und doch zugleich herben Keuschheit der Stimmung, und vor allem mit einer künstlerischen Wahrhaftigkeit gemalt, die Fritz Viktor frappierten. Er suchte nach dem Namen des Malers: Helene Dankhart. Helene! Er stand betroffen — bewegt.

Jahrelang hatte er nichts von ihr gehört, geflissentlich wenig an sie gedacht; jetzt war ihm, als sähe ihn das Bild mit ihren klugen, innigen Augen an, als spräche es zu ihm mit ihrer klaren Stimme, als sei es der Ausdruck ihres eigensten, innersten Wesens.

„Gott sei Dank, sie ist geblieben, wie sie war," dachte er.

In fast demselben Augenblicke hörte er ein leises Geräusch hinter sich und wandte sich um.

Da stand Helene vor ihm. Ihr feines Gesicht übergoß sich mit lichtem Rot, als sie ihn erkannte. Fritz Viktor ergriff ihre beiden Hände, und wieder durchströmte ihn ein wohliges Behagen, als sei er nun nach Hause gekommen ins alte, warme Nest, und sei nun sicher geborgen für alle Zeit unter treuen, klugen Augen. Sie saßen beide auf einem Sofa und plauderten.

„Sie finden also das Bild gelungen?" fragte sie.

„So gut," erwiderte er, „so meisterlich, daß ich nicht begreife, warum ich nicht längst Ihren Namen als einen der besten unter uns habe rühmen hören."

Helene errötete.

„Die Erklärung meiner gänzlichen Unbekanntheit ist einfach genug," sagte sie mit ihrer stillen Offenheit, welche sich gar nicht um den Schein einer unwahren Bescheidenheit bemühte. „Ich habe in den letzten Jahren zwar sehr viel gemalt, aber fast nur Kopien für den Verkauf."

Fritz Viktor sprang auf.

„Aber das war ja eine Sünde!" rief er. „Ein Hochverrat an Ihrem Talent, Helene. Warum in aller Welt —" er verstummte vor dem Ausdruck stiller Hoheit, die über ihr lag. Erst jetzt gewahrte er, daß sie in tiefer Trauer war. Er ergriff ihre Hand.

„Ist Ihnen —?" begann er und stockte.

Sie neigte den Kopf. „Mein Bräutigam ist vor kurzer Zeit gestorben," sagte sie, und fügte hinzu: „Der Tod hat ihn von unsäglicher Qual erlöst. Er war seit Jahren arbeitsunfähig. — Sie können denken, wie sehr er darunter gelitten hat."

Fritz Viktor stand und schaute sie an. Eine Tragödie lag vor ihm, in wenigen Worten so klar gezeichnet, als läse er sie davon ab. Helenens Bräutigam war seit Jahren arbeitsunfähig gewesen — Helene hatte seit Jahren Kopien für den Verkauf gemalt — —

Thränen drangen ihm ins Auge. „Helene," sagte er, „arme, liebe, aufopfernde Helene!"

Sie sah ihm dankbar in die Augen. Dann kam wieder ein leises Lächeln in ihr Gesicht.

„Verschwenden Sie Ihr Mitleid auch nicht, Fritz!" sagte sie. „Ich bin nicht eigentlich unglücklich gewesen."

„Sie haben Ihr Talent an untergeordnete Arbeit verschwenden müssen, haben schöne Jahre verloren!" rief er.

Sie schüttelte leise den Kopf.

„Ich habe sie nicht verloren," erwiderte sie. „Es kommt im Leben eigentlich nur auf eins an: daß man dem Grundzuge seiner Natur folgen darf und folgt. Auf der Übereinstimmung dessen was wir thun, mit dem was wir sind, beruht alles Glück — auf dem Zwiespalt zwischen Thun und Sein alles Unglück. Und weil das Grundbedürfnis meiner Natur das ist, einem einzigen Menschen viel sein zu dürfen, so bin ich nicht unglücklich gewesen."

Sie erhob sich. „Kommen Sie zum ‚Schlürsensaal,'" sagte sie mit sanfter Heiterkeit. „Ich möchte gern Ihren Ruhm von den Wänden lesen."

Sie betraten den Saal. Vor den ersten Jugendbildern schauten sie einander an und lächelten in stillem Einverständnis.

„Das häßliche junge Entlein," sagte Helene. „Aber ein Kenner sieht doch schon den Schwan unter den grauen Federn — und hier wachsen ihm schon die Schwingen."

Sie schritten weiter, beide in stiller Freude an den weiten Sprüngen vorwärts, die Viktors Entwicklung gemacht hatte, bis sie vor dem Judas Ischarioth standen.

„Er ist groß," meinte Helene, und dann vor der phantastischen Landschaft mit einem Tone des Entzückens: „Ach!"

Sie blieb lange davor stehen, und als sie sich endlich von dem Bilde abwandte, sagte sie leise und fast scheu: „Welch ein großer Künstler Sie sind!"

Und eine Freude, wie er sie nie bei den überschwenglichsten Lobpreisungen empfunden, durchrieselte Fritz Viktor bei ihren einfachen Worten bis in die Fingerspitzen hinein.

Sie gingen weiter. Von Bild zu Bild.

Bei dem ersten, in dem Fritz Viktor dem Modegeschmack Konzessionen gemacht hatte, sah Helene ein wenig verwundert drein. Dann lächelte sie gutmütig.

„Sie wollten zeigen, daß Sie auch so etwas können," sagte sie.

Vor dem nächsten Bilde schwieg sie und vermied den Blick ihres Freundes. Und sie gingen weiter. Von Bild zu Bild. Anfangs blieben sie noch hie und da stehen und wechselten einige verlegene Worte über die immer virtuoser werdende Technik. Dann verstummten sie und hasteten weiter. So waren sie bald zu Ende, standen still und blickten aneinander vorbei ins Leere. Sie waren beide bleich geworden.

Dann ging Fritz Viktor zurück zum Judas Ischarioth und starrte ihn so lange an, bis sich seine Augen mit Thränen füllten. Er schämte sich ihrer bitterlich und versuchte sie hinunter zu schlucken. Aber sie würgten ihn so in der Kehle, daß er zu ersticken meinte. Er wandte sich ab, bezwang sich und wollte sich mit ein paar konventionellen Worten von Helene verabschieden. Aber als er sie dabei ansah, trug ihr Gesicht einen unbeschreiblichen Ausdruck von Trauer und Liebe. Da, obgleich er kämpfte wie um sein Leben, konnte er die Thräne nicht im Auge behalten, die nun langsam über sein erblaßtes Gesicht rollte. Und nun war seine Selbstbeherrschung gebrochen, und mit einem Ton, in dem der ganze Viktor lag, seine ganze undisziplinierte und starke Natur, stieß er hervor, indem er auf den Judas wies:

„Ich selbst habe meinen Herrn verraten. Um dreißig Silberlinge!"

„Fritz!" sagte Helene; nur das eine Wort „Fritz!" Aber es lag eine ganze Welt von Liebe und Glauben in dem Wort.

Er wehrte jetzt den Thränen nicht mehr, und auch nicht den Worten, die sich

stoßweise über seine Lippen drängten, wie in seinem Kopf die Gedanken, die ihn anklagten und entschuldigten.

„Ich hab's nicht gewußt — mir nie deutlich gemacht —“, stieß er hervor. „Es ist so nach und nach gekommen — und erst jetzt, da ich alles auf einmal vor mir sehe — meine ehrliche Jugend, meine Entwicklung, und dann — das Herabsinken — rapid, unaufhaltsam — Das ist ja alles in jedem Pinselstriche unwahr — ich bin ja ein verächtlicher Lügner —“

Helene faßte seine Hände. „Fritz,“ sagte sie und drückte seine Hände, und unter diesem festen Drucke floß ihm das Blut wieder rascher durch die kalt gewordenen Glieder.

„Fritz, es ist ja ein großes Glück, daß Ihnen die Augen plötzlich so ganz aufgegangen sind. Jetzt brauchen Sie doch nur den Pinsel in die Hand zu nehmen, und Sie sind wieder der alte Fritz Viktor, der nach keinem Menschen fragt, weil er eine starke, sieghafte Natur ist.“

Fritz Viktor schüttelte den Kopf und zeigte auf die Bilder. „Den nennen Sie stark,“ sagte er, „den erbärmlichen Lügner da?“

„Eben darum,“ erwiderte sie, „weil ihm das Lügen so schlecht steht. Eine schwächere Natur hätte sich in die Konvention hineingeschmiegt, hätte darin tüchtig und sogar ziemlich wahr sein können. Sie aber können nur Sie selbst sein, nur in diesem Zeichen können Sie siegen.“

Dann fuhr sie in einem andern Ton fort: „Und nun muß ich Ihnen so bald nach dem Willkommen schon wieder Adieu sagen. Ich bin nur auf der Durchreise hier; ich gehe morgen nach Paris.“

Fritz Viktor sah einen Zug freudiger Energie ihr blasses Gesicht beleben. Er verstand, daß sie nun, frei geworden, ihre Kunst vervollkommnen wollte, und daß sie sich darauf freute.

„Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück,“ sagte er. Und dann leiser: „Helene, wir sind Freunde, nicht wahr?“

Sie nickte nur, und er sprach weiter:

„Darum wissen Sie auch, daß es eine große Freude für mich wäre, wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein könnte —“

Sie unterbrach ihn. „Und Sie wären der einzige Mensch, von dem ich gern jede Art von Hilfe annähme, wenn ich sie brauchte. Aber —,“ ein schelmischer Zug überflog ihr stilles Gesicht —, „ich glaube, ich besitze das Geheimnis, unter allen Verhältnissen unabhängig bleiben zu können — ich habe sehr wenig Bedürfnisse.“

So gingen sie wieder auseinander, jeder seinen eignen Weg.

Fritz Viktor kehrte nicht sogleich nach Hause zurück. Ihm war eigen zu Mut, wohl und weh zugleich. Als hätte er eine große Operation überstanden und fühlte die Wunde brennen, aber zugleich auch die Befreiung von jahrelanger mit halbem Bewußtsein getragener Qual. Und als er eine Stunde umhergelaufen war, pfiff er schon vor sich hin, zum erstenmal seit Jahren. Ihm war die Idee zu einem neuen Bilde gekommen.

Zu Hause spannte er eine neue Leinwand auf und begann Konturen hinzuwerfen. Dabei pfiff er vor sich hin. Seine Frau traute ihren Ohren nicht, als sie am Atelier vorbeiging und das hörte. Sie öffnete leise die Thür. Da stand ihr

Mann, den sie seit Jahren nur mit der Falte zwischen den Brauen und einem gespannten, mürrischen Zuge im Gesicht gesehen hatte, vor einer neuen Leinwand und pinselte seelenvergnügt darauf los. Sie trat, neugierig gemacht, hinein.

„Was ist dir denn so Gutes passiert?“ fragte sie. Er blickte auf. In seinen Augen war wieder ein Stückchen des alten, sonnigen Lachens.

„Gutes?“ sagte er und lachte lustig auf, und auch in dem Lachen war wieder der alte Klang. „Na ja — freilich! Sehr Gutes! Du — Helene läßt grüßen!“

„So? Helene?“ machte Traute gedehnt. Sie war nie eifersüchtig gewesen, auch nicht, wenn sie vielleicht Grund dazu gehabt hätte; aber gegen Helene hatte sie ein Mißgefühl, eine Art von Furcht, daß dieses stille Mädchen ihre Kreise stören könne.

„Wo hast du sie denn getroffen?“

„In der Ausstellung,“ erwiderte er.

„Ach so,“ sagte Traute, „da hat sie dir wohl Elogen über deine Bilder gesagt?“

Fritz Viktor lachte auf. „Helene? Elogen? O je, Kind, bist du auf dem Holzwege! Schund habe ich in den letzten Jahren gemalt, das hat sie gesagt, das heißt, das hab' ich von ihrem Gesicht abgelesen — und freilich von den Bildern auch.“

Traute trat zurück, ein böses Frösteln ging ihr durch den Leib, eine Furcht vor Unheil. Er sah ihre Bestürzung.

„Na, schadet aber nichts, Kindchen,“ rief er ihr zu. „Ich male eben wieder was Besseres.“ Traute sah ihn voll Angst an und wußte nichts zu erwidern, als: „Aber deine Bilder gefallen doch aller Welt — außer Helenen.“

„Und mir,“ ergänzte er. „Und mir selbst muß ich vor allem wieder gefallen, Kind. Das Urteil der andern ist dagegen gleichgültig.“

„Wie du nur sprichst,“ rief Traute aus. „Das Gefallen der andern an deinen Bildern gibt uns zu leben, nicht dein eigenes.“

„Da weiß ich nun auch einen Zauberspruch,“ erwiderte er lächelnd: „Wenig Bedürfnisse haben macht unabhängig. Wenn meine Bilder fortan weniger einbringen, werden wir weniger ausgeben, Kind. — Selbstverständlich ziehe ich übrigens die Bilder der letzten Jahre von der Ausstellung zurück — am Schandpfahle mag ich doch nicht stehen, wenn ich's auch verdient hätte.“

Natürlich entfesselte diese Rede alle Geister des Aufruhrs in Traute, die von Fritz Viktors „Narrheit“ das Leben ihres Lebens bedroht sah. Und der Kampf, der jetzt zwischen den Gatten begann, war grimmiger als der, den sie im Anfang ihrer Ehe miteinander geführt hatten. Denn keine Liebe und auch keine Verliebtheit mehr stumpfte ihren Waffen die Spitze oder wand sie ihnen für eine Zeit lang aus den Händen. Dagegen waren sie bewußter geworden; sie wußten beide genau, daß ihr eigenstes Leben davon abhing, daß sie ihre Persönlichkeit gegen die des andern durchsetzen.

Die Angreifende war freilich immer Traute, und sie kämpfte mit allen Waffen, die ihr Natur, Berechnung, und zuletzt grenzenlose Erbitterung in die Hand gaben. Mit Vernunftgründen und mit kindischen Beschuldigungen, mit Spott und Thränen, mit Koketterie gegen Fritz Viktor selbst und gegen andre Männer suchte sie ihren Gatten

zuerst zu überzeugen, dann zu überreden, ihn zu rühren, ihm zu drohen, schließlich ihn zu verwunden. Doch als er allen ihren Angriffen eine souveräne Unantastbarkeit entgegensetzte, verlor sie sich mehr und mehr in kleinlichen Bosheiten, die über das Ziel hinausschossen und, indem sie Fritz Viktor erbitterten, endlich auch den letzten Rest von Liebe in ihm ertöteten und jede Rücksicht auf sie in seinen Augen überflüssig machten. Freilich verlor er in diesem unausgesetzten Kampfe mit seinem Weibe wieder sein sorgloses Lachen, und nur wenn er vor der Leinwand stand, stahl sich der Sonnenschein wieder in seine Augen. Aber er wußte jetzt, daß er auf dem rechten Wege war und ließ sich durch nichts mehr beirren.

Auch nicht davon, daß sein Vater, den Traute gegen ihn zu Hilfe rief, ihn mit großem Nachdruck ermahnte, nicht wieder seinen sträflichen Leichtsinn Herr über sein besseres Selbst werden zu lassen, sondern beizeiten auf den rühmlichen Weg zurückzukehren, auf den ihn seine kluge und liebenswürdige Frau mit sanfter Hand geleitet hatte. Auch nicht davon, daß seine neuen Bilder sich in der That schlechter verkauften, als die frühern, zumal die Schließung seiner Ausstellung großes Ärgernis erregt hatte, und die Einschränkungen, die er in der Theorie lachend auf sich genommen, nun allmählich bitterer Ernst und ihm von Traute so fühlbar wie möglich gemacht wurden.

Über das alles zuckte Fritz Viktor nur die Achseln. Und selbst der Beifall alter Freunde und ernster Kritiker, wenn er ihn auch freute, that doch keine tiefere Wirkung auf ihn, denn er war seiner selbst gewiß und ging ruhig seinen eignen Weg weiter. Wirkliche Not trat nicht an ihn heran; dazu war er doch zu angesehen, und das Publikum trug „die Schrullen“ des berühmten Mannes geduldiger, als die Eigenart des unbekannten. Und die Masse von Luxusbedürfnissen, die er sich angewöhnt hatte, die warf Fritz Viktor mit einem kräftigen Ruck seiner breiten Schultern von sich und kehrte für sich selbst auf einmal und ganz zur Einfachheit zurück.

Für Traute jedoch war dem Leben mit dem Luxus das Herz ausgebrochen, und sie fühlte sich berechtigt, einem Gatten, der seine Pflicht gegen sie so gröblich brach, auch ihrerseits keine Pflicht mehr zu halten. Eines Tages war sie aus Fritz Viktors Hause verschwunden. Ein Jahr später war sie nach vollzogener Scheidung von ihm die Frau eines reichen Bankiers und lebte, wie es in der Parabel heißt, „alle Tage herrlich und in Freuden“, während über Fritz Viktor mit dem Zusammenbruch seiner Häuslichkeit eine ungeheure Last von materiellen und gesellschaftlichen Widerwärtigkeiten hereinstürzte, die Trautens Leichtsinn und ihr Haß über ihn heraufbeschworen hatte. Denn nicht nur, daß eine ungeahnte Masse von Schulden und Verbindlichkeiten aller Art, die Traute ohne sein Wissen eingegangen war, nun ganz plötzlich auf ihn eindrang, auch die Gesellschaft stellte sich bei Lösung dieser Ehe, aus deren Verfall Traute kein Geheimnis gemacht hatte, ganz auf die Seite der Frau, die ein beklagenswertes Opfer von Künstlerlaunen geworden war.

Und auf seiten der Gesellschaft stand, wie natürlich, auch Viktors Vater. Es war ein herber Schlag für den Geheimrat, Fritz Viktor nach kurzer Rückkehr zu besserm Wandel nun doch wieder als verlorenen Sohn betrachten und ihn endgültig aus seinem Herzen stoßen zu müssen. Aber ein Stückchen Genugthuung war doch für den alten Herrn in all dem Schmerz: Er hatte recht behalten; Fritz Viktor

taugte wirklich nichts — und die Strafe dafür ereilte den Leichtsinnigen schon auf Erden.

Dieser Genugthuung gab er denn auch vor seiner Frau unverhohlenen Ausdruck, um so herbern, als er bei jedem seiner Worte fühlte, daß sie ihm innerlich widersprach.

So konnte er denn gar nicht dunkel genug ausmalen, wie schrecklich des verlorenen Menschen Lage jetzt sei, und vor Frau Mariannens Augen stand endlich ihr Sohn, ihr Viktor, von Gott und den Menschen verlassen, von Freunden gemieden, von Feinden beschimpft, von Schulden bedrängt, in einer unordentlichen, verödeten Wohnung, womöglich mit zerrissenen Kleidern und hungrigem Magen; denn er hatte gewiß niemand, der für ihn sorgte.

Und ehe das Gerechtigkeitsgefühl des Vaters sich noch ausgetobt hatte, war schon das arme, alte Herz der Mutter ganz zerbrochen vor Jammer. Tag und Nacht und Nacht und Tag ging und stand und lag die alte Frau und grämte sich. Und endlich war sie zu Ende mit ihrer Kraft, unthätig den Jammer zu ertragen.

Weil alle um sie her nur Worte des Tadels für ihren Sohn hatten, redete sie mit niemand, sondern packte selbst mit ihren alten, zitternden Händen die eine Hälfte ihres Reisekorbes voll Wäsche und Kleider, die andre voll Würste, Schinken, Konserven und alle möglichen guten Dinge, die dem halbverhungerten Sohne wieder zu Kräften helfen sollten. Dann erst erklärte sie kurz und fest Mann und Töchtern ihre Absicht, zu ihrem Sohne zu reisen und so lange bei ihm zu bleiben, wie sie ihm nur nützen könne, und blieb bei ihrem Willen, so sehr auch der Geheimrat zürnte und so beweglich die Töchter ihr ihr Alter und die Gefahren der veränderten Verhältnisse für sie selbst vorstellten. Zum letztenmal standen sich die Gatten gegenüber im Kampf wegen ihres Sohnes. Jetzt beide alt, beide hoffnungslos, mit gebrochenem Herzen, im Bewußtsein, daß ihr Leben am Ende sei. Wohl mochten die langen Jahre ihrer Ehe an ihrem Geiste vorübergehen, als sie so Auge in Auge in finsterm, schweigendem Trotz und Groll standen. Wohl mochten beide denken: „Und das ist die Ehe! Das ist das Leben! Jeden Atemzug, jeden Bissen Brotes miteinander geteilt, und doch einander fremd geblieben, wie zwei, die sich zum erstenmale auf der Straße begegnen. Das Leben und die Jugend und die Kraft miteinander verbraucht, und nun am Ende jeder mit sich allein, wie zwei Steine im Gebirge; Kinder gezeugt und seine Hoffnungen mit ihnen groß gezogen — und nun sehen müssen, daß sie ihr eignes Leben leben, das nichts mit dem deinen gemein hat — fremd einander — fremd den Kindern — fremd in der Welt — ganz fremd, allen fremd — allein — am Ende des Lebens mutterseelenallein. Vielleicht zitterten die Herzen der beiden Alten bei dem trotzigen, schweigenden Scheiden; doch kein Wort kam über die blutleeren Lippen, kein weicher Blick in die glanzlosen Augen; mit einem kühlen Berühren erfaßten sich ihre Hände und ließen sich wieder fahren, ohne jeden Druck; dann ging der Geheimrat in sein Zimmer — mit nichts im Herzen als einer furchtbaren, öden Leere, und Frau Marianne ging zu ihrem Sohne, auch hoffnungsarm, aber nicht leer; denn ihr altes Herz bebte in Sorge für ihr Kind, und ihr alter Kopf war voll von Plänen, wie sie ihm helfen könne.

Vorerst reiste Frau Marianne aber nur bis Breslau. Sie wollte dort einen Tag ausruhen und alte Erinnerungen auffrischen, wie sie sagte. In der That ver-

weilte sie nur so lange, als sie brauchte, um ein Billet dritter Klasse zu lösen und von einem Koupee ins andre zu steigen. Zwar mußte sie allen ihren Mut zusammen nehmen, als sie das Damenkoupee besetzt fand und nun gezwungen war, sich zwischen Männer zu setzen, die wahrscheinlich schlechte Gewohnheiten hatten und ganz gewiß schlechte Cigarren rauchten; doch der Gedanke, daß das ersparte Geld ihrem Sohn zu gute kommen werde, hob sie über alles hinweg, selbst über eine schlaflos in Ängsten verbrachte Nacht. Auch diese Nacht wurde überstanden, und am frühen Morgen stieg Frau Marianne in München in eine Droschke; zerschlagen an allen Gliedern, das arme, alte Herz voll Angst, wie sie ihren Sohn wiederfinden werde. So lächerlich sie sich selbst vorkam, die ganze Nacht hatte ihr zwischen Wachen und Träumen ein Bild vorgeschwebt, das sich ihr in früher Kindheit unauslöschlich eingeprägt hatte. In dem ersten Puppentheater, das sie gesehen, hatte man die Geschichte des verlorenen Sohnes tragiert, und im letzten Akte war der verlorene Sohn nach Hause gekommen ohne Schuhe, auf weißen Strümpfen. Das Bild hatte sich, vielleicht gerade weil die Strümpfe so unwahrscheinlich weiß gewesen waren, ihrem Gemüt fest eingeprägt und war ihr immer trotz seiner Lächerlichkeit als der Gipfel menschlichen Elends erschienen. Nun, sie mochte über sich selbst lachen oder zürnen, stand immerfort dieses Bild vor ihr.

Sie mußte ziemlich weit fahren; Fritz Viktor hatte seine luxuriöse Villa verkauft und sich in einem billigern Stadtteil Atelier und Wohnung gemietet. Endlich hielt der Wagen vor einem großen Hause. Drei Treppen mußte Frau Marianne steigen; sie klomm mit versagendem Herzschlag und zitternden Knieen aufwärts. Vor der Thür, die Fritz Viktors Namensschild trug, stand sie still, preßte die Hand aufs Herz und probierte ein Lächeln. Keinesfalls durfte ihr Sohn merken, wie ihr zu Mut war. Daß es ihr in den Ohren sauste und sie in der Kehle würgte, konnte er ja glücklicherweise nicht sehen. Nun zog sie die Glocke. Es dauerte eine gute Weile, und sie mußte noch mehreremal läuten, ehe jemand kam. Dann öffnete sich die Thür, und vor ihr stand ihr Sohn — und zwar wirklich, wie sie ihn in der Nacht gesehen hatte, mit ziemlich verwildertem Äußern, ohne Schuhe, in weißen Strümpfen. Denn er war vom Klingeln erst geweckt worden, und da sein Faktotum einen festern Schlaf als er zu haben schien, eiligst in die Kleider gefahren, um zu sehen, wer denn da so in aller Herrgottsfrühe zu ihm wollte.

Nun standen sich Mutter und Sohn erst einen Herzschlag lang unbeweglich gegenüber — sie, weil sie sich vor Angst und Freude nicht rühren konnte, er, weil ihr unerwarteter Anblick ihn zu sehr überraschte.

Dann schrie er auf: „Mutter! Aber Mutterle!“ und so eine herzhafte, und so eine kindliche Freude war in dem Laut, daß von Frau Mariannens Herzen alle Angst und Qual der letzten Monate abfiel.

Und als er sie nun in seinem Wohnzimmer aufs Sofa zog und ihr mit dem alten, offenen Lächeln in die Augen sah, da verloren auch die weißen Strümpfe ihren Schrecken für Frau Marianne; denn was konnten sie einem Menschen anhaben, der so lachen konnte wie ihr Viktor? Und als sie sich dann im Zimmer umsah und es wider Erwarten komfortabel fand, und das anstoßende Schlafzimmer desgleichen — und namentlich, als Fritz Viktor erst Schuhe an hatte, und dann der Diener den

blanken Samovar nebst einem guten Frühstück auf den Tisch stellte, da wollte sogar eine kleine Enttäuschung Frau Marianne beschleichen und ihr die Furcht aufdrängen, sie werde ihrem Sohne unter diesen unerwartet günstigen Verhältnissen keineswegs nötig, vielleicht eher lästig sein. Sie war ordentlich froh, als sie eine gute Menge von Staub auf den Möbeln und eine ziemliche Junggesellenunordnung unter seinen Sachen entdeckte, die des überwachenden Auges einer Frau sehr benötigt zu sein schienen. Aber noch froher wurde sie, als sie gewahrte, wie Fritz Viktor sich des wiedergefundenen Mutterherzens freute, als sie merkte, daß der große Mensch, den das Schicksal so arg gezaust hatte, sich in ihre Liebe wie ein Kind einkuschelte und darin geborgen fühlte, und wie das Bewußtsein, die Mutter halte zu ihm, den letzten Rest von Bitterkeit aus ihm herausspülte, so daß nun erst der ganze alte Viktor zum Vorschein kam und sein Lachen wieder in alter unwiderstehlicher Fröhlichkeit durchs Haus schallte.

So blieb Frau Marianne bei Fritz Viktor, bis eines Tages — es war im Juli — Helene bei Mutter und Sohn eintrat. Sie hatte herzliche und eingehende Briefe mit Fritz Viktor gewechselt, und ihr geistiger und seelischer Zusammenhang war immer enger und tiefer geworden. Jetzt, als die beiden nebeneinander standen, die blonde, schlanke Helene neben der kräftigen Gestalt Fritz Viktors, und sich der feine, helle, wenig gealterte Kopf zu dem dunkeln neigte, und die blauen Augenpaare mit so freiem, herzlichem Einverständnis ineinander tauchten, da ging Frau Marianne plötzlich ein helles Licht auf, und sie bezwang ihre Scheu, sich in so heikle Dinge zu mischen, stand von ihrem Sessel auf, nahm die Hand ihres Sohnes und die Helenens, legte sie ineinander und sagte:

„Kinderle, liebe!“

Da standen die beiden wie angewurzelt; dann wichen ihre Augen scheu zur Seite, dann begegneten sie sich und schmolzen ineinander, und dann schlang Fritz Viktor einen Arm um Helene, den andern um die Mutter und rief jubelnd:

„O du kluges Mutterle, du liebes!“

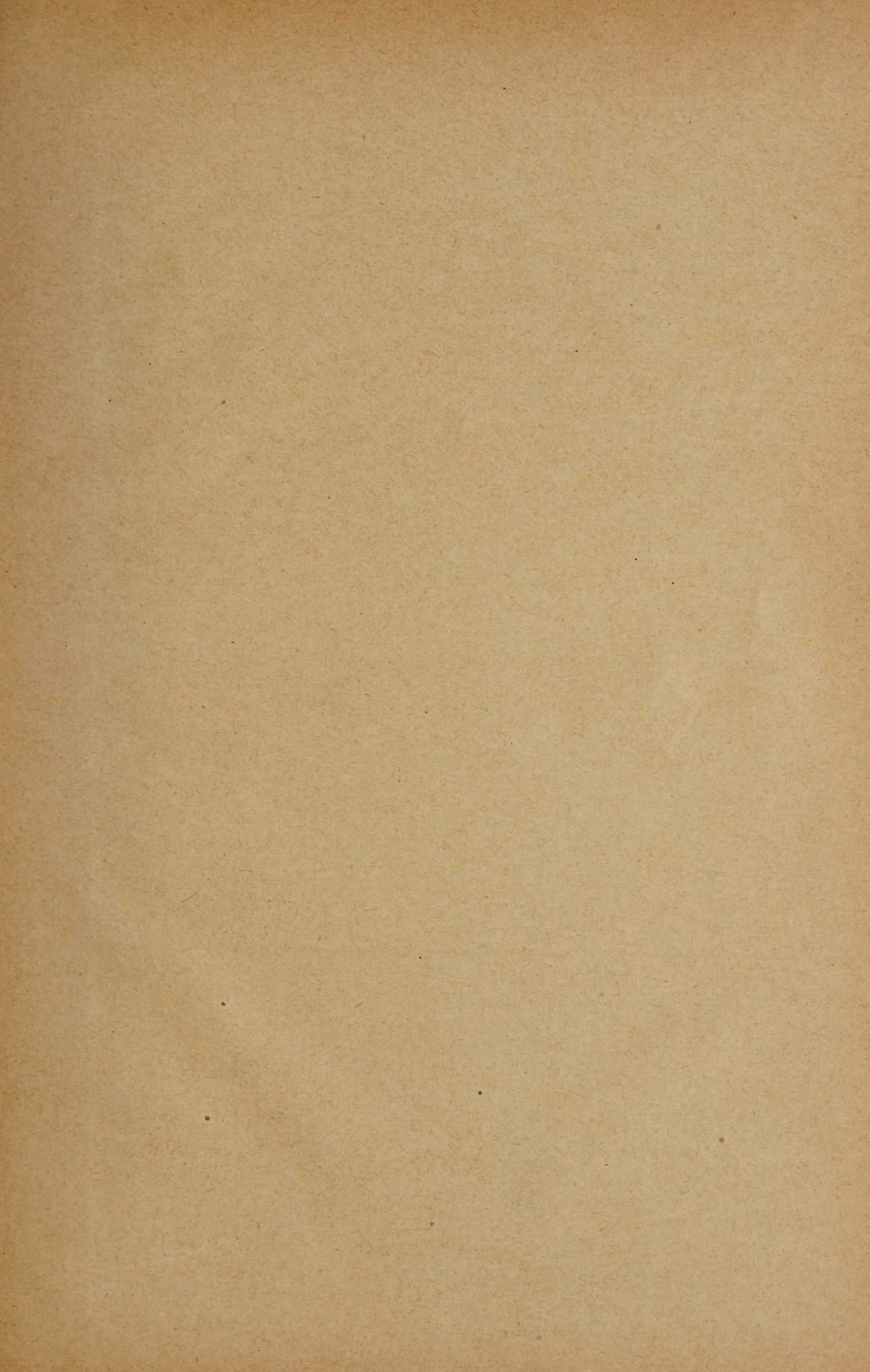
Und so kam es, daß sechs Wochen später durch viele Blätter ein halb romantischer, halb spöttischer Bericht von der Heirat des berühmten und sehr originellen Fritz Viktor Schlürsen mit einer Jugend- und Malerliebe spukte, die auf die Pointe hinauskam: „On revient toujours à ses premiers amours.“

Und diesmal hatte alle Welt recht; denn Fritz Viktor war nicht nur zu seiner ersten Liebe Helene, sondern überhaupt zu seiner ersten und eigensten Natur zurückgekehrt, und ob er nun jemals wieder Modemaler werden wird oder nicht! Die kleinen Steine räumen ihm sein Mutterle und seine Helene aus dem Wege, und über die großen trägt ihn sein sieghaftes Lachen hinüber — und er sieht sie nicht einmal — der glückliche — verlorene Sohn.

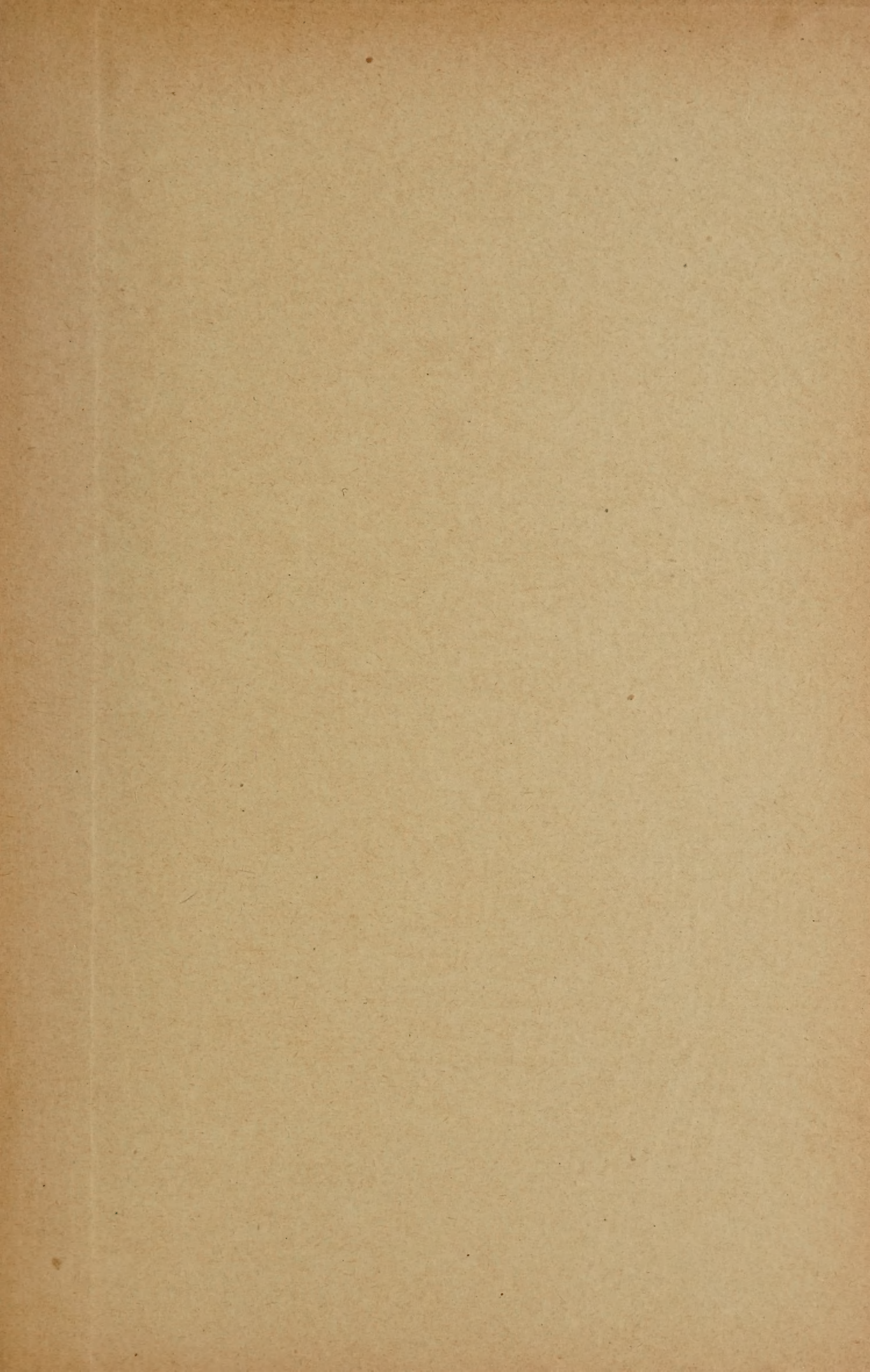




Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.








UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 124960904